Digitized by Google

germ. sp. 261h

Kröger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe.

Zur

Kenntniß deutschen Lebens

und

zur Beförderung

vaterländischen Sinnes

bei Jung und Alt.

Von

Dr. J. C. Kröger,
Katechet und Schulvorsteher in Hamburg.

Dritter Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1856.

34 = D.

Digitized by Google

Gemälde

norddeutscher

Freiheits- und Heldenkämpfe

vom

Tode Friedrich des Großen und der Selbstständigkeit der deutschen Literatur bis auf unsere Tage.

Von

Dr. J. C. Kröger,

Katechet und Schulvorsteher in Hamburg.

Leipzig:

Friedrich Brandstetter.

1856.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorwort.

Mit Friedrich dem Großen, der nicht allein Preußen zu einer europäischen Großmacht erhob, sondern auch den deutschen Namen bei fremden Nationen wieder zu Ehren brachte, dem deutschen Volke die fast verlorne Selbstachtung und Selbstständigkeit wieder zurückführte, schloß der vorige Band unserer norddeutschen Freiheitskämpfe; der vorliegende dritte Band beginnt mit einem nicht weniger ehrenvollen Siege, welchen die deutsche Sprache und und Literatur, die deutsche Kunst und Wissenschaft über das „Geäffe weicher Auslandssitte“ und ausländischer Literatur errang, und sich dadurch zu einer ungekannten Höhe und ungeahneten Schönheit empor schwang. Zwar „von dem größten deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne“ ging die deutsche Muse schutzlos, ungeehrt; aber sie erwärmte sich an dem belebenden und erhebenden Strahle seiner begeisternden Thaten während des langen Friedens, welchen er dem Vaterlande errungen hatte; sie gewann das stolze Bewußtsein, sich „durch sich selbst“ und aus dem innersten Geist und Leben des Volkes gebildet zu haben.

Als Friedrich in die Gruft seiner Väter hinabstieg, stand Deutschland gefürchtet wegen seiner Kriegesthaten, geachtet wegen seiner innern Regsamkeit in neuer Kraft unter den europäischen Staaten! Der Deutsche konnte mit gerechtem Selbstgefühle sagen: „Mein Stolz ist, daß ich Deutschland angehöre,“ und

Digitized by Google

fremde Nationen sahen sich gedrungen, die Kraft des deutschen Geistes, wie des deutschen Armes anzuerkennen. Das Vaterland schien auch durch den Fürstenbund einer neuen Gestaltung und einer großen Zukunft entgegen zu gehen, und hoch schwoll den Vaterlandsfreunden, den Schriftstellern und Dichtern jener Zeit das Herz! — Und welche heilsamen Folgen für die politische und geistige Wiedergeburt unsers Volkes würde dieser Aufschwung noch hervorgebracht haben, wenn nicht kaum dreißig Jahre nach dem Hubertsburger Frieden die französische Revolution einen Weltbrand entzündet hätte, dessen Flammen zunächst über unser Vaterland zusammenschlugen, ihm Zeit und Kraft zur weitern reformatorischen Entwickelung entzogen, und schlummernde Leidenschaften wieder aufregten. Und das gerade zu einer Zeit, wo ein lebendiger Nationalsinn noch nicht überall durchgedrungen, die alten Gelüste auf den Thronen und in den höhern Schichten der Gesellschaft noch nicht erstickt, wo das Bewußtsein, daß wir Alle, wir mögen an der Elbe oder der Donau, an der Oder oder am Rhein wohnen, Kinder einer Mutter sind, noch nicht unter allen Stämmen und allen Gliedern unsers Volkes erwacht; wo die Ueberzeugung, daß wir nur durch gegenseitige Achtung und offnes Anschließen (nicht an das Ausland, sondern an einander) unsere Würde und Selbstständigkeit behaupten und fördern können, noch nicht bei allen Regierungen und auf allen Thronen zur vollen Bedeutung gelangt war, und deshalb jeder kleine Staat einseitig und eigennützig nur an sich selbst, an seine Rettung oder seine zeitweilige Vergrößerung dachte.

Dieser Mangel an Einigkeit und Nationalsinn, welcher uns aufs Neue zwanzigjährige Leiden und Erniedrigungen verursachte, ist leider! fast so alt als die deutsche Geschichte, und hat des Vaterlandes Kraft nach Außen vielfach geschwächt, besonders seit der Zeit, in welcher fast alle Fürsten Europa's sich zu unumschränkten Monarchen gemacht und die altgermanischen Verfassungen, welche die erobernden deutschen Völker nach der Völkerwanderung überall begründet hatten, beseitigt, die Macht der großen Vasallen, wie den Einfluß der Parlamente und Landstände mit List und Gewalt unterdrückt hatten.

In Deutschland erhielt sich dagegen die unleugbar löbliche Liebe für persönliche Freiheit, nach welcher der Einzelne sich nicht wie bei andern Völkern als ein willenloses Glied von oben her behandeln lassen, und nicht, wie in Frankreich, in der Masse untergehen will; aber auch das weniger löbliche Ringen der großen Vasallen und Kronbeamten nach Unabhängigkeit von kaiserlicher Gewalt. Dieser Kampf der landesherrlichen Macht der Fürsten mit der Reichsgewalt des Kaisers durchzieht die ganze deutsche Geschichte, wurde von den Päpsten, welche in des Kaisers Erniedrigung ebenfalls ihre Erhöhung suchten, schlau benutzt. Heinrichs IV. Demüthigung und der Hohenstaufen Untergang sind dafür ebenso redende Beweise, wie die Einschränkung der kaiserlichen Macht bei jeder neuen Kaiserwahl durch sogenannte Wahl-Capitulationen, denn Deutschland war leider! ein Wahlreich, wenn auch das Kaiserthum seit Rudolph von Habsburg fast ununterbrochen bei Oesterreich blieb. Die päpstliche Einwirkung entzündete endlich den dreißigjährigen Krieg, beförderte die Einmischung von Franzosen, Schweden und Spaniern in unsere häuslichen Angelegenheiten, entfremdete dem Kaiser durch dessen unpolitische Beförderung der päpstlichen Unduldsamkeit die Herzen des Volks. Die landesherrliche Gewalt wurde fast unumschränkt, das Kaiserthum ein Schatten, und diente Oesterreich höchstens zur Beförderung seiner Hausmacht oder zur Abwehr seiner Hauptfeinde: der Türken und Franzosen. Da war es ein Glück namentlich für das nördliche und protestantische Deutschland, wo des Kaisers Einfluß am geringsten erschien, daß sich Preußen an Oesterreichs Seite stellte, und dort ein starkes Bollwerk bildete, welches seit Heinrich dem Löwen gefehlt hatte. Eine Zweiheit ist freilich keine Einheit; aber doch besser als eine Hundertheit! Wenn sich das nördliche protestantische Deutschland an Preußen, das südliche katholische Deutschland um Oesterreich geschaart und beide in und für Deutschland eine deutsche Politik befolgt hätten: so würden die revolutionären oder kaiserlichen Franzosen schwerlich auf unsern Boden sich festgesetzt, und dadurch dem Vaterlande jene lange Schmach und jenes große Elend bereitet haben. — Wer trägt

die Schuld? Bald wird sie auf Oesterreich gewälzt, bald auf Preußen, und wir wollen die Mißgriffe und Eifersüchteleien derselben nicht verhehlen; aber war das Verhalten fast aller deutschen Regierungen, welche während der Revolutions-Kriege des gemeinsamen Vaterlandes aus Selbstsucht oder Schwäche vergaßen, weniger verwerflich? Oder wäre Deutschland so tief erniedrigt worden, wenn nicht ein Theil des Volkes, namentlich die sogenannten gebildeten, d. h. eigentlich die halb- und einseitig gebildeten Stände, noch zu sehr durch Nachbetung ausländischer Grundsätze, durch Nachahmung ausländischer Sitte, durch Lobpreisung ausländischer Werke den ächten, edlen, deutschen Volkscharakter erschlafft und entartet hätten? Hat nicht M. v. Schenkendorf Recht, wenn er 1813 sagte: „Wir haben allesammt gesündigt!“ Dennoch ging an der gesunden Kraft, dem einfachen Sinn, dem frommen Gemüthe, der im Kern des Volkes seine feste Wurzel hatte, Napoleons Weltreich und colossale Tyrannei (welcher sich dagegen die freiheitrufenden Franzosen in stumpfem Schweigen oder mit lautem Zujauchzen unterwarfen) zu Grunde, und was Preußen etwa verschuldet, hat König, Volk und Heer glänzend wieder gut gemacht. Die glorreichen Thaten von 1813—1815 werden in der Geschichte des deutschen Volkes ewig einen Ehrenplatz behaupten: denn sie gingen aus dem Innersten des deutschen Volkssinns und Volkslebens hervor, während 1848, neben manchen wahren und schönen Einheits-Ideen, von denen Millionen im Volke begeistert waren, auch viele überschwängliche Ideen und Staatsformen, an welchen sich Frankreich Jahrzehnte hindurch fast zu Tode experimentirt hatte, uns als neue Weisheit aufgedrängt werden sollten.

Die vielfach getäuschten Hoffnungen von 1848—1850, wie die erhebenden Erfahrungen von 1813—1815 werden an der mächtigen Hand der allweisen Vorsehung, welche über menschliche Klugheit, menschlichen Dünkel und menschliche Leidenschaft die Geschicke der Völker leitet, auch unserem Volke nicht vergeblich widerfahren sein: „Gott verläßt keinen Deutschen,“ der ihn und sich selbst nicht verläßt!“ das ist unsere Hoffnung und Zuver-

sicht! Mögen wir nur die Fehler erkennen, bereuen und ablegen, welche, wie die Geschichte lehrt, die Hauptquellen der Mißgeschicke sind, von welchen das Vaterland betroffen worden! Jenes Streben nach einem Weltbürgerthum, bevor wir Deutsche sind von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe; jene Lobpreisung der Weisheit Griechenlands, der Klugheit Frankreichs, der Thatkraft Englands, der Freiheit Nordamerika's. Mögen wir zuvor die deutsche Kunst und Wissenschaft, die deutsche Erfindungsgabe und Betriebsamkeit, die deutsche Tapferkeit und den deutschen Heldenmuth richtig erkennen und würdigen lernen! Mögen wir fest und innig uns aneinander schließen und deshalb den Particularismus aufgeben, welcher jeden Volksstamm zur Nation und jedes Ländchen zu einem besondern Vaterlande stempeln will. Mögen wir aufhören, unsere Flüsse und Landstraßen mit Schlagbäumen zu sperren und durch besondere Münz-, Maß-, Gewicht-, Gerichts-, Heer- und andere Systeme zu trennen, was eng verbunden sein sollte. Mögen wir uns weder von der arglistigen Politik fremder Mächte täuschen lassen, noch von der schlauen Hierarchie der römischen Kirche, welche 1848 sich den Demokraten anschloß, um den Staat ohnmächtig zu machen, aber den Neubau einer kräftigen Verfassung durch zügellose Uebergriffe zerrütten half, um sich, wie 1830 in Belgien, so jetzt in Oesterreich über den Staat zu erheben, welche nicht anstehen wird, die passende Zeit zu benutzen, um den Protestantismus zu untergraben und Deutschland aufs Neue in Zerrissenheit und einen dreißigjährigen Krieg ꝛc. zu stürzen. Mögen wir mit Freuden jeden Erfolg begrüßen (er kommt doch Allen zu Gute), den ein deutscher Staat in seinem Innern, oder den Preußen oder Oesterreich nach Außen gewinnet, und mit Wärme und Liebe uns jeder einigenden Maßregel freuen, sie mag vom Bundestage oder von Oesterreich, von Preußen oder einem andern deutschen Staate ausgehen; mögen wir dann aber nicht über Einmischung klagen, während wir uns fremde gefallen lassen, noch über Opfer für das Allgemeine uns beschweren, da wir doch einig sein und von dem deutschen

Bunde kräftig geschützt sein wollen. Wenn Ein Glied leidet, so leiden Alle mit, und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Dann werden wir uns nicht um Türken und Polen, um Italiener und Griechen ereifern, und kaltblütig die Schmach tragen, wenn fremde Völker entscheiden wollen, ob deutsche Länder deutsch bleiben oder dänisch, belgisch oder fränkisch werden sollen; dann werden wir nicht um die Donaumündungen streiten, während der „freie deutsche Rhein“ in Fesseln liegt, und Weser, Elbe und Oder schutzlos bleiben; dann werden nicht deutsche Zeitungen sich durch Furcht vor auswärtigen Verboten bestimmen lassen, mißliebigen, aber gut deutschen Artikeln die Aufnahme zu versagen, und stille schweigen, wenn Dänemark das deutsche Schleswig danisiren, England einen deutschen Staat zwingen will, ein ungesetzliches Werbewesen zu dulden, oder Frankreichs Regent uns belehren will, was unserer Ehre und unseren Interessen fromme.

Mögen wir bei Ablegung jener Fehler in den innersten Tiefen unsers Geistes und Herzens bewahren jene Tugenden, welche unsers Volkes Krone und Zierde seit Jahrtausenden gewesen sind, und uns so oft aus der tiefsten Erniedrigung glanzvoll wieder emporgehoben haben: jenen alten Freiheitssinn, jene edle Vaterlandsliebe, jenen freudigen Muth, jene aufopfernde Thatkraft, die in dem Kern des Volkes wurzelnd (sobald das Unrecht lange genug geduldet, „der Feind sich ins Unrecht gesetzt,“ und der Druck unerträglich geworden), von Arnim bis Blücher wie ein gefesselter Löwe, immer und immer wieder seine gewaltige Kraft zusammennehmend, die Bande zu sprengen vermochten. Mögen wir uns erhalten jenen biedern Volks- und ächten Bürgersinn, der von den Sassen und Friesen, von den Stedingern, Dithmarschern und Hanseaten bis zu Preußens und Hamburgs Erhebung 1813 unsere Geschichte durchzieht, und in E. M. Arndt, Nettelbeck u. a. auch in Einzelnen sich herrlich veranschaulicht hat. Mögen wir in uns nähren jenen altdeutsch-frommen, gemüthlichen, häuslichen Sinn, jene ächte Begeisterung für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, für Kunst und Wissen-

schaft, für Wahrheit und Gesetzlichkeit, für Glaubens- und Gewissensfreiheit, in denen von Bonifacius und Rhabanus Maurus von Luther und Franke, bis Leibnitz und Humboldt uns die Geschichte so viele hellleuchtende Beispiele vorhält! — Wo ist ein Volk, welches es dem unsern an Fleiß und Ausdauer, an Scharfsinn und Forschungstrieb, an Biederkeit und Treue, an Häuslichkeit, an Gemüthlichkeit und Idealität zuvor thut?

Darum, behalte was du hast, mein deutsches Volk, laß Niemand deine Krone nehmen, und hüte dich, daß nicht durch thörichte Nachahmung frecher Auslandssitte „deine ehernen Knochen zu dünnem Marke werden," daß nicht ein ungemäßigtes Jagen nach Erwerb und Sinnengenuß die höhern, bleibenden Güter dir entziehen, daß nicht Leichtsinn und frivoler Witz dir Ernst und Glauben, Gott und Christenthum, Vaterlandsliebe und Bürgertugend aus der Brust reißen: es möchten dir nicht, wie 1813, zum zweiten Male die Retter erscheinen!

Aber wer soll dafür sorgen? Das sollen und können nicht die Fürsten und Regierungen einzig und allein, sondern Jeder, „dem deutsches Blut in seinen Adern rinnet." Ein Jeder wirke durch Wort und That dahin, daß in seinem Kreise ein deutscher Sinn und volksthümlicher Charakter zur Herrschaft komme: Eltern und Lehrer, indem sie den Kindern des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit schildern, und sie an Ausdauer und Ordnung, an Einfachheit und Mäßigkeit, an Zucht und Gehorsam gewöhnen; Geschichtsschreiber und öffentliche Redner, indem sie Männern und Frauen die Thaten der Vorzeit und Gegenwart aus deutschem Gesichtspunkte schildern; unsere Zeitschriften und Zeitungsblätter, indem sie eine echt vaterländische öffentliche Meinung bilden, die alles undeutsche Wesen und jede Untreue am Vaterlande brandmarkt; unsere Dichter und Tonsetzer, indem sie unseren Jünglingen und Mädchen statt verweichlichender Lieder vaterländische Gefühle ins Herz singen, und unsere Liedertafeln und Gelehrtenvereine, indem sie vor allen Dingen des gemeinsamen Vaterlandes bei ihren Versammlungen, Gesängen, Gesundheiten 2c. gedenken: damit den Parteiungen gewehrt und das Gefühl

genährt werde, wir Alle sind Kinder eines Volkes, und als „Deutsche nur soll uns der Fremde kennen, uns Allen sind Gefahr und Glück gemein." Dann wird der Nationalsinn mächtig unter uns rege werden, und Jedem es „in der Brust wie Meereswogen rauschen, wenn der Name Vaterland erklingt," und diese öffentliche Stimmung die Sonderinteressen einzelner Staaten dem Gemeinwohl zum Opfer bringen!

Der Verfasser wünschte mit seiner Schrift ein Scherflein auf den Altar des theuern Vaterlandes niederzulegen, und damit an seinem Theile eine heilige Schuld zu zahlen! Auf Norddeutschland hat er sich beschränkt, nicht um einen Gegensatz anzudeuten, den er nicht anerkennt, weil zwischen dem Norden und Süden keine wesentliche Verschiedenheit stattfindet; nicht um den Norden über den Süden zu stellen, denn er hat süddeutsche Natur und süddeutsches Gemüth kennen und lieben gelernt: sondern theils weil des norddeutschen Landes Volk und Art den Süddeutschen weniger bekannt geworden, da dessen frühere Geschichtsquellen wegen des niederdeutschen Dialektes weniger zugänglich zu sein pflegen, theils weil das ganze Vaterland ihm einen zu umfassenden Stoff bei einer ähnlichen Behandlung dargeboten hätte, welchen zu überwältigen, Zeit und Kraft mangelte. Das Werk ist ohnehin umfangsreicher geworden, als der Verf. beabsichtigte, ließ sich aber ohne die Idee des Ganzen zu stören, nicht noch mehr beschränken. Manches, was er noch gern aufgenommen hätte, ist weggeblieben, und würde zu einem ähnlichen Werke reichen Stoff bieten. Die mehrmalige Umarbeitung des Ganzen, die nothwendige Bezugnahme auf die neuern Geschichtswerke und besonders auf die Denkschriften über einzelne Persönlichkeiten des Befreiungskrieges, welche manche neue Aufschlüsse darbieten, hat hie und da einzelne Einschiebungen; und die Entfernung des Druckorts einzelne Druckfehler nicht ganz vermeiden lassen. Die Motto's sind aus des Verfassers historischer Gedichtsammlung entnommen, welche unter dem Titel: „Deutschlands Ehrentempel," 3 Thle., nebst einem Auszuge für Schulen in Einem Bande: „Das deutsche Land und Volk," Altona 1833—1835, erschienen.

Möge dieser Band, welcher die Zeit der tiefsten Erniedrigung wie der glorreichsten Erhebung des Vaterlandes, eine Zeit, welche noch Tausenden in schrecklicher und freudiger Erlebnisse vorschwebt, mit Liebe gelesen werden, wie er mit der Liebe geschrieben worden, welche eine Zurückversetzung in die Erlebnisse der Jugend einzuflößen pflegt, und den Glauben an des deutschen Volkes unverwüstliche Kraft und weltgeschichtliche Bedeutung fördern helfen!

Hamburg im Juli 1856.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Geistige Freiheitskämpfe für deutsche Sitten und Sprache, Kunst und Wissenschaft.

1) Entartung durch Nachahmung der Ausländer . 1
2) Gottfried Wilhelm von Leibnitz 26
3) August Herrmann Franke 41
4) Gotthold Ephraim Lessing 50
5) Friedrich Gottlieb Klopstock 62

II. Norddeutsche Kämpfe gegen das revolutionäre Frankreich.

6) Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig 82
7) Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung . . 116

III. Vorzeichen der norddeutschen Erhebung.

8) Friedrich Wilhelm Kaspar Freiherr von Dörnberg 132
9) Ferdinand von Schill 138
10) Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig . 154

IV. Norddeutschlands Auferstehn 1813.

11) Preußens Erhebung 166
12) Hamburgs Erhebung und Todeskampf. 181

Seite
V. Norddeutsche Freiheitskämpfe gegen Napoleon und Franzosenthum.
13) Scharnhorst 229
14) York von Wartenburg 237
15) Friedrich Wilhelm von Bülow 262
16) Emil Friedrich Kleist 276
17) Neidhard von Gneisenau 284
18) Gebhard Leberecht von Blücher 296
19) Staatsminister Freiherr von Stein 343
20) Joachim Nettelbeck 384
21) Amalie von Weimar und ihr Sohn Karl August 398
22) E. M. Arndt . . . . . . , ... 408
23) Humboldt 436

IV. Schleswig-Holsteins Freiheitskämpfe.
24) Früheste Kämpfe gegen Wenden und Dänen . 447
25) Eine holsteinische Heldin 454
26) Norddeutschlands Befreiungskampf 462
27) Graf Gerhard der Große 473
28) Graf Heinrich der Eiserne. 482
29) Freiheitskämpfe gegen Waldemar III. u. Erich VII. 488
30) Personal-Union mit Dänemark durch freie Wahl des dänischen Königs zum selbstständigen Herzoge von Schleswig-Holstein 502
31) Schleswig-Holsteins Wortkämpfe gegen die Uebergriffe der Dänen 534
32) Schleswig-Holsteins Schwertkämpfe gegen die Dänen 552

I. Geistige Freiheitskämpfe für deutsche Sitten und Sprache, Kunst und Wissenschaft.

1. Entartung durch Nachahmung der Ausländer.

Fein sittiglich, fein sittiglich,
Hält Leib und Seel zusammen,
Doch wälsch und leicht und liederlich
Das löscht der Tugend Flammen:
Bedenk' dies wohl und halte d'ran,
Du, welcher deutsch geboren,
Durch Wälsches ging gar mancher Mann,
Gar manches Weib verloren.

E. M. Arndt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege begann unser aus tausend Wunden blutendes Vaterland sich langsam wieder zu erholen. Viele Personen, welche ins Ausland geflüchtet waren, kehrten zurück, und abgedankte Soldaten nahmen statt des Schwertes den Pflug oder den Hammer in die Hand. Die Grundstücke waren wohlfeil, denn Millionen der vormaligen Besitzer waren ausgestorben und dem ländlichen Fleiße gelang es bald, dem blutgedrängten Boden reiche Ernten zu entlocken. Schwieriger ward es dem Gewerb- und Handelsstande. Fabriken und Manufakturen hatten sich nur in wenigen Städten erhalten, der Handel lag fast ganz darnieder, der Hansabund war aufgelöset, seine Geschäfte hatten Holländer, Engländer rc. an sich gerissen. Das baare Geld hatten räuberische Ausländer weggeschleppt, vieles blieb auch vergraben, manches war im Feuer geschmolzen.

Wie daher sich auch manche Städte bemüheten, durch den mühsamsten Erwerbfleiß allmälig wieder Geld ins Land zu bringen: es wollte bei dem veränderten Gang des Handels nicht überall gelingen. Die vielen alten gewerbreichen Reichsstädte, sonst Sitze des Reichthums und Kunstfleißes, haben sich größtentheils nie ganz zu dem

früheren Wohlstande aufgeschwungen. Das freie deutsche Bürgerthum war durch jenen Krieg und der von Frankreich her eingeführten stehenden Heere in Auflösung gerathen. Das reiche **Ulm** hatte mit Leinwand, Barchent und Wollenwaaren Deutschland, Italien, die Niederlande und Spanien versorgt und jährlich allein 60,000 Stück Barchent ausgeführt; es hatte mit morgenländischen Waaren: Spezereien und Gewürze über Venedig und Genua das innere Deutschland und die Niederlande versorgt; Fässerweise gingen seine Spielkarten nach Italien, Sizilien und über das Meer: Alles war in Stocken gerathen und sein berühmter Weinmarkt hatte ganz aufgehört. **Augsburg** hatte noch im Jahre 1610 durch 6000 Weber 475,184 Stück Barchent geliefert und viel Baumwolle verwebt, in der Folge lieferte es kaum 10,000 Stück; dagegen wußte es sich durch Färben mit Krapp 2c. durch Kattun- und Zitzdruckerei, durch treffliche Gold- und Silberarbeit wieder zu heben. **Nürnberg** hatte zwar durch Gewerbe aller Art sich in einer gewissen Blüthe erhalten, und doch war der Handel um die Hälfte gesunken. **Frankfurt**, oft durch den Krieg heimgesucht, erhielt sich durch seine Messen und seine Wechselgeschäfte, weshalb der Magistrat 1610 eine Wechselordnung entwarf, welche den muthwilligen Bankerot exemplarisch strafte*). Im nördlichen Deutschland hob sich besonders **Leipzig**, welches an Magdeburg (seit es an Brandenburg gekommen), wie an Halle und Erfurt, besonders wegen der Messen und Stempelgerechtigkeit gefährliche Nebenbuhler hatte. 1678 bekam es eine Börse, 1682 ein Handelsgericht, Wechselordnung 2c. Die Seestädte Norddeutschland hatten weniger gelitten. **Lübecks** Handel litt allerdings eine Veränderung, seit die Nordländer deutsche Produkte und die Deutschen das Korn aus Rußland 2c. bei besserer Bearbeitung des eigenen Bodens und der Kartoffeln entbehren konnten, der deutsche Bauer und Bürger sich besser kleidete und lebte; er verminderte sich aber noch mehr in Folge der englischen Navigations-Akte, die Cromwell 1651 gegen die Holländer gegeben, als Karl II. sie auch auf Lübeck ausdehnte, welches, so lange ihm noch die Freiheit geblieben, nach allen britischen Häfen zu fahren und auf ihren eigenen Schiffen auch Rückladungen mitzunehmen, den Ostseehandel der Holländer wieder an sich gebracht hatte. **Bremen** hatte wenig gelitten und wußte seinem Handel neue Wege zu eröffnen. **Ham-**

*) 1666 wurde vom Magistrat einem jungen Kaufmann, der einen Bankerot von 10,800 Fl. gemacht, unter folgenden Strafen die Wahl gelassen: 1) drei Freitage nacheinander zwei Stunden lang am Halseisen zu stehen, 2) Zeitlebens einen gelben Hut zu tragen, 3) lebenslängliche Gefangenschaft. Er wählte das letzte; kam aber im folgenden Jahre wieder frei.

burgs Handel erhielt sich auch während des Krieges und beim Verfall der Hansa in einem blühenden Zustande; im Jahre 1666 gingen auf einmal 70 Schiffe von Hamburg nach Spanien. Der Schiffbau der Stadt blieb auch dann noch wichtig, als die Holländer bereits die Herrschaft des Meeres errungen hatten. Man bauete Kriegs- und große Handelsschiffe, brachte sie nach Venedig zum Verkauf, und ließ die Mannschaft zu Fuß zurückkehren. König Christians IV. drohender Glücksstädter Zoll wurde im westphälischen Frieden glücklicherweise abgewendet. Der Colonialhandel hob sich, und in der Stadt kamen nicht allein die Manufakturen, vorzüglich die Kattundruckereien in großen Flor (besonders durch niederländische und französische flüchtige Protestanten), sondern die Hamburger konnten auch den deutschen (schlesischen und sächsischen) Manufakturisten Anweisung geben, die französische Leinwand, welche damals Spanien, Portugal und deren Kolonien versorgte, nachzumachen, sondern ihr Fabrikat auch (wie die sächsischen Bleche, schlesischen Tücher, Wollen- und Eisenwaaren 2c.) ins Ausland vortheilhaft zu vertreiben. Eine Börse erhielt die Stadt 1557, eine Bank 1619, welche für den Handel, das Münzwesen, den Geldverkehr der Stadt wie des Vaterlandes von großer Bedeutung wurde.

Manche Zweige der Industrie, welche während des Krieges sehr gelitten, hoben sich langsam. Die Bierbrauerei, einst so bedeutend, fand an dem Branntwein einen gefährlichen Nebenbuhler; die Bergwerke des Harzes und Erzgebirges kamen nicht wieder in den alten Flor. Für größere Manufaktur- und Fabrikanlagen hatte man keinen Muth; nur die Woll- und Flachsspinnerei empfand den wohlthätigen Einfluß des von Jürgens im Braunschweigischen 1530 erfundenen Spinnrades, wie Barbara Uttmann's zu Annaberg Erfindung des Spitzenklöppelns. Wichtig wurde auch die spätere Erfindung des Porzellans durch Böttcher, † 1710.

Langsamer noch hoben sich die einst so blühenden Künste und Wissenschaften. Augsburg ist fast die einzige Repräsentantinn jener Zeit. Der Augsburger Wesel lieferte dem Kaiser Ferdinand III. eine Art Camera obscura, „womit man 20,000 Mann in Schlachtordnung auf einmal übersehen konnte;“ Buschmann, ein Uhrmacher und Koch, machte Fernröhre nnd Vergrößerungsgläser; Trefler, ein Drechsler, verfertigte 1683 ein astronomisches Uhrwerk von Silber (eine ähnliche schickte der Kaiser mit Missionären an den Kaiser von China); Pendeluhren (1647 von Huygens erfunden) gingen ins Ausland. Die Silberarbeiter Lang und Thelott machten sich durch ihre schönen Produkte (z. B. drei große silberne Trinkgeschirre für das Krönungsfest Ferdinand IV. berühmt. Zu den besten Malern gehörten Sandrart, Müller, Hainzel, Mair, Schönfeld, und die Brüder Kilian waren

tüchtige Kupferstecher. Doch erreichten sie die früheren Künstler H. Holbein und Rubens, † 1640, lebte in Antwerpen (s. I. Thl. S. 247) nicht. Der gründlichste Forscher über Bildhauer- und Malerkunst, der eigentliche Gründer der Geschichte der Kunst, Winkelmann, wurde, als Sohn eines armen Schuhmachers, in Stendal 1717 geboren.

An öffentliche vollständige Konzerte dachte man damals noch nicht. Bei einer feierlichen Musik zum Friedensfeste 1650 waren 27 Sänger in zwei Chören, das eine von der Orgel, das andere vom Regal begleitet; neben Trompeten und Trommelschläger kommen später Waldhorn, Flöte und Fagot vor. Die Schauspielkunst, welche in Italien, Frankreich, England schon im sechszehnten Jahrhundert geübt wurde (die erste ordentliche Komödie wurde 1524 in Florenz gegeben), kam auch erst nach und nach in Deutschland auf. Es waren größtentheils umherziehende Gesellschaften, welche in verschiedenen Städten Schauspiele aufführten. Sie traten an die Stelle der früheren Fastnachtsspiele, und scheinen im nördlichen Deutschland, vielleicht durch die französischen Flüchtlinge, am ersten ausgeführt zu sein. Ein braunschweiger Kapellmeister führte zu Augsburg 1697 die erste Oper auf, heidelberger Schauspieler zeigten schon 1657 ihre Kunst, wie 1698 sächsische und 1700 französische zur Meßzeit in Frankfurt. Heidelberg, Dresden haben bald darauf stehende Theater. In Hamburg wurde 1677 ein neues Opernhaus erbaut, und 1678 die erste Oper: „Adam und Eva, der erste erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch, ein geistliches Stück mit Musik" aufgeführt. Die berühmtesten Musiker waren Keiser aus Sachsen, Mattheson aus Hamburg und Händel aus Halle. „Die aufgeführten Stücke," sagt von Heß, „waren abscheulich, mit schlechtem Geschmack meist aus dem Italienischen und Französischen übersetzt und aufgeführt, oft im Originale; la Gierusalema liberata, Don Quixotte, Heinrich der Leue, Störtebecker, der hamburgische Jahrmarkt, die hamburger Schlachtzeit, die verkehrte Welt ꝛc. Die Maschinerien waren kostbar, geschmacklos und burlesk. Unsere Großväter haben besonders ihre Augen geweidet an einem salomonischen Tempel und Tabernakel." Trat doch noch 1718 in Braunschweig ein beliebter Schauspieler in der Oper: Heinrich der Vogler, zur Ergötzung des Publikums auf, in der einen Hand ein Glas braunschweiger Mumme, in der andern eine mächtige Schlackwurst haltend, das alte Lied singend: Bronsewick, du leife Stadt, vor vel dusend Städten, die sau schüne Mumme hat, da ick Worst kann freten etc.

Durch Magister Veltheim kamen in Verbindung mit einigen Studenten Molièresche Stücke auf die Bühne, und Ackermann (geb.

1610 zu Schwerin), Eckhof (geb. 1720 in Hamburg) und F. L. Schröder (geb. 1744 zu Schwerin) erhoben das hamburger und wiener Theater zu einem National-Theater. Damals war aber die Erwartung von dem sittlichen Einfluß des Theaters eben nicht groß, die Schauspieler rc. größtentheils durch allerlei Zufälle in diese Bahn gekommen, wenig geachtet, kaum daß man sie zum Abendmahle und ehrlichem Begräbniß kommen ließ. In den Fasten war das Theater geschlossen, den Geistlichen überhaupt dessen Besuch verboten; noch 1743 war in Hamburg die Einnahme für 190 Vorstellungen in 47 Spielwochen 3240 Thaler, also im Durchschnitt 17 Thaler. Einmal mußten wegen gänzlichen Mangels an Besuch die Lichter wieder ausgelöscht werden. Dagegen betrug die jährliche Einnahme kurz vor dem siebenjährigen Kriege (1755) 45,168 Mk., während desselben zwischen 20 und 29,000 Mk., stieg dann in dem folgenden Jahrzehnte auf 50 bis 78,000 Mk., unter Schröder von 1786—1799 von 90 auf 168,000, ja in den Jahren 1799—1800 sogar auf 201,000 und hielt sich unter der neuen Leitung Schröders 1803—1812 auf 150 bis 180,000 Mk., und dennoch erklärte er 1811 „die Unmöglichkeit, das Theater bei dem gegenwärtigen Etat fortzusetzen, ohne zu verarmen. Hamburg könne ein Theater, das so viel koste, nicht erhalten; es könne zwei Sängerinnen, die zusammen 14,400 Mk. wegnehmen, nicht bezahlen.“ Und doch war damals die Begeisterung für Sängerinnen, Tänzerinnen, welche die Catalani, Lind und Taglioni zu Forderungen ermuthigten, die kein Staatsminister und General machen würde, noch nicht vorhanden! — Große Verdienste um Kirchenmusik und Kirchengesang, aus der protestantischen Kirche hervorgehend, erwarben sich der geniale Seb. Bach, geb. 1685 in Eisenach, aus dessen Geschlechte fünfzig anerkannte Tonkünstler, worunter seine elf Söhne, hervorgegangen sind. Händel, geb. 1684 in Halle, † 1757 in London, der den Lobsprüchen der Engländer nach der Aufführung seines Messias einst entgegnete: „Nicht unterhalten, bessern will ich Euch!“ Graun, † 1759 in Berlin, dessen Tod Jesu selbst dem König Thränen entlockte rc.

Für die wissenschaftliche Bildung suchte man die Universitäten wieder zu heben und gründete neue. Heidelberg hatte durch Tilly seine berühmte Bibliothek verloren, und war 1693 durch die Franzosen fast ganz vernichtet worden. Wittenberg und Erfurt hatten viel gelitten, Marburg und Gießen, Rinteln, kurz vor oder im Kriege errichtet, und Jena, noch am meisten im Flor, erlitten manche Veränderungen. Duisburg wurde 1655, Kiel 1665, Inspruck 1677, Halle 1693 gegründet und blüheten so auf, daß in den ersten fünfzig Jahren die Zahl der Studierenden sich auf 29,220 belief, dann

entstanden Akademien der Wissenschaften, z. B. zu Berlin, und literarische Gesellschaften, wie die deutschgesinnte Genossenschaft durch Philipp von Zeesen (geb. 1669 bei Dessau, lebte als kurfürstlicher Pfalzgraf und Rath in Hamburg) und den Hamburger Dav. Petersen, der Schwanenorden wurde durch Joh. Rist, Prediger zu Wedel im Holsteinischen († 1667), der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft 1617 in Weimar gestiftet 2c. Für die deutsche Literatur gaben sie sammt den Dichtern der schlesischen (Hoffmannswaldau-Lohensteinischen) Schule, wenig Gewinn, wie ja auch die Meistersänger Hans Sachs 2c. nicht an die Minnesänger reichten. Die Gelehrten schrieben ihre Werke lateinisch, nicht in der Muttersprache, der es daher an Ausbildung fehlte. — Der Professor Weigel in Jena († 1699) erwarb sich neben Tschirnhausen († 1708) und Otto von Guerike, Bürgermeister von Magdeburg († 1602), Copernicus († 1543) in Thorn, neben Keppler, der hamburger Rolfink († 1673), welcher als Professor in Jena zuerst menschliche Leichname zu zergliedern (zu rolfinken) begann, große Verdienste um die mathematischen und physikalischen Wissenschaften.

Die Geschichts-, Rechts- und Staatswissenschaft wurde eifrig betrieben, vorzüglich neben dem Niederländer Hugo Grotius († 1663) durch Linnaus (geb. zu Jena, † 1663), Hermann Conring († 1681 in Halle), und Pufendorf († 1690 als brandenburgischer Geheimrath). Unter den Geistlichen beförderten Joh. Arndt († 1621 in Zelle), Scriver aus Rendsburg († 1693 als Oberhofprediger in Quedlinburg), Phil. Jac. Spener († 1705 als Propst in Berlin), der lübecker Aug. Herm. Franke († 1727 in Halle) wieder den frommen Sinn und das praktische Christenthum nach langer Verwilderung und dürren theologischen Streitigkeiten, während Thomasius, Leibnitz und Wolf neben dem Niederländer Spinoza die philosophischen Wissenschaften bearbeiteten.

Wie auf das geistige Leben des deutschen Volkes, so hatten alle diese wissenschaftlichen Bestrebungen auch einen großen Einfluß auf die Staats- und Polizeiverhältnisse, wie auf die Rechtspflege. Wir wollen nur der Milderung barbarischer Strafen und der Abschaffung der Hexenprozesse gedenken.

Die Rechtspflege war früher strenge, Todesstrafen und Tortur kamen sehr häufig vor, selbst bei geringen Vergehungen. So hatte den 22. April 1493 in Lübeck: Anneken Pepers, bordich (gebürtig) van Wittenborch enen Vroven (Frauen) Rock ghestalen (gestohlen), darumme js se (ist sie) begraven (begraben) under den Galgen; 1495: Anneke Klatter, se stal (stahl) eenen bluen (blauen) Rock un ene Mütze; 1506: Greteke Maken nam uth enen Keller

eynen Sack mit Klederen (Kleidern): is levendig (lebendig) begraven Dinzstages nach Bartholomäi. Vierzig Jahre später wird die Praxis schon milder; 1544: eine frowe (Frau), welke eren Mann in einer Eiersuppen vergeven (vergeben, vergiftet) hadde, mit dem schwerde, welckes thovorne (zuvor) nicht wöhnlich (gewöhnlich) gewesen, averst (aber) na de tidt (Zeit) is idt mehr geschehen. In Hamburg wurde ein Goldmacher, Jurgen Schulte, und ein Knabe (junger Mensch?), welcher 1580 einem Rathsherrn die Fenster eingeworfen, verbrannt.

Hexen-Prozesse und Hexen-Verbrennungen fanden in Norddeutschland so gut wie in allen europäischen Ländern statt, wo man damals dem Teufel große Macht und den Hexen eine Verbindung mit demselben zum Verderben Anderer zutrauete. Schon 1336 wurde in Kröpelin im Meklenburgischen eine Hexe verbrannt, welche dem Herzoge durch ein Wachsmännlein nach dem Leben getrachtet haben soll. Papst Innocenz führte 1485 durch eine Bulle die Hexenprozesse ein; in einer mecklenburger Polizeiordnung werden sie befohlen, und sollen mit dem F e u e r bestraft werden, und in Rostock allein wurden 1584 im August und September siebenzehn Hexen und ein Zauberer verbrannt; der Adel bei Neubrandenburg rühmte sich seines Eifers, in kurzer Zeit über dreißig Hexen zu Tode geschmöket (dampfen, rauchen) zu haben. In Lübeck wurden 1637 fünf verbrannt und zwei verwiesen, 1681 sollte eine enthauptet werden, starb aber früher; in Hamburg wurden dreizehn in den Jahren 1580—1590 verbrannt; der Graf Rantzau hatte bis 1679 auf seinem Gute dreiundzwanzig Hexen den Prozeß machen lassen, zuletzt zog er auch seinen Prediger als Hexenbegünstiger hinein, der aber seine Willkür entdeckte und ihm eine Strafe von 20,000 Spezies zuzog. Im Bisthum Würzburg wurden 1627—1629: 157 Hexen verbrannt &c. Eben so ging es in Schweden, England &c. &c. Der berühmteste Prozeß war wegen des adeligen Klosterfräuleins Sidonia von Bork in Stettin, welche 1620 verbrannt wurde, 60 Jahre alt. Auf der Folter hatte sie das Zaubern, Buhlschaft mit einem Teufel, den Tod Herzogs Philipp, eines Predigers &c. bekannt.

Die Gymnasien hatten während des Krieges nicht wenig gelitten. Luthers und Melanchthons Bestreben für Errichtung guter Schulen, Bugenhagens Stiftungen, Valentin Friedland von Trotzendorf trefflich eingerichtete und disciplinirte Schule, welche Tausende von jungen Leuten aus Deutschland nicht allein, sondern auch aus Siebenbürgen, Polen, Litthauen, Ungarn &c. nach Goldberg gezogen hatte, waren größtentheils untergegangen; die Jesuiten hatten die protestantischen Lehrer in Polen, Böhmen &c. verdrängt, und suchten durch ihre

nach einem wohlberechneten Plane eingerichteten Schulen die Kinder vornehmer und reicher Protestanten an sich zu ziehen, und die Eltern waren oft gleichgültig oder einfältig genug, sie dahin zu schicken. Die Lehrweise blieb aber dieselbe: Kenntniß alter Sprache durch gedächtnißmäßiges Vokabel- und Regellernen! Und doch war es gerade zur Zeit des Religionskrieges, daß, und zwar von protestantischer Seite, ein neuer Umschwung in der Pädagogik und Methodik begann, wodurch die Erziehungskunst bei den Deutschen über die anderer Nationen sich fort und fort erhob. Wolfgang Ratich, geb. 1571 zu Wilster in Holstein, auf dem hamburger Gymnasium und der Universität Rostock gebildet, † 1635, trat mit einer Lehrmethode 1612 bei dem Reichstage zu Frankfurt auf, durch welche er nicht allein die schnellere Erlernung der alten Sprachen auf den Grund der Muttersprache verspricht, sondern auch Sachkenntnisse (Realien) mit den Sprachkenntnissen verbinden will. Die Grundsätze, welche er ausspricht, zeigen, wie sehr es ihm darum zu thun war, die Muttersprache wieder in ihre Rechte einzusetzen und zur Grundlage der Bildung zu machen, den Verstand statt des Gedächtnisses zu üben, die Unterrichtsobjekte zur Anschauung zu bringen 2c., und beweisen pädagogische Einsichten, welche seiner Zeit vorausgingen, und mit allen ihren Vortheilen und Mängeln und theilweisen Uebertreibungen dem Comenius (geb. 1592 in Mähren, Prediger bei den böhmisch-mährischen Brüdern, † 1671) und Basedow (geb. 1723 in Hamburg, † 1790 in Magdeburg), bis Pestalozzi mehr oder minder zur Grundlage dienten. Der Realismus trat nun auch in den Gymnasien hie und da mehr hervor; aber Bürgerschulen und Realschulen gab es damals zwischen den Trivialschulen und den Gelehrtenschulen noch nicht; in den städtischen Schulen blieb der Unterricht auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismuslehre beschränkt, in den Dorfschulen ging man nicht so weit, weil viele vom Handwerks-, Bedienten- oder Soldatenstande zu Schulmeistern gradirte oder degradirte Personen selbst darin ungeübt waren, obgleich das lutherische Princip des Bibellesens 2c. vortheilhaft auf die Schulen einwirkte.

Die alte Zucht in Schule und Haus ging von Innen aus und in das innerliche Wesen ein, faßte das Heil der Seele, das häusliche Leben, die stillen Tugenden, das Familienglück ins Auge, und erzog mehr durch Sitte und Beispiel, als durch Worte. Die spätere französische Weise wollte nur äußere Abgeschliffenheit, Weltton und Weltsitte, galante Manieren, Tanz- und Sprachkenntnisse für das äußerliche Fortkommen und das gesellige Leben; aber dadurch wurde Heuchelei, Schmeichelei, Falschheit, Kriecherei 2c. den Kindern schon eingeimpft, vergiftender, als die vielgetadelte deutsche Plumpheit. Die Zucht

war strenge, es zeigte selbst manchmal eine verhärtende Härte. Man hatte ernsthaftere Begriffe von der Heiligkeit der väterlichen und schulmeisterlichen Rechte, und verlangte Gehorsam und Unterwürfigkeit; aber dadurch wurde doch der Verzärtelung und Verhätschelung vorgebeugt, die sinnlichen Triebe zurückgehalten, der Zügellosigkeit gewehret, welche in unserer Zeit der körperlichen, geistigen und sittlichen Entwickelung der Jugend so gewaltige Hemmnisse in den Weg legten; es wurde schon früh der Gehorsam geübt, ohne welchen es keine Tugend giebt (denn sie ist freie Unterwerfung unserer Neigungen und Begierden unter das göttliche Gesetz), ohne welchen das Kind mit zunehmenden Jahren sich bald auch über das Gesetz und Obrigkeit, über menschliche und göttliche Gebote hinauszusetzen pflegt. Die Forderung, welche man an die Schule machte, war gering: das Kind führte mehr ein häuslich einfaches Leben, und gedieh unter den Einwirkungen elterlicher Liebe und Aufsicht. Jetzt soll die Schule, welche doch eigentlich nur Ergänzung des Hauses ist, Alles bewirken, und kann doch die ächte mütterliche Liebe mit ihrer belebenden Wirkung auf Geist und Gemüth nicht ersetzen. Man wollte mit Recht das Gedächtniß nicht allein üben, sondern auch den Verstand, ging aber auf der einen Seite wieder zu weit, indem man vergaß, daß wir nur so viel wissen, als wir im Gedächtnisse haben, und auf der andern übersah, daß es mit der Verstandesbildung nicht gethan ist, sondern noch ein Höheres hinzukommen muß: die Gemüths-, die Charakterbildung. Man kannte wenig Erleichterungsmittel des Unterrichts und wußte vom sogenannten spielenden Lernen nichts, und wohl mochte dadurch manches schwach begabte Kind deshalb zurückbleiben; allein indem man Lernen nicht als Spiel behandelte, übte man ernst die Kräfte, und wer etwas lernen wollte, mußte sich tüchtig anstrengen (und starb doch nicht daran, weil die Zeit und Kraft nicht durch Kinderbälle, Kinderschauspiele, Schauspielbesuch und Theilnahme an gesellschaftliches Leben bis in die Nacht hinein rc. vergeudet wurden), dabei aber gewannen die geistigen Kräfte, die Fortschritte wurden nachher, wie Hunderte tüchtiger Gelehrten beweisen, desto größer. Die Welt schwankt ewig zwischen Extremen, und unsere Zeit hat große Ursache, auch hier die goldene Mittelstraße wieder einzuschlagen, denn die traurigen Erfahrungen der Abwege liegen ja vor Augen!

Der Lehrerstand bildete in Lübeck, wie an anderen Orten, z. B. Nürnburg, eine Innung (und das war noch besser als ein freies Gewerbe), das lübecker Hauptbuch ist von **1656—1813** ziemlich ordentlich geführt, und enthält Supplicate an den Rath, Protokolle über Aufnahme von Lehrlingen und Gesellen.

An manchen Orten dachte man schon früh an eine wirkliche Schulordnung auch für die „deutschen Schulen." Die lübecker ist eine der ältesten, wahrscheinlich bald nach der Reformation eingeführt: Sie bestimmt „1) daß zwölf Schulen zugelassen werden sollen, wo Knaben und Mädchen in Gottesfurcht und guter Disciplin gehalten, auch deutsche Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen gelehrt werden solle: die Schule zum Dom, zu St. Jacob, und welche die Köstere (Küster) bei jeder Kirche gehalten, nicht mitgerechnet. — Knaben und Mädchen sollen getrennt sitzen, und an besonderen Orten disciplinirt werden; 2) die Lehrer werden vom Superintendenten examinirt und von ihm, dem Syndikus und Protonotar angenommen, und wenn einer untüchtig befunden, mit Vorwissen der Herren Vorsteher der Catharinenschule wieder entlassen. Wittwen derselben bleiben ein halbes Jahr im Besitz; 3) das Schulgeld ist vierteljährlich 8 Schillinge, Holzgeld 4 Schillinge; 4) sechs arme Kinder werden in jeder Schule umsonst unterrichtet; sie bekommen vom Vorsteher ein Abzeichen, damit sie ihr Brot erbitten können; 5) an Sonn- und Festtagen sollen sie zur Kirche gehalten und am andern Tage darüber befragt werden; Dienstags soll der Lehrer mit den Knaben, seine Frau mit den Mädchen, sie hinführen; Freitags wird Litanei und Collecte in der Schule gesungen; 6) in jedem Kirchspiele sollen drei ehrliche Frauen (also zwölf) die kleinen Jungen und Mädchen unterweisen; 7) der Superintendent, Syndicus und Protonotar sollen die Schulen zweimal jährlich visitiren, und wo Mängel sind, es den Vorstehern zu St. Catharinen ansagen; 8) wenn Knaben aus einer Schule in die andere gehen wollen, so soll man sie nicht eher annehmen, bis sie den Beweis geschickt, daß es mit Willen ihres Meisters geschehe; bei Ungehorsam soll man die Hülfe der Vorsteher suchen; 9) andere Schulmeister sollen nicht geduldet werden; Winkelschulen sollen diese bei den Vorstehern angeben. Endlich im Fall ein geschickter Schreib- und Rechnenmeister sich bei Ehrbarem Rathe angeben und seine Kunst eine Zeitlang zu gebrauchen, anhalten, so will der Rath sich die Entscheidung vorbehalten." Diese Ordnung, für damalige Zeit gut und genügend, blieb jedoch bis 1801 in Wirksamkeit, wurde dann etwas abgeändert aber erst 1841 aufgehoben. 1643 gab es 25 Lehr- und Lesemütter und 6 Lehrmeister, 1731 6 von jenen, 28 von diesen.

Die Verarmung und Verwilderung, welche der dreißigjährige Krieg erzeugt hatte, begann durch Regenten wie Ernst von Gotha und Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach und nach sich zu verlieren. Selbst die Noth hatte beten gelehrt; das Gefühl menschlicher Schwäche und Hülfslosigkeit den Blick nach Oben gewendet und der Unbestand aller irdischen Dinge, die Werthschätzung der inneren

ewigen Güter vermehrt. Mit lebendigem Interesse schloß man sich, sobald der Friede zurückgekehrt war (wie nach 1813) den Lehren des gereinigten Christenthums an, für welche man so eben einen langen bittern Kampf bestanden hatte; die erhebenden, heiligen und tröstenden Wahrheiten der Bibel, in Luthers kräftiger Sprache ausgedrückt, fanden einen sichern, lebendigern Eingang in den vorbereiteten Boden des Herzens; der vielfach lang entbehrte Gottesdienst machte seinen jetzt ungestörten Genuß theurer; die Kirchen füllten sich mit einer andächtigen Menge, die Sonn- und Festtage wurden heilig gehalten, die Kaufläden, Wirthshäuser und Thore geschlossen, die Sonntagabende mit häuslicher Andacht um so häufiger beschlossen, je weniger man noch die Zerstreuungen und Vergnügungen der Neuzeit kannte oder duldete. Der vorigen Unsittlichkeit und Verwilderung folgte ein stiller Sinn, ein heiliger Ernst, eine Scheu vor dem Ewigen, ein Sehnen nach dem Himmel, das die irdische Begierde läuterte, das Leben heiligte und tausend herrliche Tugenden erzeugte, und selbst der kühne Eifer gegen die Laster, welcher selbst von den Kanzeln herab die Sünden der Fürsten wie des Volkes nicht schonte, hatten neben dem Uebel einer ungehörigen Persönlichkeiten das Gute, die Lehren der Religion an bestimmten Beispielen zu veranschaulichen, und gaben dem geistlichen Stande einen größeren Einfluß und eine ganz andere Autorität, als er gegenwärtig, nicht zum Vortheil der Sittlichkeit, besitzt: von einer geistlichen Hierarchie ist im Protestantismus wahrlich nichts zu fürchten! So wurde noch 1651 ein Mann in Lübeck, welcher mit seinem Bruder in unversöhnlicher Feindschaft lebte, in allen Kirchen vom Abendmahl ausgeschlossen, und 1654 selbst vom Leichengefolge des Bruders durch den Prediger zurückgewiesen, bis er Besserung gelobte; ein Anderer ohne Sang und Klang beerdigt, weil er auf dem Schützenhofe als Narr gedient; ein Dritter, weil er sich am Sonntagnachmittage im Trunke übernommen und plötzlich gestorben war; ein Gotteslästerer sogar enthauptet. Glück und Unglück, Freude und Leid wurden mehr vom religiösen Gesichtspunkte aus betrachtet! Wegen Türkengefahr wurde 1542 und 1563 in ganz Mecklenburg rc. wöchentlich zwei Betstunden gehalten, noch 1663 den 4. Oktober in Lübeck ein Bußtag angesetzt und über die Texte: Hos. 4, 1—7, Ez. 21, 1—17, Jon. 3, 1 ff. gepredigt; wegen Pest 1582 rc. in Mecklenburg; ein gleiches geschah in Hamburg, wo noch 1771 nach der großen Wasserfluth und 1842 nach dem Brande ein Bußtag angesetzt wurde, an welchem die Kirchen die Zuhörer kaum faßten und reichliche Gaben der Menschenliebe flossen.

Und wenn auch, als im December 1680 bis Januar 1681 ein großer Komet am Himmel erschien, gleichfalls ein Bußtag statt fand,

und wenn auch am 2. August 1654 bei einer großen Sonnenfinsterniß man den Untergang der Erde befürchtete, und Hunderte den Sonntag vorher zum Abendmahl eilten, so war dies doch wenigstens besser, als wenn sie — in die Schenken gelaufen wären.

So waren gegründete Aussichten vorhanden, daß Deutschlands Wohlstand, Bildung und Sittlichkeit sich aus sich selbst wieder heben und verbessern würden, wenn nicht äußere Einflüsse störend eingewirkt hätten.

Den nachtheiligsten Einfluß auf die innere Entwickelung wie auf die äußere Gestaltung Deutschlands äußerten, größtentheils in Folge des 30jährigen Krieges, die Franzosen. Ludwigs stehende Heere, welche ihm seine früheren Siege erfochten, nöthigten auch die deutschen Fürsten zu ähnlichen Maßregeln, wodurch ein großer Theil der jungen Mannschaft den bürgerlichen Gewerben entzogen, die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung gehindert, die Staatsfinanzen erschöpft und die Kriege aus Volkskriegen in Hofkriege verwandelt wurden. Geworbene Leute, wie die früheren Landsknechte und die Schweizer selbst noch in der Gegenwart, machten aus dem Kriege ein Handwerk und zogen in die Schlacht nicht für des Vaterlandes Vertheidigung, sondern wegen der Beute und des Soldes: aus Kriegern wurden Soldaten. Nach und nach fanden auch die kleinsten Fürsten an dem Soldatenspiele Behagen, weil sie dadurch die Mittel bekamen, ihre despotischen Gelüste zu befriedigen. Bald hielt jeder deutsche Hof nicht blos sein Reichs-Contingent, sondern um seinen Glanz oder seine Macht zu zeigen, zum Schaden des Landes eine mehr oder minder bedeutende Ueberzahl, und diese wurden daher häufig wieder benutzt, um Geld zu den Hofverschwendungen zu erpressen. Die Höfe von Sachsen, Braunschweig, Celle, Hannover, Kassel, wie Würtemberg, Pfalz, Bayern 2c. richteten sich ganz auf den Fuß Ludwigs XIV. ein. Wie dieser erklärte: l'état c'est moi, so Karl von Würtemberg, als die Tübinger Deputirten die Noth des Vaterlandes klagten: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" Bei ihm war der fünfunddreißigste Mensch Soldat, in Hessen sogar der dreiunddreißigste. Hannover hatte unter Georg II. 33,000 Mann, 1760 sogar 46,000 Mann: aber diese wurden doch gegen Reichsfeinde benutzt. „Schönere Truppen konnte man nicht sehen." Karl Theodor von Pfalz-Bayern hielt: 21 Generale, einen Hofstaat von 2000 Personen und allein über 500 Kammerherren, während Friedrich der Große an 60 genug hatte. Die Unterthanen erlagen unter der Last der Abgaben. Unermeßliche Summen kosteten die Hoffeste, die Schlösser, die Courtisanen, welche man nach dem Beispiele des französischen Hofes hielt; die deutschen Höfe wimmelten von Franzosen und Ita-

lienern, welche hier ihr Glück machen wollten, und, bevorzugt vor den Landeskindern, Staats- und Kriegsämter bekleideten. Hatte doch noch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig die dumme Aeußerung eines Franzosen hingehen lassen, der einst, bei der Tafel nur Franzosen bemerkend, ausrief: „Sonderbar, Ew. Hoheit sind der einzige Fremde hier," und dennoch nach der Revolution viele Emigranten gastfrei aufgenommen, welche ihn oft mit ähnlichen Insolenzen lohnten, und des Volkes biedere Sitten verdarben. Selbst Friedrich der Große war von dieser Vorliebe nicht frei, obgleich er sein Ansehen zu behaupten wußte. Die Maitressenwirthschaft gehörte bei jenen Höfen zum feinen Ton. Der Herzog Georg Wilhelm von Celle heirathete 1665 eine französische Marquise, welche später Mad. von Harburg und Gräfinn von Wilhelmsburg hieß. Wie achtungswerth erscheint diesen gegenüber der einfache König Friedrich Wilhelm von Preußen in seinem Tabaks-Collegium, der biedere Friedrich Wilhelm III. in seinem häuslichen Leben, Maria Theresia, Joseph und Franz II. Die Prinzen wurden nach Venedig und Italien, dann nach Paris geschickt, um feine Sitten, mores, zu lernen, und brachten leere Taschen, einen geschwächten Leib, verdreheten Kopf und ein verdorbenes Herz zurück. Die Abgaben wurden vervielfacht, und wo diese nicht ausreichten, gab man Soldaten in fremde Dienste. So Hessen, Braunschweig, Sachsen, Bayern nach England und Holland oder an den Kaiser, und letzteres mochte noch hingehen, waren doch des Kaisers Kriege gegen Türken und Franzosen auch theilweise deutsche Kriege oder doch wenigstens nicht gegen deutsche Staaten gerichtet; aber Bayern, Köln 2c. stellten sogar Truppen für Frankreich. Bei solcher Französirung der Höfe und undeutscher Gesinnung war es freilich kein Wunder, daß Ludwigs Heere, immer gerüstet, manche glänzenden Siege erfochten. Ein Glück, daß Preußen unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen jener Ueppigkeit nicht nachahmten, und der kaiserliche Hof sich immer noch bis Kaunitz und Josephs Zeit an die gravitätischen spanisch-niederländischen Sitten hielt.

Der feinere gesellige Ton, die Galanterie und Prachtliebe, welche am französischen Hofe herrschten und auf ganz Europa, aber fast nirgends so stark als in Deutschland sich Einfluß verschaffte, gingen nach und nach von den Höfen auch auf die vornehme Welt über. Der Umstand, daß gerade unter Ludwig XIV. die französische Literatur ihr goldenes Zeitalter hatte, und die Sprache durch Dichter und Schriftsteller aller Art sich, den andern gegenüber, abschliff, und zu einer gefälligen, auf der Oberfläche leicht hinfließenden Conversationsprache ausgebildet hatte, während die Deutschen, zur Zeit der Minnesänger ihr überlegen, vernachlässigt wurde, beförderte die Zu-

rücksetzung der Muttersprache. Das bescheidene deutsche Volk, stets gegen das Ausland allzugerecht und dadurch im Nachtheil, fühlte voll Beschämung, wie viel ihm an Feinheit der äußeren Manieren und im geselligen Umgange fehle, und wollte nun, statt an der Treue und Biederkeit, des Fleißes und Tiefsinns sich zu erfreuen und zu entschädigen, nach denen der flüchtige Franzose vergeblich ringt, sich jene Vorzüge aneignen, wozu das kältere deutsche Blut von Natur nicht geeignet ist, und sah nicht ein, daß dies eine eben so große Thorheit sei, als wenn es seine Kornfelder mit Weinstöcken bepflanzen wollte. So schien im siebenzehnten Jahrhundert eine französische Tollheit als epidemische Modekrankheit in Deutschland einzureißen! Auch der Adel schickte seine Söhne nach Frankreich, und für die Töchter, wie für die Kinder des wohlhabenden Bürgers mußten wenigstens französische Gouverneure und Gouvernanten herbei, Lohndiener, Haarkräusler oder Modehändlerinnen und Putzmacherinnen, welche in ihrer französischen Heimath ihr Fortkommen nicht hatten finden können, strömten herbei, traten als Instituteure und Institutrizen auf, und wer nichts weiter lernen konnte, suchte doch einige französische Sprachbrocken zu erhaschen. Dadurch mußte nothwendig die ganze volksthümliche Erziehung, der deutsche Charakter, die edleren Sitten und alle Tugenden des Volkes zu Grunde gerichtet werden; denn Jean Paul sagt sehr richtig, daß es für die volksthümliche Erziehung keinen ärgern Bandwurm (wogegen das verschriene Wixen der Kinder und Buchstabiren golden sei) gäbe, als eine Hausfranzösinn! Die Sitten wurden feiner, galanter, aber auch frivoler: die Sittlichkeit und Religiösität mußte den Manieren und Komplimenten weichen.

Ein wunderliches Gemisch des alten derben deutschen Wesens mit den neueren französischen glatten Sitten machte sich geltend. Wer sich zu den Gebildeten und Vornehmen rechnete, mischte alle Augenblicke französische Brocken ein, oder sprach selbst das Deutsche nach französischer Art durch die Nase; deutsche Schriften, sollten sie als gelehrt erscheinen, wurden mit einer unendlichen Menge französischer, italienischer und lateinischer Wörter geschmacklos durchspickt. Wir wollen blos einige Proben eines solchen, deutschgenannten Galimathias, die damals Bewunderung erregen konnten, mittheilen:

Reverirte Dame, Phönix meiner âme, gebt mir Audienz.
Eurer Gunst meriten machen zum falliten meine patienz.
Ach, ich admirire und considerire Eure violenz.
Wie die Liebesflamme mich brennt sonder blâme, wie die Pestilenz.
Ihr seid sehr capable, ich bin peu valable in der Eloquenz.
Aber mein Serviren pflegt zu dependiren von der Influenz. —

Nehmt an die courtoisie, und die devotion,
Die Euch ein chevalier, Madonna, thut erzeigen;
Ein Handvoll von Favor postirt er mir zum Lohn
Und bleibt mir Knecht und serviteur ganz eigen.

Schon der berühmte Rostocker Lauremberg, Professor in seiner Vaterstadt, † 1659 in Soroe, einer unserer besten ältern Satyriker, eifert gegen diese Verunstaltung in seinem de veer olde berömede Scherzgedichte, auch hochdeutsch von Dedekind, Hamburg 1653:

Seht, sülk (solch) Schipbröck (Schiffbruch) hefft (hat) de düdsche Sprok geleden (gelitten),
De französche hefft er (ihr) de Nese (Nase) affgeschneden (abgeschnitten),
Und hefft ene fremde Nese wedder (wieder) angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

Die Kleidertracht erlitt durch den Einfluß des französischen Hofes, namentlich seit Ludwig XIV., häufige Veränderungen. Die einfache, sittsame, männliche, altdeutsche Tracht (welche man leider! vergebens 1815 und 1816 wieder in Aufnahme zu bringen versuchte), gewöhnlich von Tuch oder Leder, engen Beinkleidern, Filzkappen und spitzen Schuhen, wurde erst mit den spanischen weiten Aermeln, den geschlitzten, faltenreichen Pluderhosen (welche oft 130 Ellen Zeug erforderten und zu Predigten wie zu einer Schrift: „Vom zucht- und ehrverletzenden pludrichten Hosenteufel" Veranlassung gaben) den Sammet- mit Pelz besetzten Mänteln und breiten feinen Halskragen, und dann mit den französischen Fracks, Jabots, Kniehosen, Manschetten ꝛc. verwechselt. Seidene Strümpfe trug zuerst in Frankreich 1552 der König Heinrich II. Die Stiefel wichen, seit die französischen Hofkavaliere nicht mehr an den Hof ritten, sondern in Wagen fuhren, den Schnabelschuhen, dann den breiten. Den Kopf bedeckte früher eine spitze Mütze, dann ein kleiner sammetner runder Hut, den Kaiser Karl V. noch für so kostbar hielt, daß er ihn beim Regen abzunehmen pflegte; dann folgten zwei und drei Krämpen, welche wieder von den runden Hüten verdrängt wurden. Filzhüte trug man in Deutschland schon im sechszehnten Jahrhundert; die älteste deutsche Hutmacherordnung, die würtembergische, erschien 1681. Unter Ludwig XIV. wurde der orientalische Schlafrock aus einem Bademantel ein Hausrock. An kostbaren Stickereien, besonders an Westen, ließ man es nicht fehlen. Der alte deutsche Unterbart fiel weg, die Schnur- und Knebelbärte wurden auf türkisch zugestutzt. Das kurzgeschnittene Hauptgaar wurde aus Schmeichelei gegen einen greisen König gepudert, dann dem König Heinrich III.,

zu gefallen, der sein Haar durch eine schlechte Krankheit verloren und deshalb eine Deckelhaube von fremden Haaren gebrauchte, abgeschnitten und mit einer Perücke vertauscht, die in hunderterlei Formen erschienen und unter Ludwig XIV. als Allongen-Perücken ihre Locken den ganzen Rücken hinunterrollen ließen. Paris hatte (1656) 48 Hof- und 200 Stadt-Perückenmacher. Anfangs bedienten sich außer Hofleuten nur Komödianten der Perücken, des Puders und der Schminke; die Geistlichen eiferten Anfangs dagegen, behielten sie aber nachher am spätesten bei, namentlich in Norddeutschland, wo die spanische Halskrause und der unaufsetzbare Predigerhut eine Vergrößerung und Bedeckung des Kopfes nöthig zu machen schien.

Noch bedeutender waren die Veränderungen, welche französischer Luxus und Moden auf die Kleidertracht und Lebensweise der Frauen hervorbrachten. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Wohlstand sich in Deutschland wieder zu heben begann, entstand in Deutschland die, auch in andern Reichsstädten angenommene augsburger Tracht, deren Stoff kostbar, aber so dauerhaft war, daß die Festkleider der Mutter oder Großmutter noch auf Tochter oder Enkelinn vererbt werden konnte. Diese Kleidung bedeckte sittsam den Körper bis zum Halse, den eine breite Spitzenkrause zierte, während große Schleier das Gesicht verhüllten. Die reichen Augsburgerinnen trugen außerdem einen Kopfputz, dessen sich Königinnen nicht zu schämen brauchten: ein von Perlen durchflochtenes Netz und Haube von Goldstoff mit Perlenschnüren und goldenen Ketten, nebst Mützchen von Sammet, im Winter von Pelz, oder Hüte mit Federn; über dem Kleide von farbigem Seidenzeuge ein schwarzes Oberkleid ohne Aermel. Nach und nach fielen Schleier, Hauben 2c. den Dienstmädchen zu: an solchen „hamburger" Hauben waren noch vor fünfzig Jahren die Dienstmädchen zu erkennen, während sie im jetzigen Sonntagsstaat nicht von den Hausfrauen zu unterscheiden sind, aber durch Verwöhnung später ihren eigenen Hausstand zu Grunde richten. Als diese namentlich durch die (ums Jahr 1700) französischen Religionsflüchtlingen die deutschen Bürgerfrauen außer einer Menge häuslicher Bequemlichkeiten auch die französischen Moden kennen lernten, da wechselten die Trachten unaufhörlich, eine unsinniger und geschmackloser als die andere, und die Kleidungsstücke erhielten wie das Militärwesen französische Namen. Man bauete auf dem zu Berge frisirten Kopfhaare einen ellenhohen Auffatz, „der für eine Affenkomödie gemacht schien," hielt einen weiten Umfang des Körpers für eine besondere Schönheit, und ergänzte die Natur durch eine Menge Röcke und einen rings um die Hüften gelegten Wulst, der oft 10—20 Pfund wog; ein weiter Reif unter den Röcken ange-

bracht (Reifrock), gab dem ganzen weiblichen Körper das Ansehen einer Glocke, so daß kaum eine Flügelthüre die Figur durchließ, vor welcher die geschmackvollen Griechen des Alterthums mit Entsetzen zurückgewichen sein würden. Der Rumpf wurde in Schnürleiber eingepreßt, damit die Taille schmal und der Oberkörper als Wespenleib erscheine; Schminken wurden bald in solchem Uebermaß benutzt, daß man nicht blos die Wange, sondern auch Stirn, Oberlippen, Ohren, Hände damit beschmierte; die weiße Schminke hauptsächlich diente dazu, dem Gesichte eine vornehme kränkelnde Abgeblaßtheit und Abgelebtheit zu geben. Schuhe mit hohen Absätzen kamen hinzu; die Ohren wurden mit Ohrgehängen, die Finger und Arme mit Ringen und Armbändern versehen, ziemlich große Taschenuhren hingen an der Seite neben Futteralen mit Messern und Gabeln, und lange Schleppen an den Kleidern. Dann fiel es den pariser Hofdamen ein oder einer der vielen Günstlinginnen der abgelebten Könige, das griechische Costüm anzunehmen; die Kleider wurden so tief ausgeschnitten, daß sie Brust und Nacken schamlos entblößten (eine Tracht, welche die emancipirten Damen der spätern Revolutionszeit wieder in die Mode brachten), und die deutschen Damen äfften diese Sitte gehorsam nach, daß Lauremberg im Zorne ausruft:

Tucht un Schambaftigheit is damit affgeschneden,
Mit half bloten Lieve kamen se hergetreden.
Int erste (zuerst) da (als) disse Mode noch was (war) unbekant,
Un man nich wuste, dat se was kamen in dat Land,
Blewen (blieben) se vor ene Junfer stahn und gapen (anstieren),
As wenn se segen (sähen) enes Quacksalbers Apen (Affen).
De Stratenjungens (Straßenjungen) hüpich (häufig) hinder ēr lepen (liefen),
Un ener thom andern mit vollem Halse repen (riefen):
Süh (sieh) süh, dar geit (geht) en Wyff (Weib), dat vör ēr böse Säck (Sache),
Schall (soll) uthgestrieken (ausgestrichen) werden öffentlich am Käk (Pranger).
De Bädelknecht (Büttel) hefft ēr dat Schnörlif (Schnürleib) uthgetagen (ausgezogen)
Und will ēr mit de Röd (Ruthe) de Flöh van'n Rügen (Rücken) jagen! etc.

Und wie Lauremberg und Rachel (geb. 1618 zu Lunden in Dithmarschen, † 1668 als Rektor in Schleswig in seinen plattdeutschen satyrischen Gedichten, so ernst spricht auch die 1689 erschienene Druckschrift: „Der deutsch-französische Modegeist, wer es lieset, der ver-

stehts," sich über das verderbliche Wesen aus. „Sonst," heißt es, „wurden die Franzosen bei den Deutschen nicht ästimiret; heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben und muß Alles französisch sein: französische Sprache, französische Kleider, französischer Hausrath, französischer Tanz, französische Musik und französische Krankheiten, und ich befürchte, daß auch ein französischer Tod darauf erfolge, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren. Wenn die Kinder kaum ausgekrochen sind und vier bis fünf Jahre zurückgelegt haben, werden sie gleich dem französischen Moloch geopfert und zur französischen Galanterie angeführt. Wie viele Millionen Geld sind nicht in Kurzem für Band nach Frankreich geschickt worden. Hört man in Deutschland, daß es den Frauenzimmern wohl ansteht, wenn es hohe Hüften habe, so ist man gleich bemüht, sich dergleichen selbst zu machen, und da müssen alle Schnupftücher und sogenannte Servietten herhalten. Es ist damit so weit gekommen, daß, wenn man nur hört, etwas sei französisch, man es gleich nachzumachen beliebt, sollte es gleich so abgeschmackt herauskommen wie möglich."

Erst in den und durch die letzten Befreiungskriege, durch E. M. Arndts und Anderer Mahnungen, gelang es, die altdeutsche sittsame Tracht wieder in Aufnahme zu bringen; aber leider! nur auf kurze Zeit; nur die Monsieurs und Mademoiselles sind aus der Mode gekommen und haben dem Herrn und Fräulein Platz gemacht, wohl darum, weil letzter Ausdruck sonst nur dem Adel zukam.

Durch jene Reisen nach Frankreich wurden Tausende von Thalern aus dem Lande gebracht, durch diese Moden flossen Millionen in die Taschen der Franzosen, und die Deutschen waren thöricht genug, sich freiwillig solche Contributionen aufzulegen; durch jene Herrschaft der französischen Sprache wurden den Franzosen nicht allein ihre Kriegszüge in Deutschland sehr erleichtert, sondern sie fanden auch an den überall zerstreueten Landsleuten bereitwillige Helfer, konnten auf die Eingeborenen leichter einwirken, und gewannen, als ihre Sprache die lateinische seit dem westphälischen Frieden in Staatssachen verdrängte, bei den Verhandlungen ein Uebergewicht, welches sich noch auf dem Wiener Kongreß (1815) in Betreff der freien Rheinschifffahrt zu Deutschlands Nachtheil in dem doppelsinnigen berüchtigten jusqu' à la mer zeigte. Noch größer waren die Nachtheile in anderer Beziehung!

Das französische leichtfertige Wesen, die französischen leichtfertigen, unreligiösen und widerchristlichen Schriften Voltaire's, Rousseau's, Diderot's, Merciers ꝛc. fanden durch ihre fließende witzige Darstellung auch in Deutschland Leser, Anbeter und Nachbeter, und

wirkten sehr nachtheilig auf den ernsten, gemüthlichen, frommen Sinn der Deutschen, besonders der höheren Stände. Glücklicherweise blieb das Volk in den Dörfern und Städten, namentlich in den Reichsstädten, von dieser Aufklärung noch lange verschont. Noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, und besonders, ehe französische Emigranten und französische Soldaten und Beamten das Volk verderbten und mit allerlei sinnlichen Lüsten und Vergnügungen bekannt machten, waren die Kirchen an Sonn- und Festtagen: Morgens, Mittags und Nachmittags und selbst an den Wochentagen, namentlich in der Fastenzeit, mit Andächtigen gefüllt; Taufe und Abendmahl wurden heilig gehalten und jene nie ohne Noth aufgeschoben, dieses selbst noch den Sterbenden gereicht: das Christenthum war es, welches den Menschen von der Wiege bis zum Grabe begleitete; jeder festliche Tag des Lebens, jede Verbindung wurde durch Religion geweihet, selbst ein neues Kleid zuerst angezogen, um damit in die Kirche zu gehen. „Niemand," sagt die Lübecker Chronik, und in Hamburg galt vor sechszig Jahren dasselbe, „legte sich schlafen, ohne ein Stück aus der Bibel gelesen und seinen Abendsegen gebetet zu haben; Niemand ging am Morgen an sein Geschäft ohne Morgenandacht; Niemand verlebte besonders den Sonntag ohne Kirchenbesuch, und der Hausvater pflegte dann nach Tische noch die gedruckte Predigt, welche gehalten worden, oder eine andere den Seinen vorzulesen. Kein Sterbender, den Gottes Segen zum Wohlstande gebracht, ging aus der Welt, ohne Kirchen und Arme zu bedenken. Und mochten auch bei Manchem sich Nebenrücksichten eingemischt haben, wer will behaupten, daß ein solcher frommer Sinn nicht tausendfältige gute Früchte getragen, welche dem Leichtsinn unserer Zeit fern bleiben!

In Wohnung und Hausgeräth, in Nahrung und Vergnügungen herrschte sonst die höchste Einfachheit. Die Wohnungen waren beschränkt und mehr auf das Geschäft berechnet, die Wohnzimmer vielfach eng und dunkel mit weißen Wänden und Wandbretern zu zinnernen oder irdenen Krügen und Schüsseln; Tische und Bänke von Eichenholz. Die Rathsherren der Reichsstädte und Andere hatten im Hause auch wohl Wandgetäfel, Wandgemälde oder kostbare Leinentapeten. Oeffentliche Vergnügungsörter hatte man wenige. Die Innungen hatten ihre Zunft- und Kompagniehäuser (z. B. in Hamburg die Englands- und Schonenfahrergesellschaft, welche vor dem Brande noch zwei Häuser in der Pelzerstraße besaßen: Ober- und Niedergesellschaft). Hier kamen sie zusammen, um sich über Handelsangelegenheiten zu besprechen oder namentlich von Weihnacht bis Fastnacht jeden Abend beim Becher zu versammeln, „wo sie heidnisch schwelgten;" doch galt die Ordnung, daß Keiner den Andern zum Trinken

zwinge. In Hamburg wurde das Stadtbierhaus, wo auch das beliebte Eimbecker Bier (daher Eimbeckisches Haus genannt) und das hannovrische Broihan neben dem Stadtbier verkauft wurde, nebst dem Rathsweinkeller unter demselben (dessen Vorrath namentlich an alten Rheinweinen die Franzosen 1811 verkauften) häufig besucht. Aber auch hierin entstanden ebenfalls mancherlei Veränderungen. Könige baueten neue Schlösser, Staatsmänner und reiche Kaufleute folgten diesem Beispiel, und Familien, die ehedem in Einem Zimmer beisammen gewohnt hatten, benutzten jetzt ganze Reihen derselben. Glasfenster, welche im sechszehnten Jahrhunderte kaum in öffentlichen Gebäuden benutzt wurden, erscheinen nach und nach in Privathäusern unentbehrlich. Ehedem begnügte man sich mit Mobilien von Eichen-, Nuß-, Apfel- oder Birnbaumholze: seit der sich nach und nach vergrößernden Schifffahrt nach Amerika und der Einführung des Rohrzuckers kam das Zuckerkistenholz und das Mahagonyholz auf, von welchem man 1700 einige Blöcke als Ballast aus Amerika gebracht hatte. Der Fußboden wurde mit Fußteppichen belegt, die Wände mit Tapeten (seit Heinrich IV. Gobelins), und wo diese zu kostbar waren, mit Wachstuch- oder Ledertapeten, auf welche Figuren gedruckt waren; dann wurden Papiertapeten herrschende Sitte. Stühle, Kanapee's, Ottomanen erhielten zierliche Formen und kostbare Ueberzüge, die Wände wurden mit Gemälden, Kupferstichen, Spiegeln und Setzuhren geschmückt.

Die silbernen Schüssel, Teller, Leuchter rc., worin früher die Pracht der Tischgeräthe bestand, blieben zwar noch, bekamen aber eine geschmackvollere Gestalt und wechselten mit herrlichen Porzellangefäßen. Die italienische Erfindung der Gabel und Servietten kam über Frankreich und England (im siebenzehnten Jahrhundert) nach Deutschland. Noch am Hofe des Königs Matthias Corvinus von Ungarn wurden die Speisen auf türkisch-orientalisch, mit den Fingern aus den Schüsseln genommen.

Das Kochen wurde hauptsächlich in Frankreich zu einer Kunst herausgebildet. Die fremden Höfe ließen sich Köche von dort her kommen, um durch Vermengung ausländischer Speisen und Gewürze die Eßlust unnatürlich aufzuregen. Das Schwarzbrod, Ziegen-, Kuh- und Bärenfleisch (den frühern häufigen Genuß des Pferdefleisches hatten die Geistlichen den Deutschen, seit sie Christen geworden, nach und nach abgewöhnt) verschwand von den Hoftafeln. Das Schweinefleisch wurde besonders ein Lieblingsgericht der Franzosen, welche Schweinefleisch- und Schinkenfeste gaben. Das Fleisch aber schwamm in hitzigen Brühen von Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Muscatennüssen, Safran und Knoblauch; Blumenkohl, grüne Erbsen rc. kamen hinzu.

Die bürgerlichen Familien aßen größtentheils gesalzenes und geräuchertes Fleisch nebst Hülsenfrüchten, Kohl und Mehlspeisen. Zum Nachtisch gab es Gebackenes, überzuckerte Gewürze. Ueberhaupt waren Kohl, Erbsen die bedeutendsten Gemüse, bis die Kartoffeln, um deren Anbau sich Friedrich der Große halb durch Zwang der Bauern große Verdienste erwarb, sie verdrängten. Johannisbeeren wurden schon im sechszehnten Jahrhundert geschätzt, veredelte Kirschen gab es in Mecklenburg schon 1506. Getreide wurde am meisten angebaut, Buchwaizen schon im Jahre 1228; Flachs, Hanf und Hopfen wurden stark gebauet, der Weinbau schon 1229 bei Güstrow und 1284 bei Schwerin, aber wieder aufgegeben.

An die Stelle des Biers und Meths trat der Wein, der häufig mit Zucker, Honig und Gewürzen vermischt ward. Die Mahlzeiten endigten sich gewöhnlich mit einem starken Rausche. Den mecklenburgischen Geistlichen war 1572 in der Polizeiordnung erlaubt, zu Hause für ihren Bedarf Bier zu brauen, „damit sie keinen Grund hätten, in die Krüge zu gehen und sich zum Aergerniß ihrer Pfarrkinder voll zu trinken." Zur Zeit der Reformation war das Trinken in Süd- wie in Norddeutschland so häufig eingerissen, daß allgemeine Klage sich erhob. „Man setzte eine Ehre darein," wie Kantzow in der pommerschen Chronik erzählt, „recht viel darin leisten zu können," und besonders scheint die Bierkalteschale sehr beliebt gewesen zu sein, wie die Grabschrift in der Doberaner Kirche (der lübecker Dom soll nach der lübecker Chronik eine ähnliche enthalten haben, wo auf einem Bilde ein Edelmann dem Teufel zugetrunken) besagt:

Wiek, Düwel, wiek (weich) wiek wiet (weit) van my (mir),
Ik scheer my nich een Hahr (Haar) um di.
Ik bin ein Pommerscher (Mecklenbörger) Edelmann,
Wat geit (geht) di Düwel min Süpen (Saufen) an?
Ick süp (drink) mit minen Herrn Jesu Christ (im Himmel as'n goden Christ),
Wenn du Düwel ewig dörsten (dürsten) müst (in de Höll' smören müst)
Un drink mit em (ihm) söet (süße) Kolleschahl (Kalteschale),
Wenn du sitzt in der Höllenquaal.
Drum rahd ik, wiek, loop (laufe) rönn (renne) un gah (gehe),
Efft (sonst) by dem Düwel ik to schlah (ich schlage zu).

Eine andere dortige Inschrift zeigt von demselben Geschmack:

In dieser Welt hab' ich meine Lüst
Allein mit Kalteschāl gebüsst.
Hilf mir, Herr, in den Freudensaal
Und gieb mir die ewige Kalteschal!

Während man im Mittelalter auch an den Höfen früh eine Morgensuppe zu sich genommen, um 10 Uhr zu Mittag, um 3 Uhr zur Vesper, um 5 Uhr zu Abend gegessen hatte, und spätestens um 8 Uhr zu Bette ging, aber auch mit der Sonne wieder aufstand (leipziger Professoren lasen zur Zeit der Reformation schon Morgens um 5 Uhr), wurde nach dem dreißigjährigen Kriege um 11 oder 12 Uhr zu Mittag gegessen. In Frankreich fand man es zur Revolutions-Zeit bequem, um 4—6 Uhr zu essen und nahm in der Mittagsstunde ein Gabelfrühstück oder fand es noch bequemer, sich an den Tisch eines Restaurateurs (Magen-Wiederherstellers) zu setzen.

Statt der Bier- oder Mehlsuppen kam nach und nach das Kaffee- und Theetrinken auf. In Constantinopel gab es schon 1554 ein öffentliches Kaffeehaus, in Venedig 1620, in London und Paris 1670, in Hamburg 1677 von einem Engländer angelegt, in Wien 1683, Nürnberg 1696, Augsburg 1703. Im nördlichen Deutschland kam es später in Gebrauch, in Sachsen wurde es erst 1720 bekannter, aber noch im Anfang dieses Jahrhunderts sah der Verfasser, daß Bauern in der lüneburger Haide Kaffee und Thee in einem Grapen kochen wollten. Noch 1780 wurde der Kaffee durch einen Kabinets-Befehl den Bauern in Hannover verboten, weil er für den Soldatendienst schwäche. Die amerikanische Chokolade kam als Frühstücksgetränk in Gebrauch; den chinesischen Thee brachten die Holländer nach Europa und England 1666, und der holländische Leibarzt des großen Kurfürsten, Bontekoe, pries ihn als Arzeneimittel; im südlichen Deutschland wurde er dem Volke erst nach den Befreiungskriegen, besonders durch reisende Engländer, bekannt. Mit diesen Getränken kam auch der Zucker in Aufnahme, welcher 1700 noch so theuer war, daß man sich mit Syrup oder dem alterthümlichen Honig behalf. Noch verderblicher als diese Getränke wirkte auf Leib, Seele und Wohlstand der Branntwein. Vor dem Jahre 1494 scheint er noch blos als Arzenei benutzt worden; aber schon 1529 erscheint er häufig in Norddeutschland als tägliches Getränk gebräuchlich, besonders durch das und nach dem Getümmel des 30jährigen Krieges, und 1673 machte Herzog Johann Friedrich von Braunschweig das Branntweinbrennen trotz des Widerspruches der Stände zum Monopol der fürstlichen Kammer, um seiner Geldnoth dadurch abzuhelfen. Nun vergrößerte sich der Gebrauch. Betrug 1720 der Verbrauch im Fürstenthum Lüneburg 1929 Oxhoft, so stieg er schon 1739 auf 3111, 1755 auf 6335, 1785 auf 9439. Dagegen der Steuerertrag des Bieres, welcher 1715: 29,191 Thlr. betrug, 1780 auf 13,644 Thlr. gesunken war.

Den Tabak, welcher weder den Hunger stillt noch den Durst löscht, lernten die Spanier auf der Insel Tabago 1496 von rauchenden Einwohnern kennen, wo die Engländer bei den Eingeborenen auch die ersten thönernen Tabakspfeifen sahen, aber erst hundert Jahre später kam er in Europa in Gebrauch. Die Deutschen lernten das Rauchen von den Holländern und das Schnupfen von Spaniern und Franzosen. Gegen das „Tabak trinken oder saufen" eiferten Anfangs geistliche und weltliche Behörden, und eine lüneburgische Verordnung von 1691 nennt es „ein liederliches Werk", droht Todesstrafe denen, welche dadurch einen Brand erregen würden; Päpste drohen 1624 und 1690 mit dem Bann jedem, welcher in den Kirchen Tabak schnupfe; in Bern und Rußland wurde es gänzlich verboten.

Der große Aufwand in Kleidung, Festmahlen ꝛc. machten schon früh manche Luxus-Gesetze nothwendig, welche nach den verschiedenen Ständen die Kleidung oder die Zahl der Gäste vorschrieben, weil sonst die Bauern es den Bürgern, die Bürger den Edelleuten nachthun wollten. So hatte Rostock 1587 seine Kleiderordnung; so schreibt eine lübecker Verordnung wahrscheinlich schon vor der Reformation vor, daß man bei Hochzeiten, Kindtaufen, Einkleidung für das Kloster nicht mehr als 160 Gäste, 4 Gerichte, 80 Schüsseln und zur eintägigen Nachfeier nur 12 Gäste haben solle und 1685 auf dem Landgebiete der Hufner nur 3 Tage Bier geben dürfe. In Hamburg sah der sogenannte Köstenkiecker (Hochzeitschauer) noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf die Zahl der Gäste und Gerichte.

Der zunehmende Luxus zeigt allerdings von zunehmendem Wohlstand der deutschen Nation, hätte man diesen nur zu gemeinnützigeren Einrichtungen angewendet! Diese blieben jedoch auch nicht ganz aus. Die Bugenhagenschen Armenordnungen trugen auch ihre Früchte. Lübeck sammelte einen bedeutenden Fond, der bis auf unsere Zeit erhalten und vermehrt worden ist und 5 Millionen Mk. Bk. beträgt. In Hamburg wurden durch Privat-Vermächtnisse die noch jetzt bestehenden sechs Freischulen gegründet ꝛc. Die Straßen der Städte wurden nach und nach gepflastert. Augsburg schon lange vor, Gotha bald nach der Reformation, d. h. in den Hauptstraßen, doch erst 1700 wurden alle Straßen gepflastert. In Berlin erhielt der neue Markt erst 1679, die Königsstraße erst 1684 ein vollständiges Pflaster.

Erst nach der Pflasterung der Städte konnte an eine ordentliche Gassenreinigung gedacht werden. Man hielt sie für ein unehrliches Geschäft, welches die Schinderknechte z. B. in Spandau, die Juden z. B. in Hamburg verrichten mußten, woselbst jedoch schon 1585 Dreckwagen- und Dreckkarrengeld vorkommt. Hoch aufgethürmt lag der Kehricht

auf Gassen und Märkten, die Schweine durchwühlten ihn und die Schweineställe waren an den Häusern angebracht. Erst durch strenge Befehle konnte der große Kurfürst 1650 eine Wegschaffung hervorbringen, und noch 1671 mußte er befehlen, daß jeder Bauer, welcher zu Markte fahre, vom Neumarkt einen Wagen voll Unrath mitnehmen müsse.

Nun fing man auch an, die Straßen zu beleuchten. In Hamburg geschah es bereits 1675 mit 400 Laternen, 1686 mit 1120, 1679 mußte jedes dritte Haus eine brennende Laterne abwechselnd aushängen, aber schon 1682 ließ der Kurfürst in Berlin Pfahllaternen errichten, so sehr sich auch die Bürger wegen der Anschaffungskosten von 5000 Thlrn. und der Unterhaltung von jährlich 3000 Thlrn. sträubten; Wien 1687, Leipzig 1702, Frankfurt 1711, Kassel 1721, Halle 1728, Göttingen 1735; aber noch kurz vor dem letzten Befreiungskriege ging man in vielen Städten im Dunkeln, sobald Mondschein im Kalender stand. Nach einem hamburger Leuchtenkalender sollten die Laternen jährlich 1850 Stunden brennen. Die holländischen Schlangenspritzen wurden 1677 in Hamburg eingeführt, 1697 war die Zahl von 3 auf 13 gestiegen. Auch wurde 1656 das Stadtleihhaus oder Lombard errichtet.

Zur Verbesserung der Landstraßen wurden früher häufige Vermächtnisse ausgesetzt und zwar nicht blos für das Stadtgebiet. Solche kommen in Lübeck schon 1372 vor: to beteringe (Besserung) der Wege na Gandertzena unde Göttinghe bet an dat Land to Hessen 100 Gulden; dorch dat Land tho Hessen bet an Francfort 100 Gulden etc., und in Hamburg findet noch gegenwärtig eine Abgabe z. B. bei Abschluß eines Testamentes tho Wegen un Stegen statt. Zur Beförderung der Gesundheit trug in den Städten die Abtragung der Wälle bedeutend bei, nachdem man ihre Unzweckmäßigkeit bei der neueren Art der Kriegführung eingesehen. Nach der Befreiung von der Franzosenherrschaft sind die vielen neuen Anstalten für Blinde und Taubstumme, für verwahrlosete Kinder, die Warteschulen, Kinderhospitäler rc. neben den Eisenbahnen, Telegraphen rc. erfreuliche und wohlthätige Erscheinungen. —

Dem Volke blieb von den neueren Luxus-Gebräuchen, Gewohnheiten und Sitten, von denen manche auch wohlthätig wirkten, glücklicherweise noch bis in die späteren Zeiten Vieles fremd. Die lübeckischen Blätter sagen: „Vor 40—50 Jahren besuchten selbst die mittleren und wohlhabenderen Bürger den Schwartauer Markt zu Fuß mit Frau und den ältern Kindern; jener hatte Pfeife und Tabak, auch etwas zum Imbiß bei sich, diese ihre Tütchen mit Kaffee und Zucker, um sich für 2 Schillinge einen Kessel kochendes Wasser,

Tassen und Kannen in einem Wirthshause miethend, Kaffee wohlfeiler für Alle als jetzt eine Portion kostet, selbst zu bereiten. Den Kindern wurde dann zu Hause Braunkuchen mitgenommen, und das war noch die schönste Freude." In Hamburg ging es an Wandsbecker und anderen Markttagen auch so; jetzt müssen Frau und Kinder Wagen und seidene Kleider haben. Der Franzose Aubery de Maurier schreibt in seinem Mémoires de Hambourg 1636: „In dieser und andern benachbarten Städten Lübeck und Bremen denken die Frauen nur an ihren Haushaltstand; die Mütter beschäftigen sich im Innern des Hauswesens, die Töchter nähen und sticken. Alles ist dort geregelt; eine Coquette wäre ein Monstrum; man lieset auch keine Romane, welche eine Pest der Jugend sind. Man kennt nicht Karten- noch Hazardspiele, welche die Familien zerrütten und die gewöhnlichste Beschäftigung von uns Franzosen sind. Man weiß nicht, was Komödie, Opern, Bälle, Nachtgesellschaften sind: wo man so leicht zu schändlichen Ausschweifungen kommt. Die hamburger Frauen kleiden sich sehr gesittet, der stets bedeckte Hals wird mit goldenen Ketten geziert, die Finger mit goldenen Ringen."

Wie sehr hat sich seit der Zeit der französischen Occupation die gute, einfache Sitte geändert! Wie sehr haben die Bedürfnisse des geringsten Mannes sich vermehrt. Wie viele Millionen nehmen Wohnung und Mobilien hinweg; wie viele Millionen gehen für Putz und Moden ins Ausland; wie viele Millionen nimmt die immermehr steigende Vergnügungssucht und Bequemlichkeitsliebe in Anspruch; mindestens 60 Millionen Thaler werden in Deutschland dem Branntwein und 40 Millionen dem Tabak geopfert; daher steigt die Zahl der Armen in allen Staaten und mit ihr Unzufriedenheit und Verbrechen! Wohin soll das führen! Vergnügungssucht, Selbstsucht, Religionsverachtung sind stets die sichern Vorboten und Begleiter des nahen Falles des einzelnen Mannes wie ganzer Völker gewesen. Der erste Schritt zur wahren Freiheit, die nicht in Zügellosigkeit besteht, ist Beherrschung unserer selbst, Unterordnung unserer sinnlichen Lüste unter das Gesetz Gottes und unter sittlich religiöse Grundsätze, Einschränkung unserer Bedürfnisse und ein nüchternes, geordnetes, arbeitsames und rechtschaffenes Leben. „Die in Deutschland unter allen Ständen, namentlich unter den Höheren herrschende Genußsucht, die eingerissene Frivolität bei Vornehmen und Geringeren, bei Jung und Alt", sagt Demme in seinem „Buch der Verbrechen", „hat wahrlich nicht die geringste Schuld an dem Verfall unseres Vaterlandes! Und die Demokraten von 1848? Ihre Freiheitsliebe war im Ganzen nur noch Verlangen nach größerer Ungebundenheit auf dem Felde des Genusses — Emancipation

des Fleisches, Selbstsucht, Genußgier! Gott behüte das Land künftig vor ihnen!"

Von jeher haben Deutsche eine große Wanderlust bezeugt. Wie in früheren Zeiten Preußen, Liefland, Esthland 2c. durch deutsche Kolonisten bevölkert wurden, wie sich Sachsen in Siebenbürgen niederließen und in neueren Zeiten viele nach Ungarn, der Wolga und Amerika zogen, so war die Auswanderung deutscher Handwerker (namentlich aus Westphalen, der Pfalz und Würtemberg) bald nach dem siebenjährigen Kriege nach Rußland so groß, daß 1765 allein in Lübeck sich 28,000 Personen zur Einschiffung anhäuften und kaiserliche Mandate dagegen erschienen.

---

2) Gottfried Wilhelm von Leibnitz,

Begründer der neuern deutschen Philosophie.

Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege,
Die dich verfolgen und schmäh'n! Göttinn, sie kannten dich nie! —
Aber wehr' auch den Stolzen, die gern uns zwingen zu knien
Vor das vergoldete Kalb: ihren begränzten Verstand!

Wie es unter allen Völkern immer nur wenige Menschen giebt, welche mit hervorragender Kraft dem Staatsleben eine andere Gestalt geben, alte Reiche und Formen zertrümmern und neue aufbauen, so finden sich im Reiche des Geistes immer nur Einzelne, welche mit Sinn und Empfänglichkeit für jede Gattung menschlicher Kenntnisse begabt, als Leuchtsterne hervortreten und neue Bahnen in den verschiedensten Wissenschaften brechen, deren jede einen ganzen Mann zu erfordern scheint. Wie im Alterthum das griechische Volk erwärmend und leuchtend auf die gesammte Menschheit einwirkte, so gebührt in der Neuzeit dem Deutschen Volk der Ruhm, in den höheren, ernsten, ideellen Gegenständen des Wissens mit kühnem Muthe und unermüdetem Streben vorangegangen zu sein, und der Welt Männer geliefert zu haben, welche in die Schachten der Erde wie in die Bahnen der Sonnen, in die innerste Natur des menschlichen Geistes wie in die Tiefen der Gottheit einzudringen sich bemüheten; Männer, welche mit der Fackel der Wahrheit mehr als in einer Wissenschaft zugleich große Entdeckungen machten, und mit ihrem Lichte die Völker des

Erdkreises erhelleten. — Wir erinnern nur in Bezug auf die Neuzeit an Göthe und A. von Humboldt; im siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gehört zu ihnen H. Conring zu Helmstädt, † 1681, welcher Doktor und Professor fast aller Fakultäts-Wissenschaften war, und unser Leibnitz, welcher nach den Zeiten der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges den Geist auf höhere Gegenstände hinlenkte und bewies, daß die Deutschen in den Wissenschaften auch unter dem Schwertergeklirr ihre weltgeschichtliche Bestimmung nicht aus den Augen gesetzt hatten.

Er wurde seinem Vater, dem Moral-Professor Friedrich Leibnitz in Leipzig den 21. Juni oder 3. Juli 1646 geboren, und erregte schon früh große Erwartungen. Der Vater erregte den Geist und die Lernbegierde seines Sohnes durch Erzählungen aus der Bibel und der Weltgeschichte, gab ihm auch sehr bald solche Schriften in die Hand, starb aber, als sein Sohn erst das sechste Jahr erreicht hatte. Die Mutter schickte ihn nun in die Schule, wo der unmethodische, kärgliche Unterricht seinem Geiste nicht genügte, daher er mit brennendem Eifer über jedes deutsche Buch herfiel, das er bekommen konnte, und diese Viel- und Vielerlei-Leserei, welche einen mittelmäßigen Kopf verwirrt haben würde, schadete ihm nicht. Da fand er einst eine alte Ausgabe des Livius mit Holzschnitten, ruhete nicht, bis er den Sinn ohne Hülfe eines Wörterbuches sich einigermaßen deutlich gemacht; aber der Lehrer, dem er in den Schulstunden Einiges daraus vorbrachte, warnte Mutter und Vormund vor unzeitiger Weisheit, und meinte, der kleine Katechismus und des Comenius Elementarbuch müßten seine einzigen Bücher sein. Glücklicherweise fand ein erfahrener Hausfreund es ungerecht, die geistigen Flügel eines begabten Knaben bei den ersten Flügelschlägen zu zerknicken, und bewirkte ihm den freien Gebrauch der väterlichen Bibliothek.

Acht Jahre alt, und „kaum lateinisch stammelnd," brachte er oft, wenn die Schulstunden ihn nicht abhielten, ganze Tage dort zu; Cicero, Seneca, Plinius rc. wurden bald hier bald dort, wie der Inhalt oder Styl ihn anzog, gelesen, und vor seinem zwölften Lebensjahre verstand er geläufig das Lateinische, und konnte, wie er selbst erzählt, das Griechische „zurecht stottern." In seinem dreizehnten Jahre sollte einer seiner Mitschüler zu Pfingsten ein lateinisches Gedicht vortragen, wurde aber krank, und Niemand wollte bei der Kürze der Zeit die Arbeit unternehmen. Da schloß Leibnitz sich vom Morgen bis Mittag ein und lieferte ein Gedicht von 300 Hexametern zur Verwunderung aller Lehrer. Eben so ging es mit dem Griechischen, mit Homer und Herodot, mit Plato und Aristoteles

die ihn anhaltend beschäftigten, ehe der Schulplan an sie kam. Diese Beschäftigung mit den Alten verleidete ihm freilich die damaligen Schriften der Neuern, namentlich der Deutschen, und führten ihn leider! dahin, sich in seinen späteren Jahren mehr der lateinischen und französischen Sprache zu bedienen; aber die männlichen, großartigen Gedanken und Anschauungen des Alterthums, verbunden mit einer klaren, naturgemäßen und mustergültigen Ausdrucksweise hoben seinen Geist, bildeten seinen Geschmack in Behandlung der Sprache, der Wissenschaft und des Lebens.

Bisher hatte er sich indeß hauptsächlich mit Geschichte und Dichtkunst beschäftigt und zwar so ernst, daß er noch in seinem Alter lange Stellen aus den Klassikern, besonders aus Livius und Virgil, ohne Anstoß hersagen konnte; nun trat er in die Klassen, wo der Anfang mit den philosophischen Studien gemacht werden sollte: man fürchtete, daß diese weniger Reiz für ihn haben würden. Als er jedoch an die Logik kam, zog ihn diese durch die Ordnung und Folgerichtigkeit, welche sie in die Gedanken, Begriffe und Schlüsse brachte, dergestalt an, daß er auch hier auf eigene Forschungen ausging, und den Lehrern manche Fragen vorlegte, welche sie nicht zu beantworten wußten. So zeigte er schon damals, daß ein Zweig der Wissenschaften ihm nicht genüge.

Mit einem Gedächtnisse, angefüllt von einem reichen Stoff, und was mehr galt, mit einem geübten Verstande ihn selbstdenkend zu bearbeiten, bezog Leibnitz im fünfzehnten Jahre die leipziger Universität, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen: trieb aber zugleich Philosophie unter dem Professor Thomasius, Vater des berühmten Christian Thomasius, wobei er sich besonders dem Pythagoras, Plato und Aristoteles zuwandte, und Mathematik unter Kühn, den er durch seine Fragen oft zu lichtvolleren Vorträgen nöthigte, noch mehr aber unter den berühmten Weigel in Jena, wohin er 1662 ging. Die strenge Methode im römischen Rechte wie in den mathematischen Demonstrationen, die seinem gründlichen Geiste Bedürfniß wurde, bewahrte ihn auch vor Verwirrung beim Vielwissen und vor philosophischem Schwindel, wie vor Stolz und Rechthaberei.

Nach Leipzig zurückgekehrt, wurde er nach rühmlich überstandener Prüfung und Vertheidigung einer philosophischen Schrift: „de principis individualitatis," über den Grund der Individualität (wie er annahm, daß die Seelen der Menschen schon vor ihrer Vereinigung mit dem Körper verschieden wären, und folglich diese Verschiedenheit nicht erst durch jene Vereinigung entstanden sei), unter Thomasius Vorsitz 1664 Magister der Philosophie, wandte dann die Philosophie auch auf das Recht an, in den quaestiones philosophicas ex jure

collectas (philosophische Rechtsfragen) und den conditionibus. Noch merkwürdiger war die berühmte Abhandlung: de arte combinatoria, worin er aus mathematischen Grundsätzen die Lehre von der Verbindung der Zahlen und Begriffe scharfsinnig entwickelte, den Nutzen derselben für die Wissenschaften darthat. Am Schlusse hatte er eine mathematische Demonstration des Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, unter dem Titel: „Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten angehängt", den Satz Baco's, den alle Halbgebildete beherzigen sollten, „daß ein bloßes Nippen aus den Quellen der Philosophie von Gott ab-, ein tieferes Schöpfen aber zu ihm zurückführe," rechtfertigend.

Um eine feste Lebensstellung zu gewinnen, wozu ihm das Amt eines Richters um so zweckmäßiger erschien, weil es die praktische Anwendung seines Wissens, worauf stets sein Streben hinzog, begünstigte, ohne ihn in die verhaßten Spitzfindigkeiten der Advokatur hineinzutreiben, suchte er in seinem zwanzigsten Jahre die juristische Doktorwürde zu gewinnen, wodurch ihm das Beisitzeramt in der Juristen-Fakultät gesichert war, welche sich mit Entscheidung eingeschickter Rechtsfragen beschäftigte. Der Neid mischte sich aber hinein, und, wie es scheint, auch die Frau Dekaninn; er wurde „als zu jung" abgewiesen, ging daher 1666 auf die 1576 gestiftete nürnberger Universität in Altdorf. Hier fand „der Prophet bessere Aufnahme als in seinem Vaterlande," wurde zum Doktor promovirt, nachdem er die gebräuchliche lateinische Rede in zierlicher Prosa und Verse zum Erstaunen seiner Zuhörer gehalten, weil es sich fand, daß er im Flusse der Gedanken die Sache ganz anders ausgeführt hatte, als der geschriebene Entwurf ergab. Eine Professur, welche ihm die Nürnberger Scholarchen sogleich anboten, lehnte er nun ab, „weil er sich nicht durch ein Amt an einen Ort festnageln lassen wollte." In Nürnberg bekam er Zutritt in eine Gesellschaft von Alchemisten, und obgleich ihm die Kunst, Gold zu machen, unwahrscheinlich schien, benutzte er die Gesellschaft, sich mit der Chemie bekannter zu machen, lernte jedoch bald, daß hier nichts zu lernen war, und trat aus; mehr interessirte ihn die Brandt-Kunkelsche Erfindung des Phosphor. — An der Wirthstafel lernte er den Minister des Kurfürsten von Mainz, den berühmten Freiherrn von Boyneburg kennen, der, erstaunt über die Gelehrsamkeit und Klarheit des jungen Mannes, beschloß, ihn in mainzische Dienste zu bringen und ihm Frankfurt am Main zum einstweiligen Aufenthaltsorte vorschlug. Hier vollendete er 1667 zwei Schriften, worin er eine neue Methode der Rechtswissenschaft zu lernen und zu lehren vorschlug, und mit Geist und Gelehrsamkeit dem ganzen Studium einen neuen Weg vorzeichnete.

Der berühmte Kurfürst Johann Philipp Graf von Schönborn, der früher als Bischof von Würzburg Otto's von Guerikes neu erfundene und auf dem Reichstage zu Regensburg 1654 bewunderte Luftpumpe für die dortige Universität angekauft hatte, ernannte ihn in seinem einundzwanzigsten Jahre zum Justiz- und Kanzleirath. Als solcher schrieb er bald darauf zwei englische Abhandlungen über die polnische Königswahl ꝛc. Boyneburg sandte ihn 1672 in Geschäften und zur Begleitung seiner Söhne nach Paris, um „die noblen Passionen" zu lernen. Des Hofes Glanz, die Literatur, welche damals ihr goldenes Zeitalter hatte, die Menge geistreicher Schriftsteller regte den jungen berühmten deutschen Gelehrten von allen Seiten an, der sich selbst Achtung zu erwerben verstand. Der holländische Huygens, Erfinder des Pendels und Entdecker des Saturnringes, † 1695, der abwechselnd im Haag und Paris lebte, wurde durch einen Vorschlag zur Verbesserung der Taschenuhren auf ihn aufmerksam, so wie durch die Erfindung einer durch Scheiben und Walzen jedes Exempel der vier Spezies ausrechnenden Maschine. Die Nachricht von einer Rechnenmaschine des Pascal veranlaßte ihn, nämlich ohne diese gesehen zu haben, eine andere zu erfinden, welche nicht, wie jene, blos zur Addition und Subtraction diente, sondern auch Multiplikationen und Divisionen, selbst die Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Wurzel und selbst Cartesius Freunde gestanden, daß Pascals Erfindung damit nicht zu vergleichen sei. Durch Huygens wurde Leibnitz mit der Analysis des Cartesius bekannt, und schon im nächsten Jahre erfand er die arithmetische Quadratur des Zirkels, d. h. das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise. Dann besuchte er England und machte dort die interessanteste und wichtigste Bekanntschaft. Die Chemie war damals Modesache am Hof, König Karl II., der Prinz Ruprecht von der Pfalz, Erfinder des Prinzmetalls, der Chemiker Boyle waren angelegentlich damit beschäftigt. Einstimmig machte die Societät der Wissenschaften Leibnitz zu ihrem Mitgliede, wie früher Newton. Doch lernten einander sie damals nicht kennen, obgleich sie einen Briefwechsel unterhielten.

Indeß war Boyneburg und bald darauf der Kurfürst gestorben. Leibnitz kehrte nach Paris zurück; aber aus Liebe zum Vaterlande und zu seiner Religion, nahm er die Stellung als Mitglied der Akademie, welche eine Religionsveränderung voraussetzte, nicht an, sondern ging als Hofrath und Bibliothekar nach Hannover mit 600 Thalern Gehalt, und der Erlaubniß, so lange in fremden Ländern bleiben zu dürfen, als es ihm gefalle.

Während er hier auf die mannigfaltigste Weise beschäftigt war, bald die Bibliothek zu ordnen, bald auf Verbesserung der Waagen

oder Taschenuhren, bald Maschinen (Windmühlen) zur Wegschaffung des Wassers aus den Harzbergwerken zu denken, bald durch publizistische Abhandlungen dem hannovrischen Fürstenhause zu nützen oder unter dem Namen Cäsarinus Fürstener über das „Oberherrlichkeits- und Gesandtschaftsrecht der deutschen Fürsten" der Herabwürdigung der deutschen Gesandten auf dem niemweger Congreß durch die Franzosen entgegen zu treten (wobei er zwar den Staat als eine freie Vereinigung unabhängiger Menschen betrachtete, aber Hobbe's Satz: daß alle Menschen von Natur gleiche Rechte hätten, bestritt, weil daraus der Krieg Aller gegen Alle, folglich der Untergang Aller folge), ließ er nicht allein von Zeit zu Zeit in die leipziger Acta Eruditorum wissenschaftliche Abhandlungen einrücken, welche durch die Neuheit ihrer Ansichten alle denkenden Köpfe Europa's in Erstaunen setzten, sondern eröffnete auch den mathematischen Wissenschaften mit seinem scharfen durchdringenden Geist ein ganz neues Gebiet durch die Erfindung der Differentialrechnung. Er theilte diese wichtige Erfindung den 12. April 1677 Newton umständlich und offen mit. Dieser war aber gleichfalls damit beschäftigt, und hatte seinerseits darüber Leibnitz Mittheilungen gemacht, aber klüglich auf eine räthselhafte Weise. Als nun Leibnitz im Oktober 1684 sein Werk durch den Druck veröffentlichte, erhob sich zwischen Beiden ein lebhafter Streit, wem die Ehre gebühre der ersten Erfindung, der „Rechnung des Unendlichen" (Infinitesimal-Calcul) gebühre. Die englische Kommission entschied für Newton; allein Leibnitz erklärte, seine Briefe wären verstümmelt, zum Theil unterschlagen. Es ist aber hinreichend bewiesen, daß die sogenannte Fluxions-Rechnung, von welcher Newton ausging, grundverschieden ist von dem algebraischen Wege, auf welchem Leibnitz seine Erfindung machte, daß beide unabhängig von einander zum Ziele kamen, und Leibnitz nicht allein mit vollem Rechte gleichen Ruhm in Anspruch nimmt, sondern auch der erste war, der die Entdeckung bekannt machte.

In Hannover lebte Leibnitz geachtet und zufrieden, denn obgleich Herzog Johann Friedrich 1619 gestorben war, so fand er doch nicht allein an dessen vielseitig gebildeten Bruder Ernst August (der durch Einführung des Erstgeburtsrechts die Theilungen des Staates abstellte), einen neuen Gönner, sondern an der reichbegabten, wißbegierigen Herzoginn Sophie, Tochter des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessinn Sophia eine so eifrige, in lateinischer und neueren Sprachen bewanderte Schülerinn, daß sie seinen Umgang nicht entbehren, und er ihr auch auf seinen Reisen schriftlich ihre Fragen beantworten mußte, in denen sie „den Grund vom Grunde" zu wissen begehrte. Der Herzog trug ihm

auf, eine Geschichte des welfischen oder braunschweigischen Hauses zu schreiben, und eifrig unterzog er sich dieser Arbeit, welche ein Meer von historischen Untersuchungen und Nachforschungen nöthig machte, weil er hoffte, dadurch den ältesten und schwierigsten Theil der gesammten deutschen Geschichte bis in ihren Ursprung aufklären zu können. Weil aber ein Zweig dieses Hauses, Este, in Italien herrschte, so ließ sich erwarten, daß in den dortigen Archiven noch wichtige Quellen vorhanden wären, daher reisete er 1687—1689 über Wien nach Italien, und machte Modena zum Mittelpunte seiner Forschungen (wobei auch die Bergwerke Ungarns und die Quecksilbergruben Istriens seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen). Mit reichen Sammlungen von Urkunden und Denkmälern kehrte er zurück, und wandte sich zur Verarbeitung derselben. Es erschienen zuerst die Scriptores rerum Brunsvicensium (die braunschweigischen alten Geschichtschreiber) in drei Folio-Bänden, der genealogische Zusammenhang der Welfenhäuser Braunschweig und Este, die er auf den fränkischen Grafen Bonifacius, welcher unter Ludwig dem Frommen die welfische Prinzessinn Judith aus der Gefangenschaft in Tortona rettete, zurückführt, endlich das Hauptwerk: Origines Guelficae. Diese welfische Urgeschichte kam aber erst 1750 in Druck. Auch Anton Ulrich von Wolfenbüttel ernannte ihn zum Bibliothekar, eine Stelle, die er aber größtentheils von Hannover aus versah, doch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die bessere Gestaltung des dortigen Bücherschatzes.

In Wien hatte Leibnitz eine günstige Aufnahme gefunden, des Prinzen Eugen Freundschaft gewonnen und war vom Kaiser zum Reichsfreiherrn erhoben worden. Die Türken hatten seit ihrer Niederlage vor Wien 1683 sich nicht wieder heben können, die Gefahr, welche mit dem belagerten Wien nicht blos Oesterreich, sondern die ganze Christenheit, die europäische Gesittigung bedroht hatte, war entschieden abgewendet, und schon dachte man daran, diese Barbaren nach Asien zurückzujagen; „aber man vergaß, daß der allerchristlichste König im Westen ein treuer Verbündeter seiner türkischen Freunde sei, und ihrer bedurfte im gemeinsamen Hasse gegen das Haus Habsburg und für die eigene Habgier nach deutschem Boden." Ohne Anlaß und zugleich mit der Kriegserklärung fielen im Oktober 1688 die Franzosen in das deutsche Reich und die Flammen der Städte und Dörfer zeigten die Absicht, das Land zur Einöde zu machen, damit kein Heer sich dort halten könne. Vergebens war Leibnitzens treffliche Widerlegung der französischen Scheingründe, vergebens sein Zorn, den er in einem heftigen Gedicht aussprach. „Ludwig," heißt es, nach damaligem Wortversetzungsgebrauche, darin, „ist der vier-

zehnte, d. i. decimus quartus. Das enthält in der Umstaltung der Buchstaben die Frage: Quid es? Wer bist du? und die Antwort: sum Turca: ich bin ein Türke. Möge der Name eine Vorbedeutung sein (nomen et omen), möge Ludwig den Türken das gleiche Schicksal mit dem Türken des Halbmondes treffen. Die Nacht, wo der Mond herrscht, ist vergangen, der Tag ist angebrochen und auch das Hahnenschrei (Gallus) muß verstummen; so freue dich, Deutschland, denn Ludwig stürzt nieder von seiner Höhe." Leider ging damals diese patriotische Hoffnung noch nicht in Erfüllung! Die Gründe des Rechts, der Menschlichkeit und der Christlichkeit mochte Leibnitz so klar als eindringlich darstellen, sie wurden von der Eroberungssucht unterdrückt und verhallten unter dem Donner der Kanonen und den Ränken der Franzosen.

Auch in kirchlicher Beziehung wurde Leibnitzs Geist und Thätigkeit häufig in Anspruch genommen. Die religiösen Streitigkeiten hatten viel Nachtheil hervorgebracht, und die Gemüther der Einzelnen verwirrt und erbittert. Sie zu schlichten und die getrennte Kirche zu vereinigen, schien ein löblicher Zweck. Anton Ulrich, Herzog von Wolfenbüttel, verheirathete seine Enkelinn an den Kaiser Karl VI. (1708); sie mußte katholisch werden, der alte Herzog folgte, wie seine Tochter, Aebtissin zu Gandersheim 1710—1732. Des helmstädtischen Abts Fabricius Gutachten im Namen der Fakultät war auf Beruhigung des Gewissens der Prinzessinn eingerichtet. Dagegen erhob sich schärfer Widerspruch, besonders des Professors S. Edzardi in Hamburg († 1736): das ganze Vereinigungswerk, an welchem Leibnitz, Molanus u. m. gearbeitet hatten, ging darüber zu Grunde; der Papst bezeugte Anfangs Nachgiebigkeit, später konnte der Herzog nicht einmal den Gebrauch des Kelches im Abendmahl erhalten.

Die Verheirathung der Prinzessinn Charlotte, Tochter der Herzoginn Sophie von Hannover, an den damaligen Kurprinzen Friedrich von Brandenburg, nachherigen König Friedrich I. von Preußen, hatte auf Leibnitzens Thätigkeit einen bedeutenden Einfluß. Er stand auch mit dieser geistreichen Fürstinn in beständigem Briefwechsel, und sie bewog den Kurfürsten, welcher schon damals eifrig eine Vereinigung zwischen der lutherischen und reformirten zu einer evangelischen Kirche wünschte, Leibnitz deshalb nach Berlin zu berufen, um mit dem Hofprediger Jablonski an diesem viel leichter scheinenden Werke zu arbeiten. Dennoch stieß er hier auf mancherlei Schwierigkeit und die Sache wurde hinausgeschoben.

Dagegen erwarb sich Leibnitz ein anderes Verdienst durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Er hatte in London und Paris gesehen, wie viel solche Einrichtungen zur Belebung

des wissenschaftlichen Eifers beitragen, und erwartete davon auch in Deutschland vortheilhafte Wirkungen. Die Kurfürstinn, hoffend, ihn dadurch in Berlin zu fesseln, unterstützte eifrig diesen Gedanken, und der Kurfürst ging darauf ein, und ernannte Leibnitz den 11. Juli 1700 zum immerwährenden Präsidenten der Akademie. Er war der rechte Mann, ihm wurde vertrauensvoll das ganze Werk in die Hände gelegt, und darum konnte es gedeihen. Er entwarf den Plan und die Gesetze, bestimmte und vertheilte die gelehrten Arbeiten, zog durch seinen Ruf gelehrte Männer herbei, führte mit Auswärtigen den Briefwechsel, gab denen, welche sich den vorgeschlagenen Arbeiten unterziehen wollten, bereitwillig fruchtbare Winke, wies Hülfsquellen nach ꝛc., und ging selbst mit so gutem Beispiele voran, daß der erste Theil der 1710 erscheinenden Miscellanea Berolinensia mit seinen Aufsätzen aus allen Fächern der Wissenschaften versehen wurde. Eine ähnliche Anstalt in Dresden zu errichten, schlug fehl, weil August mit Karl XII. in einem unglücklichen Krieg verwickelt war, und eben so hinderten die Jesuiten und der Krieg mit Frankreich den Kaiser, der ihn 1713 sonst wohlwollend aufnahm (und sich mit ihm über den spanischen Erbfolgekrieg berieth, ihm, der eifrig an den „Jahrbüchern des Reichs“ [Annales imperii], arbeitete, einen Gehalt von 4000 Fl. versprach, wenn er dort bleiben wollte, und ihm 2000 Fl. Pension gab, als er wieder nach Hannover zurückkehrte), sich der Sache anzunehmen. Die Bekanntschaft Peter des Großen machte Leibnitz 1711 in Torgau, wohin jener kam, um seinen Sohn Alexis mit der Prinzessinn Charlotte von Wolfenbüttel zu verheirathen, dann sahen sie einander in Karlsbad. Der Kaiser beschenkte ihn reichlich, verlieh ihm den Titel eines geheimen Justizrathes mit einem Gehalte von 1000 Speziesthalern, und leicht wäre ihm dort ein umfassender Wirkungskreis eröffnet worden; aber auch dennoch entwickelte er noch in seinem hohen Alter eine für Rußland wie für die Menschheit erfolgreiche Thätigkeit, indem er dem russischen Kaiser eine Uebersicht der obern Staatsbehörden eines wohleingerichteten Staates mit der Angabe ihrer Geschäftskreise entwarf, die in einander greifend sich gegenseitig anregen sollten, und besonders auf Jugendunterricht und Beförderung der Wissenschaften hinwies. Auch bewog er den Kaiser, Untersuchungen über die Abweichung der Magnetnadel in seinem großen Reiche anstellen und ihm Nachrichten über die Sprachen Asiens ertheilen zu lassen.

Der hannovrische Hof benutzte Leibnitzens Universalität in staatswissenschaftlichen Dingen auf mancherlei Weise, theils bei den Friedensunterhandlungen des Reiches mit den Franzosen, theils um das gute Vernehmen mit dem berliner Hofe zu unterhalten, theils bei Erlangung der neunten Kurwürde und endlich bei der Aussicht, welche

sich zur Erlangung der englischen Krone darbot, welche **1714** an den Sohn Ernst Augusts, Georg I., fiel.

Neben diesen Arbeiten ließ Leibnitz jedoch die eigentlichen Wissenschaften nicht außer Acht. Wie die Königinn Charlotte bei der Errichtung der berliner Akademie thätig war, so gab sie auch die erste Anregung zu der wichtigsten philosophischen Schrift des großen Mannes. Er las mit ihr Bayle's geschichtliches Wörterbuch, und mußte ihr die durch dasselbe angeregten Zweifel schriftlich beantworten, und nachher auf ihren Wunsch zu einem eigenen Werke bearbeiten. Es waren hauptsächlich die alten Fragen: Woher kommt das Unkraut? oder, wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Uebel und Unvollkommenheiten? Bayle hat mit französisch-rhetorischer Beredsamkeit erklärt: der Ursprung des Bösen sei nicht befriedigend zu beantworten. Leibnitz setzt seine Gründe entgegen in der berühmten Théodicée (1710), worin er nachweiset, daß die Uebel in der Welt kein Einwurf gegen die Vorsehung wären, und von dem Grundsatz ausgeht: die (sich ihres Schranken bewußte) menschliche Vernunft ist stets auf Seiten der wahren Religion, und es kann keinen (wirklichen) Widerspruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor der wahren Philosophie bestehen. „Philosophie und Christenthum waren überhaupt in Leibnitz Seele durchaus nicht entzweit, vielmehr stimmten sie (wie es stets sein sollte) in ihren tiefsten Grundlagen und höchsten Ergebnissen ganz überein." Dies französisch geschriebene Buch wurde als das bedeutendste der Zeit in alle Hauptsprachen Europa's übersetzt.

Immer tiefer bildete Leibnitz seine neuen Ansichten durch. Die Metaphysik verband er mit der Physik durch eine neue Lehre der Dynamik. Gegen Cartesius, der das Wesen des Körpers blos in Ausdehnung setzte, zeigte er, daß noch Kraft, vermöge welcher die Körper thätig sein können, hinzugefügt werden müsse. Ausdehnung wie Farben und Töne seien nicht Dinge an sich, sondern nur Wahrnehmungen der menschlichen Sinne.

Nicht weniger zeigt er sich als tiefsinniger Denker in seiner Locke entgegengesetzten Schrift über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens (essai sur l'Entendement humain, 1715), wodurch er der deutschen Philosophie eine neue Richtung giebt, ja sie eigentlich erst begründete.

Der Mittelpunkt des ganzen Leibnitzischen Systems ist die Monadenlehre. Die Erfahrung lehrt, daß es zusammengesetzte Dinge giebt, folglich auch einfache Substanzen (Monaden), d. h. an und für sich seiende Einheiten, aus denen das Zusammengesetzte

besteht. Die Materie ist also nichts als eine Anhäufung einer unendlichen Menge von solchen Atomen, welche unsere Sinne nicht deutlich zu erkennen vermögen. Als die letzten, untheilbaren Principien alles Zusammengesetzten sind diese einfachen Substanzen also nothwendig Eins an sich; es ist daher in ihrer Beziehung keine Zusammensetzung und Auflösung, sondern nur Schöpfung oder Vernichtung möglich; eben so sind sie unveränderlich durch Einwirkung von Außen, weil weder eine Substanz noch ein Accidenz (Wesentliches und Zufälliges) in sie einzudringen vermag. Als wirkliche Substanzen müssen die Monaden gewisse innere Eigenschaften (Qualitäten) besitzen (sonst wären sie keine Realitäten, wirkliche Wesen) und sich dadurch von einander unterscheiden, daß es eben so wenig zwei Dinge geben kann, welche nach ihren inneren Eigenschaften vollkommen übereinstimmten (Principium indiscernibilium) als zwei ganz genau dieselbe Richtung habende Radien in einem und demselben Kreise. Da Nichts von Außen in das Wesen der Monaden eindringen kann, das Princip ihrer Veränderungen also ein Inneres sein muß, und es keine andere innere Eigenschaften giebt, als Vorstellung und Trieb (perceptio et appetitus), so sind die Monaden, welche ein eigenes individuelles Leben haben müssen, geistige Kräfte, welche ihren Zustand (perceptionen) beständig zu verändern streben. Wo Vorstellungskraft mit Unterscheidung und Gedächtniß verbunden ist, da ist nicht nur Leben, sondern eigentlich Beseelung. Eine Seele, welche mit Vernunft begabt ist, heißt Geist, d. h. wenn sie fähig ist, nach der Erkenntniß ewiger und nothwendiger Wahrheiten zu handeln. Eine solche Seele ist dann eine Nachahmung, d. h. ein Ebenbild, Gottes. Gott ist die erste ursprüngliche, unendliche Monas, alle übrigen sind von ihm abgeleitete endliche und beschränkte Monaden, welche sich durch den Grad und die Qualität des Vorstellens unterscheiden.

All unser unmittelbares Erkennen kommt zuletzt auf gewisse ursprünglich angeborene Ideen oder Wahrheiten der Vernunft zurück, denn es giebt in der Philosophie wie in der Mathematik gewisse allgemeine nothwendige oder Grundwahrheiten, welche nicht aus der Erfahrung entlehnt, sondern in der Vernunft selbst gegründet und unmittelbar gewiß sind, also keines weiteren Beweises bedürfen; diese angeborenen Grundwahrheiten bedürfen nur der Entwickelung und Verdeutlichung. Zu ihnen gehören auch die zwei obersten Grundsätze, worauf alle unsere Schlüsse beruhen, nämlich 1) der Grundsatz des Widerspruchs: Keinem Dinge kommen widersprechende (sich selbst aufhebende) Merkmale zu, z. B. kaltes Feuer, dreieckige Kugel: er reicht für die Mathematik aus; 2) der Grundsatz des zureichenden Grundes oder für das, was man für

wahr hält, muß es einen zureichenden Grund geben, d. h. einen Grund, der seine Folge vollständig und mit Nothwendigkeit bestimmt. Wie mit den logischen, so ist es auch mit den realen Gründen oder Ursachen: Jede Wirkung muß eine hinreichende Ursache haben. In beider Beziehung wird nicht gefordert, daß man gar nichts aus unzureichenden Gründen für wahr halten dürfe; man muß aber das Bewußtsein in sich erhalten, daß sie unzureichend sind, und das für wahr Gehaltene also blos wahrscheinlich ist. Die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Begriffe: Ursache und Wirkung nöthigt auch den ärgsten Zweifel, das Tagwerden z. B. mit Sonnenaufgang zu verknüpfen; es ist eine ursprüngliche innere, über alle Erfahrung hinausgehende Nöthigung dazu vorhanden. Ohne diesen Grundsatz ist weder Physik noch Metaphysik, noch irgend eine reale Wissenschaft möglich. — In der Voraussetzung, daß durch das Denken das Wesen der Dinge erkannt werden könne, sucht Leibnitz durch das absolut Einfache des Verstandes, Locke gegenüber (der das absolut Einfache des Sinnes setzt) das Reale, was aller Erkenntniß zum Grunde liegt, zu entdecken.

Aber auch das Weltall selbst, als der Inbegriff alles Endlichen und Faktischen, muß seinen zureichenden, nothwendigen Grund haben, denn es kann keine unendliche Reihe von Zufälligkeiten und Abhängigkeiten, es muß also einen letzten, zureichenden Grund aller Dinge und ihres Zusammenhanges im Weltall, eine nothwendige und ewige Substanz (Wesen) geben, darinnen, als in ihrer Quelle, der letzte, einzige und allgemeine Grund aller Dinge und ihrer Veränderungen besteht: und dieser ist Gott, folglich nur Einer, und dieser Eine ist hinreichend, aber auch schlechthin unbeschränkt, absolut vollkommen. Gott ist ferner nicht nur das Princip alles Seyenden, d. h. Existirenden, sondern auch die Quelle aller Möglichkeiten, d. h. aller Wesenheiten oder alles desjenigen, was in der Möglichkeit real ist. Sein Verstand ist der Grund oder das Band der ewigen Wahrheiten oder Ideen, ohne den in den Möglichkeiten nichts Reales und kein Grund, warum sie existiren sollten, da wäre. Gott ist also das allerrealeste und absolut nothwendige Urwesen, dessen Wirklichkeit also eben so wohl aus seinem bloßen Begriffe, dessen Möglichkeit seine Wirklichkeit einschließt, als aus der Zufälligkeit der endlichen Dinge folgt (ontologischer und kosmologischer Beweis). Gottes Allmacht ist also das Princip aller Dinge, seine Erkenntniß enthält die Ideen als Urbilder der Dinge, sein Wille bewirkt die Veränderungen und das Entstehen in der Wirklichkeit. Gott ist demnach das alleinige ursprünglich Wirkende (Agens) im Weltall. Aber auch die erschaffenen Monaden sind wirkende Kräfte der zweiten Ordnung, und können

auf andere wirksam und thätig sein, nur mehr oder weniger beschränkt, nach dem Maaße ihres geistigen Lebens; also, als Grund von demjenigen, was sich in einem andern zuträgt: daher sagt man, daß jenes auf dieses einwirkt. Dieser Einfluß ist bei einzelnen Substanzen kein realer (physischer), denn keine Monas kann einen solchen auf das Innere des Andern haben, sondern wenn sie einander bestimmen sollen, so kann das nur ein idealer Zusammenhang (Einfluß) sein, das heißt die Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monaden in einer von Gott vorher bestimmten ursprünglichen Uebereinstimmung (harmonia praestabilitata) stehen. Daher ist das ganze Universum voll Leben und Thätigkeit, nichts Todtes, Oedes, höchstens dem Schein nach. — Aus diesen Grundsätzen läßt sich auch die Verbindung der Seele mit dem ihrer Beherrschung zunächst unterworfenem Leibe erklären, denn beide, Seele und Leib, verfolgen zwar jedes seine eigenen Gesetze, beide stimmen jedoch mit einander überein. Es giebt Umstaltungen des Beseelten, aber keine Seelenwanderung, keine Erzeugung im strengeren Sinne, auch keinen Tod, sondern nur Entwickelungen, Zuwüchse, Abnahmen. Der beseelte Körper so wie die Seele sind also schon vor der Empfängniß präformirt, denn diese ist nur eine neue große Umbildung zu einem höhern und edlern Grade des Lebens.

Die ganze Welt ist also ein Aggregat von Monaden, als absolut einfache Substanzen, deren jede gleichsam ein Spiegel aller übrigen ist, obwohl jede auf eigenthümliche Weise: daher konnte auch mit der vollkommensten Einförmigkeit und Ordnung so viele Verschiedenheit verbunden werden. Denn es läßt sich überhaupt nicht denken, daß zwei Dinge in der Welt völlig gleich und ähnlich seien, weil sie absolut identisch gar nicht mehr als zwei zu unterscheiden sein würden (Grundsatz des Nichtzuunterscheidenden). Raum und Zeit, in welche wir die Dinge versetzen, sind nichts als Verhältnißbegriffe, durch welche wir die Ordnung des zugleich Seyenden und des aufeinander Folgenden denken.

Im göttlichen Verstande waren wohl unendlich viele Welten möglich; aber wirklich ist nur die Eine geworden, welche die göttliche Weisheit als die beste anerkannt, mithin sein Wille erwählte und seine Macht vollbrachte. Das Uebel in dieser besten Welt (Optimismus) liege in Endlichkeit und Beschränktheit, da Gott keinem Wesen alle Vollkommenheit schenken könne, ohne es selbst zum Gott zu machen, und in der Willensfreiheit, vermöge er zwischen mehreren physisch möglichen Handlungen wählen könne. Das metaphysische Uebel bestehe in jener Unvollkommenheit, das physische: im Leiden,

das moralische: in der Sünde. Das moralische Uebel wollte Gott nicht, er ist nicht Urheber, es sei aber eine Folge der nothwendigen Beschränkung der idealen Natur, die immer unvollkommen ist, eine Bedingung des Guten. In der Freiheit der endlichen Geister, welche eine nach Bestimmungsgründen erfolgende Wahl unter mehreren physisch-möglichen Handlungen ist, hat das moralische Uebel seinen Grund. Das freie Wählen des Menschen hänge von gewissen Bestimmungsgründen ab: darum sieht Gott die Handlungen des Menschen voraus; durch dies Voraussehen werden sie aber nicht absolut nothwendig, es ist nicht ein freiheitsraubendes Vorherbestimmen. Die Handlungen werden nicht durch Gottes Vorherwissen bestimmt, sondern umgekehrt, Gott sieht sie nur deswegen ganz gewiß und bestimmt vorher, weil sie in dem freien Charakter des Handelnden bestimmt enthalten sind. Gott ist Urquell aller Kraft, aber nicht des Mangelhaften, was daraus entsteht, z. B. Flußströmung treibt die Schiffe, die Hemmung wird nur veranlaßt, nicht verursacht. — Mit dieser Theorie tritt Leibnitz auf der einen Seite dem blinden Fatum, auf der andern der absoluten Willkür des Cartesius, so daß Gott gar keinen Einfluß darauf habe, entgegen, entgeht aber nicht dem Determinismus. — Die Ausschließung des Uebels würde also noch viel größere Unvollkommenheiten herbeigeführt haben.

Zwischen den gemeinen thierischen und den vernunftbegabten Seelen oder Geistern ist der Unterschied, daß jene zwar lebendige Spiegel des Universums, diese aber außerdem noch Ebenbilder Gottes, des Urhebers der Natur sind. Daher sind sie allein einer Gemeinschaft mit Gott fähig, denn er ist, in Beziehung auf sie, nicht allein ihr Schöpfer, sondern auch ihr Fürst und Vater. Diese Gemeinschaft aller Geister mit Gott giebt den eigentlichen Gottesstaat, d. h. den allervollkommensten Staat unter dem allervollkommensten Alleinherrscher, und dieser Gottesstaat constituirt die moralische (sittliche) Weltordnung innerhalb der natürlichen leiblichen Welt, Gottes Weisheit und Güte wird darin besonders offenbar: die sittliche Welt ist also das erhabenste und göttlichste aller Werke Gottes, zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade (der Weltmaschine und des Geisterstaates) herrscht also gleichfalls eine Harmonie. Eine Folge derselben ist, daß die Natur von selbst die Begebenheiten herbeiführt, welche die Beherrschung der Geister jedes Mal erfordert, z. B. daß die Erde durch natürliche Mittel zerstört oder erneuert werde in dem Zeitpunkte, wo dieser zur Bestrafung oder zur Belohnung der Geister erfordert wird. Die höchste Schönheit der Seele besteht in der Vereinigung mit Gott, so daß sie nicht in träger Ruhe versinkt, sondern mit Gott vereint wirkt, nämlich aus einem Prin-

Digitized by Google

zipe der Weisheit, gemäß der Erkenntniß der ewigen Wahrheit zu handeln.

Es giebt nun theils Wahrheiten, deren Gegentheil schlechthin unmöglich ist, theils solche, deren Nothwendigkeit sich nur auf die von Gott einmal gewählte Ordnung der Dinge gründet. Ueber der ersten kann zwischen der Vernunft und der Offenbarung oder dem Glauben, kein Widerspruch sein; nur über die letzteren könnte ein Widerstreit stattfinden, weil sie solche Dinge und Gegenstände betreffen, welche sich auf eine von Gott gewählte Ordnung beziehen; allein die physische und moralische Nothwendigkeit dieser Dinge und ihrer Ordnung kann Gott durch ein Wunder aufheben, d. h. durch Aufhebung ihrer Bedingungen. Die religiösen Mysterien können daher erklärt, ihre Nothwendigkeit von der Vernunft nachgewiesen, vertheidigt, aber nicht bewiesen werden. Damit tritt Leibnitz Bayle entgegen.

Wenn auch Leibnitzens Philosophie durch Tschirnhausen, Ch. Thomasius und besonders durch Wolf († in Halle 1754) den ersten Philosophen, welcher eine vollständige Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften aufstellte und durchführte, eine weitere Entwickelung erhielt, so ist sie doch voll von kühnen Hypothesen und herrlichen Entdeckungen, für den Fortschritt der Vernunft von großen Folgen gewesen und hat in allen Ländern neue Ansichten in Umlauf gebracht.

So umfaßte Leibnitz bis an sein Ende die Theologie und Philosophie, die Mathematik und Naturkunde, die Rechts- und Geschichtsforschung, die Etymologie und Sprachforschung (indem er die meisten Sprachen verstand, eine Universalsprache aufzustellen suchte, welche für die gesammte Erkenntniß leisten sollte, was die arithmetischen und algebraischen Zeichen für die Mathematik leistet) das All der Wissenschaften nicht nur betrachtend und kritisirend (wie Bayle), sondern erfindend und produzirend, und überragte in Vielem, was Andere im Einzelnen kaum erreichten. Nimmt man seinen ausgebreiteten Briefwechsel, seine Reisen, sein Leben an Höfen, seinen Umgang mit Fürsten hinzu, so geräth man in Erstaunen über den außerordentlichen Geist und die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes. Georg I. nannte ihn sein lebendiges Lexikon; allein höher stellten ihn mit Recht diejenigen, welche meinten, dieser Fürst habe durch den Besitz zweier Männer wie Leibnitz und Newton seinen drei Königreichen ein viertes beigefügt. Arbeiten, Studiren, Denken waren ihm Bedürfniß; er lebte einfach, ließ sich, da er unverheirathet geblieben, das Essen, worauf er wenig Werth legte, zu unbestimmter Zeit aus einem Gasthofe holen, stand früh auf, schlief oft blos in seinem Armstuhl. Sein treffliches Gedächtniß und seine vielen Excerpte aus Büchern

kamen seinem Verstande und seiner Einbildungskraft sehr zu Hülfe. Ungeachtet seiner Gelehrsamkeit und Geistesgröße war er bescheiden und tolerant, weder mißgünstig noch ruhmredig, doch wird er des Jähzorns und der Geldgier beschuldigt, und sicher nahm er viel ein und gab für seine Bedürfnisse wenig aus, verwandte aber auch große Summen auf Erfindung von Maschinen, Ankauf von Instrumenten und Büchern. Dabei war sein Körper stets gesund und sein Geist heiter. Er endigte sein, für die größten Ideen rastlos thätiges Leben den 14. November 1716 im siebenzigsten Jahre seines Alters. Bücher und Papiere wurden sogleich auf die Bibliothek gebracht; seinen übrigen Nachlaß, 16,000 Thaler, erhielt sein Schwestersohn, Prediger in Probstheyda bei Leipzig, dessen Frau im freudigen Schreck beim Anblick des Geldes ihren Geist aufgegeben haben soll. — Auf dem Waterloo-Platz in Hannover wurde 1787 seine colossale Büste unter einem Rundtempel von neun Säulen, mit der Inschrift: Genio Leibnitzii, errichtet; sein alterthümliches Wohnhaus in der Schmiedestraße mit der Inschrift über der Hausthür: Posteritati Anno 1652, hat 1846 der König angekauft.

---

3) August Herrmann Franke,

Beförderer christlich-deutscher Frömmigkeit.

O edler Franke, Held und Gottesmann,
Wer hat wie Du der Waisen sich erbarmt.
Dem hohen Ernst, der Deine Stirn umwölkt,
Entquillt den Keim belebend, milder Thau,
Und Deiner Liebe Hauch und Sonnenglanz
Erfüllt die junge Flur mit Licht und Kraft.

Krummacher.

Die Stadt Lübeck ist der Geburtsort August Herrmann Franke's, der als Kinder- und Armenfreund, als Gründer des halleschen Waisenhauses, dieses „Siegesdenkmals des Gottvertrauens und der Menschenliebe,“ für alle Zeiten ein weithinleuchtendes Vorbild christlicher Bruderliebe, lebendigen Glaubens und ächten Gottvertrauens geworden ist! In seinem dritten Lebensjahre (1666) kam er mit seinem Vater, dem Syndicus beim Domkapitel und seiner Mutter, der Tochter des lübeckischen Bürgermeisters Glorin, nach Gotha, verlor jenen aber schon in seinem siebenten Jahre. Die Mutter ließ den bisherigen Privatunterricht des lernbegierigen Knaben im Hause fortsetzen, sorgte aber vorzugsweise dafür, ihm eine christliche Er-

Digitized by Google

ziehung zu geben, indem sie ihn zum Gebete, zur Gottesfurcht anhielt und dadurch seinem Gemüthe schon in zarter Jugend jene religiöse Richtung gab, welche der Grundton seines ganzen Lebens wurde. Gleich ihm verdankte auch der gleichzeitige Graf von Zinzendorf, wie hundert Andere, ihre religiöse Richtung oder Sinnesänderung ihren Müttern: ein Beweis von dem segensreichen Einflusse eines frommen Frauenherzens, eines edlen Familienlebens; aber auch eine Mahnung an die große Verantwortung, wo dieser Sinn fehlt und Religionsspott oder Gleichgültigkeit und sinnliches Leben wie ein Sirocco den zarten Keim der Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit im Kinde erstickt! In seinem dreizehnten Jahre kam er gleich in die oberste Klasse des gothaischen Gymnasiums, wo zahllose Neckereien älterer Mitschüler den etwanigen Keim der Eitelkeit in ihm erstickten, ihn aber nicht um Fleiß und Lernlust brachten, sondern nur sein Zurückziehen von jugendlichen Thorheiten veranlaßte. Der junge Franke zeigte so seltene Fähigkeiten, daß er schon im vierzehnten Jahre für reif erklärt wurde, die Hochschule zu beziehen; die Mutter hielt es mit Recht noch zu früh, behielt ihn in ihrem Hause, wo er unter der Leitung des Subconrektors seine Sprach- und philosophischen Studien fortsetzte. Ostern 1679 bezog er die Universität Erfurt, ging aber schon Michaelis nach Kiel, wo ihn seiner Mutterbruder Glorin in Lübeck ein ansehnliches Stipendium verschafft hatte.

Mit großem Eifer hatte Franke sich dem Studium der Gottesgelehrtheit hingegeben, mit reichen Kenntnissen seinen Kopf angefüllt; aber, was häufig die Folge einseitiger Beschäftigung mit der Religion ist, sie hatte Kopf, Gedächtniß und Phantasie beschäftigt und das Herz leer gelassen; an die Stelle seiner frühern innigen Frömmigkeit war Formelwesen, Gedächtniß und Verstandeswerk getreten. Er studirte, um gelehrt zu werden, sein Wissensreichthum ließ ihn nicht zur rechten Demuth kommen, der Welt Ruhm und Freude reizte ihn. Doch nahm ihn diese Sehnsucht nicht so ganz gefangen, daß er nicht oft in stiller Selbstbetrachtung am Ufer der Ostsee erwogen hätte, wie er selbst zur Gottseligkeit gelange, und Andere dahin führen könne, oder im Gebete seine Sehnsucht nach dem vorigen kindlichen Zustand ausgesprochen hätte. Von Kiel ging er 1682 nach Hamburg, um sich durch den Unterricht des berühmten Sprachforschers Esra Edzardi *) im Hebräischen zu vervollkommnen, weil er

---

*) In der neueren Lebensbeschreibung Franke's (Christliche Charaktere I.) wird Edzard ein jüdischer Gelehrter genannt, vielleicht wegen seines Vornamens und seiner hebräischen Gelehrsamkeit; er war aber der Sohn eines hamburgischen Predigers zu St. Michaelis, hatte Theologie studirt,

mit Luther der Meinung war, „Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes sitzt; das Evangelium wird ohne die Sprachen nicht erhalten.“ Edzard gab ihm den Rath (worin die ganze neuere Jacototsche Sprachmethode steckt) „fürs erste sich die vier ersten Kapitel der Bibel so geläufig zu machen, daß ihm auch kein Wort dazu fehle, und dann wiederzukommen;“ dann hieß er ihn, das ganze alte Testament wieder und wieder zu lesen, und auf diese Weise setzte Franke sich in dieser Sprache nach und nach völlig fest. Ostern 1684 ging er nach Leipzig, wo er Vorlesungen hörte, sich im Predigen übte, Magister wurde und dann Vorlesungen über die Bibel hielt, weil er erkannte, daß das Studium der Bibel und deren praktische Behandlung nicht eifrig genug betrieben werde. Er fand ungemein großen Beifall bei Studenten, Professoren und Bürgern, und zwar vorzüglich deshalb, weil er dabei alle Schulweisheit vermied, und sich auf die damals üblichen gelehrten Zänkereien nicht einließ, sondern die einfache Lehre der heiligen Schrift und ihre Anwendung auf ein tugendhaftes, frommes Leben, mit ergreifender Beredtsamkeit vortrug und dadurch ungemeinen Einfluß auf die Verbesserung der theologischen Lehrart gewann. Aber gerade dieser Beifall zog ihm Anfangs heimliche Neider und Feinde und dann offenbare Verfolger zu, theils weil andere Lehrer der Hochschule fürchteten, daß er ihren Ruhm verdunkeln werde, theils weil man den frommen Mann als einen Schwärmer und Neuerer ins Geschrei brachte. Freilich gab es auch zu jener Zeit und unter Franke's Freunden manche, welche die Frömmigkeit mehr in Worten und Gebehrden, als durch die That bewiesen. Aber Franke war weit entfernt von Scheinheiligkeit. Alle seine Unternehmungen gingen von einem reinen Glauben und einer ungefärbten Liebe aus. Dabei war er von strengen Sitten und ein Gegner weltlicher Vergnügungen, als gefahrvoll für die Tugend. Im Umgange war er offen, leutselig, edel und unbefangen, als Erzieher einsichtsvoll, fest und mild. In seinem Berufe treu und pünktlich, war ihm Arbeitsamkeit die Würze des Lebens. Diese schönen Seiten des verdienten Mannes wurden auch von edlen und unbefangenen Männern seiner Zeit erkannt. So trat der berühmte Rechtsgelehrte Thomasius in einer freimüthigen Vertheidigungsschrift für den verfolgten Franke auf. Als aber nichts desto-

---

nahm aber kein geistliches Amt an, sondern widmete sich dem Sprachunterricht und der Bekehrung fremder Religionsverwandten, Juden, Türken, Neger, Katholiken rc., und gründete die noch jetzt bestehende „Proselyten-Anstalt.“ Seine Söhne traten in seine Wege als Sprachgelehrte, Geistliche und Professoren. (S. hamburger Schriftsteller-Lexikon II. 1. Heft.)

Digitized by Google

weniger die Anfeindungen fortgesetzt und somit Franke's Wirksamkeit in Leipzig beschränkt und gestört wurde; als man ihn wegen der Uebersetzung der Schrift eines römischen Priesters Molinos, „der geistliche Wegweiser", worin er manche Goldkörner der Wahrheit neben manchem Irrthum gefunden, des Katholizismus verdächtigte, obgleich er sehr richtig erwiderte: „Bin ich darum ein Heide, wenn ich sage: daß in Cicero's Büchern von den Pflichten viel Gutes steht?" so verließ er Leipzig und ging über Magdeburg, wo er den frommen Scriver (Verfasser des Seelenschatzes) besuchte, nach Lüneburg zu dem Super. Sandhagen, um noch von diesem in der Bibelauslegung zu lernen. Hier im stillen einsamen Stübchen ging in dem Gemüthe des vierundzwanzigjährigen Jünglings eine heilsame Veränderung vor; hier kam es ihm, als er predigen wollte, zum klaren Bewußtsein, daß er den Glauben, welchen er predigen solle, noch selbst nicht habe, daß es ihm dazu an Herzenseinfalt fehle und seine Gelehrsamkeit allein ihm nichts nütze, und hier gelangte er durch schwere Zweifel und angsthaftes Suchen zur Verständniß der Wahrheit (Joh. 20. 31): „Diese Zeichen sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen." In Lüneburg stiftete er, wie in Leipzig und Hamburg, wohin er Anfang des Jahres 1688 ging, ein „Kollegium der Bibelfreunde (collegium philobiblicum) und errichtete hier mit dem gleichgesinnten hamburgischen Candidaten und nachherigen brandenburgischen Superintend. Nikolaus Lange eine Privatschule in der Ansicht, daß nur durch sorgfältige Erziehung der Jugend wahre Frömmigkeit befördert werden könne: und die dabei gewonnenen Erfahrungen sind der Grundstein Alles dessen, was er später Großes für das Erziehungsfach gethan hat. Dann ging er zu dem frommen Philipp Jakob Spener, dem geistvollen Beförderer des christlichen Lebens, der blos wissenschaftlichen Theorie und dem todten Glauben gegenüber, nach Dresden, und von da wieder nach Leipzig, wo er als Privat-Docent Vorlesungen über die apostolischen Briefe mit beständiger Rücksicht auf das Leben und die künftige Amtsführung seiner Zuhörer hielt, und mit allem Eifer auf Frömmigkeit in Gesinnung und Wandel drang, endlich nahm er, von neuem als Sektirer verschrieen, da er doch nur neue Herzen und keine neue Religion verlangte, einen Ruf nach Erfurt als Prediger und akademischer Lehrer an, ohne jedoch die ersehnte Ruhe dort zu finden. Denn während man seinen Predigten, die sich durch seltene Herzlichkeit und Wärme, und durch die Sprache der Ueberzeugung mehr als durch Rednerkünste auszeichneten, zuströmte und selbst mehrere Katholiken von den Wahrheiten, die er vortrug, so hingerissen wurden, daß sie ihre Kirche

Digitized by Google

verließen und zur evangelischen übertraten, verläumdete man ihn bei dem Erzbischofe in Mainz, worunter Erfurt damals stand, und katholische Eiferer wußten den Hof zu bestimmen, daß Franke den Befehl erhielt, als ein Verführer des Volkes, binnen 24 Stunden Erfurt zu verlassen. In stiller Ergebung gehorchte der Unschuldige diesem harten Befehle, und verließ den 27. September 1691 die Stadt unter heißen Thränen der Bürger, und Kinder, deren er sich so väterlich angenommen hatte, und ging zuvörderst nach Gotha zu seiner Mutter. Unterwegs dichtete er das schöne Lied: „Gottlob, ein Schritt ist abermals vollendet". Kaum hatte sich die Kunde von seiner Entfernung verbreitet, als auch schon von mehreren Orten Einladungen an ihn ergingen; Franke zog den Ruf nach Halle vor, wo eben durch König Friedrich I. die neue Hochschule errichtet worden (1694). Hier wirkte er zuerst als Lehrer der griechischen und morgenländischen Sprache; sodann trug er die Gottesgelehrsamkeit vor und übernahm zugleich das Predigtamt in der Vorstadt Glaucha, welche von da an der Sitz aller seiner Stiftungen geworden ist. Aufopferung und Wohlthun war ihm so zu sagen Bedürfniß. Und er fand auch hier hinreichende Gelegenheit, diese schönen Tugenden zu üben! Die Unwissenheit und Verwilderung der Gemeinde und die große Armuth vieler Einwohner jammerte den menschenfreundlichen Mann. Da er wöchentlich an mehrere erwachsene Arme und Kinder Almosen austheilte, so unterredete er sich mit ihnen über Religionswahrheiten und schloß gewöhnlich mit einem kurzen Gebete. Hier lernte er die tiefe Unwissenheit der armen Volksklasse kennen, und seine erste Sorge ging dahin, einige seiner Freunde zu bereden, daß sie für solche armen Kinder das Schulgeld bezahlten. Auch stellte er in der Kirche und seinem Wohnzimmer eine Armenbüchse auf; und als er einst in derselben 4 Thaler und 16 Groschen fand, rief er freudig überrascht aus: „Das ist ein ehrliches Kapital! Davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anlegen." Noch an demselben Tage bestellte er einen armen Studenten, der für sechs Groschen einige armen Kinder wöchentlich zweimal unterrichtete; kaufte für andere Almosen Schulbücher und unternahm beschwerliche Reisen, um auch an andern Orten für seine Anstalt zu sammeln. In dem darauf folgenden Sommer ließ er nicht nur die Schule in seinem eigenen Hause halten, sondern die Kinder einige Mal in der Woche speisen und die dürftigsten mit Kleidungsstücken versehen. Jedes Scherflein, das für diesen Zweck gegeben wurde, entlockte ihm Freudenthränen, und um der guten Sache und des Wohlthäters edlen Eifers willen trug Jedermann, der für die Armen ein Herz hatte, gern nach Kräften bei. Durch den guten Fortgang seines Unterneh-

Digitized by Google

mens ermuthigt, nahm Franke einige vaterlosen Kinder auf, deren Zahl sich bald vergrößerte, und so wurde der Gedanke in ihm immer lebhafter, ein Waisenhaus zu stiften. Woher sollten aber die bedeutenden Kosten für eine solche Anstalt genommen werden? Franke fragte nicht zweifelnd. Er vertraute dem himmlischen Vater, der sich der Wittwen und Waisen erbarmet, und sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Gott erweckte ihm einen Freund, der eine Summe von fünfhundert Thalern vermachte, von dessen Zinsen ein älternloses Kind unterhalten und erzogen werden sollte. Wohldenkende Menschenfreunde unterstützten ihn mit kleinen Beiträgen, und in kurzem sah der edle Mann sich in den Stand gesetzt, ein Haus für einige Hundertthaler zu kaufen und einen Freitisch für junge Studirende zu stiften, die den Waisenkindern Unterricht gaben. Im folgenden Jahre nahmen schon 30 Kinder am Unterricht und 42 Studenten am Freitische Theil. So weit war der fromme, unermüdlich thätige Mann mit einem Anfange von 4 Thalern und 16 Groschen gekommen. Nun faßte er den Entschluß, ein eigenes Gebäude zu dem großen Waisenhause, dessen Stiftung lange schon in seiner Seele gelegen, aufführen zu lassen. Man fing an zu bauen, und im Jahre 1698 wurde der erste Grundstein zu dem Waisenhause und zu den andern Gebäuden gelegt, die jetzt zwei über 800 Fuß lange Häuserreihen bilden. Man würde irren, wenn man glaubte, daß Franke gleich Anfangs diesen großen Plan gehabt habe. Denn wie hätte er vorhersehen können, daß der Ruf seiner frommen Menschenliebe nah und fern so viel Theilnahme erwecken würde. Von allen Seiten kamen Summen zu 50, 100, ja 1000 Thalern, und am meisten brachte der Verkauf von Arzeneien. Es hatte nämlich ein Freund der Heilkunde dem Stifter des Waisenhauses, der ihn auf seinem Sterbelager besuchte, Recepte zu allerlei Arzeneien übergeben. Diese machten in der Folge so viel Aufsehen, daß sie selbst nach Ostindien geschickt wurden und jährlich einen reichen Gewinn einbrachten. Solche unerwartete Hülfe mußte natürlich den edlen Franke in seinem festen Vertrauen auf die göttliche Vorsehung immer mehr bestärken, zumal es sich oft traf, daß gerade in der Stunde, wo kein Groschen vorhanden war, um den Arbeitern den Tagelohn zu bezahlen, die nöthige und nicht selten eine größere Summe, als man bedurfte, mit der Post von bekannten und unbekannten Personen einging. Er sah hierin Gottes Wink, daß er ihn zum Werkzeug bestimmt habe, Vieles und Großes zu stiften und zu vollenden. Mit Recht hat man daher seine Stiftungen ein „Werk des Glaubens und der Liebe" genannt und über einem der Haupteingänge die passende Inschrift gesetzt:

Fremdling, was Du erblickst, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend war Er.

Digitized by Google

Die große Arbeit des Stifters wurde ihm erleichtert durch den uneigennützigen Eifer seiner ersten Mitarbeiter, die nur gerade ihre nothwendigsten Bedürfnisse verlangten, und dafür mehr leisteten, als manche reich besoldete Männer, denen der Geist des Glaubens und der Liebe fremd ist. Man pflegte alle Franke'sche Stiftungen: ehemals unter dem Namen des Hallischen Waisenhauses zusammen zu begreifen, weil Alles von der Anstalt für vaterlose Kinder ausgegangen war. Das Waisenhaus ist aber gerade der kleinste Theil des Ganzen. Außer dieser Anstalt, in welcher seit der Stiftung nahe an 6757 Kinder (5450 Knaben und 1307 Mädchen unentgeldlich erzogen und unterrichtet worden sind (die höchste Zahl zugleich erzogener war 200), gehört zu den Franke'schen Stiftungen: das königliche Pädagogium, oder die Erziehungs- und Lehranstalt für junge Leute aus den mittleren und höheren Ständen. Seit der Stiftung im Jahr 1796 sind darin 2790 Jünglinge gebildet. Von 1697 an besteht die lateinische Schule als eine gelehrte Bildungsanstalt für minder Begüterte. Seit 1809 sind mit ihr die beiden Gymnasien zu einer Anstalt verbunden unter dem Namen der hallischen Hochschule. Mit dem Waisenhause zugleich wurde eine Knaben- und Mädchenschule errichtet, und in zwei Abtheilungen die jetzigen Bürgerschulen, in denen oft an 150 Kinder aus der Stadt und der Vorstadt Unterricht erhielten; für die entfernter Wohnenden kamen später noch zwei abhängige Nebenschulen hinzu. Diese Schulen haben zugleich noch den schönen Zweck, daß sich angehende Lehrer darin im Unterrichten üben, um später desto fähiger zu werden, in anderen Kreisen als Lehrer zu wirken. — Mit diesen Stiftungen verbunden ist die Cansteinische Bibelanstalt. Sie wurde von Hildebrand Freiherr von Canstein, einem Freunde und Geistesverwandten Franke's gestiftet. Dieser edle Mann, der 1667 zu Lindenberg unweit Starkow geboren ward und 1719 in Berlin gestorben ist, verwandte sein ganzes ansehnliches Vermögen zum Besten der Menschheit. Damit die Bibel, dieser Urquell der christlichen Religionserkenntniß, auch in die Hände des Aermsten gebracht werden könne, schaffte er so viel Typen (Druckbuchstaben) und Pressen an, daß die ganze Bibel nach Luthers Uebersetzung in mancherlei Formaten immer gesetzt stehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt und daher um einen sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Die Ausführung dieses gemeinnützigen Werks übertrug Canstein dem hallischen Waisenhause. Der Anfang ward 1710 gemacht. Von da an bis zum Jahr 1825 sind 2,310,986 vollständige Bibeln und 1,025,714 Neue Testamente in dieser Anstalt gedruckt worden. Außer dieser Wohlthat vermachte der wahrhaft christliche Mann dem hallischen Waisenhause sein Haus in

Digitized by Google

Berlin; seine Büchersammlung und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Zu den Unterhaltungsquellen dieser viel umfassenden Stiftungen gehört außer der Apotheke, vielen Gütern und andern Geldzuschüssen, noch die Buchdruckerei und Buchhandlung, die, von einem sehr geringen Anfange (den ein Candidat Ehlers mit dem Druck einiger Frankeschen Predigten machte) durch die Einsicht und die Thätigkeit dieses Mannes zu einer der ansehnlichsten und zuverlässigsten Buchhandlungen Deutschlands sich erhoben hat. Der reine Ueberschuß wird jährlich an die Hauptkasse abgegeben und für die Waisen- und Schulanstalt verwendet. Auch wurde die Anstalt der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der lutherischen Kirche. — Als der edle Franke 1727 sein thatenreiches Leben beschloß, bestand das Pädagogium aus hundertzweiundfünfzig Personen. In der Schule wurden 2125 Kindern von hundertdreißig Lehrern und achtzig Lehrerinnen unterrichtet. Im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige Hundert arme Schüler gespeiset. Bei der Haushaltung, Verwaltung, Krankenpflege, Apotheke, Druckerei und Buchhandel wurden 53 und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten. Welch eine herrliche Ernte, auf die der fromme Stifter von seinem Sterbebette schauen und sagen konnte: „Das ist mein Werk!" Doch so hat der wahrhaft fromme Mann nicht gesprochen! Wenn man von dem vielen Guten redete, das er geleistet hatte, so sagte er mit seinem demüthigen Sinn: „Ich habe nur zugesehen, was Gott gethan hat!" Franke war gewiß einer der edelsten und besten Männer. Sein ganzes Leben war das herrlichste Beispiel der wärmsten Liebe zu Gott und zu den Menschen: er war unermüdet im Geben und im Rathen. Nie sah man ihn unwillig, nie hörte man eine Klage, wenn Menschen aus allen Gegenden und Briefe aus ganz Europa ihn um Rath und Belehrung ansprachen. Nie gedachte er der Verfolgungen, welche er von beschränkten und eigensüchtigen Menschen wegen seiner freimüthig bekannten Ueberzeugungen erdulden mußte und nie fing er einen Streit über Meinungen an; wurde er aber in einen solchen hineingezogen, so blieb er stets ohne alle Menschenfurcht, der Wahrheit treu. Der reine Bibelglaube und ein thätiges Christenthum kamen vorzüglich durch ihn und seine gleichgesinnten Mitarbeiter wieder empor, und wurden durch die in Halle gebildeten jungen Männer allenthalben segnend verbreitet. Franke vergalt nie Böses mit Bösen, sondern er vergab gern und that bereitwillig Gutes Denen, die ihn beleidigt und verfolgt hatten. Alle seine Bestrebungen gingen einzig dahin, das zeitliche und ewige Wohl seiner Mitmenschen zu fördern. Er war ein treuer Lehrer an der Hochschule, ein treuer Hirt seiner Ge-

meinde. Seine größte Freude war, für das Christenthum recht viele Herzen zu gewinnen. Bis nach Sibirien schickte er Bibeln, Gesangbücher und andere Erbauungsschriften, um dort die Gefangenen mit dem Troste der Religion zu erquicken. Für eine nothleidende Familie in Magdeburg schrieb er einst eine Schrift, schenkte ihr den daraus erhaltenen Gewinn, und befreite sie dadurch vom Untergange, und doch hatte Franke zur Bearbeitung derselben keine andere Zeit, als daß er sich des Mittags und des Abends eine halbe Stunde von der Mahlzeit abzog!

Wie Franke durch sein Streben, ein lebendiges Christenthum, eine ächte Herzensfrömmigkeit zu fördern, auf das Predigtwesen, auf Universitätsvorträge einen heilsamen Einfluß hervorbrachte, so auch auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Das Christenthum sollte in Geist und Herz der Kinder von früher Jugend durch Unterricht und Beispiel der Aeltern und Lehrer, durch Anhalten zum Gebet und Gottesdienst, durch Gewöhnung an christliche Sitte und Zucht feste Wurzel schlagen. Das war ihm der Endzweck aller pädagogischen Bestrebungen; alles Wissen erschien ihm mit Recht als eitel, wenn es nicht Liebe zu Gott und Menschen fördere und einschließe. Dabei wurde zwar der Unterricht in den gewöhnlichen Lehrgegenständen nicht versäumt; auf das Hauptziel mußte aber alles hinlenken. Wenn auch seine Nachahmer hier und da die äußeren ascetischen Uebungen der Religion übertrieben, so war das nicht Franke's Schuld; sein Grundsatz blieb doch der richtige, und wirkte, weil sie bei ihm aus lebendiger Herzensfrömmigkeit floß, auf Tausende heilsamer ein, als Rousseau's späterer Naturalismus, Basedow's Verstandesaufklärung und Pestalozzi's methodische Entdeckungen, welche jedoch neben Franke's Grundsätzen für den Unterricht nicht unbenutzt bleiben können und sollen.

In ähnlicher Weise haben neuerdings Claus Harms in Kiel und Wichern bei Hamburg mit gleichem Erfolge für Predigtwesen und Besserungsanstalten gewirkt.

Auf der Plattform des Pädagogiums wurde ihm ein vom Prof. Rauch modellirtes Denkmal errichtet und den 5. November 1829 eingeweiht. Er steht, mit der rechten Hand nach Oben deutend, zwischen zwei Waisenkindern, deren Eines vertrauungsvoll zu ihm aufschaut, während er selbst segnend seine Hand auf des Andern Haupt gelegt hat. —

Digitized by Google

4) Gotthold Ephraim Lessing,

Begründer der Selbstständigkeit der deutschen Literatur.

Gottlob, Du hast die Bahn gebrochen,
Heil, Heil Dir, deutscher Mann!

Friedrichs des Großen unsterbliche Thaten hatten die deutsche Nation aus ihrem Schlummer geweckt, dem Auslande Bewunderung des deutschen Heldenmuthes und der deutschen Tapferkeit eingeflößt, den deutschen Nationalsinn und das deutsche Nationalgefühl lebhaft angeregt, und damit erstand auch die deutsche Literatur zu einem neuen Leben, und riß sich von der thörichten Bewunderung los, welche man seit einem Jahrhunderte den Franzosen gezollt hatte. Lessing nnd Klopstock waren es, welche auf dem Felde der Literatur gegen sie ruhmvolle Siege erfochten, und ihr eine Selbstständigkeit verliehen, welche wiederum den Nationalsinn aufrecht erhielt in den spätern Jahren politischen Unglücks.

Lessing, dessen Vater Prediger zu Camenz in der Lausitz, und ein wackerer, gelehrter und frommer Mann war, wurde den 22. Jan. 1729 geboren und erhielt nebst seinen zahlreichen Geschwistern eine tüchtige sowohl wissenschaftliche als christliche Erziehung. Schon früh zum Beten wie zum Lernen angehalten, zum fleißigen Bibellesen gewöhnt und an den täglichen häuslichen Andachtsübungen Theil nehmend, lernte er fast von selbst eine Menge geistlicher Lieder, welche den ersten Funken religiöser und poetischer Begeisterung in ihm anfachten; obgleich ihn der Vater schon im fünften Jahre nicht blos anleitete, w a s, sondern auch w i e und w a r u m er glauben sollte, und damit einen Mißgriff gegen die Natur der kindlichen Entwickelung beging. In dem Knaben erwachte daher früh die Liebe zu Wissenschaften und Büchern; schon damals wollte er nicht zugeben, daß ihn ein Maler mit einem Vogelbauer malen sollte, sondern verlangte einen Haufen Bücher um sich, mit denen er auch am liebsten sich beschäftigte. Er lernte leicht und gerne, daher kam er schon in seinem dreizehnten Jahre 1741—1745, fast zu gleicher Zeit, als Klopstock in Schulpforte lebte, auf die meißner Fürstenschule, wo er nebst 120 Knaben und Jünglingen, ohne Nahrungsorgen (denn die sächsischen Fürstenschulen zur Reformation aus Klostergütern gestiftet, waren Freischulen) getrennt von der Welt und ihren Zerstreuungen, nur dem Alterthum lebte und in den alten Sprachen jenen festen Grund legte, welchen diese Schulen vorzüglich zu geben strebten und zu geben vermochten. Selbst in den Erholungsstunden beschäftigte er sich mit Lesen und Studiren. „Theophrast, Plautus, Terenz und Anakreon," sagt er, „waren meine Welt in diesen glücklichsten Jahren meines Lebens," daneben versäumte er Phi-

losophie, Mathematik und neuere Sprachen nicht. Mächtig war schon früh der Trieb zum Selbstdenken in ihm angeregt, die gewöhnlichen Schularbeiten reichten nicht für seinen thätigen Geist hin. „Er ist ein Pferd," sagte daher einst der Rektor Grabbe zum Vater, „das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht; wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Erst siebenzehn Jahre alt, schickte ihn der Vater, welcher ihm jedoch nur sehr geringe Unterstützung geben konnte, auf die Universität in Leipzig, um Theologie zu studiren; doch er ging bald seine eigne Bahn, versuchte es mit mehreren Wissenschaften, fand aber nur bei dem trefflichen Humoristen Ernesti († 1781) Befriedigung und selbst der oft hypochondrische Gellert sagte ihm nicht zu. Dagegen zog er bald einen Kreis jüngerer Freunde um sich, Schlegel, Zachariä, besonders Ch. F. Weiße († 1804), welcher ihm in den schönen Wissenschaften, wie später Moses Mendelssohn († 1786) Leiter und Förderer wurde. In Leipzig wurde er auch zu dem Theater hingezogen, welches unter Neubert ihm Kochs, Eckhofs ꝛc. Bekanntschaft verschaffte, in deren Kreisen er dem geselligen Leben und dem Menschenstudium sich hingab, und Tanzen, Reiten, Fechten lernte, um seinen äußern Menschen auszubilden. Das erschien der Mutter als sündliches Wesen, dem Vater unnütz und kostspielig.

Ueberdies hatte sein Umgang mit dem geistreichen, aber freigeistigen und liederlichen C. Mylius seinem Rufe geschadet, und als nun vollends, nachdem in den „Hamburgischen Ermunterungen" sein „Dämon," seine „alte Jungfer," erschienen waren, er mit Weisse „Marivaux's Hannibal" in gereimten Alexandrinen übersetzt hatte, und 1746 sein „junger Gelehrter" mit großem Beifall auf die Bühne kam: da erfolgte eine väterliche Strafpredigt und die Drohung des Magistrats, ihm sein Stipendium zu entziehen. In strenger Kälte eilte er nach Hause, um seine Aeltern zu beruhigen; unterhielt sich mit dem Vater über theologische Dinge, schrieb der Mutter eine Predigt, um ihr zu zeigen, daß er alle Tage Prediger werden könnte, blieb bis Ostern 1747 im Aelternhause, dichtete anakreontische Lieder und ging versöhnt nach Leipzig zurück. Die Kunst und die Erhebung des deutschen Theaters zur höhern Kunstvollendung erschien ihm immer mehr als Aufgabe seines Lebens. Darum ging er zum Schrecken seiner Aeltern nach Berlin, welches damals im Rufe der ärgsten Freigeisterei stand; denn es ging sogar das Gerücht, daß er nach Wien wolle, um dort katholisch zu werden. Sie zu beruhigen, versprach er, nächstens eine Komödie zu schreiben, welche das Treiben der Freigeister in ihrer Verächtlichkeit darstellen solle, bezeichnete aber

4*

Digitized by Google

dabei seine damalige religiöse Denkart mit den Worten: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, welcher die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde hat, oder der, der einmal klüglich gezweifelt, durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder wenigstens strebt, dazu zu gelangen. So lange ich nicht sehe, daß eines der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.“ Auf den Wunsch seiner Aeltern ging Lessing bald auf ein Jahr nach Wittenberg, wo er die Magisterwürde erhielt, und mit seinem dort studirenden und mit ihm „hungernden“ Bruder Klopstocks Messias ins Lateinische und dann des Spaniers Huarts „Prüfung der Köpfe,“ ein physiognomisch-phrenologisches Werk, ins Deutsche übersetzte und andere kleine Schriften herausgab. Nach Berlin zurückgekehrt, schloß er mit dem gelehrten Buchhändler Nicolai und dem philosophischen Juden Moses Mendelssohn aus Dessau, Freundschaft, welche beide zu den Wortführern der Aufklärung und der deistischen Denkweise gehörten, ohne jedoch ihre Ansichten in allen Stücken zu theilen. Mit ihnen gab er die Bibliothek der schönen Wissenschaften (seit 1757) und die Literaturbriefe (seit 1759) heraus, und begründete hier seinen Ruf nicht allein für das Theater, sondern auch für die Kritik. Der großartige kritische Geist, den Lessing in seinen Urtheilen über die deutsche Literatur bewies, griff so mächtig in die Geschichte des deutschen Geistes ein, trat der Seichtigkeit und Mittelmäßigkeit so scharf entgegen, und zeigte den erstaunten Deutschen auch durch klassischen Styl und Sprache, wie man schreiben müsse, — eine neue Epoche begann. Sie waren es, welche Shakespeare's Geist, selbst den Engländern, erst würdigen lehrten, welchen Hamann (geb. in Königsberg, † in Münster 1788) jener „Magus des Nordens,“ der das Gefühl des Göttlichen im Menschen zum Bewußtsein zu erheben wußte, und Kant in Königsberg († 1804), dieser kritische Reformator der Philosophie, und der Kunstgeschichtschreiber Winkelmann der deutschen Nation empfohlen. In des letztern Untersuchungen ging Lessing von seinem Standpunkte, in den „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ ein, hatte aber an der Fortsetzung der Literaturbriefe, welche Nicolai unter dem Namen: „Allgemeine deutsche Bibliothek“ 1765 veranstaltete, keinen Antheil. — In Berlin, wo er 1760 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, und des Majors und Dichters von Kleist u. A. Freundschaft genoß, schrieb er mit Meisterschaft seine „Miß Sara Sampson“ und die „Minna von Barnhelm,“ worin er, die Fesseln der französischen Poetik abwerfend, das erste deutsche Lust-

spiel aus deutschem Stoff und deutschem Charakter schuf, wie seine Emilie Galotti das Vorbild des bürgerlichen Schau- und Trauerspieles wurde. Seine Stelle als Sekretär des Gouverneurs von Breslau, des Generals Tauenzien, gab ihm noch freie Zeit zu diesen Arbeiten, und sowohl die Mittel zur Anschaffung einer Bibliothek als zur Unterstützung seiner Verwandten; doch ließ er sich auch zu leidenschaftlichem Spiele, trotz aller Bemühungen seiner Freunde, hinreißen. Gern hätte er nach dem Frieden Italien besucht; aber 1765 ging er wieder nach Berlin, und folgte zwei Jahre später einem Rufe nach Hamburg, wo man eine deutsche Nationalbühne verwirklichen wollte und durch Ackermann, Eckhof zu einer bedeutenden Höhe brachte. Zur Reform derselben begann er seine klassischen dramaturgischen Blätter, worin er jedoch bald die Beurtheilung der „empfindlichen" Schauspieler aufgeben mußte, die keinen Tadel vertragen konnten; dagegen kämpfte er mit aller Entschiedenheit gegen die Unnatur der französisch-voltairischen Geschmacksrichtung, und suchte nicht allein den Geschmack der Dichter, sondern auch die Ansichten und Sitten des Kerns der Nation selbst zu veredeln. Die Theilnahme an der Bohnschen Buchhandlung sollte ihm eine festere finanzielle Stellung sichern; sie war aber von kurzer Dauer.

Von dem Prof. Klotz in Halle, welcher der neuen Geistesrichtung entgegen trat, vielfach öffentlich oder versteckt angegriffen, schrieb er nach längerm Stillschweigen die „antiquarischen Briefe" (1768), durch welche Meisterstücke gelehrter Polemik dieser völlig vernichtet wurde. Mancherlei Verdrießlichkeiten, so wie seine unsichere ökonomische Lage verstimmten den an bestimmte Arbeit und Sparsamkeit gewöhnten Lessing, so daß er schon daran dachte, seine Bibliothek zu verkaufen und nach Italien zu gehen, als er zum Bibliothekar der berühmten wolfenbütteler Bibliothek (1770) ernannt wurde, und nun zur Freude seines bald darauf sterbenden Vaters nicht allein eine gesicherte Stellung hatte, sondern auch seiner Bücherliebe folgen und nach Belieben wissenschaftliche Arbeiten vornehmen konnte. „Welch' erstaunliche Menge Bücher," rief Mendelssohn, als er Lessing hier besuchte, „und wie wenig weiß man." In den 6000 Handschriften fand er bald das verloren geglaubte Werk des Berengarius von Tours († 1088) gegen Lanfranc, zur Rechtfertigung seiner von der katholischen Kirchenlehre abweichenden Meinung über die Brod- und Weinverwandlungslehre (Transsubstantiation), welche mit Luthers Ansicht vom Abendmahle völlig übereinstimmte. Ernesti erklärte: Lessing verdiene für diese Bekanntmachung Doktor der Theologie zu werden.

Die vielen Arbeiten, der Mangel an geselligem Verkehr nagten indeß an seiner Gesundheit und erregte eine geistige Mißstimmung,

Digitized by Google

welche sich auch auf einem Ausfluge nach Italien nicht verlor. Vergebens hatte man ihm in Berlin, Wien und Dresden mancherlei Anstellungen angeboten; seine Heirath mit der Wittwe König, welche er in Hamburg kennen gelernt hatte, trennte schon nach 11 Monaten der Tod. Diese Verstimmung wurde noch vermehrt durch die Herausgabe der wolfenbüttelschen Fragmente (1774), welche einen großen Sturm erregte und auf die theologische Welt eine eben so große Erschütterung hervorbrachte, wie die Literaturbriefe auf die dramatische.

Der Verfasser dieser Schrift, Hermann Samuel Reimarus*) (geb. 1694 in Hamburg und als Professor am dortigen akademischen Gymnasium 1768 gestorben) — der sich durch seine „natürliche Religion," seine „Kunsttriebe der Thiere," seine „Vernunftlehre", als geistvoller Vertheidiger des kosmologischen Argumentes für den Ursprung der Religion ꝛc. gezeigt, welches vielfache Geltung hatte und erhielt bis Kant die Naturbetrachtung als Princip der Religion abwies und eine tiefere Begründung desselben sich als nothwendig erwies, — hatte Lessing bereits in Hamburg kennen gelernt, und dieser förderte jetzt, weil er Censurfreiheit hatte, die Fragmente unter seinem Namen als ein angeblich altes, auf der Bibliothek gefundenes Werk 1774 zum Druck. Obgleich eben so wenig wie Strauß Leben Jesu unerhört Neues enthaltend, was sich nicht auch bei den englischen und französischen Freigeistern wenigstens im Einzelnen gefunden hätte, machte die Schrift doch, wie die von Strauß, ungemeines Aufsehen. Sie stellt sich auf historischen Boden, tritt dem positiven Christenthum entgegen und behandelt die evangelische Geschichte als das Resultat einer kalten, schlauen, weltlichen Berechnung, wie sie dem gemeinen Verstande und den sinnlichen Trieben am leichtesten handgreiflich wird, während Strauß, vom mythischen Standpunkte aus, daraus ein Erzeugniß frommer Begeisterung einer idealisirenden Zeit macht und aus diesen Nebelbildern freilich schaffen kann, was er Lust hat. In dieser Weise kann man freilich, wie ironisch vor mehreren Jahren versucht wurde, auch Napoleons Geschichte als Mythe behandeln.

---

*) Die Gründe pro und contra in Bezug auf den Verfasserstreit sind in Illgens Zeitschrift 1839 neben einander gestellt, das Resultat ist, daß die von Reimarus veranstaltete Sammlung freigeisterischer Schriften ältere und neuere Aufsätze enthalte und erst kurz vor seinem Tode geschlossen worden sei; Lessing also sie nur theilweise und zwar in einer ältern Abschrift herausgegeben. Daß Reimarus Verfasser aller Schriften dieser Sammlung gewesen, stimme nicht mit seinen sonstigen religiösen Ansichten und Gesinnungen, noch mit seinem unbescholtenen Charakter und rechtschaffenen Leben überein.

Das Christenthum in seiner weltgeschichtlichen Erscheinung, in seiner weltgeschichtlichen Bestätigung und seinen weltgeschichtlichen Denkmälern aus allen Jahrhunderten und unter allen Völkern bis auf die gegenwärtigen Juden „in der Zerstreuung" herab, besitzt so viele Zeugnisse der Wahrheit seiner Geschichte; sein Einfluß auf Sitte, Recht und Gesetze, auf Bildung, Civilisation und Moralität ganzer Völker wie einzelner Menschen ist so augenfällig; sein Inhalt so sehr den Bedürfnissen des menschlichen Herzens angemessen, gewährt die befriedigsten Belehrungen über Gott und Pflicht, über Vergebung und Seligkeit, die kräftigsten Stützen in dem Kampfe mit den sinnlichen Begierden, dem Reiz der Welt und dem bösen Beispiele, flößt so viel Trost und Beruhigung ein in den Leiden des Lebens, in der Nähe des Todes: daß keine menschliche Weisheit es zu ersetzen und daß kein menschliches Buch oder Unternehmen (z. B. eine anti-religiöse Revolution, wie die französische von 1793—1796) es umzustürzen im Stande ist.

Der allgemeine Unwille richtete sich zunächst gegen Lessing, den Herausgeber, und es entspann sich eine heftige Polemik gegen ihn, an welcher sich der hamburg. Hauptpastor, Joh. Melch. Göze, Semler und andere tüchtige Theologen betheiligten. Durch die Schärfe seiner Dialektik und seines kritischen Geistes ging Lessing zwar siegreich (s. Antigöze) aus diesem Kampfe hervor, und deshalb galt Göze (beide hatten sich in Hamburg kennen und wegen ihrer theologischen und literarischen Kenntnisse gegenseitig schätzen gelernt) für einen zelotischen Finsterling, der „neben seiner krassen Orthodoxie auch eine krasse Ignoranz unterhalte." Göze war freilich ein streitfertiger Theologe; man kann ihm aber eben so wenig in allen Stücken unrecht, als Lessing in allen recht geben: Sein Hauptmißgriff war wohl, wie der verstorbene K.-Rath Daub in Heidelberg zu bemerken pflegte, daß er die Nebenwerke seiner Festung eben so eifrig zu halten suchte, wie das Hauptwerk (welches er, wenn auch mit weniger Gewandheit und Geschicklichkeit, als sein Angreifer, gut vertheidigte) daß er über dieses Streben manche Blöße gab, die jener mit Geist zu benutzen verstand, und wegen dieser Fechterkünste von oberflächlichen Zuschauern bewundert wurde. Denn wenn Lessing auch mit Recht auf das praktische Christenthum drang, und in dem Ausspruch: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe habt untereinander," das Wesen des Christenthums fand, so übersah er doch dabei, daß die Liebe als Frucht nur die Wirkung des lebendigen Glaubens an Christum, als dem Baume ist, der ihr, wie der Weinstock der Rebe, Saft und Kraft spendet, daß die Liebe, welche nicht aus der christlichen Frömmigkeit hervorgeht, sondern aus dem weichen Herzen, dem sentimentalen Gefühle nichts ist, als eine bloße Tempera-

mentstugend, die als angeboren, keinen sittlichen Werth und keine sichere Stütze hat. Wenn er das Uebernatürliche in seiner Konstruktion der Religion nicht zu bedürfen glaubt, und sich lediglich an das Natürliche hält, so macht er sich theilweise die Sache zu leicht, weil beim tiefern Einblick die höhern religiösen Ideen von einem unendlichen, absolut vollkommenen, unbeschränkten, ewigen Wesen, von Unsterblichkeit, Freiheit ꝛc. unmöglich in dem Endlichen, Beschränkten, Vergänglichen ꝛc. ihre Quelle haben können, und es fehlte ihm, selbst bei seiner eignen Einsicht in die Erbsünde der Schlußstein des göttlichen Erziehungswerkes, der Glaube an die Versöhnung durch Christum, ohne welchen das Christenthum nicht gedacht und begriffen, das fromme Herz beim Gefühl der Sündhaftigkeit nicht auf die rechte Weise beruhigt werden kann. Wenn er äußert, daß das Christenthum auch die schärfste Untersuchung nicht zu scheuen brauche, nicht scheuen dürfe, und eine Scheu dieser Art von Unglauben zeuge, daß ein Pastor und ein Bibliothekar sich zu einander verhalten, wie ein Hirt und ein Kräutersammler; jener habe die Pflicht, seine Heerde auf gute Weide zu führen und vor Giftkräutern zu bewahren, dieser sammle auch die giftigen Pflanzen und bringe sie zur Kunde der Wissenschaft: — so kann man das zugehen, wie auch Göze that, der sogar meinte, daß man bescheidene Zweifel gar wohl vorbringen dürfe, aber glaubte, es sei doch besser, wenn solche Streitigkeiten unter den Gelehrten blieben und nicht vor das **Volk** kämen. Und Göze hatte recht, wenn er erklärte, er fürchte darin nichts in Betreff der objectiven Religion, das Christenthum, wie es sich in Lehre, Schrift und Cultus darstellt, wohl aber glaube er die „subjective" Religion, wie sie in dem Geiste, Herzen und Gemüthe des **einzelnen** Menschen sich gestalte, dadurch gefährdet, indem viele schwachen Gemüther in ihrer religiösen Ueberzeugung und ihrem Glauben irre gemacht würden: — und jene Zeit wie die unsrige beweiset die Richtigkeit seiner Befürchtung, wenn er gleich dem Vorwurfe Lessings, daß dies unzeitige Behandeln gelehrter Streitigkeiten auf der Kanzel die giftigen Kräuter erst auf die Weide verpflanze, welche sonst nie unter das Volk gekommen wären, — sich selbst nicht entziehen kann.

Wenn wir Lessing achten, weil ihm bei deutsch-antikem Geiste die Wahrheit über Alles ging, weil sein Wahrheitssinn unbestechlich war (so daß die Behauptung, er habe zur Herausgabe der Fragmente von amsterdamer Juden tausend Dukaten erhalten, als Mährchen erscheint), weil er mit sittlichem Ernst und wissenschaftlicher Gediegenheit das verfocht, was **er** für wahr hielt, und nicht wie Voltaire, obgleich er diesen selbst an Witz vielleicht übertraf, oder die spätern deutschen Nachbeter, C. F. Bahrdt, Venturini ꝛc., aus der evangelischen Geschichte einen Roman machte

und mit Frivolität das Heilige, was Millionen gestärkt, erhoben und beseligt hat, in den Staub trat, weil ihm die flache und faule Aufklärerei, welche, von Frankreich und England her, sich später unter uns verbreitete, der Kirchenlehre gegenüber (welche er gründlich studirt hatte, und deshalb eher Gehör verdient, als unsere Neuerer, welche sich solche Mühe nicht geben), vom Grund der Seele zuwider war, so daß er sie „als Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen" bezeichnet, — so müssen wir auch Göze achten, der es wagte, diesen Wasserfluthen einen Damm entgegen zu setzen, um den kräftigen Offenbarungsglauben nicht durch den flauen Deismus verdrängen zu lassen, und das, was er mit Millionen für wahr, göttlich und unumstößlich hielt, für das zeitliche und ewige Heil der Menschen zu vertheidigen; achten ihn wir wie den Hirten, der seine Schafe vor den Kräutern bewahrt, die für sie Gift sind, weil er an den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens festhielt, welche richtig verwendet und angewendet, noch nie eine vergiftende Wirkung geäußert, sondern wie die Geschichte aller Völker beweiset, stets heilbringend, selbst auf Judenthum und Muhamedanismus eingewirkt haben. Und wenn Lessing die „selige Gemüthsruhe der Einzelnen, die als Namenchristen ihr undenkendes Leben hinträumen," für nichts achtet, und meint, der Sturm in der Natur müsse auch die Luft im Großen von bösen Dünsten reinigen, obgleich manches Häuschen mit seinem friedlichen Zaune eingerissen werde: so gehen doch seine Ansichten zu einseitig nur auf die Verstandesaufklärung in der Religion, als ob diese nicht im Gemüthe, im Herzen, im Gefühl ihre ersten, meisten und tiefsten Wurzeln habe; und übersieht, daß der kritische Verstand zersetzt, die religiösen Ideen aber der einigenden Vernunft bedürfen, und das Evangelium daher, wie Hagenbach bemerkt, „Empfänglichkeit des Gemüthes, Sehnsucht nach dem Göttlichen, Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit voraussetzt" und von Allen verlangt, von den Gelehrten wie von den Ungelehrten, von dem tiefsten Denker bis zu dem im Denken noch Ungeübten und Schwachen; daß Einer ohne jene Empfänglichkeit bei allem Denken ein schlechter, ein Anderer mit ihr und dem bloßen Wahrheitsgefühl ein guter Christ sein kann, weil er die Religion innerlich erlebt und es gefühlt und erfahren hat in manchen Stunden schwerer Versuchung und manchen harten Stürmen des Lebens, daß im Christenthum eine Kraft Gottes liege, selig zu machen Alle, die daran glauben. Und dieses Gefühl, diese Erfahrung, diese durch lebendige Frömmigkeit und Uebung der Gottseligkeit in thätiger Liebe immer bewußter werdende Ueberzeugung ist ja auch der sicherste Anker, woran sein Glaube sich zu halten vermag bei dem mephistophelischen Geiste der Zeit, welcher stets verneint." Wer die Heilsamkeit

Digitized by Google

eines Arzneimittels an sich erprobt hat, wird sich durch alles theoretische Gerede nicht davon abbringen lassen; wer in seinem Hause fest sitzt, kann Andere über das Fundament reden lassen, was sie wollen, sein Haus fällt darum doch nicht ein. Wie aber der ein Thor ist, der dieses Fundament unterwühlen wollte, nur um zu sehen, ob die Leute Recht haben, so auch der, welcher aus Besorgniß für das, was er nach seiner subjectiven Vernunft und seinem, doch nur das Sinnliche umfassenden Verstande, für wahr hält, die Hütten muthwillig und stürmend niederreißt, ohne sich darum zu bekümmern, wo die arme Menschheit ein Obdach finden soll. Es ist und bleibt ein Mord, ein Geistesmord, ein Verbrechen am Seelenleben, vor den Ohren von Kindern und Unmündigen über Religion mit Leichtsinn reden oder ihnen Schriften in die Hände zu geben, welche, weil sie die Vordersätze nicht zu beurtheilen vermögen, ihre religiösen Ueberzeugungen schwanken machen und ihnen die sichersten Stützen ihrer Sittlichkeit rauben. Nicht auf die Wahrheit kommt es allein an, welche das Wissen befriedigt, denn die Religion ist kein bloßes Wissen, sondern auch ein Gefühl, ein Thun und Leben, sie soll wie die Sonne nicht blos Licht dem Geiste, sondern auch Wärme dem Herzen geben, damit dadurch der Wille zur That gelenkt, und die Frucht reif werde, wozu das Licht allein nicht ausreicht. „Die Wahrheit, welche uns innerlich frei macht, uns bessert, heiligt, unser ganzes Wesen veredelt; die Wahrheit, welche, als ein Gemeingut für Alle, auch den Niedrigsten im Volke emporhebt über den engen Gesichtskreis seiner Erdenschranken und seines Erdenkummers, welche den Weisesten in Demuth niederhält und ihn schweigen lehrt und anbeten, wo der Bereich seines Verstandes aufhört, ist besser als alles andere Wissen. — Wenn Lessing endlich behauptet, daß das Christenthum auch ohne die Bibel und die Inspirationslehre bestehen könne, daß es älter sei als diese, und in den ersten Zeiten sich mündlich durch die lebendige Predigt fortgepflanzt habe, daß es in den ersten Jahrhunderten nicht aus dem Neuen Testamente erwiesen, sondern die Schrift nur als Bestätigung benutzt worden sei, und diese Ansicht mittelst seiner genauen Kenntniß der Patristik nachzuweisen sucht; weil die Glaubensbekenntnisse (Symbole) der ersten Jahrhunderte (die regula fidei) nicht daraus gezogen wären, und er damit dem protestantischen Princip, welches die Bibel als einzige Quelle und Richtschnur des Glaubens betrachtet, entgegen zu treten scheint, so ist das zwar richtig; aber doch stand er auf der einen Seite damit der katholischen Kirche nicht so nahe, als es auf den ersten Anblick Manchem scheinen möchte, und auf der andern hat er späterhin eine solche Beweisführung, die eigentlich eine bloße Wendung ist, nie wieder

geltend gemacht. Aus dem lebendigen Worte, aus der geistigen Gemeinschaft ging allerdings das Gebäude der Kirche hervor, und mußte der Natur der Sache nach daraus hervorgehen; aber wenn Lessing deshalb die Bibel mit einem Baurisse vergleicht, der ohne großen Nachtheil verloren gehen könne, so macht er sich die Sache viel zu bequem; denn sie ist mehr als ein bloßer Riß. Und „wenn wir auch nicht die Schrift, als solche, sondern mit der Schrift Christum den Eckstein des Gebäudes" nennen, so kennen wir doch Christum nur in und durch die Schrift, eben wie die Apostel, die lebendigen Träger des Gebäudes und ihrer Lehre. Sie allein ist es, welche das ursprüngliche apostolische Christenthum von späteren Menschensatzungen unterscheiden lehrt. In seinem berühmten moralisch-didaktischen Schauspiel „Nathan der Weise" (1778) will Lessing „das rein Menschliche, den Adel der Seele," ganz unabhängig von dem Unterschiede der Religion, des Standes 2c. darstellen, die Humanität predigen, die verschiedenen Religionsformen blos als Mittel zu diesem Zwecke gelten lassen und dadurch Duldung, Toleranz lehren, weil ja „der humane Mensch nothwendig auch der wahrhaft religiöse sein müsse." Wie er aber den Glauben überall mit Aberglauben und Schwärmerei gemischt sieht, so hält er es für Stolz und Hochmuth, wenn eine besondere Glaubensform sich für die allein wahre hält, zeigt aber damit, daß er unter positive Religion eine in ihren Satzungen bereits verhärtete, auf äußere Vorzüge sich stützende verstanden habe, und kann doch nicht läugnen, daß, wenn die Religionen Wege und Mittel zu einem Ziel und Zweck sind, es doch nicht einerlei sein kann, welcher Weg betreten und welches Mittel angewendet wird. Die drei Hauptpersonen: Nathan, Saladin und der Templer, als Repräsentanten der drei monotheistischen Religionsformen, sind aber gerade als solche unwahre Charaktere: denn wir hören nicht den Juden, Muhamedaner oder Christen, sondern eben nur den Menschen im Allgemeinen aus ihnen reden, und doch hätte gerade der Unterschied der religiösen Anschauungsweise scharf hervorgehoben werden müssen, wofern ächte, auf gegenseitige Achtung und Liebe beruhende Duldung trotz jenes Unterschiedes anschaulich gemacht werden sollte, sonst würde ja die Duldung in bloßen Indifferentismus bestehen. Ist Nathan nicht als Jude, sondern nur im Allgemeinen ein guter weiser Mann, so geht auch für die Juden nichts Schmeichelhaftes hervor, obgleich die Tendenz auf eine bessere Beurtheilung des Judenthums hinaus zu gehen scheint. — Lessing hält sogar, statt zu erkennen, daß das Wahre nur Wirklichkeit hat, (in dem Wahne, daß das historische Christenthum vom Aberglauben und Schwärmerei nicht getrennt gedacht werden könne, folglich die sogenannte allgemeine menschliche oder natürliche Religion

Digitized by Google

[Deismus] genüge), die Wirklichkeit, die geschichtliche Erscheinung für etwas Ueberflüssiges und Schlechtes, welches, da es einmal nicht beseitigt oder abgethan werden kann, tolerirt, d. h. möglichst ignorirt werden müsse." Das spricht sich auch in der Parabel von den „drei Ringen" aus, die eigentlich sagt: weil der vollgültige Beweis für die Wahrheit der drei positiven Religionen nicht gegeben werden kann (er soll ja nicht an den Ringen selbst zu erkennen sein, der objectiven Glaubensform, eben so wenig in dem subjectiven Fürwahrhalten (Glauben), denn die Wunderkraft muß, weil Jeder, der Ring mag ächt sein oder nicht, sie in seinem Wandel an den Tag legen soll, dieselbe bleiben, auch wo der Glaube auf leerer Täuschung beruht), so sei der Streit über den etwaigen Vorzug unnütz und schädlich. Dabei übersah Lessing zugleich, daß die drei Religionssysteme nicht blos der Form, sondern auch dem Gehalte nach wesentlich verschieden sind. In seinem Eifer für Religionsduldung (die sicher eine ächt christliche Tugend ist, da das Christenthum überall Liebe selbst gegen die Feinde predigt und nirgends wie der Islam seinen Bekennern das Schwert für die Verbreitung des Glaubens in die Hand giebt), wird er sogar (er selbst mochte sich freilich durch Verketzerungssucht unangenehm berührt fühlen) ungerecht und partheiisch gegen das Christenthum und polemisirt gegen dasselbe, während er blos gegen Intoleranz zu kämpfen vermeint: denn er stellt nicht allein den Nathan (in welchem er seinen Freund Moses Mendelssohn verherrlicht) und Saladin tüchtiger, edler und höher als den christlichen Templer, sondern auch den Patriarchen als einen fanatischen Priester, den Klosterbruder als die fromme Einfalt dar, als ob sie dem Christenthume eigenthümlicher wären, da doch von den jüdischen Priestern und Pharisäern bis zu den muhamedanischen Mufti's und Derwischen sich ähnliche Subjecte unter allen Religionen finden; er wirft dadurch ein nachtheiliges Licht auf das Christenthum selbst und verkennt gänzlich, daß die Liebe selbst gegen Feinde, daß Duldung und Humanität, sammt allen milden Stiftungen und menschenfreundlichen Anstalten in der Welt erst vorhanden sind, seit das Christenthum seinen liebevollen, milden Geist über den Erdkreis ausgegossen und ihm selbst auf andere Religionsformen Einfluß verschafft hat; daß Nathan selbst (dem damit die objective Wahrheit fehlt) vom Anklange christlicher Gesinnung nicht frei ist, und daß Lessing, obgleich seine Toleranz blos auf abstraktem Deismus zu ruhen scheint, doch das Beste, was er seinem Nathan giebt, dem Christenthum verdankt, denn er hätte nimmermehr (als Jude oder Muhamedaner auch bei gleicher Stufe intellektueller Bildung) das Bild eines solchen Weisen aufstellen können, wenn er nicht seinen Geist in das Wesen christlicher Vorstellungen eingetaucht hätte. Es bedarf

nur einer einfachen Vergleichung des Christenthums mit dem Judenthum und Muhamedanismus, um zu erkennen, daß diese so wenig wie der Deismus die ins Leben getretene absolute Idee der Religion, die allgemeine, die schlechthin menschliche oder humane Religion zu heißen verdiene; daß religiöse Duldung, welche auf der Idee der wahren Menschlichkeit beruht, eine Tugend ist, welche nicht außerhalb der christlichen Kirche, sondern nur innerhalb derselben gedeihen kann. Folglich war Lessing im Irrthum, wenn er die Idee der wahren Humanität und also auch der Toleranz, die im Christenthum ihre rechte Wurzel besitzt, und die er selbst der christlichen Religion entlehnt hat, aus der sogenannten natürlichen Religion, welche nichts als das farblose Schattenbild des Christenthums ist, herleiten zu können glaubt.

Dennoch ist und bleibt der Nathan ein Werk von tiefer Bedeutung und hoher dichterischer Schönheit, ein Epoche machendes und Aufsehen erregendes Werk, welches Gervinus neben Goethens Faust das Eigenthümlichste und Deutscheste nennt, was unsere neue Poesie geschaffen hat; es äußert, wie Meyer erklärt, als das Werk eines scharfsinnigen Denkers, nicht geringe Anziehungskraft auf jeden Unbefangenen, weil es die Religion mehr in das Herz als den Kopf setzt, wenn sein Verfasser auch in seinem Nathan wider Willen das Bild eines christlichen Weisen, obgleich in einseitiger und abstrakter Weise, aufgestellt hat.

Lessings 1780 erschienenes Werkchen über die „Erziehung des Menschengeschlechts," welches seine Forschungen über Offenbarung darstellt, und ebenfalls großes Aufsehen machte (es wird in Illgens Zeitschrift dem berühmten Landökonomen Thaer in Möglin beigelegt), zeigt, indem er sich den Begriff der Offenbarung als einen stufenweisen Act der Erziehung Gottes dachte, daß ihm diese Idee nicht, wie gewöhnlich Deisten, fremd war; er bekennt sogar, daß es der Vernunft noch eher ein Beweis mehr für die Wahrheit der Offenbarung, als ein Einwurf dagegen sein müsse, wenn sie Dinge darin finde, welche ihr Begreifen übersteige, denn, fügt er hinzu: Was ist eine Offenbarung, die nicht offenbart? Das Werk ist, wenn auch nicht von schiefen Gedanken frei, doch die geistreiche Durchführung eines in der Hauptsache wahren und selbst christlichen Gedankens, ähnlich dem des Apostels Paulus, welcher das Gesetz einen Zuchtmeister auf Christum nennt; und wenn Lessing sagt, alle Erziehung hat ein Ziel, wo sie vollendet sein wird, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, so erscheint auch uns diese Vollendung in und durch das Christenthum erreicht, und er hat wohl schwerlich an eine vollkommenere Religion, etwa wie manche Neuerer an einen modernen jüdisch- und deutsch-

katholischen Deismus, sondern bei dem neuen ewigen Evangelium an die Erfüllung der Verheißungen des Christenthums von einem Gottesreiche gedacht. Bald nach Vollendung dieses Werkes wurde Lessings reger Geist durch körperliche Schwäche, Engbrüstigkeit ꝛc. immer mehr abgespannt, eine ihm sonst fremde Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner. In Braunschweig, wo er mit Eschenberg und Leisewitz († 1806) dem Dichter des Julius von Tarent verkehrte, nahm das Uebel plötzlich überhand, so daß er den 15. Februar 1781 im zweiundfünfzigsten Jahre seine irdische Laufbahn beschloß. Sein hundertjähriger Geburtstag wurde in Camenz, Berlin, Leipzig, Dresden ꝛc. gefeiert, Wolfenbüttel errichtete ihm 1785 und Braunschweig 1853 ein Denkmal. — In allen seinen Schriften zeigte Lessing einen tiefgedachten Plan. Die höchste Lebendigkeit und Schärfe der Darstellung und eine so frische, hinreißende Sprache voll schneidender Schärfe und schlagenden Witz, wie sie in Deutschland noch nicht gehört war. Voll selbstständigen Geistes erkannte er kein Herkommen, keine Regel, welche sich nicht aus der Natur ableiten ließ, und damit die Grundlosigkeit der französischen Poetik. —

---

5) Friedrich Gottlieb Klopstock,

Begründer der deutschen National=Poesie.

Ja, hoch und herrlich wird vor Allen,
Erstehen deutsches Volk und Land!
Ich höre Klopstocks Stimme schallen,
Ich seh' die Feuersäulen wallen
Und in der Wolke Gottes Hand.

Schmidt aus Lübeck.

Unsterbliche Verdienste um die Selbstständigkeit der deutschen Sprache und Dichtkunst hat sich Klopstock, geb. den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, erworben. Sein Vater, ein dortiger Kommissionsrath, übernahm später die Pachtung des Amtes Friedeberg in der Grafschaft Mansfeld, wo der Sohn unter den Augen seiner biedern, frommen Aeltern in der freien Natur, fern vom Zwange des städtischen Lebens an Körper kräftig hervorwuchs, in körperlichen Uebungen, im Reiten und Jagen sein Vergnügen und seine Erholung fand, wie er dann als gewandter Schlittschuhläufer sich noch im Alter bewies. Für die Erwerbung der ersten Kenntnisse sorgte ein Hauslehrer, bis er in seinem dreizehnten Jahre

mit seinem Vater, dessen Pachtung zu Ende war, nach Quedlinburg zurückkehrend, eine Zeitlang das dortige Gymnasium besuchte, und dann die berühmte Gelehrtenanstalt zu Schulpforte bei Naumburg bezog, wo er mit den herrlichen Geisteserzeugnissen Griechenlands und Roms vertraut wurde, an ihnen seinen Geist kräftigte, seinen Geschmack an ihren Mustern läuterte und sich hohe Ideale vor die ahnende Seele führte. Homer und Virgil entzückten ihn, und machten den Wunsch in ihm rege, einst seinem Volke zu werden, was jene den Griechen und Römern geworden waren. Er übte sich daher fleißig in schriftlichen, prosaischen und dichterischen Ausarbeitungen, nicht blos in den alten Sprachen, sondern auch im Deutschen; las nur mustergültige Schriften, studirte sie aber auch mit dem größten Ernst, aufmerksam und prüfend. Obgleich in der abgeschlossenen Schulwelt lebend, war doch der Mensch selbst sein Hauptstudium, und seine Mitschüler boten ihm dazu vielfachen Stoff dar, welchen er in sich zu verarbeiten bemüht war. Schon hier, wo er bis zum Jahre 1745 blieb, faßte er den Gedanken, ein großes episches Gedicht zu verfassen, woran es in Deutschland noch fehlte. Schien ihm Anfangs auch König Heinrich, der Städtebegründer, ein passender Gegenstand für ein vaterländisches Heldengedicht, so wählte er doch bald, vielleicht angeregt durch Bodmers Uebersetzung des Miltonschen verlorenen Paradieses und durch sein eignes frommes Gemüth, den höchsten Gegenstand in der Geschichte der Menschheit, den Messias, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, und entwarf in Jena, wohin er im Herbst 1745 gegangen war, die ersten Gesänge. Hier hörte er zwar theologische Vorlesungen, lebte jedoch hauptsächlich nur der Beschäftigung mit den Musen, ging aber, weil ihm ein verwandter Geist, ein Freund fehlte, schon Ostern 1746 auf Einladung seines Freundes und Verwandten Schmidt nach Leipzig, wo Beide Ein Zimmer bewohnten. Mit Kühnert, Rothe, Olde verband ihn bald die innigste Freundschaft, er schloß sich dem dortigen literarisch-dichterischen Verein an, welcher von jungen Gelehrten: Schwabe, Gärtner, Schlegel, Gieseke, Zachariä, Rabener, Ebert, Gellert und Andere gebildet, wie der Göttinger Hainbund von Bürger, Boje, Stollberg, Voß, Leisewitz, Hölty 2c., auf die Förderung der deutschen Literatur den heilsamsten Einfluß geäußert hat. Klopstock und seine Freunde gaben das Beste ihrer dichterischen Versuche nach gegenseitiger Kritik in den „Bremischen Beiträgen" heraus, und in dieser Zeitschrift ließ Klopstock auch die drei ersten Gesänge seiner „Messiade" und zwar in den prachtvollen tönenden Rythmus Homers, dem Hexameter drucken; 1748 verließ er Leipzig, weil die meisten seiner Freunde bereits weggezogen waren, und übernahm in Langen-

Digitized by Google

salza die Aufsicht über die Kinder seines Verwandten Weiße, dichtete hier einige seiner vortrefflichsten Oden, besonders die an Fanny, dem Gegenstande seiner nicht erhörten Liebe, und bildete den deutschen Hexameter weiter aus. Indeß hatte seine „Messiade" ein gewaltiges Aufsehen unter allen deutschen Volksstämmen erregt, und Freunde wie Gegner gefunden. Während Lessing und Bodmer ihm hohe Bewunderung zollten, junge Prediger Stellen auf den Kanzeln anführten, und seinen Namen wie den eines alten Propheten priesen, schrieen andere, wie Gottsched und seiner Schule Anhänger als Freunde des französischen Alexandriner-Verses über die unerhörte Neuerung, und die alten Theologen fürchteten die Entweihung der Religion und der heiligen Geschichte durch Vermischung mit Fabeln und verwegenen Dichtungen. In der Schweiz hatte das Werk einen vortheilhaften Eindruck gemacht, und Bodmer, Gottscheds Gegner, lud ihn zu sich ein. Klopstock ging im Sommer 1750 mit dem Philosophen Sulzer nach Zürich, wurde im Bodmerschen Hause mit offenen Armen empfangen, und erhob sein Gemüth durch den Anblick der schönen, erhabenen Natur, und den Umgang mit den bewundernden Freunden, denen er in der Ode: der Zürchersee, ein Denkmal der Liebe und Freundschaft setzte. Noch in der Schweiz erhielt Klopstock einen Ruf nach Kopenhagen, wo der König Friedrich V. ihn auf Empfehlung der deutschen Minister Bernstorf und Moltke einen Ehrengehalt von 400 Thalern aussetzte, damit er sich ganz der Vollendung seines Messias überlassen könne. Nachdem er seine beiden Oden auf Friedrich V. gedichtet hatte, reisete er 1751 an seinen neuen Bestimmungsort. In Quedlinburg begrüßte er seine Aeltern, empfing den Segen seiner hochbetagten Großmutter, welche in seiner Kindheit wohlthätig auf die religiöse Richtung seines Gemüthes durch Beispiel und Wort gewirkt hatte; alte leipziger Freunde fand er in Braunschweig wieder, und sein Gieseke erzählte ihm von einer der aufrichtigsten Verehrerinn der Messiade, einer geistreichen liebenswürdigen Hamburgerinn, der er die Freude seiner persönlichen Bekanntschaft machen müsse. Klopstock fand in Hamburg Gieseke's Urtheil über Meta (Margaretha) Moller bestätigt und ihre Herzen schlossen sich aneinander. In Kopenhagen fand Klopstock eine ehrenvolle Aufnahme, wurde in die glänzendsten Kreise des Hofes gezogen und bewundert, weil der König ihn hochschätzte; doch lieber blieb er in der Einsamkeit und arbeitete an seinem Messias. Gewöhnlich begleitete er den König, wenn dieser im Sommer sich auf seinem Lustschlosse aufhielt oder Holstein besuchte; dann sah er auch seine Cidli wieder und erfreuete sie durch seine Abschiedsoden, bis er im Frühling 1754 nach Hamburg kam, wo am 10. Juni ihr Bund geweihet wurde.

Digitized by Google

Er aber, der „jetzt erst den Werth des irdischen Lebens umfaßte, und den Gott der Himmel pries, der ihm Gefühle gegeben, ihn in solchem wahren Leben verherrlichen zu dürfen," genoß dies Glück nicht lange; schon den 28. Nov. 1758 starb sie mit ihrem Kinde, „das sie ihm nicht gebären konnte." Auf dem Kirchhofe zu Ottensen, dicht an Altona, setzte er ihr die Grabschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen." Freundinnen der Entschlafenen pflanzten eine Linde auf ihr Grab, welche, zum mächtigen Baume herangewachsen, jetzt auch des Dichters Asche umschattet. Ruhe und Heiterkeit gewann er nach und nach in Beschäftigung mit der heiligen Dichtkunst und im Umgange mit Bernstorf u. A. Doch als dieser Freund und Gönner 1771 dem Ministerium Struensee weichen mußte, erhielt auch er die Erlaubniß mit Beibehaltung seiner Pension und seines Charakters als dänischer Legationsrath auswärts leben zu können. Er verließ Kopenhagen und eilte nach Hamburg. Zwar lud ihn der Markgraf, nachheriger Großherzog Friedrich von Baden mit dem Titel eines Hofraths und einem jährlichen Gehalte nach Carlsruhe und überhäufte ihn mit Gnade und Ehre; allein diese Stadt gefiel ihm nicht, er ging gnädig entlassen wieder nach Hamburg zurück, wo er hochgeachtet von seinen Mitbürgern, geschätzt von allen ächten Deutschen, bewundert von allen Fremden, welche die Stadt besuchten, bis an das Ende seiner Tage wohnte!

Als die französische Revolution im Jahre 1789 ausbrach, hoffte Klopstock, wie viele Andere nicht allein für das so lange hart bedrückte französische Volk, sondern auch für ganz Europa davon reichen Segen. In noch jugendlicher Begeisterung ergoß er, schon dem Greisenalter nahe, seine lebendigen Hoffnungen in begeisterte Oden, sich glücklich preisend, „daß er die glückliche Zeit noch gesehen"; die Nationalversammlung schenkte ihm das Ehrenbürgerrecht, das National-Institut nahm ihn zu ihrem Mitgliede auf. Doch die Täuschung währte nur kurze Zeit, „um den Vortheil der Herrschaft stritt bald ein entartet Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen," die Lenker des Volkes tauchten mit Gier ihre Hände in Raub und Blut; da warf Klopstock, voll heiligen Unwillens über den Frevel, der unter dem Namen Freiheit verübt wurde, über das vergossene Bürgerblut, über die Gottesläugnung und den Königsmord, eine Menge Gedichte ins Feuer, schickte der Nationalversammlung sein Diplom zurück, mit einer Ode, worin er eben so freimüthig seinen Abscheu als früher seine Bewunderung ausspricht, und erklärte: „Franken! ich hasse Bürger, die Bürgerblut stromweis vergießen, sich des vergossenen rühmen und noch das letzte Zucken ihrer Ermordeten fühllos ansehn. Franken! ich bebe vor der Versammlung weg, welche dem Unsinn tobender

Digitized by Google

Sterblichen ruhig das Ohr leiht, die die Gottheit frech, mit verwegenem Munde läugnen. Franken! ich fluche ewig dem Blutgericht, in dem der Kläger selber das Urtheil spricht, das sich erfrecht, nicht nur den König, nein, auch die Gnade des Volks zu würgen! Würdige Enkel Clements und Ravaillac's, würdige Enkel jener Bluthochzeitnacht, würdige Enkel der Dragoner, die einst mit Mord Roms Glauben lehrten! Zittert!" rc.

Während sich der einsame Greis mit einer neuen Auflage seiner Werke beschäftigte, sehnte er sich nach einer freundlichen Lebensgenossinn, und die verwittwete Frau von Winthem schloß mit ihm 1791 den Ehebund. Sanft und geräuschlos floß nun sein Leben dahin; von Sorgen der Nahrung frei, war er noch gern im Kreise heiterer Freunde, bis seine Körperkräfte nach und nach schwanden; ein langwieriges Fieber im Winter 1802—1803 rieb sie vollends auf, und am Mittage des 14. März 1803 schloß der Tod sanft seine Augen, nachdem er die aus der heiligen Schrift entlehnten Worte seiner Ode der „Erbarmer," Kann auch eines Weibes ihres Kindes vergessen rc. mit verklärtem Blicke gesprochen hatte. Nie ist die Asche eines deutschen Dichters so feierlich zu Grabe geführt worden! Am 22. März schlossen sich die Glieder aller Stände, die fremden Gesandten rc. in 126 Kutschen dem Leichenzuge an, während alle Kirchthürme ein Grabgeläute ertönen ließen, eine Ehrenwache ihn bis Altona begleitete, wo sie von einer andern aus dieser Stadt abgelöset und auf dem Kirchhofe empfangen wurde; Wechsel-Chöre aus seinen Dichtungen, Vorlesung aus der Schilderung des Todes der Maria, des Todes des Gerechten in der Kirche und Einsenkung der Leiche unter seinem Liede: Auferstehn! ja auferstehn! folgten. Ein Denkmal ziert sein Grab, eine marmorne Tafel sein Haus in Hamburg und sein bronzenes Brustbild das quedlinburger Lusthölzchen; sein hundertjähriger Geburtstag wurde in Altona und Quedlinburg würdig gefeiert.

Klopstocks ganze Seele spiegelt sich in seinen Werken: Liebe zur Natur, edle Freundschaft, lebendige Vaterlandsliebe und warme Religiosität sind die Quellen seiner reinen, edlen Begeisterung.

Seine dramatischen Arbeiten, theils religiösen (der Tod Adams, Salomo, David), theils vaterländischen Inhalts (Hermannsschlacht, Hermann und die Fürsten, Hermanns Tod) fanden geringen Beifall, weil ihr Styl lapidarisch und schroff erscheint, und sie sich daher weniger zur Darstellung auf der Bühne eignen; doch haben sie hohes tragisches Interesse und unübertreffliche Partien, besonders sind die Chöre im höchsten lyrischen Schmuck gehalten und athmen die glühendste Vaterlandsliebe. Seine Oden und geistlichen Lieder übertreffen an

Tiefe und Reichthum der religiösen Gefühle, an kühner Ideenfülle, an lyrischer Kraft und Erhabenheit der Gedanken ohne leere Redensarten sowohl die Gesänge des Horaz und Pindar, wie der neueren Dichter aller Nationen.

Sein religiöser Sinn wandte sich aber im Vollgefühl der ganzen Kraft seines Innern zu dem höchsten denkbaren Gegenstand: der Erlösung des Menschengeschlechts durch einen göttlichen Mittler. Der Messias sollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Und wenn auch das Ganze als ein großer Hymnus auf die Erlösung erscheint, als ein Chorus, worin sich Geister aus einer höhern Welt vernehmen lassen; wenn auch einige Partien z. B. der Charakter des Satans rc. verfehlt erscheinen möchten, so ist doch dieses religiöse Epos in zwanzig Gesängen aus der Tiefe eines religiösen Gemüthes quillend, so kraftvoll und hinreißend im Prophetenton gehalten, so hat es doch so viel Kraft und Schwung, eine so großartige Idee, eine solche Kühnheit und Größe in der Zeichnung der Charaktere, eine solche Pracht der Schilderung, einen so hohen patriarchalischen Idyllenton (wir erinnern nur an die Charakteristik der Jünger, an Kaiphas, an den Tod des Gottesläugners, den Tod der Maria XX.), daß es jedes, wenn auch nicht religiöse, doch dichterische Gemüth ergreift, und zugleich durch seinen originellen dichterischen Styl, durch seine klangreiche lebendige Versart sich über alle Epopöen der Deutschen erhebt, mit allen epischen Meisterwerken der Griechen, Römer, Italiener und Engländer um den Rang streitet; wie er denn Milton, dessen verlornes Paradies ihn auf seinen Stoff brachte, wenn nicht an dramatischen, doch durch lyrischen Gehalt, Glanz der Darstellung und musikalischen Wohlklang weit übertrifft. —

Wie Lessing mit richtigem Takte und durchdringendem Verstande das Volksthümliche von dem Fremden sonderte, und herausfand, was dem deutschen Geist nach seiner Eigenthümlichkeit und seinem Wesen wahrhaft gedeihlich war; wie er mit dem scharfen Schwerte seiner Kritik die so lange bewunderte französische Poetik in ihren Grundvesten erschütterte, die vermeinte Unfehlbarkeit der französischen Dramaturgie vernichtete und das Drama wieder auf die natürlichen Regeln zurückbrachte, welche schon Aristoteles aufgestellt; wie er zeigte, daß die Franzosen sich nur an mechanischen Regeln, an leeren Aeußerlichkeiten festgehalten, und den höhern Geist der Griechen nicht begriffen hätten, den die Engländer besser empfanden; wie ihm die deutschen Bühnen ihre Wiedergeburt, die deutsche Kritik ein bisher unerreichtes Vorbild, die deutsche Kunst einen Schatz von Regeln und einen Kompaß verdankt, den sie nie ohne Nachtheil vernachlässigen darf, und dadurch den Weg zu neuen Schöpfungen ebnete; wie er nicht

Digitized by Google

bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis das Beispiel gab, daß bei schöpferischer Phantasie auch ein ordnender Verstand erforderlich sei und, ein ächt Deutscher, überall auf das ächt Deutsche die ächt Deutschen hinwies; wie seine Prosa Muster wurde, nicht durch ein Feuerwerk von geistreichen Einfällen, noch durch Jagen nach Witz und rhetorischen Figuren, mit welchen die französische Literatur auch in ihren Geschichts- und philosophischen Werken den Leser zu blenden pflegt, sondern dadurch, daß Alles aus innerer Nothwendigkeit hervorgeht, durch die logische Verknüpfung der Handlung mit der Wahrheit der Charaktere; wie dadurch Alles, was er schrieb, die Vollendung der Form erhielt: — so trug Klopstock nicht weniger dazu bei, die deutsche Dichtkunst von der leeren französischen Reimerei, von den schleppenden französischen Alexandrinern zu erlösen, deren Tonfall Alles zur Trivialität, die Poesie zu gereimter Prosa macht; sie zu befreien von dem frostigen Pedantentone der Gottschedischen Schule, dem leeren Schwulst und den süßlichen Liebestönen der Schule Hoffmannswaldau-Lohensteins. Er führte den erhabenen und gewaltigen Hexameter in unsere Dichtungen ein, und gab der Ode, der Elegie, dem Liede das vollendete Gepräge ächt deutscher Nationalität und reiner Sittlichkeit, einen Reichthum und eine Schönheit der Bilder, eine Tiefe und Innigkeit des Gemüthes, einen Wohllaut der Verse bei manchem Zwang der Sprache, eine Kraft des Ausdrucks, welche bisher nicht übertroffen worden, und erwarb sich auch durch seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, durch seine Gelehrten-Republik und seine grammatischen Gespräche ein großes Verdienst um den grammatischen Theil der deutschen Sprache, welches in früheren Jahrzehnten (weil man das Beachtungswerthe vor dem Sonderbaren übersah) verkannt, erst später gewürdigt worden ist. Von Herz und Sinn deutsch und ein abgesagter Feind aller Nachäfferei des Auslandes, ein Held im Kampfe für deutsche Nationalbildung und deutsche Eigenthümlichkeit (daher er auch Joseph II. vor Friedrich II., „von dessen Throne die deutsche Muse*) ungeehrt und schutzlos ging," bewunderte, wogegen diesen Ramler's Oden preisen und Gleim's Lieder) und für den deutschen Nationalruhm begeistert, führte er die national-deutsche Götterlehre, der griechisch-römischen gegenüber, in die deutsche Dichtkunst ein, damit sie auch eine nationale Mythologie habe (welche freilich,

*) Wer mich verbrittet, ich hass' ihn,
Mich gallizismet, ich hass' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich verachäen,
Und wenn sie zur Quiritinn mich machen.
Ein erhabenes Beispiel gab mir Hellas,
Sie bildete sich durch sich.

Digitized by Google

Vielen unverständlich, an Denis und Kretschmann nicht hinreichende Bearbeiter fand, wies die Deutschen hin auf ihre Bedeutung in der Reihe der Völker, rief ihnen zu: „Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?" 2c., stellte dem „Sie das Wir" entgegen, warnte vor dem „Allzugerechtsein" gegen das Ausland und regte durch alle seine Werke das Nationalgefühl mächtig an! —

Ein neues Leben begann für die deutsche Sprache, als Lessing und Klopstock mit ihren unsterblichen Werken dem staunenden Vaterlande eine neue geistige Welt aufschlossen! Nun lernten die Deutschen den hohen Werth ihrer Muttersprache kennen: ihre Bildsamkeit, welche mit Hülfe der Biegungs- und Ableitungs-Silben und Wortzusammensetzungen stets neuen Wortbildungen mit eigenthümlicher unerschöpflicher Kraft abzuleiten und zu schaffen vermag, und zwar so, daß man aus der Etymologie das Verständniß und die Bedeutung der Wörter erkennen kann: z. B. Kunst von können, Ankunft von ankommen, Vernunft von vernehmen, Begriff von begreifen 2c. Oder denken in seinen Ableitungen: Denker, Denkerinn, denkbar, bedenken, bedacht, der Bedachtsame, Bedachtsamkeit, unbedachtsam, der Unbedachtsame, Unbedachtsamkeit, bedächtlich, Bedächtlichkeit, bedächtig, Andenken, gedenken, erdenken, erdenklich, verdenken, Verdacht, verdächtig 2c. Aus Essen bilden wir Mittag- und Abendessen; aus Mann und Mensch: menschlich, Menschenfresser, Menschenfreund, entmenschen, Männin, Mannweib, entmannen: wer das Grundwort versteht, hat auch die Bedeutung der andern; die französische Sprache sagt dagegen: homme, humain, hommasse; anthropophage, philanthrope, viril, androgyne, diner, souper 2c. und diese erkünstelte Bedeutung zeigt, wie wild ihre Elemente durcheinander geworfen sind*). Wie vieldeutig und reich an neuen Bildungen ist z. B. unsere Sprache in den Vor- und Nachsylben, den Präpositionen; z. B. ver zeigt an 1) eine Entfernung von sich, z. B. jagen, ver-; miethen, reisen; 2) einen Verlust: säumen, ver-; lernen, spielen, schlafen; 3) einen Verbrauch: brennen, ver-; spielen, zehren; 4) eine

*) Die Franzosen haben travailler, retravailler, wir: arbeiten, durcharbeiten, ausarbeiten, überarbeiten, aufarbeiten, zu arbeiten (z. B. eine Oeffnung), vorarbeiten, nacharbeiten, mitarbeiten, umarbeiten, bearbeiten, überarbeiten, sich einarbeiten, entgegenarbeiten, fortarbeiten, hinweg- und wegarbeiten, hinzuarbeiten, hinunter- und emporarbeiten, hin- und her arbeiten, niederarbeiten, herausarbeiten, vollarbeiten, hinarbeiten, herumarbeiten, los- uud festarbeiten, zer- und verarbeiten, erarbeiten, vorausarbeiten 2c. Die Franzosen haben z. B. chez, près, proche, auprès, presque, dans peu; wir: bei, nahe, hart, beiher, beihin, anbei, beizu, beinah, fast, schier, nahbei, beiweg, nächst, demnächst, nächstdem, zunächst, nächstens.

anhaltende Dauer: harren, ver-; -bleiben, -tragen 2c.; 5) eine solche Fortdauer der Handlung oder des Zustandes bis zur Erschöpfung: bluten, ver-; brennen, toben, dunsten, zweifeln; 6) eine Verstärkung bis zur Unbrauchbarkeit: salzen, ver-; biegen, nageln, schneiden; 7) von der vorigen Stelle bringen: rücken, ver-; schieben, setzen, pflanzen; 8) etwas Unrichtiges statt des Wahren: schreiben, ver-; führen, rechnen; 9) eine Zusammenfügung: ketten, ver-; klammern, flechten, stricken; 10) ein Versetzen oder Gerathen in den Zustand, welchen das Grundwort anzeigt: alt: veralten, verblassen, verlahmen; 11) eine Verschließung: binden, ver-; stopfen, kleben; 12) eine Uebertragung an einen andern: kaufen, ver-; heirathen 2c. 2c. — Die Nachsilbe lich bezeichnet bei Zeitwörtern 1) die wirkliche Anwesenheit des Zustandes, den das Zeitwort ausdrückt: taugen, tauglich; behaglich, schmerzlich; 2) die Handlung wirklich verrichtend, z. B. erfreuen, erfreulich, schädlich, tödtlich; 3) was leicht gethan werden kann oder gethan zu werden verdient: bedauern, bedauerlich, lesen, leslich, begreiflich; bei Haupt- und Beiwörtern; 4) eine Aehnlichkeit: Bruder, brüderlich, männlich, väterlich, gröblich, räthlich; 5) eine Art und Weise: Bild, bildlich, schriftlich, stündlich, kühnlich, treulich; 6) eine wirkende Ursache: Lob, löblich, schändlich, gefährlich 2c. 2c.

In Wortzusammensetzungen ist die deutsche Sprache ungemein mannigfaltig, während die französische zu weitläuftigen Umschreibungen ihre Zuflucht nehmen muß. Wir bestimmen dabei 1) die Personen durch die Sache, Zweck durch Mittel: Hausarme, Hausrath, Gartenlust oder umgekehrt: Armenhaus, Rathhaus, Lustgarten; 2) das Geschäft durch die Zeit: Tagwerk, Jahrpacht oder Werktag, Pachtjahr; 3) die Ursache durch die Wirkung: Sangvogel, Jagdhund oder umgekehrt: Vogelsang, Hundejagd; 4) die Sache durch das darin Enthaltene: Torfwagen, Kornboden; 5) das Maaß der Eigenschaften: ein großer Mann: Mannsgröße, fingerlang, rosenroth, sonnenklar 2c.

Schon daraus folgt der Reichthum unserer Sprache. Die Summe ihrer Wörter übertrifft auch die reichste der lebendigen Sprachen, und wenigstens dreimal die französische; sie hat nicht allein für jede Klasse der Begriffe so viele Wörter als es Hauptideen giebt, sondern sie ist auch eben wegen Bildsamkeit und Freiheit fähig, sich mit unendlich vielen neuen, aus ihrer Wurzel gebildeten Wörtern zu bereichern, und hat für jede Abstufung und Schattirung der Gefühle und Gedanken von den höchsten philosophischen bis zu dem einfachen ihr besonderes Wort. Sie ist daher freilich weniger als die arme französische Sprache zu Witzworten geeignet, eben weil sie sich bestimmt und unzweideutig ausdrücken kann.

Wir haben z. B. Furcht, Angst, Unruhe, Aengstlichkeit, Bangigkeit, Bekümmerniß, Herzensangst, Gemüthsbewegung, Seelenkampf, Schrecken, Betäubung, Grauen, Entsetzen, Grausen, Schmerz, Wehmuth, Mißvergnügen, Mißstimmung, Verdruß, Verdrießlichkeit, Scheu, Verzagtheit, Gram, Harm, Kummer, Traurigkeit, Schwermuth, Tiefsinn, Unlust, Leiden, Marter, Qual, Unmuth, Aerger, Muthlosigkeit, Unbehaglichkeit, Unzufriedenheit, Niedergeschlagenheit, Jammer, Beängstigung, Zerknirschung, Beklommenheit, Beklemmung, Trostlosigkeit: — die Franzosen kaum die Hälfte; wir haben viele feine Unterscheidungen mittelst der Nachsilben: en (ern), ig, icht, z. B. kupfern, kupferig, kupfericht; lich, isch, z. B. jährlich, jährig; geistlich, geistig; kindlich, kindisch rc. und für den Sinn des Geschmacks nicht bloß süß, sauer, sondern auch: süßlich, säuerlich, säuern rc. Die französische Sprache muß sich durch un peu doux rc. helfen. Alle Infinitive und einige Imperative unserer Zeitwörter bilden zugleich Hauptwörter, z. B. gehen, schreiben, lesen, denken rc.; fahrt wohl: Wohlfahrt, sagt aus: Aussage; im Französischen kann das nur mit wenigen Infinitiven geschehen: être, pouvoir rc. Für die feineren Unterscheidungen der Thätigkeiten haben wir bedeutend mehr Ausdrücke, z. B. für sehen mit seinen Nebenbegriffen hat die französische Sprache zwar ziemlich viele Wörter: voir, regarder, aviser, contempler, envisager, considerer, appercevoir, entrevoir, examiner, fixer, observer; wir aber: sehen, schauen, gucken, blicken, gaffen, betrachten, besehen, beschauen, beobachten, bemerken, begucken, begaffen, ansehen, anschauen, angucken, angaffen, besichtigen, zusehen, zuschauen, anblicken, anschauen, anstarren, anglotzen, anstieren, anschielen, erschauen, wahrnehmen, gewahren, beäugeln, anschaulich rc., also dreißig Wörter gegen zehn. Für où und d'où haben wir: wo, woher, wohin, worüber, wozu, wohinaus, wobei, woran, wonach, worauf, woraus, worin, worein, allwo, wovor, woneben, wogegen, anderswo, anderswohin rc. Das französische circon hat nur circonscire, circonscrire, circonspect, circonvenir; unsere Sprache hat: untrennbare, wie umstehen, umstrahlen, umkränzen rc. mehre hundert, und trennbare (welche die französische gar nicht kennt, wenigstens hundertunddreißig gebräuchliche. Das Zeitwort voler hat nur drei Ableitungen: s'envoler, convoler, revoler, wofür wir im Deutschen nicht bloß: fliegen, anfliegen, wegfliegen, sondern noch etwa sechszig andere Ausdrücke haben. Unseren Ableitungen durch die Wörter: mit, empor, nach, hinten, her, hin, herein, heraus, hinunter, herüber, fort, heim, darüber, fort, weg, hinauf rc. können die Franzosen nichts entgegensetzen. — Ist nun eine Sprache um so vollkommner, je mehr sie die Möglichkeit enthält, aus ihren Wurzel-

Digitized by Google

wörtern neue Wörter von jeder beliebigen Bedeutung für den Ausdruck der feinsten Nuaneen der Gedanken zu schaffen, dergestalt, daß man aus der Struktur der neuen Wörter ihre Bedeutung verstehen kann: welche Vorzüge besitzt dann nicht unsre Sprache vor der französischen und wie arm ist diese, in welcher man wenigstens die Hälfte von dem nicht sagen kann, was der Reichthum der unsrigen so mannigfaltig ausdrückt? —

Aus dieser Bildsamkeit und diesem Reichthum geht die Allumfaßlichkeit (Universalität) der deutschen Sprache hervor, vermöge welcher sie den Geist aller gebildeten Sprachen umfassen, von allen dichterischen Formen, dichterischen Gedanken und Werken das Beste sich aneignen kann. Denn welche Sprache wäre wohl im Stande, so wie die deutsche, den griechischen Hexameter, wie die arabische Makame, die italienische Sonette, Terzine, Ritornell, wie die spanische Decime, Glosse ꝛc., die persische Ghasele, wie die Malaien-Strophe oder den französirenden Alexandriner ꝛc. in sich aufzunehmen. Welcher Dichter irgend einer lebenden Sprache vermöchte wie Voß, Wieland, F. A. Wolf, Schleiermacher ꝛc. den Homer, Horaz, Plato, Lucian, Aristophanes, oder wie Ebert, Eschenburg, und F. A. Schlegel den Shakespeare und Calderon, wie Gries den Ariost und Tasso, wie Tieck den Cervantes oder wie Herder, Rückert, Hammer u. a. die arabischen, persischen und indischen Werke nachzubilden und zu nationalisiren?

Zwar wird der deutschen Sprache zuweilen eine größere Härte vorgeworfen und der französischen und italienischen eine bedeutendere Weichheit und größerer Wohlklang zugesprochen, und wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß sie viele Konsonanten enthält. Dagegen fragen wir, ob die Weichheit ein so besondrer Vorzug ist? Soll denn die Sprache bloß dazu dienen, einfache, sanfte, weiche Gefühle und Gedanken auszudrücken und nicht auch kräftige, erhabene und heftige? Eignen sich nicht dazu besonders die Konsonanten, und machen die Sprache malerisch? Das r und s kommt z. B. in Rauschen, Rollen, Rieseln, Sausen, Brausen, Dröhnen ꝛc. vor und malen das Schauerliche dem Ohre (wie in Bürgers Balladen, welche, ins Französische übersetzt, ihren Eindruck verlieren); das i bezeichnet die Höhe, das u die Tiefe, das l das Liebliche, z. B. bei Hölty, und drücken schon durch ihren Klang die Empfindung aus. Wie häßlich klingen dagegen die französischen Nasenlaute in: recherche, George, jugé, changement, j'ai chargé ꝛc. Setzte doch schon Gottsched bei einer ähnlichen Einrede Friedrich des Großen das liebliche deutsche Wort Liebe dem häßlichen französischen amour entgegen! Wie widrig klingen ang, au, ue, uo, uoi, und wenn nun

vollends die Franzosen „sprächen, wie sie schreiben," und nicht einen Haufen geschriebener Konsonanten im Sprechen wegwürfen, so könnte vollends vom Wohlklang keine Rede sein. Den Wohlklang unserer Sprache könnten wir außerdem noch bedeutend erhöhen, wenn wir nicht oft und ohne Noth manchen Vokal wegließen, z. B. das e, und liebet, hörete, dem Glücke, dem Manne 2c. sagten.

Was aber den prosodischen Bau der Wörter, die Messung und Mischung der Silben und Wörter betrifft, so hat die deutsche Sprache in Metrum, Melodie und Harmonie einen unendlichen Vorzug vor der französischen. Letztere hat, wie die meisten neueren Sprachen, fast alle wahre Quantität der Silben verwischt; auf welche Silben der Accent fällt: das hängt nicht von der Bedeutung derselben, sondern einzig und allein vom Sprachgebrauche ab. Die deutsche Sprache hat aber sowohl Silbenton als Silbenmaß; der Accent fällt in der Regel mit der Länge der Silben zusammen, aber diese, oder das prosodische Zeitmaaß, wird durch größere oder geringere Bedeutsamkeit der Silben bestimmt. Alles was Hauptsache ist, also die Stammsilbe, wird durch lange, alles Nebensächliche durch kurze Silben bezeichnet. Die deutsche Silbenmessung ist also eine geistige, da sie auf der innern Bedeutung beruht. Diese Abwechselungen der kurzen und langen Silben, so daß nicht lauter hüpfende Daktylen oder einförmige Jamben oder schwerfällige Spondäen gewählt werden können, macht unsere Sprache sowohl melodisch, daher sie Fremden, z. B. Engländern, als Gesang erscheint, als harmonisch. Denn harmonisch spricht man, wenn die Sätze so geordnet sind, daß bei ernsten und feierlichen, wie bei muntern und fröhlichen Gedanken und Empfindungen auch die Rede ernst, feierlich oder munter erscheint. Wenn hierbei uns die deutsche Sprache außerordentlich zu statten kommt, so ist die französische in dieser Beziehung sehr mangelhaft, und wird, da alle Silben fast gleiche Länge haben, einförmig; z. B. Que ton absence me rend amere la vie que tu m'as rendue, dagegen: Wie sehr verbittert mir deine Abwesenheit das Leben 2c.

Eine eben so falsche Behauptung ist, daß es der deutschen Sprache an Festigkeit fehle. Soll das heißen, die Bedeutung der Wörter ist nicht bestimmt, sondern schwankend, so ist das eine offenbare Unwahrheit; will man damit sagen, sie habe keine festgesetzten grammatischen Regeln, so zeugt jede deutsche Grammatik dagegen, und wo die Regeln, z. B. über die Schreibzeichen, zu schwan-

ken scheinen, da gewähren sie gerade den Vortheil, die Gedanken-schattirung gehörig auszudrücken. Soll es heißen, die Ordnung und Stellung der Worte ist im Deutschen nicht an so strenge Regeln gebunden als im Französischen: so ist das allerdings richtig; allein wir sind über unsere größere Freiheit mit Recht sehr erfreut. Wenn im Französischen z. B. das Pronomen vor, der Accusativ nach dem Zeitwort stehen muß, weil der Dativ und Accusativ einiger Pronomen und Substantive keine Unterscheidungszeichen haben, wenn die seltsame, in keiner Sprache vorkommende doppelte Verneinungs-Partikel, das Adverb 2c. seine unabänderlichen Regeln haben: so sind sie im Deutschen zwar nicht ohne bestimmte Stellung, diese ist aber nicht unabänderlich. Im Deutschen kann man daher nicht richtig, bestimmt und deutlich schreiben, ohne richtig, bestimmt und deutlich zu denken; im Französischen thut das zum Theil die Sprache, ohne daß der Kopf dazu nöthig ist. Das ist bequem; wer an Händen und Füßen gebunden ist, kann freilich wenig Böses thun, also auch weniger Sprachfehler machen.

Diese größere Freiheit und Ungebundenheit hat uns überdies zwei wichtige Vortheile verschafft. 1) Der redende und schreibende Deutsche braucht nicht mit dem Subject anzufangen, sondern kann das Wort, welches den Hauptgedanken bezeichnet, voransetzen (Inversion) und dadurch Nachdruck und Verständlichkeit befördern. Boileau und Voltaire beginnen ihre größern Werke: Je chante les combats und Je chante ce héros, dagegen Wieland: Noch einmal sattelt mir; Klopstock: Schön ist, Mutter Natur; Schulz: So fühlst du denn mit lauen Lenzesschwingen 2c. — Wir können aber dadurch sogleich das Wichtigste in einem Satze hervorheben, also den Hauptgedanken fühlbar machen, und ohne die Worte zu vermehren, den Gedankengang verändern; dadurch gewinnt zugleich der Styl an Stärke und Mannigfaltigkeit. Statt: der Vater hat dem ältesten Sohn sein Erbtheil nicht vorausgegeben, können wir setzen: dem ältesten Sohn oder sein Erbtheil, oder vorausgegeben 2c. und immer ist der Hauptgedanke fühlbar; der Franzose muß ihn durch c'est erst fühlbar machen: Non, c'est le père 2c., ce n'est qu'au fils ainé etc. 2) den Gedanken-Accent. Wir haben nicht blos den Ton-Accent in der Dehnung oder Abstoßung der kurzen und langen Silben, nicht blos den rednerischen in der Hebung und Senkung, Verstärkung und Schwächung der Stimmen, sondern auch der Gedanken-Accent, indem wir dem Hauptgedanken eines Satzes auch im Sprechen den Nachdruck geben. Betonen wir in den Sätzen: Ich war gestern in Deinem Hause; ich habe Dir die Wahrheit gesagt, das erste oder eines der folgenden Worte, so wird auch ohne Inversion der Hauptgedanke sogleich fühlbar. Der Franzose

Digitized by Google

muß sich hier durch Umschreibung helfen oder ihn aus dem Zusammenhange errathen lassen. Seine Sprache ist zwar wegen ihrer Leichtigkeit und Oberflächlichkeit eine Conversations-Sprache, bei der es auf Tiefe und Begründung weniger ankommt, sie ist aber nicht im Stande, z. B. von Klopstock und Jean Paul eine unverwässerte Uebersetzung zu geben, noch Kant und Schelling verständlich zu machen, da sie z. B. für Geist und Vernunft nur esprit und raison hat, welche den deutschen Begriff nicht wiedergeben; dagegen ist die deutsche Sprache geeignet, zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen Ideen und der erhabensten sittlichen und religiösen Gefühle, wie der einfachsten Gedanken und der sanftesten Empfindungen.

Diesen hohen Werth unserer Sprache lernten wir durch Lessing und Klopstock erst recht kennen, und damit die Mittel, welche in ihr verborgen gelegen. Nun erwachte ein neuer Geist, und die neuern Schriftsteller fanden eine Sprache vor, mit welcher sich Außerordentliches leisten ließ.

Nun zollten die Fürsten ihr eine zunehmende Achtung, zogen die größten Geister der Nation an ihre Höfe, der Adel nahm lebendigen Antheil an dem literarischen Leben und wetteiferte, wie zu den Zeiten der Minnesänger, mit den bürgerlichen Dichtern. Wieland und Bürger, Göthe und Schiller, Herder und Jean Paul, Voß und Stollberg, Hölty und Hardenberg, Uhland und Schwab, Schlegel und Tieck, Rückert und Schulze ꝛc. machten auf jedem Gebiete der Dichtkunst vielfache Eroberungen; Kant und Fichte, Schelling und Hegel wagten sich in die höchsten Gebiete menschlicher Forschung und gaben der deutschen Philosophie ein entschiedenes Uebergewicht; Adelung und Campe, Becker und Schmitthenner, Grimm und Mone, Lachmann und Laßmann ꝛc. durchforschten das Gebiet der deutschen Sprache des Alterthums wie der Neuzeit; Eichhorn und Luden, Peertz und Menzel, Pfister und Voigt, Stenzel und Manso, Rotteck und Wachsmuth ꝛc. bearbeiteten die vaterländische Geschichte mit Auszeichnung.

Und so entwickelte sich eine große literarische Revolution in Deutschland, welche nur Eine deutsche Nation, nur Eine deutsche Literatur anerkennen und durch sie auf das gemeinschaftliche Vaterland einwirken wollte: die Freiheit und Selbstständigkeit der vaterländischen Literatur war siegreich erkämpft und entschädigte für das Absterben der alten Reichsverfassung. Der Verfall derselben ist übrigens nicht erst durch Friedrich den Großen, sondern schon durch die ewigen Kämpfe der Päpste gegen die Kaiser, wodurch beständiges Auflehnen und Zwiespalt im Reiche befördert und dem kräftigen Hohenstaufengeschlecht der Unter-

Digitized by Google

gang bereitet wurde; durch das unabläſſige Streben der Fürſten nach Unabhängigkeit, welche die landesherrliche Gewalt gegen die kaiſerliche zu vermehren und die Reichsgewalt bei jeder Kaiſerwahl durch Kapitulationen zu ſchwächen ſuchte, und damit die Einheit hinderte, welche in dieſer ihre Wurzel hat, und Fürſten, Adel, Bürger und Bauern im Gleichgewicht halten und ſchützen ſollte; durch den Religionskrieg, der dem Kaiſer die Herzen der proteſtantiſchen Fürſten entfremdete, und die der katholiſchen nicht gewann, ſondern ſogleich ihre Eiferſucht anregte, wenn er die Reichsgewalt ausdehnen wollte; durch den weſtphäliſchen Frieden, der ihnen ſogar die Berechtigung verlieh, Bündniſſe mit auswärtigen Mächten zu ſchließen, wohl gar gegen den Kaiſer, wenn es ihr Intereſſe erheiſchte und der Frankreich wie Schweden das gewünſchte Einmiſchungsrecht verſchaffte, wodurch das Reich faktiſch aufgelöſet ward, weil dem Kaiſer bei Streitigkeiten faſt nichts als gütliche Vorſtellungen übrigblieben, z. B. bei den Streitigkeiten Hamburgs mit Dänemark ꝛc. — Friedrichs Siege und die bewundernswürdige Kraft, welche er und ſein Volk bewieſen, ſchlugen dagegen den Einfluß Frankreichs und Schwedens darnieder, flößten den Deutſchen Selbſtgefühl und dem Auslande Achtung vor deutſchen Heldenmuth und deutſcher Tapferkeit ein, wie die Siege der deutſchen Literatur zu gleicher Zeit ſelbſt die Franzoſen gewöhnte, nach und nach die Ueberlegenheit deutſchen Geiſtes anzuerkennen. Dieſe Anerkennung erfolgte erſt freilich nach und nach, auch von Seiten aller der Fremden, welche ſich mit der deutſchen Literatur ernſthafter befreundet haben und nicht durch Vorurtheile geblendet wurden. — Wir können es uns nicht verſagen, einige Urtheile fremder Schriftſteller hier unſern Leſern mitzutheilen. So erklärt Couſin, welcher mit deutſcher Sprache und Philoſophie ſich zu befreunden ſuchte; „Jedermann weiß, daß Deutſchland das klaſſiſche Land der Gelehrſamkeit und der hiſtoriſchen Kritik iſt. Die beiden großen philoſophiſchen Nationen Europa's ſind gegenwärtig Deutſchland und Frankreich; jene beherrſcht in dieſer Hinſicht den Norden, dieſe den Süden.“ Er wünſcht eine größere Annäherung, und erklärt, Deutſchland beachtet Frankreich und Frankreich richtet ſeine Augen auf Deutſchland. Staël (deren Schrift: „Ueber Deutſchland“ Napoleon freilich zerſtampfen ließ, weil ſie, ſo „unparteiiſch als unfranzöſiſch fremde Völker bewundere“), Villers, Guizot und andere Franzoſen wie die Engländer ſprechen ſich auf ähnliche Weiſe aus. Der Nordamerikaner Parker (ſ. vermiſchte Schriften) ſagt über die deutſche Literatur: „Eine Partei unter uns hat ein ſtarkes Mißfallen an der deutſchen Literatur, Philoſophie und Theologie, das häufig aus Unkenntniß und Vorurtheil hervorgeht. Es geht ihr wie jenem

türkischen Richter, welcher erklärte: Warum soll ich eine Untersuchung gegen den Verbrecher anstellen, ehe ich ein Urtheil spreche; denn ich würde ihn nach dem Verhör verurtheilen, warum nicht vorher, so erspare ich Zeit und Mühe. Freilich kosten die neunundachtzig Bände Walter Scotts weniger Zeit, als das einzige widerhaarige Buch Kants: Kritik der Vernunft. — Sind wir, so hört man uns sagen, nicht so vortreffliche Christen, leben im Lande der Erziehung und Rechtschaffenheit, der Religion, der Dampfboote und Eisenbahnen und wissen das Alles mit unsern drei Millionen Sklaven zu versöhnen: sollen wir Amerikaner, die wir alle nothwendige Kenntniß und Bildung besitzen, die Bücher der Deutschen lesen, die so ungläubig sind? Kommen heutigen Tages nicht alle trefflichen Werke über Poesie, Kunst und Wissenschaft von England und unserm eignen Lande. Warum sollen wir bei den Deutschen betteln, die in den Wolken schwärmen, und durch Gottes Gnade nur dazu taugen, Tabak zu rauchen und Wörterbücher zu machen? — Nach unserm Dafürhalten ist aber die deutsche Literatur die schönste, die reichste, die ursprünglichste, die frischeste und religiöseste Literatur der ganzen neuern Zeit. Der Engländer ist stolz auf die Menge seines klassischen Wissens. Aber aus welchem Lande bekommen wir die Ausgaben der Klassiker, die des Lesens werth sind? Wer sind die Männer, die den Homer und Herodot und die Alterthümer Athens und Roms erläutern? Nur die Deutschen! Wir zaudern nicht, zu bekennen, daß die kostbaren Ausgaben der alten Klassiker, die von Oxford und London zu uns kommen, nur mit Hülfe deutscher Gelehrten zu Stande gekommen sind. Die reichen Inselbewohner, stolz auf ihre klassische Bildung, gaben dazu — weißes Papier und schöne Typen. — Wo sind die englischen Gelehrten unsers Jahrhunderts, welche sich neben Wolf, Heyne, Schweighäuser, Wyttenbach, Böckh, Hermann, Jacobs, Creuzer, Müller, Becker &c. stellen dürfen? — Aber in wichtigen Dingen, erwidert man, stehen wir über diesen deutschen Riesen. Wäre es doch so! Vielleicht übertreffen die Engländer in einigen Naturwissenschaften ihre deutschen Freunde, wiewohl wir selbst hierüber Zweifel hegen, die allmonatlich bestärkt werden. Man sollte die schätzenswerthesten Werke über physische Geographie in England erwarten; sieht sich aber vergebens nach einem Nebenbuhler von Ritter, A. v. Humboldt oder auch nur von Mannert um! Wer schreibt alte Geschichte wie Niebuhr, Müller, Schlosser? Was hat England in Bezug auf allgemeine Kultur und Staatengeschichte in diesem Jahrhundert (denn Gibbon und Hume gehören dem vorigen an) aufzuweisen, was den großen Werken v. Hammer, Wilkens, Schlosser, Luden &c. gleichstände? Sollen wir noch auf die

Digitized by Google

deutschen Geschichten der Wissenschaften, der Literatur, der Erziehung ꝛc. hinweisen; oder auf die Geschichte der Philosophie von Brucker bis Brandis und Michelet? Im Englischen haben wir nur Stanley, gut für seine Zeit, und Enfield, einen armseligen Compilator, der Brucker geplündert hat.

Die Engländer sind ohne Zweifel ein sehr gelehrtes, ohne Zweifel ein sehr christliches Volk; aber was ist im gegenwärtigen Jahrhundert in irgend einem Zweige der Theologie in England geschrieben worden, welches Werth besitzt und der Zeit seinen Stempel aufdrückt? Die Bridgewater-Bücher und die neue Ausgabe von Paley sind, wir gestehen es erröthend, das Beste. Was ist in der Kritik und Erklärung der Bibel geschrieben, was des Lesens lohnt, mit Ausnahme vielleicht eines halben Dutzend von Büchern, die hauptsächlich deutschen Quellen entnommen sind? Wer hat die Grammatiken und Wörterbücher geschrieben, mittelst deren wir das hebräische und griechische Testament lesen? Nur die Deutschen. — Wer hat die kritischen Einleitungen in die Bibel bearbeitet, die beim Studium der heiligen Schrift große Hülfe leisten? Nur die Deutschen. — Wer hat am besten und allein die Lehren der Bibel entwickelt und sie philosophisch und praktisch erklärt? Nun, wiederum die Deutschen! Wo sind unsere Männer, welche sich Gesenius, Schleußner, Wahl, Winer, Ewald, Michaelis, Eichhorn, Jahn, Bertholdt, Huy, de Wette, Rosenmüller, Umbreit, Ulmann, Paulus, Kuinöl, Credner, Fritzsche, v. Meyer, Lucke, Olshausen, Hengstenberg und Tholuck zur Seite zu stellen wagen? Wegscheiders Theologie ist unstreitig ein dürftiges Werk; aber in englischer Sprache ist keins zu finden, was demselben auch nur nahe käme. Wo sollen wir denn Nebenbuhler finden für solche Theologen wie Ammon, Hase, Daub, Schleiermacher, de Wette, Baumgarten-Crusius ꝛc. —

Unsere englischen und amerikanischen Kirchengeschichtschreiber sind Jortin, Millner, Pristley, Campbell, Erskine, Jones, Waddington; aber ihre Werke sind kaum in den Bibliotheken der Gelehrten zu finden; wir verlassen uns auf Uebersetzungen von du Pin und Tillemont, und noch gewöhnlicher auf die Deutschen von Mosheim und Gieseler. Was sind alle unsere Kirchenhistoriker aber gegen Mosheim, Walch, Vater, Gieseler, Schröckh, Plank, Münscher, Tzirschner, Neander, Hagenbach, Ranke? Sie könnten von den Brocken, die von dem Tische dieser Männer fallen, noch ein reichliches Mahl halten. Die Deutschen gaben die Kirchenväter der griechischen und lateinischen Kirche heraus und studiren sie; den Engländern sind sie fast ein verschlossener Garten und eine versiegelte Quelle. — Aber das ist noch nicht Alles. In einem halben Jahrhundert sind vier

Philosophen unter ihnen aufgetreten: Kant, Fries, Schelling und Hegel, die mit Plato und Aristoteles, Bacon, Cartesius und Leibnitz als Fixsterne am Himmel Jahrhunderte leuchten werden. Diese Männer waren alle Denker, tiefe, mächtige Denker. Nehmen wir Kant allein: im ganzen Bereiche der Gedanken kennen wir keinen, der höher stünde als er. Von Aristoteles bis Leibnitz finden wir nicht Seinesgleichen, Leibnitz selbst war nicht fähiger und der Stagyrit nicht tiefer; wie mancher Lord Bacon steckte in ihm. Seine Bücher sind Schlachten! — Ohne Zweifel giebt es unter den Deutschen eine Schaar sklavischer Nachahmer, die zu Dante, Shakespeare, Pindar und Thucydides pilgert; die krankhafte Verneinung Byrons seine Gefühlsschwärmerei, sein Menschenhaß und seine Unnatur werden alle Tage in Wien und Berlin (auch von den Heine's und Börne's) nachgeahmt: dennoch ist die deutsche Literatur im hohen Grade originell, ursprünglich. In Beziehung auf die Frische ist nicht ihres gleichen seit den Tagen des Sophokles. Wer kann sich unter uns mit Lessing und Herder, den Schlegel und Wieland, Jean-Paul und Tieck, Schiller und Göthe 2c. messen? Wir zollen unsern großen Literaten der frühern Zeit die tiefste Verehrung; aber jetzt herrscht unter uns Theurung des Gedankens und große Magerkeit der Empfindung; die Literatur, die Kunst, die Philosophie, das Leben sind ohne Frische, Idealität, Geist und Wahrheit; die meisten Werke seit Miltons Tagen erfordern wenig Nachdenken: es fehlt ihnen an Tiefe und Frische. — Was aber der deutschen Literatur noch einen besondern Reiz giebt, den kein anderes Volk erreicht hat, das ist der religiöse Charakter ihrer Werke. Selbst Alt-Englands Literatur in ihren besten Tagen war weniger religiös im Denken und Fühlen, wie weniger schön in der Form und weniger einfach in ihrer ruhigen, lieblichen Heiligkeit; sie ist ein unbewußtes Zeugniß der tiefen Frömmigkeit des deutschen Herzens. Wir hätten beinahe gesagt, daß es die einzige christliche National-Literatur sei, welche die Welt jemals gesehen hat! Damit sagen wir nicht, daß sie nicht auch entschieden unsittliche und irreligiöse Werke (zum Theil von Nachahmern der Franzosen) umfaßt; daß die Idee einer christlichen Literatur in Deutschland verwirklicht ist oder wahrscheinlich verwirklicht werden wird, denn keine Nation hat sich noch träumen lassen, dieselbe zu verwirklichen; jedes Volkes Literatur ist nur ein Bruchtheil des wahren Christenthums, das sie in ihre Erfahrung übersetzen konnte. Wenn wir aber sagen, daß die deutsche Literatur religiöser als alle andern ist, so meinen wir, daß sie dem christlichen Ideale literarischer Kunst näher als irgend eine andere kommt; allerdings hat sie noch keineswegs das Ziel erreicht." —

Digitized by Google

Und zu diesen herrlichen Erfolgen deutschen Geistes wurde im Zeitalter des großen Friedrich der Grund gelegt. Bei aller Vorliebe für die französische Literatur legte er dem deutschen Wesen keine Fesseln an, sondern förderte die Freiheit des Denkens; bei allem persönlichen Unglauben änderte er nichts an den Bestand der Kirche, störte nicht den Frieden der Gemeinden und das Volk nahm an dem religiösen Indifferentismus der Vornehmen keinen Theil. Nach einem Zeitalter verfolgungssüchtiger Religionskriege, in welchem alle katholischen und protestantischen Völker Europa's sich verblutet hatten, ohne ihren Principienkampf zu versöhnen; nach einem Zeitalter Ludwigs XIV., wo die Länder durch üppige Hofhaltung, durch schamlose Verschwendung, durch schrankenlose Ausdehnung der monarchischen Gewalt ohne höhere Ideen, wie durch ungerechte Kriege für blos dynastische Interessen ruinirt wurden, war Friedrichs Regententugend und Regentenweisheit eine große Wohlthat nicht allein für Deutschland, sondern auch für andere Staaten. Er zeigte, daß die Völker einer vernünftigen Regierung bedurften, welche durch klugen Haushalt, durch Beförderung des materiellen Wohles, durch strenge Ordnung und Gerechtigkeit, durch militärische Rüstigkeit und regsame Staatskunst das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit bei den Unterthanen erwecke, durch Aufklärung und Bildung sie fähig mache, die Wohlthaten der Regierung einzusehen, sie sich anzueignen, und bei Verschiedenheit religiöser Ueberzeugungen duldsam und friedlich neben einander zu leben. Das konnte er nur durch königliche Machtvollkommenheit erreichen; allein er legte dem unbeschränkten Königthum eine höhere Idee unter als Ludwig XIV. und zeigte, wie die Monarchie ihre Aufgabe mit Ernst und Würde zu lösen habe. Alle Welt blickte auf ihn und ahmte ihm nach, besonders der Kaiser Joseph, der wohlmeinend und edel, nur zu rasch und unbedacht in seinen Unternehmungen war. So wurde das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Epoche der Verjüngung, der Erfrischung und eines wahren Fortschrittes, besonders für unser Vaterland. Deutschland, nach innen und außen selbstständig und kräftig, genoß dreißig Jahre lang eines glücklichen Friedens, in welchem die aus dem Schlummer erweckten Geister sich von allen Seiten regten. Und wenn auch damals die Dichter von deutscher Freiheit und dem deutschen Gesammtvaterlande sich zu hohe Ideale schufen, welche mit der Wirklichkeit im Widerstreit standen; wenn auch die deutschen Fürsten und Stämme vielfach ihre Sonder-Interessen verfolgten, und dadurch den Einflüssen der politischen Revolution unserer Nachbaren in die Hände arbeiteten: so hat doch das Andenken an Friedrichs Siege wie an die Siege deutschen Geistes das Gefühl eines gemeinsamen Vaterlandes,

Digitized by Google

einer gemeinsamen Sprache und Literatur: Vaterland und Volk zusammenhalten und durch die verheerenden Fluthen getragen, welche sich über den Rhein ergossen, und endlich die herrlichen Siege von 1813 — 1815, welche den Franzosen wieder Achtung vor deutscher Kraft und deutschem Geiste einflößten, mit errungen, wie tausend begeisterte und begeisternde Lieder und Schriften zeigen, wie sie die Siege Eugens über die Heere Ludwigs XIV. nicht hervorbrachten. — Und so lange „die deutsche Zunge klingt" und „der deutsche Liedermund singt" wird deutschem Selbstgefühle und deutscher Einheit eine sichre Grundlage nicht fehlen, werden Fürsten und Völkerschaften sich nicht immer über ihren wahren Vortheil täuschen, sondern auf alle Weise das Band der Einheit fester um das Vaterland schlingen: und dann wird Deutschland, noch mehr wie 1854 — 1856 zeigen, daß es das Zünglein der Wage in seiner Hand hat und daß es, nicht wie bisher, sich von Fremden ins Schlepptau nehmen zu lassen, sondern selbstständig seiner eignen Politik zu folgen, die Kraft besitzt. Denn wahr ist, was der gründliche französische Gelehrte und Staatsmann Guizot sagt (s. hist. de la civilisation en France II.) „Im Leben der Völker ist die äußere, sichtbare Einheit, die Einheit des Namens und der Regierung (welche Wichtigkeit sie auch haben mag) nicht das vorzüglichste und wirksamste, was wahrhaft ein Volk macht. Es giebt eine tiefere, mächtigere Einheit, welche hervorgeht nicht aus Gleichheit der Regierung, sondern aus Aehnlichkeit der gesellschaftlichen Elemente, der Einrichtungen, Ideen, Gefühle, Sitten, Sprache: eine Einheit, welche in den Menschen selbst liegt, welche die bürgerliche Gesellschaft vereinigt, nicht in den Formen ihrer Vereinigung, und endlich die moralische Einheit, welche weit über die politische steht und diese allein fest und sicher zu gründen vermag." Eine solche Einheit besitzen wir bereits, und wer solche durch ewiges Kritisiren und Heruntersetzen deutscher Staaten, Zustände und Verhältnisse zu trüben sucht, ist des Vaterlandes Feind; eine solche Einheit kann und soll Jeder fördern durch deutsche Sprache, Kunst und Wissenschaft, durch deutschen Sinn, deutsche Tugend und deren Anerkennung bei allen deutschen Bruderstämmen! Wer Einheit will, muß nicht Zwietracht säen, wer Achtung genießen will, sich selbst und die Seinen achten!

Digitized by Google

II. Norddeutsche Kämpfe gegen das revolutionäre Frankreich.

6) Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig.

Siehst du die Sonne scheiden blutig roth?
Ja, eine Nacht bricht unter Menschen an,
Wie keine Nacht im Lauf der Welt erschienen.
Nicht in dem Wahn, das Werk auf Gott zu bauen,
Nicht in der Einfalt gläubigem Vertrauen —
Nein, wie der Schnitter seine weiten Felder
Heruntermäht mit kaltem Vorbedacht,
Wird hier der Mensch die Menschheit auszurotten,
Des Schöpfers Plan mit blut'gem Hohne spotten,
Und ausgeschmückt von rasenden Neronen
Siehst du die Nacht mit lichten Märtyrkronen.
Griepenkerl's Robespierre.

Unter den Regenten Deutschlands zur Zeit Friedrichs und Josephs, der Zeit, wo deutsche Kraft und deutscher Geist die innern und äußern Fesseln zerbrach, in welchen sie lang geschmachtet hatten, zeichneten sich der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau, die Herzoge von Weimar und der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig durch Beförderung der äußern Wohlfahrt und geistigen Bildung nicht allein ihrer Unterthanen, sondern der gesammten deutschen Nation aus, während die Landgrafen von Hessen-Cassel und die Herzoge von Würtemberg 2c. ihre Gewalt mißbrauchten. — Hochberühmt als Feldherr und Repräsentant des preußischen Waffenruhms auch nach dem Tode Friedrichs, hochgeachtet als Regent, als Freund der Wissenschaften und Förderer der Künste, ragte besonders der Herzog von Braunschweig unter den deutschen Fürsten hervor, bis ihn nach einem langen und verdienstvollen Leben das traurige Loos traf, in den Strudel der französischen Revolutionskriege hingerissen, ein beklagenswerthes Ende zu finden.

Geboren den 9. Oktober 1735, erhielt er von dem berühmten Hofprediger, dem Abt Jerusalem, eine sorgsame Erziehung, besuchte unter dessen Leitung das von seinem Vater gebildete Collegium Carolinum und hatte außerdem den talentvollen Kammerherrn v. Wittorf zu seinem speziellen Erzieher. Mit guten Anlagen versehen, machte er daher auch in der Geschichte, in Sprachen, den mathematischen und Kriegs-Wissenschaften treffliche Fortschritte, obgleich seine religiöse Bildung den Einflüssen einer, damals an den Höfen vorherrschenden französischen Verstandesaufklärung nicht gewachsen war

und er die Vorliebe für schöne Wissenschaften, für französische Bildung und Abgeschliffenheit mit Friedrich dem Großen theilte. Die Heldenthaten dieses seines Oheims von mütterlicher Seite, wie seines Vaterbruders, des Herzogs Ferdinand, regten schon früh seine kriegerische Ehrbegierde an, und der siebenjährige Krieg bot vielfache Gelegenheit dar, seine militärischen Talente zu entwickeln. In der Schlacht von Hastenbeck (1757) führte er, der zweiundzwanzigjährige Erbprinz, die Braunschweiger, und nahm den Franzosen die im ersten Angriff verlorne Hauptbatterie wieder ab; der hannovrische Oberst Breitenbach hatte bereits die größten Vortheile errungen, Kanonen und Fahnen erobert, als der unfähige Oberbefehlshaber, der englische Herzog von Cumberland, übereilt das Schlachtfeld verließ, die Schlacht verloren und das Land Preis gab. Schon damals erklärte Friedrich, daß der Erbprinz zum Helden geboren sei! Im folgenden Jahre vertrieb er unter dem Oberbefehl seines Oheims Ferdinand den Graf Chabot bei Hoya, nahm Marburg ein, und half die übermüthigen Franzosen wie das scheue Wild über den Rhein jagen, folgte ihnen nach, und trug wesentlich zum Siege bei Crefeld bei, indem er mit dem Fußvolk die Feinde nach dreistündigem, heftigem Kampfe vertrieb, dann Rüremonde nahm und bis Brüssel streifte. In der Schlacht bei Minden war er von seinem Oheim bestimmt, dem Contades in den Rücken zu fallen, schlug Brissac, den der französische Feldherr, um seine Verbindung mit Herford zu sichern, mit 8000 Mann nach Gohfeld geschickt hatte, und schnitt dadurch die Franzosen von ihren Vorräthen ab, nahm den 16. Juli 1760 den sächsischen General Glaubitz mit 2400 Mann und 5 Kanonen gefangen, drang dann mit dem hannovrischen Obristen Spörken den Franzosen unter du Muy an der Diemel in die Seite und den Rücken, während der Herzog ihre Fronte angriff, und brachte ihnen bedeutende Verluste bei. Dann eilte er mit 15,000 Mann über den Rhein, belagerte Wesel, zog, als die Feinde mit großer Uebermacht heranrückten, sich mit großer Geschicklichkeit zurück, eilte bei Friedberg, wo der hannovrische Parteigänger Luckner von den Franzosen überrascht worden, zu Hülfe, und erhielt eine Gewehrkugel in den Unterleib. — So nahm der Erbprinz an allen Zügen Ferdinands zur Befreiung Norddeutschlands von den Franzosen den thätigsten und entschlossensten Antheil; daher ward auch sein Name neben Friedrich, Heinrich und Ferdinand überall ehrenvoll genannt, und der König ehrte sein Verdienst in der „Geschichte des siebenjährigen Krieges," wie durch eine an ihn gerichtete Ode.

Nach dem hubertsburger Frieden und seiner Vermählung mit der Prinzessinn von Wales (1764) lebte der Erbpinz, von Geschäften

Digitized by Google

entfernt, den Künsten und Wissenschaften, suchte die wahren Bedürfnisse seines Landes kennen zu lernen und trat 1773 als General der Infanterie in preußische Kriegsdienste, bis er 1780 nach dem Tode seines Vaters die Regierung des Herzogthums mit Ernst und Nachdruck antrat. Das Land war durch den Krieg, durch die Erpressungen der Franzosen und den Aufwand seines Vaters tief in Schulden gerathen; daher schränkte er seinen Hofhalt ein (ungeachtet der Unzufriedenheit der abgedankten Hofbeamten und mancher Gewerbtreibenden), verwandte einen Theil des Brautschatzes seiner Gemahlinn zum Besten des Landes, und konnte schon in den ersten Jahren seiner Regierung durch diese weise Sparsamkeit dem König Friedrich einen Theil der Schuld abbezahlen. Während des amerikanischen Krieges gab er den Engländern und Holländern ein paar Regimenter in Sold, und benutzte die dafür erhaltenen Subsidien zur Tilgung der übrigen Landesschulden und zur Verbesserung der Finanzen, so daß dieser mit Recht getadelte Menschenhandel, den damals Hessen, Würtemberg ꝛc. und vor allen die Schweiz bis auf den heutigen Tag trieben, wesentlich zur Wohlfahrt des Landes beitrug. Mit großem Eifer förderte der Herzog Landbau, Handel und Gewerbe, unternahm Bauten, unterstützte Privatpersonen in ihren Unternehmungen, und selbst kunstverständig, auch bei Friedrichs II. Conzerten die erste Violine spielend, die Künste, ließ italienische Opern und Redouten aufführen, weil man damals anfing, der Schauspiel- und Tonkunst einen übertriebenen Einfluß auf die Bildung beizulegen, rief Gelehrte ins Land, setzte die Zinsen herunter, um die Bezahlung der Schulden zu erleichtern (wodurch er freilich bei Einzelnen Unzufriedenheit erweckte), nahm regelmäßig an den Sitzungen seines Raths-Kollegiums und der Kammer Antheil, beschäftigte sich außerdem noch mit dem Regimente, dessen Befehlshaber er war, und führte einen ausgebreiteten Briefwechsel mit ausgezeichneten Personen.

Aus diesen friedlichen Beschäftigungen riß ihn der Krieg. In Holland waren Unruhen ausgebrochen; die republikanische oder patriotische Partei, der von jeher die oranische Erbstatthalterwürde verhaßt gewesen, hatte sich gegen die oranische Partei aufgelehnt und suchte die Macht des Erbstatthalters einzuschränken oder gar zu vernichten. Grund zur Beschwerde gab der unglückliche Krieg, den Holland im Bunde mit den bourbonischen Höfen gegen England (1781) führte, so wie Kaiser Josephs Bestrebungen, die Holländer zu nöthigen, die freie Schifffahrt auf der Schelde zuzugestehen: man beschuldigte den Erbstatthalter Wilhelm V., nicht allein die Land- und Seemacht vernachläßigt zu haben, sondern griff ihn und seinen Leiter, den Herzog Ludwig von Braunschweig, in öffentlichen Blättern auf

Digitized by Google

die gröbste Weise an. Zwar drang er auf strenge Untersuchung, zwar rechtfertigte er sich in vielen Stücken, zwar waren in vielen Ortschaften die Bürger oranisch gesinnt und der Aristokratie abgeneigt; aber weil jede Provinz eine eigne souveräne Macht bildete, regiert durch Deputirte des Adels und der Städte (die sogenannten Staaten) die Provinz Holland mehr Abgaben trug als die übrigen sechs, die Städte mehr Deputirte zu den Generalstaaten schickten, als die Ritterschaft, so hatten die Städte (namentlich Amsterdam) die Gewalt in den Provinzen, und die Republikaner benutzten einen unbedeutenden Auflauf, um dem Prinzen die Erbstatthalterwürde zu entziehen; dann gingen sie in ihrem unpatriotischen Eifer so weit, mit Frankreich einen geheimen Vertrag einzugehen, welcher nicht allein eine ganz neue Regierungsform (natürlich unter vorgespiegeltem, französischem Schutz) in sich schloß, sondern den Prinzen sogar für einen Feind des Landes zu erklären, der Leib und Gut verwirkt habe. Vergebens rieth die Ritterschaft ab, vergebens erklärten nun selbst die Städte Amsterdam und Utrecht, von denen die Bewegung ausgegangen war, sich für eine beschränkte erbliche Statthalterschaft; vergebens hatte Friedrich Wilhelm von Preußen gleich nach seinem Regierungsantritte einen eignen Gesandten zur Vermittelung nach Holland geschickt. Dennoch wurde nicht allein den 27. Mai 1787 die Aufhebung der Erbstatthalterwürde förmlich beschlossen, sondern auch die Gemahlinn des Prinzen, Schwester des Königs von Preußen, auf einer Reise in Nimwegen angehalten und in einem Bauernhause bewacht. Die Generalstaaten mit Recht besorgt über die Folgen eines Schrittes, den das gedankenlos jubelnde Volk in der Beschränktheit seines Blickes und im Uebermuth seiner augenblicklichen Macht gethan, ließen die Prinzessinn zwar sogleich weiter reisen; allein der König verlangte für die Beleidigung eine ausgezeichnete Genugthuung. Auf die starrköpfige Weigerung erhielt ein Armeekorps von 18,000 Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig den Befehl, in Holland einzurücken. Die Patrioten hatten zwar alle Schleusen zu öffnen befohlen; allein der Herzog wählte zu seinem Einmarsche die Zeit des Neumondes, wo die Gewässer der Waal und des Leck niedrig bleiben, und rückte den 13. Sept. 1787 in drei Abtheilungen schnell bis Arnheim und Nimwegen vor; der General-Lieutenant von Lottum wandte sich gegen Utrecht, da der Prinz von Oranien bei Zeyst seine Lager hatte, um von da in die Provinz Holland einzurücken; v. Waldeck rückte auf Duverstede, und die Husaren des General-Majors v. Eben hinderten durch schnelles Vorrücken den Durchstich des großen Leckdammes; aber von Muyden bis zum Harlemer Meer konnte man schon die Kanäle nicht mehr erkennen, über

achtzig Dörfer und die schönsten Ländereien waren unter Wasser gesetzt, und doch war dieser Schaden von mehrern Millionen vergeblich verursacht, denn die Patrioten, nur mundkeck und kühn, wo sie keinen Widerstand zu fürchten hatten, hielten, obgleich heimlich von Frankreich unterstützt, nirgends stand, verließen in der Nacht vom 15.—16. September ihre Verschanzungen bei Utrecht und eilten unter strömendem Regen, zum Theil nur halbbekleidet, mit Weib und Kindern nach Amsterdam, nachdem sie 151 Kanonen vernagelt, die Munition ins Wasser geworfen und auf der Flucht die Landstraßen mit ihren Gewehren ꝛc. besäet hatten; auch der Rheingraf v. Salm, in holländischen Diensten, der ein eigenes Freikorps errichtete, weil er eine Rolle zu spielen hoffte, und Oberbefehlshaber in Amsterdam werden sollte, zog thatenlos ab. Immer tiefer drangen die Preußen ins Land; Gorkum widerstand zwar den 16. September ihren Bomben, der Herzog selbst aber marschirte über Dordrecht, Rotterdam und Delft nach dem Haag, jagte die patriotischen Freikorps mit leichter Mühe aus Gröningen, Overyssel und Friesland; Harlem und Leyden ergaben sich ohne Widerstand und die patriotisch-gesinnten Stände der Provinz Holland entflohen den 18. September von Haag nach Amsterdam. Nun sprachen die zurückgebliebenen Abgeordneten der Ritterschaft und verschiedener Städte dem Erbstatthalter alle Rechte wieder zu, und dieser begab sich schon am 20. dorthin; nun waren alle Häupter der republikanischen Partei in Amsterdam zusammengedrängt, und ließen es nicht an tapfern Redensarten fehlen; sie gelobten die standhafteste Gegenwehr, und hofften, die Preußen zurückzuhalten, weil sie nur auf den höchstens vierzehn Schritt breiten Deich (Damm) vorrücken und folglich wirksam beschossen werden konnten. Diese ließen sich jedoch dadurch nicht stören, und besetzten Naarden und Wesp, woher die Amsterdamer ihr Trinkwasser holen. Alsbald baten diese um Waffenstillstand. Der Herzog verlangte Genugthuung; als die Erklärung aber nicht befriedigend ausfiel, und die Patrioten gegen ihre Zusage in der Zwischenzeit einige Dämme hatten durchstechen lassen, so kündigte der Herzog (den 30.) den Waffenstillstand auf, ließ, obgleich die Preußen nur acht Mann in der Reihe vorrücken und beim Mangel der Brücken und wegen des morastigen Bodens kein Geschütz herbeiführen konnten, elf Schanzen zugleich erstürmen. Als nun auch Oudekerk genommen war, stand dem Einmarsche in die Hauptstadt kein Hinderniß mehr entgegen. Ein neuer Waffenstillstand wurde erbeten und genehmigt, während die Preußen in den schönen Landhäusern der reichen Bürger sich von ihren Strapatzen erholten. Am 7. Oktober stellten die Staaten von Holland und die Stadt Amsterdam die ehemalige Regierung wieder her, die

Digitized by Google

Erbstatthalterwürde sollte hinfort einen wesentlichen Bestandtheil der Verfassung ausmachen, und zur geforderten Genugthuung alle Personen abgesetzt werden, welche die Beleidigung der Erbstatthalterinn verursacht hatten, und alle dem Prinzen nachtheilige Beschlüsse wegfallen. Die obrigkeitlichen Stellen wurden nun mit Personen der oranischen Partei besetzt, mit Preußen (15. April 1788) ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, dem England beitrat, welches somit durch Unterdrückung der französischen Partei und Aufhebung der Allianz Hollands mit Frankreich den größten Vortheil zog; dem König von Preußen, der auf Ersatz der Kriegskosten unzeitig und übergroßmüthig verzichtete, wurde durch eine feierliche Gesandtschaft der Dank der Republik für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung abgestattet. Die preußischen Truppen (4000 Mann blieben noch einige Zeit unter General Kalkreuth bei Amsterdam stehen, einige tausend Braunschweiger wurden in Sold genommen) betrugen sich musterhaft und mußten oft dem Pöbel Einhalt thun, welcher die Urheber der Bewegung verfolgte. Viele dieser sogenannten Patrioten flüchteten nach Dünkirchen und St. Omer, wo sie beim Ausbruche der französischen Revolution Ausschüsse bildeten, mit Gleichgesinnten in Holland Verbindungen anknüpften, und so aus vermeintem Patriotismus den Franzosen den Weg und ihrem Vaterland zwanzig Jahre lang Unterjochung und Verarmung bereiteten.

Die schnelle Beendigung dieser Revolution war ein Triumph für Preußen und den Herzog, und um so größer, weil das in Belgien durch die katholische Geistlichkeit gegen Josephs Neuerungen angefachte Feuer des Aufruhrs noch fortbrannte; sie hatte aber auch den übeln Einfluß, daß beim Heere die Verachtung gegen bewaffnete Bürger vermehrt wurde, und man auch auf dieselbe leichte Weise fertig zu werden hoffte, als ein größerer Brand in Frankreich ausbrach und sich bald über ganz Europa, Verderben bringend, ausbreitete.

In Frankreich hatte das Königthum, welches früher in allen Staaten, welche von germanischen Völkern gebildet waren, eine beschränkte Gewalt besaß, nach und nach eine absolute Herrschaft an sich gerissen. Durch Ludwig's XI. und XII. List und Ränke in den sechs Bürger- und Religionskriegen von 1562 bis 1580 und den dreien von 1621 — 1631, durch die Kabale der Minister-Kardinäle Richelieu und Mazarin war die Macht der großen Vasallen des Reiches gebrochen, die Volksrechte, welche bisher mittelst der Provinzial-Parlamente ausgeübt worden, aufgehoben, die bürgerliche und persönliche Freiheit vernichtet, und der stolze Ludwig XIV. durfte sagen: „der Staat, das bin ich!" denn seine Willkür erhob er zum Gesetz. Der Adel gab thöricht die Selbstständigkeit auf seinen Landbesitzungen

Digitized by Google

für ein prunkendes Hofschranzenleben hin, in welchem er verarmte, und entschädigte sich durch den alleinigen Besitz der höchsten Staats-, Kirchen- und Militär-Aemter, welcher die Herren zu Dienern machte; die Geistlichkeit, durch die Vorrechte der gallicanischen Kirche mehr als in andern katholischen Staaten vom Könige, der alle Pfründen zu vergeben hatte, als vom Papste abhängig, ließ deshalb den König gewähren, der seiner Seits aufmerksam gegen ihre Wünsche war; die Schriftsteller und Gelehrten, welche sich des Volkes auf eine verständige Weise hätten annehmen sollen, waren durch Pensionen, freie Wohnungen oder freie Tafel an den König gekettet, und verkündeten pomphaft seinen Ruhm in Prosa und Versen. Ludwigs Thron schien auf Felsen gegründet, und bewundernd ahmten ihm andere Fürsten nach! — Doch die Stützen wurden bald morsch, weil sie nicht von den höhern Ideen des Gemeinwohls getragen wurden, sondern auf Selbstsucht und Sinnlichkeit gegründet waren. Der zahlreiche Adel und die Geistlichkeit, fast allein mit dem König in unmittelbarer Berührung, bedrückten durch Frohnen und Zehnten das Volk, welches ohnehin die Staatsabgaben fast allein zu tragen hatte; die stehenden Heere, welche Ludwig als Werkzeuge seiner Willkür zuerst einführte, die sinnlose Verschwendung des Hofes, der Prunk der Feste, die öffentlichen Bauten, die Kriegszüge, welche seine ungemessene Eroberungssucht veranlaßte, wie sehr sie auch in den Tagen seines Glückes der Eitelkeit des Volkes schmeicheln mochten: das Alles erschöpfte das Land und steigerte den Druck, unter welchem die untern Stände seufzeten. Als der im spanischen Erbfolgekrieg tief gedemüthigte Ludwig nach langer Regierung das Auge schloß, waren alle Kräfte des Staates bereits unnatürlich angespannt, und die Schuldenlast dennoch auf 3300 Millionen gestiegen. Durch Ludwigs XV. verworfenes Leben, durch die Sittenlosigkeit des Adels und der hohen Geistlichkeit wurde die Schuldenlast vermehrt, die Ehrfurcht vor Hof, Adel und Geistlichkeit schwand dahin; die Literaten, den Lüsten der Großen schmeichelnd, rissen auf der einen Seite durch ruchlose Religionsspöttereien und verführerische Schriften alle Stützen der Sittlichkeit, an welchen das Volk sich hätte halten können, darnieder, während sie auf der andern ihm Freiheitsideen (welche Lafayette und Rochambeau u. a. aus dem amerikanischen Kriege mitgebracht, so wenig sie auch für den excentrischen und unbeständigen Charakter der Nation paßten) vorpredigten, von Rechten redeten, welche ein solches Volk nicht verstand, und wie Rousseau in seinem central social (der den Staat auf bloßen Vertrag nach den wechselnden Wünschen der Mehrzahl bauete, und allen Menschen gleiche Anlagen und Ansprüche zuertheilte) einen ideellen Staat sich erträum-

Digitized by Google

ten, den sie eben so wenig ins Leben zu rufen vermochten, wie Rousseau, der eine ideale Erziehungslehre schrieb, und — seine eignen Kinder ins Findelhaus schickte.

Frankreich stand auf einem gährenden Vulkan, nahe am Staatsbankerot, als der wohlmeinende biedre, aber schwache Ludwig XVI. den Thron bestieg: und er mußte die Sünden seiner Vorfahren schwer büßen. Friedrich der Große sah ein, daß ohne Wiederherstellung der finanziellen Ordnung der französische Thron den größten Gefahren ausgesetzt sei: seine Rathschläge fanden beim Hofe keinen Eingang, und Ludwig konnte nicht durchgreifen; Kaiser Joseph gab bei dem Besuche seines Schwagers unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein ein redendes Beispiel: man bewunderte seine Einfachheit, wie die des amerikanischen Gesandten Franklin, hatte aber nicht die Kraft und Lust ihnen nachzuahmen.

Da brach der Sturm los! — Hatte er seine Berichtigung? Gewiß besaß das Volk, besaß der sogenannte dritte Stand das Recht, eine größere Gleichstellung aller Klassen der Gesellschaft vor dem Gesetz, und bei der Besetzung von Staatsämtern mehr bürgerliche und persönliche Freiheit, eine Erleichterung seiner Lasten durch gleichmäßige Vertheilung der Abgaben zu verlangen, und alle Verständigen im In- und Auslande billigten daher die ersten Schritte der zusammengerufenen Reichsstände (états généraux) der verfassunggebenden Versammlung (1789—1791), welche das Königthum beschränkten, denn eine „Reformation in Haupt und Gliedern" war nothwendig; es ging aber mit dem Königthum, wie mit dem Papstthum, aber aus einer heilsamen Reformation wurde eine unheilvolle Revolution, die statt zu verbessern, umstürzte und vernichtete, und alle bisherigen Staatsverhältnisse, das Gute mit dem Schlechten, auflösete. Wilde Demagogen ohne sittliche Grundsätze setzten die rohe Gewalt auf den Thron, und erfüllten mit Hülfe des Pöbels und politischer Schwärmer das Land mit Mord und Schrecken. „Und eine Nacht brach unter Menschen an, wie keine Nacht im Lauf der Welt gewesen", der Sklave hat seine Kette gebrochen, und machte Alles zittern. Der König ward abgesetzt, gefangen und sammt der Königinn und den edelsten Männern unter die Guillotine gebracht; der Gottesdienst verboten, die Kirche ihrer Güter beraubt, um das Geld in die Kassen des Staates und — der Gewalthaber zu bringen. Bald rissen die Wogen des stürmenden Meeres auch unser Vaterland in seinen wilden Strudel!

„Das ist," sagen die Revolutionsfreunde, „unsere eigne Schuld. Wir hätten uns nicht in die häuslichen Streitigkeiten der Franzosen mischen, sondern den Vulkan sich austoben lassen sollen; wir haben

den Krieg dadurch veranlaßt und die Folgen uns selbst zugezogen." Ein häuslicher Streit geht zwar den Nachbarn nichts an; aber wenn im Nachbarhause Feuer- und Mordgeschrei ertönt, pflegen doch die Nachbaren zur Hülfe zu eilen. Der Streit der Franzosen blieb auch nicht in ihrem häuslichen Kreise; denn die exaltirten Republikaner predigten „Krieg den Palästen," und wenn sie auch Friede den Hütten versprachen, so zeigte sich das bald als eine politische façon à parler; laut verkündigten sie, daß „sie durch Verträge, welche ihre Despoten mit fremden Mächten geschlossen, sich nicht gebunden erachteten", und dem Worte folgte die That; sie nahmen ohne Umstände das päpstliche Avignon, wie die Besitzungen der deutschen Fürsten im Elsaß, kehrten sich an keinen Protest. Und wohin der französische Uebermuth führen konnte, wenn man ihn ruhig gewähren ließ und dadurch verstärkte, das hatten die Zeiten Ludwigs XIV. gezeigt, und die Geschichte darüber ihr Verdammungsurtheil gesprochen: wollte Deutschland diese Zeit nicht wiederkehren sehen, so mußte es kräftig Einspruch thun; Kaiser und Reich durften nicht stillschweigend sich berauben lassen. Endlich war es den Machthabern in Paris um einen Krieg zu thun, den sie provocirten, um ihren Gewaltmaßregeln den Schein der Nothwendigkeit zu geben, den Blick des Volks von der Gesetzlosigkeit und der Willkürherrschaft im Innern nach Außen zu lenken, den König als Verbündeten der auswärtigen Mächte dem leichtgläubigen Volke verhaßt zu machen und die constitutionelle Monarchie in eine sogenannte Republik zu verwandeln. Die meisten europäischen Mächte wünschten keinen Krieg. England wollte Neutralität, und hoffte die Verwirrung in Frankreich zu Erhöhung seiner Seemacht zu benutzen, Holland, Dänemark, Portugal, die Schweiz (obgleich letztere für das Blut seiner in Paris hingeschlachteten Söhne keine Genugthuung erhalten hatte) sehnten sich nach Frieden; Gustav von Schweden, obgleich einem romantischen Ritterzuge zum Besten der königlichen Familie nicht abgeneigt, wurde den 16. März 1792 ermordet, und war, wie Katharina, welche die Emigranten freundlich aufnahm, dem Vulkan zu ferne; Spanien, Neapel, Sardinien, obgleich dem bourbonischen Hause verwandt, fühlten ihre Schwäche; das deutsche Reich suchte trotz der erlittenen Rechtsverletzungen einen Kampf zu vermeiden, dessen Last ihm zunächst fühlbar werden mußte, König Leopold, obgleich an dem furchtbaren Geschick seiner Schwester Marie Antoinette und seines Schwagers Ludwig einen natürlichen Antheil nehmend, hatte mit der Beruhigung Ungarns und der Niederlande vollauf zu thun, und Preußen hatte keine besondern Beweggründe gegen die Franzosen aufzutreten, die nach der damaligen politischen Ansicht als natürliche Bundesgenossen gegen

Oestreich galten. Und wirklich machte keine dieser Mächte in dem ersten Jahre der Revolution Miene zu einem Angriff! Auf die Vorstellungen von Seiten des Kaisers und Reiches gegen die Maßregeln der Franzosen im Elsaß wurde indeß keine Rücksicht genommen, der Notenwechsel wurde schärfer: auf die französischen Gegenbeschwerden wegen Ansammlung französischer, bewaffneter Emigranten am Rhein forderte der Kaiser die Kurfürsten von Trier und Köln auf, diese auf ihrem Gebiete nicht zu gestatten, erklärte aber auch, wie er mußte, daß er „dem Rechte deutscher Fürsten in Elsaß und Lothringen die Unterstützung leisten werde, welche die Würde der Kaiserkrone und die Constitution des heiligen römischen Reichs erheische." Deshalb schlossen Oesterreich und Preußen im August 1791 zu Pillnitz und im Februar 1792 zu Wien ein Schutz- und Trutzbündniß, das eben so politisch als heilsam und nothwendig für das Vaterland war, und dessen Unterlassung in einer gefahrdrohenden Zeit den schärfsten Tadel verdient hätte. An Frankreich erging nun die Aufforderung, den König in Freiheit und in seine Rechte einzusetzen, aber sogleich (den 20. April 1792) erklärte die National-Versammlung auf Antrag des Ministers Dumouriez und der Jakobiner dem neuen Kaiser Franz II. den Krieg; obgleich Preußen, was jene Anfangs nicht für möglich hielten, erklärte, daß es mit Oesterreich handeln und 50,000 Mann an den Rhein schicken wollte. „Greifen Sie Oesterreich nicht an," hatte der König am 12. Januar 1792 dem französischen Gesandten Segur erklärt, der immer noch durch Friedensversicherung zu täuschen suchte, „lassen Sie Deutschland in Frieden, dann werde ich Ihnen keinen Krieg machen!" Es ist also eben so ungeschichtlich als ungerecht, die Schuld des Krieges, welchen der Uebermuth und die Gewaltthätigkeit der Gewalthaber in Paris verursachte, den beiden deutschen Hauptmächten zuzuschreiben, denen man überdies muthwillig Anlaß zu gerechten Beschwerden gegeben: hundert Kriege sind aus geringern Ursachen geführt worden; der politischen Kriege zur Erhaltung des sogenannten Gleichgewichts zu geschweigen!

„War der Krieg aber auch klug, politisch? Hatte er Aussichten auf einen glücklichen Erfolg?" Diejenigen, welche dies verneinen, haben nach vollendeter Thatsache gut weissagen: damals lag der Erfolg über aller menschlichen Berechnung. Andere Erfolge; und man hätte jetzt eben so gut fragen können, warum benutzte Deutschland nicht die Wirren in Frankreich, um dessen gefährliche Macht zu schwächen, Elsaß und Lothringen wieder an das Reich zu bringen?

Die Umstände schienen für Deutschland sogar günstig. Zum ersten Male nach fünfzig Jahren sah das Vaterland mit Freuden die beiden

Digitized by Google

Grundpfeiler seiner Macht: Oesterreich und Preußen nach Außen hin wieder Hand in Hand gehen. Oesterreich hatte erfahren, wie wenig die auswärtigen Mächte ihm im Kampfe mit Preußen genutzt, und in der That schien es für dasselbe „kein Schlesien mehr zu geben;“ und Preußen schien nicht mehr in Oesterreich den Gegner zu sehen, welcher es aus seiner europäischen Stellung zurückdrängen wolle, und nur auf eine günstige Gelegenheit lauere, sich durch seine Schwächung für frühere Verluste zu entschädigen: beide Mächte schienen zum Heile des Vaterlandes ebenbürtig neben einander zu stehen; Preußen wurde sogar von Franzosen und Franzosenfreunden vielfältig getadelt, als habe es unpolitisch gehandelt und sich von Oesterreich ins Schlepptau nehmen lassen. — Zum Oberfeldherrn wurde der Herzog von Braunschweig ernannt, und diese Ernennung fand ebenfalls post festum seine Kritiker. Sie fand aber in seiner Stellung als Reichsfürst nicht allein, sondern auch wegen seines großen Rufs als Feldherr, den er sich im siebenjährigen Kriege erworben, und durch die schnelle Unterdrückung der holländischen Unruhen erneuert hatte, ihre volle Rechtfertigung. Dieser Ruf war so groß, daß noch kurz zuvor der Sohn des französischen Generals Cüstine mit einem eigenhändigen Schreiben Ludwigs XVI. und seiner Minister an ihn gesandt wurde, um ihn „als den würdigsten Zögling des großen Friedrich,“ unter den schmeichelhaftesten Versicherungen der Achtung, die Stelle eines Oberbefehlshabers der königlich französischen Heere anzutragen, und vielleicht Preußen dadurch vom Bunde abzuziehen. Der deutsche Herzog lehnte jedoch diesen Antrag in so entschiedener Weise ab, daß er ihm nicht zum zweiten Male gemacht werden konnte. — Treffender scheint der Tadel, welcher den Herzog selbst traf, weil er jenes berüchtigte Manifest ergehen ließ, worin er bei seinem Einmarsche die Franzosen aufforderte, unter die alte Monarchie zurückzukehren, und alle Städte und Dörfer, besonders Paris, in Asche zu legen drohete, wenn dem preußischen Heere Widerstand geleistet oder das Leben des gefangenen Königs gefährdet würde. Ueber dieses Manifest ist indeß jetzt Folgendes bekannt: Den ausgewanderten französischen Prinzen, welche sich am Hoflager des Königs aufhielten, schien die preußische Kriegserklärung, welche den Zweck des Krieges „in der Wiederherstellung der gesetzlichen Gewalt auf den wesentlichen Grundlagen einer monarchischen Regierungsform“ setzte, „um dadurch Frankreich vor der politischen Vernichtung, und die andern Staaten vor den Angriffen einer wüthenden Bande zu schützen,“ viel zu gemäßigt. Der Marquis de Linon faßte daher ein Manifest ab, wogegen der Kaiser und König nichts einzuwenden hatten, weil man ihnen eingeredet hatte, daß nach den schrecklichen Scenen zu Paris im Juni und Juli das Leben des Königs

nur durch ernste Bedrohung der Unruhstifter gerettet werden könne. Der Herzog zog es jedoch in ernste Erwägung, mißbilligte manches, unterwarf es einer Revision, ließ die stärksten Stellen streichen und andere mildern. Die französischen Prinzen meinten zwar, daß es in dieser Gestalt keinen Eindruck machen würde, ließen es sich indeß gefallen, um des Herzogs Unterschrift zu erhalten, schickten es aber dann mit Wiederherstellung der stärksten Stellen, z. B. von der exemplarischen Strafe der Pariser, in den Moniteur, wo es schon am 27. Juli abgedruckt wurde. So unwillig auch der Herzog war, so mußte er doch öffentlich über den niedrigen Streich schweigen, der ihm, wie es scheint, nicht ohne Mitwissen der kaiserlichen Minister gespielt worden war, weil diese die frühern Anträge des Königs und der constitutionellen Partei in Paris an den Herzog kannten, und fürchteten, er möge sich, sobald er die Grenze überschritten, mit den Constitutionellen in Unterhandlungen einlassen. Des Herzogs Fehler bestand darin, daß er, zu sehr Hofmann, nicht die feste Willenskraft bewies, das Manifest nun entschieden zu verwerfen, obgleich der Kaiser wie der König es genehmigt hatten. Wie aber würde das Urtheil über dieses Manifest ausgefallen sein, wenn ihm der Sieg gefolgt, oder wenn bei einer mildern Fassung (wie die viel getadelten milden Erklärungen der Alliirten beim Einmarsch in Frankreich 1814) der Erfolg doch nachtheilig ausgefallen wäre! Die Pariser Machthaber suchten es freilich gehörig auszubeuten, um den Zorn und die Erbitterung des Volkes anzuregen; aber das folgende Unglück hat es sicher nicht allein oder nur vorzugsweise verursacht. Die Hauptschuld lag auf der einen Seite in der Ansicht, daß der Feldzug nur ein militärischer Spaziergang sein werde: diese Ansicht war verbreitet theils durch die Berichte der Ausgewanderten, daß in Paris nur eine kleine Partei dem Königthum abhold sei, daß bei dem Einmarsche die französischen Truppen „regimenterweise" zu dem Emigranten-Corps übergehen würden, weshalb dies auch nicht, wie Anfangs die Absicht war, am linken Rheinufer stehen bleiben dürfe, — theils durch die Erfahrung, wie leicht der Herzog mit den holländischen Patrioten fertig geworden und wie schlecht die französischen Heere im siebenjährigen Kriege weggekommen, denn ohne diese Ansicht würde man wahrscheinlich eine größere Macht aufgeboten haben; theils in dem neuen System der französischen Gewalthaber, welche mit Menschenblut nicht kargten, sondern ihren Feldherren nur die Wahl ließen zwischen Sieg und Guillotine, und immer neue Massen anrücken und angreifen ließen, wodurch auch die besten Truppen ermüdet und aufgerieben werden mußten, während die Schreckensmänner das Volk zu Kraftäußerungen zwangen oder aufzuregen wußten, und

Digitized by Google

das ganze Land für ein Kriegslager erklärte, endlich darin, daß dem König Ludwig selbst das Hauptrettungsmittel, der kriegerische Muth, fehlte, und der Herzog den Fehler beging, die alte, langsame, methodische Heerführung zu beobachten, welche er gewohnt war, und der freilich auch Wellington in Spanien seine Erfolge verdankte. — Obgleich den Franzosen hinreichende Zeit gelassen wurde, sich zu rüsten, weil die Glieder des deutschen Reiches thörichterweise noch in dem Wahne standen, der Krieg gehe nicht das Reich, sondern den Kaiser an, dem er erklärt worden; obgleich jeder Reichsfürst und Reichsabt und Reichsritter und jede Reichsstadt so wenig als möglich aufwenden wollte, und die Wahl und Krönung des Kaisers Franz, welcher die Heerführung an den König von Preußen übertrug, den Beginn des Feldzugs vom Mai bis Ende Juli verzögerte: so war der Anfang doch vielversprechend.

Zwar hatten die Franzosen schon im Frühjahre 1792 drei Heere an ihren Grenzen aufgestellt: an der Nordgrenze unter Rochambeau, an der Maas und Mosel unter Lafayette, und im Elsaß und Lothringen unter dem alten Luckner, der von den Hannoveranern zu den Franzosen übergetreten war. Nach Dumouriez' Plan sollte diese Schlag auf Schlag folgen lassen, und die Nordarmee schon am 27. April in die österreichischen Niederlande (Belgien) einrücken, wo der Beistand des unruhigen und aufgewiegelten Volkes erwartet wurde. Aber kaum zeigen sich die Oesterreicher, so kehren die Franzosen um, erleiden den 29. eine Niederlage bei Tournay, ermorden ihre eignen Anführer, worauf Rochambeau sein Amt niederlegt, Luckner eben so wenig ausrichtet, wie Lafayette bei Givet, so daß bald seine Ehrlichkeit bald seine Talente von den Jakobinern in Zweifel gezogen wurden. Mit glänzendem Erfolge rücken den 19. Aug. 60,000 Preußen von Trier aus in Lothringen, denen die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen von Belgien her den rechten, und der Heerestheil des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg mit 20,000 Mann den linken Flügel decken sollte. Die Absicht war auf Paris zu gehen, und die Stadt durch Abschneiden der Zufuhr zu bezwingen. Und wirklich ging es mit reißendem Glück vorwärts! Die festen Grenzplätze fallen. Longwy, Frankreichs Eisenthor, ergiebt sich schon den 23. August, Verdun nach kurzer Beschießung am 2. September: der Weg durch die Champagne nach Paris stand offen; und wo sich die ersten preußischen Husaren zeigten, nahmen die Franzosen massenweise die Flucht. Es wurde klar, wie sehr die Gewalthaber die festen Plätze versäumt hatten, trotz der großen und langen Rüstungen; aber eben so klar wurde es auch bald, daß trotz aller Verheißungen von einem Abfall der Soldaten und einer Unterstützung von den Ein-

wohnern, sei es aus Mißtrauen gegen die Prinzen und Fremden, sei es aus Furcht vor dem Fallbeil der Jacobiner, nicht zu rechnen sei. Sah sich doch Lafayette, der das constitutionelle Königthum aus der Hand der Schreckensmänner retten und den König aus Paris entführen wollte, von seinen Soldaten verlassen und zur Flucht nach Belgien genöthigt! Das machte den bedächtigen Herzog noch bedächtiger. Oesterreich schien dem Kriege nicht die volle Theilnahme zu beweisen; wurde ihr schwaches Corps in Belgien geschlagen, so konnten die Franzosen, welche an Dumouriez einen gewandten Feldherrn erhalten hatten, den weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen, und der Herzog hatte für dergleichen nicht Blüchers Wort und Ansicht. Der Feldzug war außerdem zu spät eröffnet, der Herbst brachte unaufhörliche Regengüsse, der Boden war aufgeweicht, die Zufuhr stockte, die Pferde gingen durch Strapatzen, die Menschen durch Ruhrkrankheiten zu Grunde. Dennoch war kein besseres Gegenmittel, als ein rasches Vordringen gegen Paris (wo die September-Metzeleien aller Gefangenen Angst und Entsetzen verbreitet hatten), bevor sich Dumouriez durch das Aufgebot aller Bewohner in Masse hinreichend verstärke. Der König wollte eine Schlacht, das Heer sehnte sich darnach; Dumouriez wünschte sie noch zu vermeiden, und spann deshalb Unterhandlungen an, durch welche er den Glauben erregte, er werde an der Spitze seines Heeres zur gelegenen Zeit vorangehen, um die Jacobiner-Herrschaft zu stürzen, und — der Herzog ließ sich täuschen. Erst den 11. September brach er auf grundlosen Wegen von Verdun gegen das steile Gebirge des Argonner-Waldes auf, wo nur wenige Päße bei Grandpré und Isliette den Uebergang in die Champagne erlauben, und es gelang Dumouriez, diese vor den Preußen zu erreichen. Der Herzog vertrieb zwar am 14. diesen aus seiner Stellung bei Grandpré; ließ ihm aber Zeit, bei Menehould und Valmy ein vortheilhaftes Lager zu beziehen, wo er seine noch immer scheuen Soldaten mit Strenge zusammenhielt. Vergebens sucht nun der Herzog eine Schlacht zu erzwingen, und greift am 20. die Heeresabtheilung Kellermanns bei Valmy an; allein die Franzosen wagen sich zwar nicht von ihren Felsen herunter, überschütten aber die Preußen mit dem heftigsten Kugelregen, welchen diese drei Stunden lang mit ihrem alten Heldenmuth ertragen, aber damit nicht weiter kommen. — Doch nun entschloß man sich im alliirten Hauptquartier, wo die Minister Haugwitz, Luchesini und der Sekretär Lombard, welche den Krieg für unpolitisch hielten, den Zweck, Ludwig XVI. mit Gewalt zu befreien, aufzugeben, ja sogar, trotz der heftigen Zornäußerung des Königs, welchen es mit dem Kriege ernst war, Frankreich zu räumen.

Digitized by Google

Langsam, unter großen Beschwerden, durch tiefe Moräste und angeschwollene Flüsse langte das durch Mangel und Krankheit geschwächte Heer, nachdem es Verdun und Longwy aufgegeben, Ende Oktober in Coblenz an, ohne daß die Franzosen irgend Miene machten, es ernstlich zu beunruhigen. Der Schleier, welcher dies ganze Ereigniß bedeckt, ist zwar noch nicht völlig enthüllt, aber so weit gelüftet, daß man einigermaßen die Triebfedern wahrnehmen kann, welche durch französische Schriftsteller und namentlich durch Dumouriez selbst (s. Mémoires und vie privée et politique, welche 1794 und 1795 nach seiner Flucht aus Frankreich erschienen, und worin Wahrheit und Dichtung künstlich vermischt ist) in Dunkel gehüllt wurden. Dumouriez' Zweck war, wie Viele seines Gleichen, sich durch revolutionäre Kabale empor zu bringen. Er schloß sich der mächtigern Partei an, und wußte es dahin zu bringen, daß er zuerst dem alten Luckner bei der Mosel-Armee zur Seite gesetzt wurde. Dann verdrängte er ihn, und als Lafayette mit jenem tauschte, verweigerte er auch diesem den Gehorsam, und wußte mit Hülfe der jakobinischen Deputirten Robespierre und St. Just seine Maßregeln so gut zu treffen, daß Lafayette sich bei dem Versuch, das constitutionelle Königthum wieder herzustellen, von allen Seiten verlassen sah. Auf ähnliche Art intriguirte er auch mit den preußischen Ministern, durch den Flügel-Adjutanten des Königs, General Heymann, einem ausgewanderten Franzosen, seinem frühern Waffengefährten, und täuschte auch den Herzog durch die Versicherung, daß er trotz seines scheinbaren Jacobinismus ein Anhänger des constitutionellen Königs sei. Der Herzog rechnete übrigens auf seine Dankbarkeit, weil er sich einst seiner, der am Tage vor der Schlacht bei Crefeld in Gefangenschaft gefallen war, mit besonderer Fürsorge angenommen, und wußte, daß „dieser Lebemann viel Geld brauche, und sein Säbel zwar Eisen spalte, aber zu stumpf sei, einer Rolle Dukaten sich zu erwehren."

Noch bei dem Waffenstillstandsabschluß wußte Dumouriez gegen den König und dessen Umgebung den Schein zu bewahren, als sei er jeden Augenblick bereit, die Monarchie aufrecht zu erhalten, und seinen Schützer Danton und die Jacobiner, denen er seine Stellung verdankte, zu verrathen; dabei deutete er zugleich auf die Gefahr hin, in welcher das Leben Ludwigs schwebe, wenn der Marsch nicht eingestellt würde. Dieser selbst hatte, ob freiwillig, gezwungen oder überredet, den Wunsch ausgedrückt, den Plan, ihn mit bewaffneter Hand zu befreien, aufzugeben. Noch hoffte der König von Preußen, Ludwigs Wiedereinsetzung bewirken zu können; Dumouriez aber erklärte jetzt, nachdem er Dantons Verhaltungsbefehle erhalten hatte, die unerläßliche Bedingung sei, die vorhergegangene Räumung

Digitized by Google

des französischen Gebietes. Doch bald erfolgte die Nachricht, am 21. September sei das Königthum nach den schauderhaften September-Gräueln, welche die Anhänger desselben einschüchtern sollten, abgeschafft und die Republik proklamirt. Der König von Preußen, der sich hintergangen sah, der österreichische General Clerfayt und die französ. Prinzen drangen auf eine Schlacht. Allein Dumouriez hatte den Herzog durch dessen Vertrauten, den Major Massenbach, die Nachricht mitgetheilt, ein französisches Heer rücke an den Mittelrhein und könne den Rückzug abschneiden; er hatte auf den Befehl, Preußen möglichst zu schonen, und vom Bunde mit Oesterreich abzuziehen, in einer Denkschrift alle Schuld des Krieges auf diesen „eroberungssüchtigen und treulosen Staat" geschoben, die Treue des Königs, der trotz seiner bekannten Schwächen einen redlichen ritterlichen Sinn hatte, eine Ehrentäuschung (illusion du point d'honneur) genannt, und erklärt, wenn der König, wie es sein politisches Interesse verlange, mit der französischen Nation in Unterhandlungen zu treten, einwillige, werde er einen „edelmüthigen, mächtigen und treuen Verbündeten" finden: ein altes Manöver der Franzosen, welche in Kriegen mit Deutschland stets zu theilen suchten, um herrschen zu können, und eine Lieblings-Idee Mirabeaus, die er in seinem bekannten Werke über die „Preußische Monarchie" ausgesprochen hatte, und die manche Staats- und Militärpersonen theilten. Die Minister des Königs hielten es überdies für klüger, statt ein schönes Heer am Rhein aufreiben, und während der Zeit Polen durch Rußland völlig umgarnen zu lassen, lieber die Hauptlast auf Oesterreich zu werfen, das bisher nur geringe Anstrengungen gemacht habe. Der König gab endlich seine Einwilligung, und am 30. September wurde die Convention geschlossen, vermöge deren die Preußen binnen zwanzig Tagen das französische Gebiet räum n, dagegen auf dem Rückzuge in keinerlei Weise beunruhigt werden sollten. Mit Entschiedenheit verwarf der König jedoch einen Bund mit Frankreich oder ein Preisgeben Belgiens, dessen Eroberung Dumouriez' Lieblings-Idee war, und somit Oesterreichs.

So endigte dieser erste Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich, das einem trefflichen Heere große Verluste bereitete: nicht zur Unehre der Preußen, die sich tapfer bewiesen, nicht durch Heldenmuth der Franzosen, obgleich sie nicht verfehlten, nach ihrer Gewohnheit in Schlachtberichten und Geschichtsbüchern den General Kellermann als den Helden prahlend zu bezeichnen, der durch seine Festigkeit den Zug der Preußen vereitelt habe: sondern durch diplomatische Kunstgriffe, durch den Mangel kräftiger und einheitlicher Maßregeln, da das deutsche Reich stille saß, und durch den neu erregten Argwohn Preußens gegen Rußland und Oesterreich. Doch hatte diese Vereitelung den

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

unzuberechnenden Nachtheil, daß die Franzosen durch ihr Glück an Muth und Selbstvertrauen gewannen, während er bei ihren Gegnern sank. Jener Muth steigerte sich wie gewöhnlich zum Uebermuthe!

Am Oberrhein verbreitete nach dem Rückzuge der Preußen Cüstine Schrecken und Verwüstung, denn nirgends und am wenigsten in den geistlichen Kurfürstenthümern hatte man sich gehörig vorbereitet. Am 30. September überrumpelte er Speyer, besetzte den 4. Oktober Worms. Leider erleichterten seine Fortschritte die falschen Patrioten, welche sich durch den Sirenen-Gesang von Freiheit und Gleichheit täuschen und zur Landesverrätherei hinreißen ließen. Die Folge war, daß die wichtige Reichsfestung Mainz ihm, der fast ohne Artillerie war, in die Hände fiel. Die sogenannten Gebildeten (denn die untere Volksklasse bewahrte noch ein reges Gefühl für das Vaterland) hatten in Mainz einen Clubb gebildet nach französischem Zuschnitt: der Major Eickenmaier (der später als General in franz. Dienste trat, und sich in Paris entleibte), der Naturforscher Georg Forster (welcher 1794 in Paris, wohin er geschickt worden war, um landesverrätherisch die Einverleibung mit Frankreich zu verlangen, dort über die Vereitelung seiner Freiheitsträume vor Kummer starb, und dadurch wahrscheinlich der Guillotine entging) und die Feigthat des von ihnen beherrschten Kommandanten Gymnich veranlaßten die Uebergabe der Stadt (während der österreichische Hauptmann Andujar sich mit 800 Mann durchschlug) am 21. Oktober unter dem Jubelruf und der Errichtung von Freiheitsbäumen des aufgehetzten Volkes, welches allerdings von seinen entflohenen geistlichen Hirten viele Bedrückungen erlitten hatte.

Nun suchte Dumouriez seine Lieblings-Idee, die Vereinigung Belgiens mit Frankreich durchzuführen. Mit großer Uebermacht fiel er über die schwache Armee der Oesterreicher her und es gelang ihm, sie den 5. und 6. Nov. bei Jemappe durch unaufhörliche Angriffe zu ermüden und das mit 14,000 Leichen bedeckte Schlachtfeld zu behaupten.

Belgien wird geräumt, die Franzosen werden in Brüssel ꝛc. mit Freuden aufgenommen, bis die Bewohner mit Schrecken gewahr werden, wie die übermüthigen Fremden ihre Sitten und Privilegien verhöhnen, ihre Schätze plündern, ihre Kirchen niederreißen, ihre Altäre berauben und ihre einst gegen Kaiser Josephs so erbitterten Priester mißhandeln und verbannen. „Ihr raubt," sagte der Präsident von Antwerpen, „das Staats- und Privatvermögen; das haben unsere vorigen Despoten selbst damals nicht gewagt, als sie uns für Rebellen erklärten, und Ihr sagt, Ihr brächtet uns die Freiheit?" Eben so glückte unter Montesquieu ein ohne alle Kriegserklärung erfolgter

Digitized by Google

Angriff (September) auf das bourbonische Königshaus in Sardinien, wodurch Savoyen und Nizza und damit eine feste Alpengrenze in der Franzosen Hand fiel, welche sogleich unter dem Namen Departement Montblanc und Seealpen mit der Republik vereinigt wurde. Im Innern Frankreichs wüthete die Guillotine und trieb alle junge Mannschaft an die Grenze, allen Fürsten wurde der Krieg erklärt, und Jean Debry, der später dem rastadter Gesandtenmord entrann, wollte sogar eine „heilige Schaar" von fünfzehnhundert Königsmördern in die Welt senden, um durch Meuchelmord die Völker zu befreien, während den 21. Januar 1793 der Kopf des unglücklichen Ludwig unter dem Jubel des entmenschten Volkes fiel.

Die Greuel, welche unter dem Namen der Freiheit von Menschen begangen wurden, welche ihre Willkür zum Gesetze machten, und die entsetzlichste Despotie übten, empörte ganz Europa. England und Holland, Neapel und der Papst, Spanien und Sardinien und das deutsche Reich erklärten den Krieg oder erhielten ihn erklärt durch die übermüthigen Republikaner, welche trotzten auf ihren Aufstand in Masse; die Städte Lyon und Bourdeaux, Marseille und Toulon, die Vendée erklärten sich gegen die pariser Blutmänner. Unbekümmert darum, überzog Dumouriez Holland mit einem Heere, weil er auf Hülfe der antioranischen Partei rechnete, und nicht ohne Erfolg, denn Holland war in schlechter Kriegsverfassung. Breda fiel den 25. Februar, Gertruidenburg den 6. März in seine Hand, schon ängstigte Miranda Mastricht durch ein schreckliches Bombardement und Valence stand zur Deckung bei Aachen und Cöln. Da kam der österreichische Feldherr, der Prinz von Coburg, von der einen, und der Herzog von York, bei dessen englisch-holländischen Corps auch die Hannoveraner und Braunschweiger unter Freitag und dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels standen und sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten, und die Franzosen erlitten eine Niederlage nach der andern. Miranda wurde bei Aldenhoven in wilde Flucht gejagt, Mastricht entsetzt, Lüttich den 5. März genommen; ein panischer Schrecken ergriff die Republikaner: Miranda und Valence zogen sich mit großem Verlust nach Brabant zurück. Dumouriez sammelte die Flüchtigen, führte sie den 18. bei Neerwinden zur Schlacht; allein seine Freiwilligen liefen bei den ersten Kanonenschüssen davon, Breda und Gertruidenburg und ganz Brabant ꝛc. wurden wieder genommen; ganz Belgien kam wieder in Oesterreichs Besitz, gerade als in Paris dessen Einverleibung mit der französischen Republik beschlossen ward: und aufs Neue zeigte es sich, daß Mangel an Tapferkeit der deutschen Truppen nicht die bisherigen Erfolge der Franzosen verschuldet hatten. Die französischen Generale mußten siegen oder sterben, und

Digitized by Google

dabei kam es den Gewalthabern, welche über alle Köpfe und Geldbeutel unumschränkt walteten, nicht darauf an, wie viel Menschen dabei umkamen.

Nun hatte auch der ränkevolle Dumouriez seine Rolle ausgespielt. Schon längst im Einverständniß mit dem berüchtigten Herzog von Orleans, der den Untergang des königlichen Hauses mit verschuldet hatte, den er aber an die Spitze der Regierung zu bringen hoffte, wurde er durch den Verlust der Schlacht bei Neerwinden noch verdächtiger. Schnell faßte er, um sich zu behaupten, einen andern Plan: er schloß durch den Obersten Mack einen Vertrag mit Coburg, nach welchem er mit seiner Armee gegen den Convent marschiren wollte; Coburg sollte ihm in einiger Entfernung folgen, und die Festung Lille 2c. zur Bürgschaft erhalten. Der Anschlag mißlang! Dumouriez mußte mit dem jungen Herzog von Orleans (dem später gepriesenen Bürgerkönig Ludwig Philipp) und 1500 Treugebliebenen zum Feinde übergehen; aber sein Nachfolger Dampierre fiel in den unglücklichen Gefechten des Mai, Condé und Valenciennes wurden von den Alliirten im Juli erobert. Wiederum stand der Weg nach Paris offen; aber Coburg benutzte den günstigen Augenblick nicht. Custine und Houchard, wie früher Luckner, Westermann, Beauharnois und andere Generale mußten die Guillotine besteigen *)

Während dieser Zeit hatten sich auch die Preußen nach Regulirung der polnischen Angelegenheiten **) in zwei Heeresabtheilungen wieder

---

*) Damals geschah in Frankreich, was Voltaire in seinem Candide den Engländern vorwirft: Dans ce pays-ci il est bon de tuer de temps en temps un amiral pour encourager les autres. Leider blieben in Deutschland auch Feiglinge und Verräther oft ungestraft. Hätte wenigstens die öffentliche Meinung sie geächtet!

**) Bei der zweiten Theilung Polens hatte Preußen ein bedeutendes Stück mit Warschau erlangt. Und wie sehr man auch das dadurch an einem selbstständigen Staat begangene Unrecht vom moralischen Standpunkt aus beklagen mag; Preußen konnte politisch kaum anders, wenn nicht ganz Polen, während die preußische Armee am Rhein beschäftigt war, in Rußlands Hand fallen sollte. In Polen, wo es kein freies Volk gab, sondern nur Herren und Knechte, wo die Parteien sich einander befehdeten, so daß mit Recht gesagt werden konnte, die Polen sind der Polen größte Feinde, spielte Rußland bereits vollkommen den Meister, und beging sogar durch die Theilung denselben Fehler, den Napoleon 1808 mit Spanien machte, der, statt sich mit jenem Einfluß zu genügen, den vollen Besitz erstrebte. Dieses konnten Preußen und Oesterreich ohne einen Krieg mit Rußland, wobei auf Unterstützung der uneinigen Polen nicht zu rechnen war, nicht hindern, weil sie alle Kraft gegen Frankreich nöthig hatten, und dabei auf Rußlands Unterstützung rechneten. Da schien kein anderer Ausweg als die Theilung. Diese Thatsache selbst ist den deutschen Mächt.n von mancher

mit den österreichischen und Reichstruppen vereinigt. Während der König von Preußen mit dem General Kalkreuth und 10,000 Hessen Mainz, welches 20,000 Franzosen stark befestigt hatten, belagerte und den 23. Juli zur Ergebung zwang, hatte sich der Herzog von Braunschweig bei den berühmten Weissenburger Linien mit dem österreichischen General Wurmser in Verbindung gesetzt. Am 12. September machten die Franzosen auf letztern einen allgemeinen Angriff, drängen ihn zurück, werden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens mit einem Verluste von 4000 Mann und 22 Kanonen geschlagen. Sie weichen über die Saar zurück. Am 13. Oktober erstürmen die Oesterreicher und Preußen unter Wurmser die berühmten Weissenburger Linien. Landau wird von dem Kronprinzen von Preußen belagert, und der Herzog wagt in der Nacht vom 16. zum 17. November einen Sturm auf die Bergveste Bitsch, den Schlüssel der Vogesen, welche die Straßen von Landau, Weissenburg, Straßburg und Pirmasens vereinigt; allein die nur durch Ueberfall mögliche Ersteigung mißlingt der muthigen Schaar, dagegen wird den französischen Generalen: Landau oder den Tod! geboten; sie greifen, da ihnen unaufhörlich neue Verstärkung zugeschickt werden, wüthend an, werden aber in dreitägiger Schlacht vom 26. — 28. November bei Pirmasens aufs Neue geschlagen; doch gelingt es Hoche durch täglich erneuerte Angriffe, die Linien Wurmsers am 22. Dec. bei Froschweiler zu durchbrechen: die erschöpften Oesterreicher gehen über den Rhein zurück und die Preußen folgen. Dünkirchen wird von Houchard entsetzt, York läßt sich den 8. September bei Hondscoten schlagen, Jourdan, dem ebenfalls bei Verlust seines Kopfes zu siegen befohlen ist, treibt Coburg durch verzweifelte Angriffe bei Wattigny den 16. Oktober zurück.

Die schönen Aussichten, welche der Beginn des Feldzuges darbot, sind vereitelt, und der Herzog legt den Oberbefehl nieder. Verschiedenheit der Ansichten, Wünsche und Bestrebungen, welche Coalitionen so oft verderblich werden, wirkten auch hier dem einheitlichen Zusammenwirken entgegen! Im Innern Frankreichs herrschte damals

---

Seite und nicht ohne Nebengedanken oft und bitter genug vorgeworfen worden, und wir wollen sie nicht rechtfertigen; aber die Hauptschuld hatte die Uneinigkeit der Polen, die Begehrlichkeit der Russen; und waren denn andere Nationen unschuldig? Was that England, was der Convent der französischen Republikaner nach dieser zweiten und nach der dritten und gänzlichen Theilung 1796 — 1797? Was that Napoleon, der doch die Macht in Händen hatte, für die Wiederherstellung dieses Staates, dessen Bürger und Bauern, wenigstens im preußischen Antheil, in eine bessere Lage kamen, als unter dem Regimente ihrer Edelleute?

Bürgerkrieg im Süden wie im Nordosten, den der Convent in Paris freilich in Blut und gänzliche Verwüstung erstickte; 170,000 Oesterreicher, Engländer, Holländer und Norddeutsche standen in den Niederlanden, und hätten den Preußen die Hand bieten und gemeinschaftlich auf Paris marschiren können und sollen; aber die Engländer wünschten Dünkirchen, die Oesterreicher schienen Condé, Valenciennes wie das Elsaß für sich behaupten zu wollen: darüber ging der günstige Zeitpunkt verloren, und das Bündniß erkaltete. Hatten doch Oesterreicher dem Mainz belagernden Könige von Preußen die ihm fehlenden Kanonen verweigert, während sie Mainz vorbei nach Valenciennes gebracht wurden! Der Convent dagegen setzte die gewaltsamsten Mittel in Bewegung, schonte weder Leben noch Besitzthum, und wagte endlich, eine in der Geschichte unerhörte Erscheinung, sich eine schrankenlose revolutionäre Regierung zu geben, und mußte so zuletzt den Sieg davon tragen und — das Vaterland retten. Aber wenn französische Schriftsteller diese theuer erkaufte Rettung jenen Blutmenschen zum Verdienst anrechnen oder wenigstens eine Rechtfertigung ihrer schauderhaften Maßregeln darin suchen, so umgehen sie die Frage: „War denn das Land in eine Lage gebracht, die solche verzweifelte Rettungsmittel nöthig machte?" Ferner: ob denn der daraus hervorgegangene Gewinn solcher Opfer werth war? Wie auch die Franzosen mit republikanischer Gleichheit und Tugend prahlen mochten, so hatten sie doch durch die „tugendhaften Bürger Robespierre's," trotz ihrer Freiheitsbäume und Freiheitsmützen nichts als eine mit Blut und Thränen erkaufte Sklaverei, ärger, als je unter ihren Königen: wie Kinder ließen sie sich jedoch durch Namen und äußern Flimmer täuschen!

Zwar das Jahr 1794 beginnt mit einem Siege über die Franzosen bei Chateau-Cambressis, den 17. April, mit ihrer Vertreibung über die Sambre und der Eroberung von Landrecy den 30.; allein nun befiehlt Carnot als Kriegsminister den Generalen Pichegru und Jourdan „tägliche allgemeine Angriffe und unaufhörliche Stürme auf die Stellung der Verbündeten, bis sie erschöpft wären." Vergebens hält Coburg mit der heldenmüthigsten Standhaftigkeit bei Tournay und Fleurus (im Mai und Juni) Stand: er muß erschöpft den neuen Angriffen weichen, das linke Rheinufer wird besetzt und furchtbar ausgesogen: und „es raubten und praßten die Großen und raubten die Kleinen; jeder schien nur besorgt, es bliebe was übrig für morgen." Holland wurde von Pichegru besetzt, und mußte nicht allein mit hundert Millionen die vermeinte Freiheit bezahlen, sondern sich systematisch ausplündern lassen. Aus dem belagerten Menin schlug sich der hannovrische Befehlshaber Hammerstein (dessen Adjutant der nachher

Digitized by Google

so berühmte Scharnhorst war) mit der ganzen Besatzung, worunter auch Emigranten waren, die von ihren Landsleuten keine Gnade zu hoffen hatten, glücklich durch.

Alle diese Unfälle, der Argwohn gegen Rußland und Oesterreich, die Ueberzeugung der Minister, daß Preußen sich vergeblich am Rhein opfere und ein Friede vortheilhafter sei, bewogen endlich Preußen nebst dem nördlichen Deutschland den 8. April 1795 zu Basel durch Hardenberg einen Frieden mit Frankreich abzuschließen; eine Demarcationslinie von der Wupper bis zum rechten Main-Ufer schnitt das nördliche Deutschland als neutral vom Kriegsschauplatze ab, die norddeutschen Truppen wurden zurückgezogen. Das war ein Unglück für Deutschland, gab zwar dem nördlichen Theil Ruhe; aber die ganze Last des Krieges fiel auf den südlichen und die Folgen wurden später auch dem Norden unheilbringend: das einige Deutschland würde nach Einem verlornen Feldzuge auch den Rhein schwerlich aufgegeben haben; aber alle Schuld des Unheils auf Preußen zu schieben, ist ungerecht und ungeschichtlich. Denn die übrigen deutschen Reichsfürsten hatten mit gewohnter Saumseligkeit wenig gethan, ja nicht selten eine Franzosenfreundschaft an den Tag gelegt, und Oesterreich hatte durch Thugut mit Frankreich über die Abtretung Belgiens gegen Bayern, wo der kinderlose Karl Theodor seinem Ende entgegenging*), unterhandelt, dadurch aber Preußens Argwohn geweckt. Es war leider! damals die Zeit eigennütziger Landgier und gegenseitiger Eifersucht, klüglich genährt durch die Franzosen; herbe Erfahrungen mußten erst die Selbstsucht dämpfen und das Nationalgefühl erwecken. Auch Oesterreich gab im Frieden von Campo Formio die Reichslande am linken Rheinufer auf und nahm dafür von den Franzosen, was diesen, welche alle Welt doch in Republiken verwandeln wollte (weil es ihnen vortheilhaft war) nicht gehörte: die Republik Venedig.

Der Herzog von Braunschweig, welcher für sein Land mit Hannover und Hessen dem baseler Frieden beigetreten war, lebte nun, entfernt vom Kriegsgetümmel, zwölf Jahre beschäftigt mit der Regierung seines Landes, dessen Wohlstand er durch sein berühmtes Schulden-Edikt (wodurch er in Betreff der Kammerschulden „nicht

*) Schon bei den Basler Verhandlungen hieß es: Laissez l'Autriche s'emparer de la Bavière et vous aurez aussitôt la paix continentale. Das Direktorium hatte bei den Verhandlungen 1797 die Ueberlassung Bayerns an Oesterreich in Aussicht gestellt, und in der Instruktion an General Clarke, der unmittelbar mit dem Kaiser unterhandelte, hieß es: Vous connoissez l'objet de l'ambition héréditaire de la maison d'Autriche: la Bavière. Vous pouvez laisser entrévoir, que la directoire ne s'opposera pas à cette réunion. Das war die gerühmte Theilnahme Frankreichs für Bayern!

Digitized by Google

nur seinen Nachfolgern, sondern auch sich selbst die Hände binden wollte,“ und der fürstlichen Verschwendung seiner Zeit eine heilsame Lehre gab) zu verbessern bemüht war. Nicht weniger Sorgfalt verwandte er auf Beförderung der Künste und Wissenschaften. Ebert und Eschenburg, Lessing und C. A. Schmidt, Leisewitz, Zachariä, Klingemann, Pockels, Beireis, Henke, Bredow, Jerusalem u. a. Gelehrte bildeten in Braunschweig einen Brennpunkt der geistigen Kultur neben Weimars Geisteshelden, und bewiesen, daß die kleinen Staaten zwar nicht der politischen, wohl aber der geistigen Größe und der allgemeinern Verbreitung der Bildung unsers gesammten Volkes bis in dessen untersten Schichten unendlich förderlicher sind, als die Concentration aller Wissenschaft und Civilisation in einer einzigen Hauptstadt. Zu einer durchgreifenden Verbesserung des Volksschulwesens wurde Campe herbeigezogen, Ackerbau und Viehzucht blüheten und bereicherten bei den hohen Preisen das Land. — In Frankreich schien die Revolution durch Bonaparte ausgetobt zu haben. Nicht leicht hat ein Sterblicher eine glücklichere Stellung eingenommen, als der unleugbar mit scharfem Verstande und eisernem Willen reich ausgestattete Bonaparte. Frankreich war durch blutige Tyrannei erschöpft und sehnte sich seufzend nach Ruhe; alle Sünden der vorigen Regierungen dienten des neuen Herrschers Ruhm zur Unterlage. Er konnte nicht blos Frankreichs Wunden heilen, sondern auch auf andre Völker segensreich einwirken. Leider benutzte er dazu seine Gaben nur kurze Zeit und erregte neue politische Stürme! Hannover war durch die preußische Demarkationslinie geschützt, Oesterreich und das deutsche Reich hatten zu Lüneville 1801 und England zu Amiens 1802 mit Frankreich Frieden geschlossen und 24,000 Preußen unter Kalkreuth hatten es während der Zeit zwischen diesen Friedenschlüssen besetzt, um die Gefahr einer Besetzung durch die Franzosen abzuwenden. Doch schon im folgenden Jahre brach der Krieg zwischen Frankreich und England wieder aus, weil England des neuen franz. Consuls Bonapartes Umsichgreifen in Holland und der Schweiz mit Widerwillen betrachtete. Nun setzte sich eine schlecht ausgerüstete franz. Heeresabtheilung von 20,000 Mann unter General Mortier von Holland aus gegen Hannover in Bewegung. Hier wo das adelige Geheimraths-Collegium fast unumschränkt regierte, zeigte man sich unentschlossen und feigherzig, die Kriegsanstalten waren versäumt. Das Heer, stets kriegsmuthig, wurde eiligst completirt, ein allgemeines Aufgebot fand den 16. Mai in Hannover statt, man versah sich stürmend mit Waffen aus dem Zeughause; aber daneben ließen sich die unentschlossenen und widersprechende Befehle ertheilenden Behörden in Unterhandlungen ein, und schon am 3. Juni wurde zu Sulingen eine Convention geschlossen,

Digitized by Google

erbärmlicher, als die berüchtigte von Klosterbergen 1757, nach welcher das ganze Land, das man nur dadurch vor Verwüstung retten zu können vermeinte, dem General Mortier zur Disposition gestellt und die hannovrische Armee sich jenseits der Elbe nach Lauenburg zurückziehen, und auf ihr Ehrenwort so lange der Krieg mit England dauere, nicht gegen Frankreich dienen solle. Die braven Truppen aber wollten sich lieber schlagen, und fingen Tumulte an! Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte und Mortier eine völlige Entwaffnung und Kriegsgefangenschaft verlangte, und deshalb mit dem Feldmarschall Wallmoden eine Convention (5. Juli) auf einem Fahrzeuge mitten auf der für neutral erklärten Elbe schloß, zeigte sich die größte Erbitterung*); sie liefen schaarenweise auseinander, und Mortier bemächtigte sich zwar der Festungen und des Kriegsmaterials, aber der größte Theil der Mannschaft ging nach England, wo sie, bald 8000 Mann stark, unter dem Namen „der deutschen Legion" organisirt, in Sicilien, Spanien 2c. gegen den Feind, obgleich nur indirekt für das Vaterland, fochten und das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und einer patriotischen Aufopferung gaben, die nicht ohne Einfluß auf die Folgezeit blieb. Es waren größtentheils ehrliche und kräftige Bauernsöhne, geführt von einigen stolzen Edelleuten, deren Cherusker-Blut sich nicht vor den Franzosen beugen wollte: auch hier zeigte das Volk noch deutschen Nationalsinn; hätten die Regierungen diese Volkselemente nur gehörig zu benutzen verstanden! Trotz der Todesstrafe, womit Mortier drohete, gingen auch später noch immer Hunderte heimlich nach England, während zu der angeordneten Werbung für die französisch-hannovrische Legion sich nur zwei Menschen meldeten, von denen der Eine ein Ausländer war. Durch die Kraftlosigkeit der Behörden kamen die Franzosen nicht allein wohlfeil in den Besitz aller Trophäen des siebenjährigen Krieges, nicht blos der Festungen und Arsenale mit 500 Kanonen, 40,000 Gewehren, einiger hunderttausend Pfund Pulver, nicht allein machten sich ihre schlecht ausgerüsteten Truppen hier durch die trefflichen Pferde beritten und ließen sich nähren und kleiden,

*) Der Verf. bewahrt noch Erinnerungen daran aus seinen Knabenjahren bei den Militärpersonen, welche über Hamburg nach England gingen.

**) Ein Vorfall, erzählt der Verf. „der Erinnerungen aus Hannover und Hamburg," hätte beinahe Alles vereitelt. Fast im Augenblicke der Unterzeichnung schoß der Artillerie-Hauptmann Rennekamp aus dem hannovrischen Lager mitten auf den Tisch, wo die Akten lagen, und den die bei der Unterzeichnung Betheiligten umstanden, eine Kanonenkugel mit solch' vorher verkündigter Präcision, daß sie Niemanden beschädigte, die Dinte aber weit umherspritzte und die Papiere umherflogen.

Digitized by Google

sie erzwangen auch an Brandschatzung, Steuern, Tafelgeldern und Geschenken für Generale rc. in zwei Jahren die ungeheure Summe von 26 Mill. Thalern, befanden sich im Besitz eines noch nicht ausgesogenen Landes mit 3 Millionen Einwohnern, von wo aus sie einen Keil in das nördliche Deutschland getrieben hatten, und die Hansestädte brandschatzen konnten.

Wie in Belgien, Holland, Italien und Süddeutschland, so mußte jetzt in Norddeutschland der Krieg die Franzosen bereichern und ihre Macht verstärken. Was der Friede, der Handel rc. gebracht, ging nun dreifach verloren!

Was that das deutsche Reich, was Preußen bei diesem, alles Völkerrecht verletzenden, England wenig Nachtheil bringenden, und nur dessen König persönlich geltenden Angriff auf ein deutsches Reichsland, welches damals mit Frankreich in Frieden lebte? Der König von England hatte als Kurfürst von Hannover die strengste Neutralität erklärt; schon im Frühjahr hatte er die hannovrische Regierung vor der drohenden Gefahr, welche der Ausbruch des Krieges für ihr Land wahrscheinlich hervorbringen würde, warnen lassen, und den Beistand des deutschen Reiches angesprochen. Das deutsche Reich ließ öffentlich auch nicht ein einziges Wort darüber verlauten, das deutsche Reich rührte sich nicht, als trotz seiner Neutralität die hamburgischen Aemter Ritzebüttel und Cuxhaven und damit die Mündung der Elbe von den Franzosen besetzt und aller Verkehr Hannovers mit England unterdrückt wurde, wogegen England durch die Blokade der Elbe und Weser den ganzen norddeutschen Handel lähmte. Der Kaiser war durch den Krieg erschöpft und weit entfernt; Preußen hatte sich seit dem Basler Frieden vom Kriege entfernt gehalten, und war von den Franzosen mit schlauer Rücksicht behandelt worden; es hatte 1801 eine ähnliche Gefahr von Hannover abgewendet, obgleich dafür wenig Dank erlangt. Dem Könige von Preußen wurde gerathen, den Franzosen zuvor zu kommen: er wollte auch Schutz ertheilen, wofern England die preußischen Schiffe von der Durchsuchung, welche die Engländer auch auf neutrale Schiffe angewendet hatten, ausnehmen wolle. Ueber die Verhandlungen verstrich die günstige Zeit! Hoffte man in England vielleicht, daß die Besetzung Hannovers das Reich und Preußen, dessen Grenzen durch das Vorrücken der Franzosen bis an die Elbe offenbar bedroht wurde, zu einem gewünschten Continental-Kriege veranlassen würde, so sahe es sich getäuscht. Fürchtete man in Hannover, daß die militärische Besetzung den Besitz des Landes durch die Preußen zur Folge haben würde, weil es damals, wie nach dem Wiener Congreß, die östlichen und westlichen Provinzen derselben trennte, so mußte es doch den Hannoveranern heilsamer erscheinen, mit Preußen

einen großen norddeutschen Staat zu bilden, als eine Provinz Frankreichs zu werden (denn wie wenig auf Englands Beistand zu rechnen war, zeigte sich klar), wie es für Preußen ehrenvoller gewesen wäre, durch offnen Schutz sich den Besitz des Landes zu verdienen, als ihn später durch einen fremden Eroberer sich schenken zu lassen. Die Hauptschuld trug aber die hannovrische Regierung selbst, weil sie weder die im Volke vorhandene Kraft zu benutzen, noch die Umstände gehörig zu beurtheilen verstand. Das hannovrische Heer, welches im siebenjährigen Kriege einen fünfmal stärkern Feind als den gegenwärtigen mit Muth und Erfolg Widerstand geleistet hatte, dies Heer, in welchem noch die Reminiscenzen jener glänzenden Zeit lebten*), und welches im letzten Kriege mit Auszeichnung in Belgien gekämpft hatte, war, wenn es die Beurlaubten schnell einberief und seine Arsenale öffnete, auch ohne ein allgemeines Aufgebot, stark genug, das anrückende Mortiersche Corps zurückzutreiben, ein solch' muthiger Widerstand hätte dem vielköpfigen Reich Zeit gegeben, sich zu besinnen, und wenigstens Preußens und Hessens Beistand zur Folge gehabt; mindestens war es ehrenvoller, und wie die Geschichte anderer Staaten zeigt, weniger nachtheilig dem Lande, als sich mit gebundenen Händen den Franzosen zu übergeben, deren Uebermuth dadurch stets gesteigert ward, als die ehr- und muthlose Klugheit der Behörden, welche dem Feldmarschall Wallmoden gebot: „Alles zu vermeiden, was Ombrage und Aufsehen erregen könne!"

Dem Herzoge von Braunschweig mußte die Nähe der Franzosen, die Besetzung eines stammverwandten Landes als Fürst und als preußischer Feldmarschall gleich unangenehm sein; indeß schonten diese damals Preußen und den Herzog, und waren in Verheißungen freundschaftlicher Gesinnungen und argloser, wohlmeinender Absichten nicht karg. Kaum hatte jedoch Napoleon sich die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt, kaum hatte er das noch eben vor Freiheitsbegier rasende Volk in Demuth zu seinen Füßen, wie einst vor Ludwig XIV. und Robespierre kriechen gesehen, als er mit Fürstenkronen und Ländern zu spielen begann, nicht das Recht, sondern nur seinen Vortheil, nicht den Vertrag, sondern nur den Gewinn und die Ausdehnung seiner Macht für das Princip seiner Regierung anerkannte. An der Nordgrenze stand ein zahlreiches Kriegsheer bereit, angeblich zur Eroberung Englands; die cisalpinische Republik verwandelte er in ein Königreich Italien, und erklärte sich zum erblichen Könige, Parma,

*) Der Verf. hörte in seiner Kindheit noch oft ein jenen Ruhm preisendes Volkslied singen, in welchem die Stelle vorkam: Mit siebenundfünfzigtausend Mann rückt' auf das Kur Hannover an, wollte es verschlingen 2c.

Digitized by Google

Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt; der bourbonische Prinz Enghien vom badischen Gebiet geholt und erschossen. Das zunächst bedrohete Oesterreich schloß sich nun an England, Schweden und Rußland, dessen junger Kaiser sich zwei Jahre lang bemüht hatte, den Frieden auf dem festen Lande zu erhalten. Preußen wollte Anfangs neutral bleiben, ließ 100,000 Mann an die Grenze rücken und schlug den Russen den Durchzug ab, bot jedoch die militärische Besetzung Hannovers bis zum Frieden an, welches England aus verkehrten Ehrenrücksichten ablehnte, obgleich es dadurch Preußen am leichtesten in den Krieg hineinziehen konnte, und willigte dagegen in eine Besetzung durch Russen und Schweden, was Preußen verletzen mußte. Bei der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit dem König von Preußen in Potsdam gelobten zwar beide Zusammenwirkung; allein der Frankreich zugeneigte Minister Haugwitz gab der Sache eine andere Wendung. — In gewohnter Eile hatte indeß Napoleon seine Heere über den Rhein und an die Donau ziehen lassen, Baden hatte sich unter seinen Schutz gestellt, Würtemberg ihn freundlich bewillkommt, Bayern durch den Minister Montgelas einen Vertrag geschlossen. Der Heertheil, welcher unter Bernadotte Hannover besetzt hielt, bekam, bis auf die Besatzung einiger Festungen, den Befehl, durch die preußischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, wodurch sich die Oesterreicher unter Mack gedeckt hielten, vereint bei Würzburg mit den Bayern geradesweges in den Rücken derselben zu marschiren. Der gelehrte, aber unentschlossene Mack, ohnehin an Zahl den Franzosen nicht gewachsen, weil man meinend, Napoleon werde in Person nach Italien gehen, die Hauptmacht unter Erzherzog Karl dort aufgestellt hatte, glaubt sich nun von Oesterreich abgeschnitten, wirft sich überrascht und betäubt nach Ulm, und giebt sich nach scharfen Gefechten, statt mit dem Schwerte in der Hand den Weg frei zu machen, wie Erzherzog Ferdinand und andere thaten, mit 25,000 Mann und zwar ohne Noth schon am 17. Oktober gefangen, während Alles darauf ankam, den Feind hier möglichst lange festzuhalten, um die Sammlung eines Heeres bei Wien zu erleichtern. Nun stand der Weg nach der Hauptstadt offen, sie wurde den 13 November besetzt; den Uebergang über die Donaubrücke nach Mähren erleichterte die Einfalt Auerswald, der sich einreden ließ, es sei Friede, und der Kurfürst von Bayern, welcher Oesterreich erst Freundschaft heuchelte, kam selbst nach Linz, um sich bei Napoleon „für seine Befreiung" zu bedanken; die Verbindung mit dem Erzherzoge Karl in Italien war getrennt, die Russen kamen erst nach und nach heran. Napoleon eilte einen Hauptschlag zu thun, und siegte am 2. December bei Austerlitz in Mähren, und schon am 4. erschien Kaiser Franz

in Napoleons Hauptquartier, und ließ sich bestimmen, dem russischen Bunde zu entsagen und einen Waffenstillstand anzunehmen, wodurch die gesammte Lage der Dinge verändert wurde. Und doch war für Oesterreich nicht Alles verloren: Erzherzog Karl war zur Rettung der Hauptstadt gegen die Donau gerückt und stand nur wenige Tagemärsche von Wien, die Ungarn rüsteten, neue russische Heere waren im Anzuge, Oesterreich konnte seine reichen Hülfsmittel in Bewegung setzen, trat nun noch Preußen zum Bunde, so konnte Napoleon sogar in eine sehr böse Lage kommen. In Preußen hatte nämlich die widerrechtliche und rücksichtslose Verletzung des ansbacher Gebietes König und Volk in den heftigsten Unwillen versetzt, in Berlin athmete Alles Krieg. Haugwitz wurde schon Mitte November nach Wien geschickt, um Napoleon die letzten Vorschläge zu überbringen, und wenn sie abgelehnt würden, den Krieg anzukündigen, und in diesem Falle sollte der Feldzug am 15. December eröffnet werden, weil die 100,000 Preußen, welche an die russische Grenze gesandt waren, nicht früher herkommen konnten. Napoleon hatte aber Haugwitz unter allerlei Vorwänden eine Audienz verweigert bis die Schlacht bei Austerlitz, welche Alexander übereilt angenommen, und der Waffenstillstand, den Franz übereilt geschlossen, den preußischen Gesandten bei der Audienz zu Brünn am 9. December in die peinlichste Verlegenheit brachte. Napoleon, der schon früher gesucht hatte, Preußen mit England zu entzweien, forderte: „Bund Preußens mit Frankreich, Abtretung von Ansbach, Bayreuth und Neufchatel gegen Hannover oder Krieg!" Und Haugwitz, der vom Abzug der Russen wußte, obgleich sie ihr Kaiser zum Beistande Preußens anbot, unterzeichnete ohne Auftrag, weil die Umstände es nöthig zu machen schienen. In Berlin war man auf das Aeußerste überrascht, und überhäufte den Ueberbringer mit allgemeinen Vorwürfen, der König wollte von einem Bunde mit Frankreich nichts wissen und das Danaiden-Geschenk, welches Napoleon ihm aufdrang, auch nur bedingungsweise und provisorisch annehmen, um die Franzosen aus dem hannovrischen Lande zu entfernen; aber damit war England so wenig zufrieden, als Napoleon, der die Besitzergreifung und Sperrung der preußischen Häfen gegen die Engländer forderte. Darüber kam Preußen in Krieg mit England und Schweden, und stand allein, als einziger Damm Deutschlands gegen die Ueberfluthungen Frankreichs, welche immer heftiger gegen das ehrwürdige aber getrennte Reich heranrauschten. Die süddeutschen Fürsten hatten mit Napoleon (12. Aug. 1806) den Rheinbund geschlossen, der unter französischem Protectorat die letzte Spur der Einheit Deutschlands zerriß; sie hatten sich zwar durch die Königswürde und den Schein der Souveränetät ködern lassen, eigentlich aber nur volle Macht erhalten, wie z. B.

Digitized by Google

Würtemberg, die landständischen Rechte ihrer Unterthanen zu unterdrücken, während sie in der That einen Oberherrn besaßen, dessen Wille für sie ein Gesetz war, wie nie früher unter den deutschen Kaisern. Und dieser niedrige Vertrag, wodurch sie sich einseitig vom Reichsverbande losrissen, ja sogar verpflichtet waren, ihren sogenannten Beschützer gegen ihre deutschen Brüderstämme im Kampfe zu dienen, hatte die Folge, daß Kaiser Franz die entwürdigte dornenvolle Kaiserkrone den 6. August niederlegte und dadurch auch 1815 die Herstellung derselben verhinderte, ja die desfallsigen Versuche galten hinfort als Landesverrath. — So war der lange Kampf zwischen der landesherrlichen und der Reichsgewalt mit der Zerreißung des Reichs entschieden! Weil Jeder nur auf das Seine kurzsichtig und engherzig sah, und nicht auf das, was des Andern war, weil die neuen Fürsten nicht erkannten, daß ihre Königreiche und Königswürden bei Napoleons längerem Bestehen nur zum Nachtisch aufgehoben waren: so fiel das Ganze. Preußen wurde von Napoleon mit der Aussicht auf Stiftung eines norddeutschen Bundes, selbst mit der Hinsicht auf die norddeutsche Kaiserwürde hingehalten, mit Rußland und sogar mit dem englischen Minister Fox Friedensunterhandlungen angeknüpft und ihm hinterlistig und treulos Hannover wieder angeboten, während Napoleon Hessen und Sachsen zum Rheinbund eingeladen, aber den Hansestädten u. a. den Eintritt in einen nordischen Bund verboten, die Festung Wesel, welche nur einem deutschen Fürsten zufallen sollte, eigenmächtig seinen zum Großherzoge von Berg ernannten Schwager Murat gegeben und dadurch in Nord-, wie durch den Rheinbund in Süddeutschland einen trennenden Keil geschoben hatte.

Da faßte endlich der friedliebende König den männlichen Entschluß, mit dem Schwerte in der Hand von Napoleon Genugthuung zu fordern. Er näherte sich England, Schweden und Rußland, schickte den Herzog von Braunschweig im Januar 1806 nach Petersburg, und als nach seiner Rückkehr, den 24. März, Preußen sein Heer zusammenzog, und die Forderung, daß die französischen Heere wieder über den Rhein sich zurückziehen, und einem nordischen Bunde kein Hinderniß mehr entgegenstellen sollten, abgelehnt*) wurde, war

*) Napoleon hatte friedliche Gesinnungen geheuchelt, eine bestimmte Erklärung lange verzögert, um Zeit zu gewinnen, und seinem Gesandten in Berlin sogar vorgeschrieben, zu zaudern, und sich lieber krank zu stellen (de se faire même malade pour manquer à un rendez-vous), während seine Heere bereits gegen die preußische Grenze zogen. Der König meinte, es sei billig, doch erst Napoleons Antwort zu vernehmen, und hoffte noch auf Napoleons Billigkeit, da Preußens Forderungen billig waren. Er mußte Napoleons Hinterlist noch öfter schmerzlich empfinden.

der Krieg unvermeidlich, und Preußen, durch Hannover mächtig abgerundet, einen norddeutschen Bund unterhandelnd, durch russische Zusicherungen unterstützt, mit England durch einen Krieg gegen Frankreich leicht ausgesöhnt, mochte immer mit glücklichem Erfolge der Anmaßungen Napoleons sich zu erwehren hoffen. Die Armee war voll Muth und Siegeshoffnung; allein sie betrug nur 57,000 Mann unter dem Herzog von Braunschweig, 23,000 Preußen und 20,000 Sachsen unter Hohenlohe und 27,000 Preußen unter Rüchel, also etwa 120,000 Mann; aber Napoleon hatte wenigstens 200,000 Mann bei Würzburg versammelt, die Sachsen waren nur gezwungen mit Preußen gezogen, Hessen wollte neutral bleiben, obgleich der Kurfürst noch vor Kurzem erklärt hatte: Lieber ein preußischer Feldmarschall, als ein König von Napoleons Händen. Der Herzog, wieder an die Spitze des Heeres gestellt, war ein 72jähriger Greis, der sich Blüchers Kraft und Entschlossenheit nicht bewahrt, und den Oberbefehl mehr übernommen zu haben scheint, um Hohenlohe u. a. die Ehre nicht zu lassen, oder um den Krieg wohl gar zu vermeiden; Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, hatte sich einreden lassen, Napoleon werde nicht angreifen, und dieser hatte diese Ansicht zu bestärken gewußt, um Zeit zu gewinnen. Man beging den Fehler der Oesterreicher 1805, vorzurücken, ohne die russische Hülfe abzuwarten, man unterhandelte noch und wartete auf Napoleons Antwort. Blücher, Kalkreuth, Hohenlohe, Scharnhorst ꝛc. wollten nach Hessen rücken, die bei Hanau stehenden kampflustigen Hessen mit sich fortreißend, die Franzosen am Main und in Franken in den Rücken nehmen, und Blücher, der aus Westphalen kam, war bereits im Hessischen erschienen, wurde aber zurückgerufen, um die Avantgarde des Herzogs zu bilden. Mit dem Hauptheere, bei welchem sich auch der König und die Königinn (welche deshalb von Napoleon im Moniteur mit Rohheit behandelt wurde) befand, zog der Herzog nach Naumburg, Hohenlohe stand mit dem östlichen Flügel (mit den Sachsen) am obern Saalufer, während der westliche Flügel (unter Rüchel und Blücher) dem Hauptheere näher stand. Der Herzog glaubte in dieser Stellung dem Feinde von Westen und Süden die Stirne bieten zu können; von Osten her erwartete er keinen Angriff. Aber gerade diese Straße dicht an der böhmischen Grenze, wo nur schwache Abtheilungen unter Tauenzien und dem Prinzen Louis standen, ließ Napoleon, von Bayern und Würzburg her, mit überlegenen Streitkräften zurückdrängen, und den Herzog, wie 1805 den General Mack, links umgehen. Prinz Louis verlor bei Saalfeld den 10. Oktober das Leben. Napoleon, durch den nicht gehörig besetzten Thüringerwald hervorbrechend, kam über Gera,

Digitized by Google

ließ Naumburg nehmen und den wichtigen Saalpaß bei Kösen besetzen, beides im Rücken der preußischen Armee. Nun wollte der Herzog, der seine Plane in sich verschloß und dessen Schweigen der König ehrte, den Rückzug nach Freiburg antreten, und kam am 13. Okt. nach Auerstädt, wo er aber am 14. beim Emporklimmen aus der Schlucht Davoust bei Hassenhausen fand; Hohenlohe sollte einstweilen sich bei Jena behaupten, wohin Napoleon zog, weil er hier, durch irrige Nachrichten getäuscht, die ganze Macht des Feindes vereint glaubte. So kam es am 14. Oktober ohne eigentlichen Plan und Vorherbestimmen zu einer Doppelschlacht. Napoleon erdrückte mit seiner Uebermacht (125,000 gegen 50,000 Mann) den Fürsten von Hohenlohe trotz der muthigsten Gegenwehr. Der Herzog, welcher nach dem Berichte von Augenzeugen, obgleich überrascht beim Anblick der Franzosen, nach richtiger Eingabe des Augenblicks handelte, wurde von einer Kugel im Auge verwundet und sank bewußtlos zu Boden, und weil er Niemanden den Schlachtplan anvertrauet, noch einen Sammelplatz für den Rückzug angegeben hatte, so entstand bald eine Verwirrung. Vergebens war nun die Tapferkeit, mit welcher sich die einzelnen Truppenabtheilungen schlugen; vergebens, daß der König, seine beiden Brüder rc. sich muthvoll den größten Gefahren aussetzten; vergebens die Erbitterung der Soldaten, so daß zwei Fahnenjunker, kaum dem Knabenalter entwachsen, von den Franzosen verfolgt, sich in ihre Fahnen wickelten und in die Saale stürzten, um diese nicht dem Feinde zu überlassen: es fehlte die Einheit. Indeß waren die Preußen durchaus nicht besiegt (ihr Verlust betrug bei Jena 10,000 Mann, bei Auerstädt weniger, wogegen die Franzosen selbst den ihrigen auf 6 und 7000 Mann angeben, die Zahl der preußischen Gefangenen erhöhten, um deren Armee für stärker auszugeben); der König befahl den Rückzug nach Weimar, um sich mit Hohenlohe zu vereinigen, dessen Unglück man noch nicht wußte, während ein Theil dieses Heeres nach Auerstädt retirirte. Aus der entspringenden Verwirrung, welche durch die rasche Verfolgung vermehrt wurden, und der Feigheit der alten Kommandanten von Magdeburg, Küstrin, Stettin, Hameln rc., welche bestürzt und verwirrt von dem unerwarteten Ereigniß, den Kopf verloren, und die Festungen übergaben, statt durch tapfere Vertheidigung die Feinde von der Oder abzuziehen, wurde das Unglück vollendet. Die vereinzelten Heeresabtheilungen, welche sich bei Magdeburg sammeln sollten, mußten sich größtentheils auf dem Rückzuge ergeben, und nur Blücher, von drei französischen Marschällen verfolgt, steckte das Schwert erst in Lübeck ein, nachdem alle Hülfs- und Rettungsmittel erschöpft waren.

Digitized by Google

Der schwerverwundete Herzog*) wurde indeß vom Schlachtfelde unter den qualvollsten Leiden durch das Harzgebirge nach Braunschweig getragen, die herzogliche Familie hatte sich bereits geflüchtet. „Ich verlasse nun Alles," rief er schmerzlich aus, „und Alles verläßt mich." — Nur wenige Tage durfte er im Erbe seiner Väter verweilen. Auf die Anfrage, ob er im Schlosse seiner Väter sterben könnte, ließ ihm derselbe Mann, „in dessen Riesenbusen kein Herz, keine Großmuth wohnte," er, der neun Jahre später sich über „das neue Vaterland jenseit des Meeres" (St. Helena) und den Generalstitel, den ihm die Engländer gaben, so bitterlich als kleinlich beschwerte, die rohe, übermüthige Antwort geben: „Das Haus Braunschweig hat zu regieren aufgehört; der General suche sich ein anderes Vaterland jenseit des Meeres!"

Nachdem der Herzog seinen Sohn Wilhelm von Braunschweig-Oels zum Erben eingesetzt, weil dem ältern Bruder die nöthigen

*) Ueber den Tod des Herzogs und andere unglückliche Verhältnisse verbreiten neuere Berichte helleres Licht. Schon Rühle von Lilienstein erzählt, daß französische Offiziere vor dem Ausbruche des Krieges unter mancherlei Vorwänden ganz Sachsen durchstreiften, und mit Gemächlichkeit alle nöthigen Erkundigungen einzogen; die sächsischen Minister hatten die Verbindung mit den Franzosen fortwährend erhalten, daher auch Napoleon die gefangenen Sachsen auf dem Schlachtfelde mit blendender Freundlichkeit entließ. Doch auch der Herzog war in seiner nächsten Umgebung umgarnt. Ueber den Tod des Herzogs erzählt Lord Malmesbury in seinen Memoiren: „Des Herzogs Adjutant, der Franzose Montjoy, der ihn mit einer französ. Schauspielerinn in Verbindung gebracht hatte, und mit ihr ihn beherrschte, verließ nie seine Person, und befand sich dicht bei ihm, als ein französischer Jäger zu Fuß den unheilvollen Schuß that. Es ist unbegreiflich, daß ein feindlicher Krieger zu Fuß, dem reitenden Fürsten, der nicht wie Gustav Adolph bei Lützen im Handgemenge, sondern von seinem Generalstabe umgeben war, so nahe kommen und sein Gewehr so halten konnte, daß die Kugel in das eine Auge und durch den obern Theil der Nase ein- und über dem andern Auge wieder hinausgehen konnte; man müßte denn annehmen, daß Montjoy's Bruder, Oberjägermeister des Königs von Bayern und im Gefolge Napoleons, genau wußte, wo der Herzog sich befand, und im Einverständniß mit Montjoy und der Schauspielerinn die That veranlaßte." Die „Erinnerungen aus Hannover und Hamburg aus den Jahren 1803—1813" fügen hinzu: „Der Kosmopolit muß trauern, daß der alte Ruhm so vieler großen Feldherren hier verdunkelt, und ihre in strategischer Hinsicht gut angelegten Pläne, worüber sich die französischen Generale nachher gelegentlich vortheilhaft zu äußern pflegten, von einem Weibe aus feindlichem Stamm, seit Jahren an der Hauptquelle spähend, und im entscheidenden Augenblicke noch in traulicher Nähe des Oberfeldherrn Alles beobachtend, zur Vernichtung eines bedeutenden Reiches, des letzten Anhaltpunktes der Deutschen, — verrathen werden konnte." So furchtbar rächte sich die alte Franzosenliebe des Herzogs an ihm und dem Vaterlande!

Digitized by Google

Eigenschaften fehlten, mußte er seine Flucht über die Elbe auf das dänisch-holsteinische Gebiet fortsetzen, wo er seinen von geistigen und körperlichen Leiden gequälten Geist nach siebenundzwanzig martervollen Tagen den 11. November in Ottensen bei Altona aushauchte.

Des Herzogs äußere Gestalt war Achtung gebietend, edel, groß, kräftig durch Leibesübungen ausgebildet; sein Gesicht drückte Feinheit, seine offne Stirn und sein schönes blaues Auge Freundlichkeit und Biederkeit, seine Rede Bestimmtheit und Schärfe, sein Benehmen Würde aus. Sein Geist war ausgebildet durch mannigfaltige Kenntnisse und Lebenserfahrungen, seine Thätigkeit rastlos und sein Fleiß unermüdlich; in der Sorge für seine Unterthanen stand er keinem Fürsten seiner Zeit nach, sondern übertraf viele.

Ein Kenner der Kriegswissenschaften und von kriegerischem Ehrgeiz nicht frei, war er am Tage der Schlacht voll Scharfblick, Gelassenheit und hohen Muthes; aber in den vorhergehenden Entwürfen zeigte er sich namentlich in spätern Jahren und bei veränderter Kriegskunst häufig zu bedächtig und unentschlossen. Seine staatsmännische Feinheit und höfische Glätte hinderte ihn jedoch häufig, seine Plane gegen die Ansichten der Könige Friedrich Wilhelm II. und III. und selbst mancher Untergebenen gehörig durchzusetzen. Hätte ihm die Natur zu seinen sonstigen hohen Gaben noch jene feste, unerschütterliche Willenskraft verliehen, das für gut und richtig Erkannte mit Nachdruck und Beharrlichkeit durchzusetzen, so hätte er sich an die Spitze des preußischen Staates setzen können, und manches wäre für Preußen und Deutschland anders geworden, wenn auch die Ereignisse der französischen Revolution alle frühern Erfahrungen und Verhältnisse umgestürzt hatten. Ein Unglück war es für ihn und das Vaterland, daß er, von welchem Mirabeau schrieb, „daß er das alte Frankreich und die alte Kriegsweise durch und durch kenne, aber nicht das neue," nicht 1806 nach dem Beispiel des Königs den Oberbefehl ablehnte, und dadurch diesen nöthigte, ihn, den gealterten und den Frieden wünschenden Manne einem Napoleon, dem der Krieg das rechte Leben war, und dessen jüngern Feldherren, welche ununterbrochene Uebung gehabt hatten, entgegen zu stellen. Der Mißgriff war unheilvoll, doch verzeihlich, wenn man des Herzogs großen Ruf selbst bei den Franzosen in Erwägung zieht! Davon zeigt nicht blos der Antrag Ludwig XVI., den Oberbefehl über das französische Heer zu übernehmen, nicht blos die Furcht des Conventes und des französischen Heeres vor ihm und seinen Preußen, sondern auch der Wunsch der Polen, ihn zum Könige zu erhalten, und noch mehr die weniger bekannt gewordenen Versuche ihn nach Ludwig XVI. Hinrichtung zum constitutionellen König von Frankreich zu machen. Noch 1799 ging

Digitized by Google

das französische Direktorium, vor seinem Sturze durch Bonaparte, mit diesem Plane um, den besonders Sieyes hegte: eine mehr monarchische Form unter einer neuen Dynastie wünschend, und hoffend, durch des Herzogs Wahl Preußen enger an Frankreich zu ziehen und England zu gewinnen. Bereits hatte Sieyes mit Roger Ducos die Depesche an den Herzog unterzeichnet, als Bonaparte, dem sie einen Strich durch seine Rechnung gemacht hätte, die Absendung hinderte, indem er erklärte, sie müsse anders gefaßt werden und sie einsteckte, und Sieyes durch Hinweisung auf ein früheres Dekret einschüchterte, welches die Wahl eines Fremden für Hochverrath erklärte, und sich dann unter dem Namen eines ersten Consuls auf den Stuhl der Bourbonen setzte. Bei Napoleons Charakter scheint dadurch ein stiller Groll gegen den Herzog veranlaßt zu sein.

Einen andern Fehler theilte er mit seinem großen Oheim Friedrich: das war die Vorliebe für französische Sprache, Wissenschaft und Sitte, welche während seiner Jugendjahre im Geiste der Höfe lag, und zu den spätern Erfolgen der Franzosen in Deutschland nicht wenig beitrug. Franzosen drängten sich an seinen Hof und wurden freundlich empfangen, benahmen sich aber nach ihrer Weise oft so anmaßlich, daß einst Einer an der Tafel nur Franzosen als Gäste sehend, taktlos ausrief: „Sonderbar, Ew. Hoheit sind der einzige Fremde hier!" und der Herzog überhöflich dazu schwieg. Daher räumte er nicht allein 1796 Ludwig XVIII., den Bonaparte aus Venedig vertrieb, und den der Schuß eines gedungenen Meuchelmörders des französischen Direktoriums bei Dillingen an der Stirn verwundet hatte, das Schloß Blankenburg ein, sondern nahm auch eine Menge Emigranten gastlich in sein Land auf, obgleich sie durch leichtfertiges Leben die Sitten verderbten, und ihn selbst durch Insolenz belästigten; ihnen gewährte er sogar manche Bitte, welche den Unterthanen abgeschlagen wurde. Diese Vorliebe für leichtfertige französische Sitten, verbunden mit frivolen französischen Schriften, beförderten leider bei ihm jene leichtfertigen Grundsätze und sinnlichen Neigungen, denen er, obgleich immer ohne den Anstand zu verletzen, sich bei einem heftigen sinnlichen Temperamente auch noch in seinen letzten Lebensjahren hingab, die sein häusliches Leben trübten, und vielleicht sein trauriges Ende herbeizogen. — Dennoch stand er als Mensch und Regent, als Feldherr und Fürst unbedingt höher als sein Erbe, der neue Westphalenkönig, dessen liederliche Wirthschaft in Cassel selbst die Hessen ihr altes Regentenhaus trotz seines Soldatenhandels und Geldgeizes zurückwünschen ließ. Und diese Anhänglichkeit, die Napoleons Ländertauschereien freilich zu ersticken geeignet war, liegt nicht, wie ein neuer Geschichtschreiber meint, „in einer manchen deutschen Stäm-

Digitized by Google

men, gleich den slavischen, angeborenen Idee einer göttlichen Herrschergewalt" (die richtig verstanden überdies einen hohen Sinn hat), sondern in der achtungswerthen Treue und der Gesinnungstüchtigkeit des deutschen Volkes, welche in den Norddeutschen mit einer eigenthümlichen Zähigkeit des Charakters, einer Beharrlichkeit in Liebe und Haß und einem im Volke tief eingewurzelten sittlich-religiösen Ernste verbunden ist, dem französische Leichtfertigkeiten widerlich und verhaßt sind. — Mit Preußens Fall war der Fall Norddeutschlands, wie immer, entschieden; in kurzsichtiger Verblendung hatten die norddeutschen Fürsten ihm eben so wenig Beistand auf Leben und Tod geleistet, wie die süddeutschen den Oesterreichern: darüber versank ganz Deutschland in Elend, Schmach und Erniedrigung!

Des Herzogs Leichnam kam erst nach dem Sturze Napoleons nebst seinem 1815 bei Quatrebras gefallenen Sohn Wilhelm in die Vätergruft der St. Blasiuskirche.

Zu Ottensen an der Mauer der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer ein Held gelegt hat ab.
Von Braunschweig ist's der alte Carl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte hier Ruh' im Grabe fand;
Der Lorbeerkranz entblättert, den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn am Schlag' zerschmettert, der ihn bei Jena schlug.

Das war das tragische Ende eines gefeierten Fürsten und Feldherrn und eines alten hochberühmten Heldengeschlechtes!

---

7) Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Donner, eh' in meinem Volke
Ich die Gräuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine
Auf des Vaterlandes Golgatha.

Seume.

Jahrhunderte hindurch hat die französische Politik mit schlauer Arglist und kalter Berechnung, unserm Vaterlande gegenüber, eine und dieselbe Politik befolgt: die landesherrliche Gewalt, wo es ihr vortheilhaft schien zu unterstützen, und die Reichsgewalt des habsburgischen Kaiserhauses zu schwächen, den Keim des Mißtrauens unter den deutschen Fürsten zu unterhalten und ihre gegenseitige Eifersucht zu nähren, und dadurch in früherer wie in späterer Zeit eine Verschuldung gegen die Deutschen auf sich geladen, welche mit der so

oft beklagten Versündigung an Polen in keinem Verhältnisse steht. Die Erbschaft dieser perfiden Politik ging von den Königen auf die Republik, von ihr auf den Konsul und Kaiser über, und wurde auch dann nicht aufgegeben, als die Bourbons und Orleans und dann ein bonapartistischer Kaiser den französischen Thron bestiegen. Wohl wußten die Franzosen, wohl wußte Napoleon, daß das einige Deutschland ihnen wenige Aussichten zu Vergrößerungsplanen darbot; wohl fühlten sie, selbst bei der geringern Einheit und mancherlei Mißgriffen von deutscher, wie bei der gerühmten Begeisterung von ihrer Seite, daß sie nicht „den herrlichen Boden betreten" würden, wenn die „deutsche Jugend" vereint an der Grenze stehe: darum versuchte sie niemals, ihre Pläne allein durch eigne Macht, sondern stets durch den Beistand einer deutschen Partei, auf Schleichwegen, durch List, Bestechungen und Rechtsverdrehungen auszuführen: zu theilen, um zu herrschen. Wie manche Siege wurden in den ersten Jahren der Revolution über die Republikaner erkämpft, wenn auch ihre Erfolge an den Menschenopfern, welche die französischen Blutmänner dem Kriegsgotte darbrachten, wieder verloren gingen. Konnte Oesterreich, nachdem Preußen sich getrennt hatte, und die Reichsstände größtentheils stille saßen, der gesammten Macht Frankreichs sich siegreich widerstehen, was stand nicht von einem ernsten Zusammenwirken aller Deutschen zu erwarten, da das Volk fast überall Beweise von Thatkraft gab und zu geben bereit war! Auch Napoleon fühlte das: daher suchte er stets einen Theil Deutschlands für sich zu gewinnen oder wenigstens zum Stillsitzen zu bewegen. Während er Hannover überzog, schwieg das ganze deutsche Reich, und im Kriege gegen Oesterreich 1805 standen ihm die süddeutschen Fürsten sogar zur Seite; im preußischen Kriege sah Oesterreich zu, Hessen, Mecklenburg 2c. leisteten Preußen keinen Beistand, Sachsen sprang bei der ersten Gelegenheit vom Bunde ab, und die Rheinbundstruppen hauseten in Schlesien 2c. leider! nicht als deutsche Brüder, die nur gezwungener Weise Gegner waren. Was half es nun, daß die Preußen in der Schlacht bei Pultusk (den 26. December) mit wüthendem Bajonnetangriff ihren alten Waffenruhm und die Schande bei Jena rächten; daß sie bei Eylau (den 8. Februar 1807) Wunder der Tapferkeit thaten; daß Schill und Gneisenau Colberg, Courbiere die Festung Graudenz, Kalkreuth Danzig muthvoll vertheidigte; daß Blücher und Schill sich bereiteten, von der Insel Rügen aus den Franzosen eine gefährliche Diversion im Rücken zu machen. England rührte sich nicht auf dem festen Lande, sondern nahm lieber die dänische Flotte, Alexander gab in Tilsit den Künsten Napoleons nach, und opferte Preußen in Aussicht auf die von Napoleon ihm geopferte Türkei. — Darüber verlor

Digitized by Google

Preußen die Hälfte seiner Besitzungen: alles Land am linken Ufer der Elbe nebst Magdeburg, welches nebst den Gebieten des willkürlich aus der Reihe der Fürsten gestrichenen Herzogs von Braunschweig, des Kurfürsten von Hessen, und des Fürsten von Fulda (Oranien) größtentheils das neue Königreich Westphalen bildete, durch welches ein Napoleonreich im Herzen Norddeutschlands gebildet wurde: Hannover, Mecklenburg, die Hansestädte 2c. blieben von den Franzosen besetzt, die damit ihren Arm bis an die Ostsee streckten, während der Rheinbund alle Kraft der süddeutschen Länder von Dresden bis Triest in ihre Hand gab, und das neugeschaffne Großherzogthum Warschau (ein anderes Danaidengeschenk Napoleons an den König von Sachsen, und für diesen eben so verderblich, als die Gabe Hannovers an Preußen), Preußen im Rücken bedrohete und Rußland gefährdete. Im Feldzuge 1809 waren es wiederum Rheinbundstruppen und Sachsen, welche bei Regensburg wie bei Wien dem französischen Kaiser seine Schlachten gewinnen halfen. Das deutsche Reich sank in Trümmer! Wie beeilten sich jene Fürsten einseitig, die Auflösung zu befördern, wie beeiferten sie sich, den Befehlen aus Paris gehorsam, immer neue Truppen für Napoleon bald gegen Tyrol, bald nach Holland, hier nach Spanien, dort nach Rußland zu senden, bei seinen Festen in Paris oder auf dem Congreß zu Erfurt seinen Glanz durch ihre Gegenwart zu erhöhen und dabei von französischen Ministern und Generalen mit Geringschätzung behandelt zu werden. — Durch den Rheinbund wollte Napoleon Oesterreich im Schach halten, wie Preußen und Rußland durch das neu errichtete Königreich Westphalen und durch die Sachsen, welche er, die Ausdauer und Tapferkeit der deutschen Truppen erkennend, von der Vertheidigung Deutschlands ebenfalls abzuziehen und zur Unterdrückung des gemeinsamen Vaterlandes zu verwenden wußte.

Zu diesem Elend kam noch der materielle Druck, den die Franzosen auf alle besetzten Länder übten. Wie unter Wallenstein sollte der Krieg den Krieg ernähren. Um ihre Heere beweglicher zu machen, hatten die Franzosen schon im Anfange des Revolutionskrieges sich von Magazinen und Vorräthen zur Ernährung und Bekleidung der Soldaten losgemacht; wohin sie kamen, lebten sie auf Kosten der Einwohner und nahmen, was sie bedurften. Um die Ausgaben für die Feldzüge zu bestreiten, den Staatsschatz und sich selbst zu bereichern, hatte Napoleon schon in Italien sich jeden Waffenstillstand oder Frieden mit Gold aufwiegen lassen, und Millionen von Kontributionen ausgeschrieben: Holland und Belgien wurden ebenfalls systematisch ausgesogen, und Deutschland ging es bald nicht besser. Schon 1796 erkauften die schwäbischen und bayrischen Reichsstände einen Waffen-

Digitized by Google

Stillstand mit 50 Millionen; Hannover mußte nicht allein zehn Jahre hindurch 30,000 Franzosen 2c. ernähren und kleiden, sondern mit seinem reichen Heergeräth, seinen trefflichen Pferden, deren auch Mecklenburg allein 26,000 unentgeldlich zu liefern hatte, die französische Kavallerie besser beritten machen, und monatlich 1,200,000 Fr. bezahlen, Braunschweig wurde sogleich nach dem Einrücken der Franzosen eine Kontribution von 2 Mill. Thlrn. aufgelegt, und Hessen, Mecklenburg, Fulda und Oldenburg in ähnlicher Weise behandelt, Hamburg berechnet seinen Verlust von 1806 — 1813 auf wenigstens 140 Mill.; von Bremen erpreßte der französ. Gesandte Bourienne (der sich nebst den französ. Befehlshabern in den Hansestädten bei jeder Gelegenheit reiche Geschenke, Tafelgelder 2c. geben ließ; — selbst Bernadotte erhielt in Hamburg monatlich 1440 Louisd'or für seine Tafel) von 1806 — 1811 auf 25 Mill.; das von den Franzosen kannibalisch geplünderte Lübeck wurde ebenfalls stark mitgenommen; das Fürstenthum Bayreuth mußte sogleich bei Napoleons Durchmarsch 2½ Mill. zahlen, Berlin 2½ Millionen Thaler erlegen. Der harte Daru und seine gierigen Beamten gestehen selbst, daß sie von Preußen bis Ende 1808: 474 Mill. Fr. erpreßten und noch nach dem Frieden hatte das Land nach willkürlichen Bestimmungen noch 140 Mill. zu zahlen, damit alle Hülfsquellen noch Jahre lang erschöpft bleiben möchten. Thiers berechnet in seiner histoire de l'empire, daß Napoleon vom Herbst 1806 — 1808 aus Norddeutschland 600 Mill. Fr. gezogen habe; aus den Einkünften des hannovrischen Landes wurden aus Pacht-Objekten und ständigen Gefällen 73 Dotationen für französ. Generale und Minister erhoben, unter denen Berthier, Bernadotte und Mortier jene mit 140,000, dieser mit 100,000, die übrigen mit 80,000 50,000, 20,000 Fr. jährlicher Einkünfte begnadigt waren. „Wer wird sich nun noch wundern, sagt Schlosser, daß Napoleon in Frankreich göttlich verehrt wurde, sein Soult Stütze des Reichs und ein Thiers der Geschichtschreiber seiner Größe ist!" Das Alles, was er in Deutschland im Ueberfluß fand, der Wohlstand, den die Jahre 1795 — 1806 verschafft hatten, ging in seine Taschen und diente zur Verstärkung seines Heeres. Der zehnte Theil dieser Opfer an Gut und Blut, zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet, hätte hingereicht, jeden Angriff der Franzosen siegreich zurückzuschlagen!

Dazu kamen noch die schrecklichen, unter civilisirten Völkern unerhörten Dekrete Napoleons, worin er alle britischen Inseln für blokirt erklärte, jeden Handel und Briefwechsel mit England und mit englischen Waaren verbot, jedes Schiff, das von dort kommen würde, wie alle englische Produkte und Fabrikate für gute Prise erklärte, und späterhin sogar sie zu verbrennen gebot; jeden englischen Unterthan, der in seinem Bereiche

sich aufhielt, für **kriegsgefangen** erklärte, und so Freiheit und Eigenthum der Privaten antastete. — Tausende von deutschen Familien kamen dadurch an den Bettelstab.

Dem äußern Despotismus begleitete ein nicht minder furchtbarer geistiger Druck. Französisches Gesetz, französische Sprache, französische Sitte wurden dem Lande aufgedrungen. Die Rheinbundfürsten beeilten sich, den Fürsten Primas, den einst hochgefeierten, gelehrten Dalberg an der Spitze, das Gesetzbuch Napoleons, französische Conscription, französische Abgaben, französische Regierungsform einzuführen, so wenig sie auch mit dem Sinn und den Gewohnheiten der Deutschen übereinstimmten. Ueberall bemächtigten sich französische Kommissäre der Post, öffneten künstlich die Briefe, nahmen von dem Inhalt der wichtigen eine Abschrift. Ueberall war das Land mit Beamten der geheimen Polizei erfüllt, welche nicht blos den Handlungen, sondern auch den Gesinnungen der Bewohner nachspürten; ein unvorsichtiges Wort, ein Seufzer über das Unglück war gefährlich! Die Presse lag in Fesseln, die Censur wurde mit unerhörter Strenge gehandhabt, die Zeitungen mußten nur die Segnungen der französischen Herrschaft schildern, die Geschichtschreiber die Thatsachen nur im französischen Interesse berichten: Gefängniß und Tod droheten der Wahrheit! So wurde der Buchhändler Palm in Erlangen, ein **bayrischer** Unterthan, wegen des Verlages der Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," deren Verfasser er nicht angeben wollte und vielleicht nicht konnte, nach Braunau geschleppt und erschossen*), der Rath Becker aus Gotha und andere nach der Festung Magdeburg gebracht; ein Druckfehler sogar konnte ins Verderben bringen. So hatte ein kleiner Buchdrucker in Hamburg Soldatenlieder gedruckt, worin es statt: „und hauen in die Flanken," hieß Franken; für dieses Majestätsverbrechen wurde seine Druckerei geschlossen und er ins Gefängniß gebracht. Die Franzosen wollten ihrem Götzen nur Weihrauch gestreut wissen, jede einfache Wahrheit war bösartige Gesinnung, Verleumdung, unpatriotische Aeußerung, Beleidigung der großen Nation und ihrer großen Monarchie. So sollte Alles, was ein Volk glücklich, ehrwürdig, Alles was es werth macht, ein Volk zu heißen, niedergetreten werden. Im Glücke wurde Napoleon immer übermüthiger, und zeigte in Wort,

---

*) Und diesen politischen Mord vertheidigt ein sonst achtbarer Franzose Thibaudeau mit den albernen Worten: „Die Deutschen und die Feinde Napoleons haben ihn zu einem unschuldigen Opfer und Märtyrer gemacht, aber wer wird, was sieben französische Obersten für Schuld erklären, Unrecht nennen wollen?

Benehmen und That den rohen Soldaten, den tückischen Menschen, wie sehr er es auch verstand, den Einzelnen durch glatte Worte zu gewinnen oder zu imponiren. Den biedern, nur Napoleon gegenüber zu unentschlossenen und zu rechtlichen König traf bitterer Spott. Die edle, liebenswürdige Königinn überhäufte er in seinen Armeeberichten mit niedern Schmähungen, weil sie einst in Pyrmont mit einigen andern Fürstinnen von ihm gesprochen haben soll, und beim Ausbruch des Krieges bei der Armee gewesen war und die Soldaten angefeuert hatte; den Kurfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig überschüttete er mit Hohn, den Adel, der zum Kriege gereizt, „wollte er so klein machen, daß er sein Brot betteln müsse", und Friedrich der Große, meinte er neidisch, sei nicht so viel werth, als Turenne; dennoch nahm er mit sichtbarem Stolz den Degen, den schwarzen Adlerorden und die Schärpe dieses großen Königs von dessen Sarge!

Mit Preußen, von dessen Thatkraft, der Tapferkeit seines Heeres, dem Patriotismus seiner Bewohner die deutschen Vaterlandsfreunde noch immer einen kräftigen Stoß auf die französische Uebermacht erwartet hatten, an welchem sich ganz Deutschland erheben könne, war auch der letzte Hoffnungsstrahl erloschen, und keine Aussicht auf eine künftige Erhebung schien mehr vorhanden, als auch Oesterreich nach dem unglücklich endenden Feldzug von 1809 seine Kaiserstochter dem Gewaltigen opferte und verwandtschaftliche Bande mit ihm knüpfte.

Dahin war es gekommen, durch den kein Recht und keine Rücksicht mehr nehmenden Emporkömmling, den man daher auch den Robespierre à cheval nannte, durch die Uneinigkeit der deutschen Regierungen, durch ihre Selbstsucht und Kurzsichtigkeit, die nur auf den nächsten Vortheil Rücksicht nahm, und nicht gewahrten, daß endlich Alles in die Hand des übermächtigen Eroberers fallen werde; durch die einfältige Eitelkeit derer, welche sich durch Königstitel oder Orden blenden ließen, gegen ihr eigenes Herzblut zu kämpfen, und de la Motte Fouqué's Ausspruch wahr machten:

„Macht ihn zum König. Auf den Namen sind
Manch' deutsche Fürsten, hör' ich, wie versessen."

Auch das Volk war von der Mitschuld nicht frei. Der Mangel des lebendigen deutschen Nationalgefühls, welcher seit dem westphälischen Frieden unendlichen Jammer über uns gebracht, äußerte sich in Spott, Neckerei, Zwist und Haß der einzelnen deutschen Stämme: der Sachse war gegen den Preußen mißgestimmt, der Franke verspottete den Schwaben, der Bayer den Oesterreicher, der Holsteiner bildete sich

ein: ein Däne, der Greifswalder ein Schwede, der Harburger ein Engländer zu sein; die Süddeutschen gaben sich mit widerlichem Stumpfsinn dem französischen Einfluß und der Franzosenherrschaft hin, frohlockten über den Fall Preußens, und wetteiferten mit den Franzosen in dessen Bedrückung. Wohl ziemt uns daher die Beichte, welche M. v. Schenkendorf allen Deutschen in den Mund legt:

Wir haben Alle schwer gesündigt:
So Fürst als Bürger, so der Adel:
Hier ist nicht Einer ohne Tadel.

Die deutschen Gelehrten und Literaten, welche das Salz hätten sein sollen, was Deutschland vor der Fäulniß bewahrte, deren Pflicht und Aufgabe es war, vaterländische Gefühle, Gesinnungen zu wecken, zu nähren und zu erhalten, ließen sich theils blenden, theils einschüchtern, und spielten ihre literarischen Instrumente, wie sie in Paris gestimmt worden. Mit Hohn und Schadenfreude fielen „Feuerbrände, vertraute Briefe, Leuchtkugeln und Memoiren," z. B. des Kriegsraths von Cöln, des Juden Saul Ascher in Berlin*) u. a. über den preußischen Staat und dessen Leiter her, deckten die Mängel post festum nicht allein schonungslos auf, sondern verleugneten auch das Gute, als wollten sie die Nation in stumpfe Verzweiflung versetzen; dagegen fehlte es nicht an Posaunentönen für Napoleons Thaten und die französischen Einrichtungen, die Armeeberichte wurden mit allen ihren lügenhaften Uebertreibungen nicht allein gläubig verbreitet, sondern wenn sich irgend ein erlittener Unfall oder irgend ein begangenes Unrecht nicht verschweigen ließ, so fehlte es nicht an Entschuldigungen und Beschönigungen allerlei Art. In Frankreich, wo man noch vor Kurzem dem Königthum und dem Könige Fluch und Hohn sprach, als es im Staube lag, krochen jetzt die früher so für Freiheit schwindelnden Franzosen vor Napoleon im Staube; dieselben Menschen: Generale und Staatsräthe, Erzbischöfe und Philister überhäuften ihn mit gotteslästerigen Schmeicheleien, die ihm „ein guter Geruch waren," z. B. Gott schuf Napoleon und ruhete aus; er ist die Vorsehung des französischen Volkes. Ach, wie süß ist es für das französische Volk, von dem Größten aller Menschen für die große Nation und von dem besten aller Fürsten für eine gute Nation erklärt zu werden (vous ètes un bon et grand

---

*) „Das war, sagt W. Menzel, „der erste Anklang des jüdischen Literatenthums, welches in dieser antideutschen Richtung später von Börne und Heine weiter ausgebildet wurde. . . . .

peuple): und wie die Franzosen, so schämten sich auch Deutsche nicht, dergleichen Unsinn nachzubeten. Das unter französischem Einflusse stehende „politische Journal“ in Hamburg 1808 erklärte: „Kein Genie auf dem Throne habe je auf sein Zeitalter einen so unmittelbaren Einfluß gehabt als Napoleon, dessen Würde man bei einer Illumination im Flecken Hoya durch die Inschrift Maximo (dem Größten) treffend bezeichnet hat; vielleicht ging nie ein Mensch aus der Hand der Natur hervor, der von ihr mit solcher Intensivität und Genialität, mit einer solchen Fülle innerer Hülfsmittel ausgestattet wurde. Das Kabinet von St. Cloud habe alle Fäden der Politik in der Hand, und könne allein aus dem Labyrinthe führen.“ Hatten doch die Zeiten des Prof. Voß in dem westphälisch gewordenen Halle, bei Gelegenheit der Aechtung Steins, es für einen thörichten, unbesonnenen Gedanken der Schwach- und Schwindelköpfe erklärt, durch einen Aufstand das nördliche Deutschland und Preußen wieder zu seiner verlornen Größe zu verhelfen, Deutschland und Preußen müsse sich eng an Frankreich anschließen: also eine schmachvolle ewige Unterwerfung gepredigt. Nannte doch jenes Journal denselben Mann, der eine kindische Furcht vor dem Gespenste einer freien Presse hatte, trotz der Ermordung Palms, den Schöpfer der Denkfreiheit, den Gründer der freien Presse; erklärte jenen Mord für nothwendig und gerecht, für eine militärische Maßregel, welche sich nicht nach hergebrachten Formen abmessen lasse, und machte den Vorschlag, den Kaiser statt Napoléon le grand, den Beinamen Napoléonmagne zu geben: kein Titel sei würdiger für den Wiederhersteller des Reiches Charlemagne.“ Ließ sich doch der berühmte Johannes von Müller aus Schafhausen, dieser deutsche Tacitus und Historiograph in Wien und Berlin, durch eine einzige schlau berechnete Unterredung Napoleons so bezaubern, daß er ein Bonapartist ward, und trotz des, selbst von der Königinn ausgesprochnen Wunsches des berliner Hofes als Staatssekretär in westphälische Dienste trat, wo er bald — trotz seiner pomphaften Rede bei der Gaukelei einer westphälischen Ständeversamlung: „der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der europäischen Kultur. Also über die gemeine Politik erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, schuf aus zwanzig Ländern ein Reich für seinen Bruder. Glückliches Volk 2c.“ — gewahr wurde, daß er am unrechten Platze stand. Wurde doch auch Göthe auf eine ähnliche Weise hingezogen, daß er die Hoffnung der Errettung aufgab und noch 1813 zu Körner sagte: „Rüttelt nur an Eurer Kette, der Mann ist euch zu groß.“ Meinte nicht auch Zschokke bei der dreihundertjährigen Jubelfeier Tells, Napoleon habe, was dieser begonnen, vollendet, und pries die Deutschen glücklich,

Digitized by Google

daß in dessen Hand ihr Schicksal ruhe?" — Scheuten sich doch die Bayern nicht bei ihrem erstickten Nationalsinn, alle andern Stämme als feindselig zu betrachten und in eignen Schriften den Religionshaß wieder schrecklich anzufachen, indem sie „die ganze lutherische Sekte für Feinde des Helden des Jahrhunderts erklärt," die protestantischen Gelehrten in Bayern beschuldigten, daß sie den Protestantismus überall einführen wollten, und deshalb gegen Napoleon, der diesen finstern Planen ungünstig sei, eine unbändige Wuth hegten, und in ihren Cotterien die greulichsten Verwünschungen gegen seine Einrichtungen ausstießen: doch die französische Regierung durchschaue Alles." Lag darin nicht eine direkte Aufforderung zur Verfolgung der Protestanten und die Hoffnung auf Napoleons Unterstützung? und muß man nicht erstaunen, wenn man dieselben Phrasen, Lügen und Verdrehungen in den Münchner historisch-politischen, von Görres gegründeten Blättern 1852 2c. fast wörtlich wiederfindet, und Protestanten, Preußen und Freimaurer, als gleichbedeutend, dem Hasse blinden preisgegeben sieht. Sind das, wie das Vordringen der Jesuiten, nicht eben so bedenkliche als warnende Zeichen der Zeit? — Wahrlich, der Franzose Thibaudeau erklärt richtig: „Er wisse nicht, wer damals unverschämter und niederträchtiger gedacht und gehandelt habe, ob die Deutschen der vornehmen Welt und alten Zeit oder die seit 1799 vornehm gewordenen Franzosen ohne Ahnen, welche die zu vertheilenden Entschädigungen gleichsam in offener Auktion verkauften, um sich durch ihre Bestechlichkeit eine glänzende Existenz zu sichern, und Reichthümer durch wahre Gaunerstreiche erwerben."

Doch glücklicherweise gab es noch Männer im deutschen Volke, welche diese Selbsterniedrigung einer feigen, egoistischen und antinationalen Partei nicht theilten, sondern mit glühendem Eifer und kräftigem Sinne ihr entgegenwirken, und den deutschen Namen nicht schwinden lassen wollten. Mit tiefem Schmerz im Busen wünschte Seume lieber „von Gottes Donner getroffen zu werden, als an des Vaterlandes Golgatha zu stehen und die Greuel der Verwüstung zu sehen"; beklagte Bouterweck in Göttingen (Trümmer der Vorwelt): „daß des deutschen Landes Blüthenbaum hingedonnert sei, und ruft den Vätern zu, ja nicht aufzuwachen aus ihrer Asche, um es nicht zu sehen, „wenn sich nur von goldgefüllter Tasche ihr Enkel Ruhm und Heil verspreche, wie er sich zusammenschmiege, und unterm Joche fremder Sieger nach der Höhe schiele, die sie erstiegen; wie der Deutsche nun sich selbst verachte, und nur das Fremde kenne, liebe und lobe." Mit Schwermuth erinnert Kannegießer in Berlin an die Niederlage, wo Brenno's schützender Geist entwich; lebt aber des Glaubens: „Markus Heldengeschlecht zaget im Unglück nicht;" mit ausdauerndem Muth rächet

Digitized by Google

es seine Schmach, oder sinket mit Würd' ins Grab, und ruft den „Mannussöhnen" zu: „Wißt ihr nicht mehr zu siegen und zu sterben im Kampf' für Ehre und Pflicht und Vaterland, für Thron und Fürsten und der Boden Erben, für Freiheit, Gottesdienst und Ruhm entbrannt? Wer ist so feig, daß er dem Schicksal weichet, und seiner Deutung hoffnungsvoll vertraut?" rc. Mit bittrer Wehmuth beklagt der Oesterreicher Hinsberg des Vaterlandes tiefen Fall, wenn wir dulden, daß Enkeln der Germanen in fremder Zung' ein fremd Gesetz gebiete, und ruft: „Vereinigung, Germanen, muß uns retten, soll unser Name nicht in Schmach vergehn, soll unser Enkel, frei von fremden Ketten, die Sprache selbst der Väter noch verstehn. Als Deutsche nur soll uns der Fremde kennen, uns Allen sind Gefahr und Feind gemein; kein Priesterwort soll mehr die Zwietracht nähren, die uns bisher mit Nattergift umschlang." — Deutschlands Fall schildert der Hamburger J. O. Thieß, Prof. in Kiel: „als hätt' Apollion sich aus dem Pfuhle des Abgrunds hergewälzt," und antwortet auf die Frage: „Wer war's, wer warf dich so darnieder? Nicht Franken waren's, es sind Brüdernamen, Undeutsche waren's, die der Zwietracht Samen ausstreuten," aber auch die Hoffnung ausspricht, daß der deutsche Geist die Fessel der Despotie zerbrechen werde. Und Arndt rief mit Grimm im Herzen den Deutschen zu: „Keine Thräne, Hermann, für dein Volk? Keine Thräne? und die Schande brennet; keine Stimme laut, wo Luther sprach? Alle Donner, die der Himmel sendet, sollten rufen: Volk erwache! feiges, greif' zum Schwerte! auf zur Rache; was das Lied nicht löset, lös't das Schwert."

Eben so redete der edle Jean Paul 1808 in seiner Friedenspredigt zu den Deutschen herzliche, warme Worte; der biedere feurige Arndt äußerte schon 1807 in seinem „Geiste der Zeit" die freimüthigsten Hoffnungen für Deutschlands Erhebung und Napoleons Sturz; der Philosoph Fichte sprach 1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" ernste und feurige Worte zur künftigen Erhebung Deutschlands und für die Erziehung einer kräftigen, deutschen Jugend, die er aus dem entarteten und verweichlichenden Familienleben in öffentliche Erziehungsanstalten und unter vaterländischen Gefühlen erziehen wollte; und Adam Müller zeigte 1809 „über die Idee des Staates," das die moderne Genußsucht, Liederlichkeit und Empfindsamkeit mit der strengen alten Sitte, die glaubenslose Afterphilosophie und Oberflächlichkeit mit dem guten alten Glauben, daß die französische Leichtfertigkeit und der französische Geschmack mit der alten ernsten deutschen Natur im Widerspruche stehe, und Deutschland sich nur dann

Digitized by Google

zu erheben vermöge, wenn es sich die alten Nationaltugenden wieder aneigne *).

Von dem Drucke der Gegenwart wandte sich nun der Geist der Nation mit Liebe der deutschen Vorzeit, der alten deutschen Literatur und Kunst zu; Brentano und Arnim, Görres, Tieck, die Brüder Grimm, Pertz u. a. förderten das Studium deutscher Sprache und Geschichte, bildeten eine neue Dichterschule, und weckten das Nationalgefühl durch Erinnerung an die Thaten der Väter, an die Denkmäler alter Größe, alten Geistes und alter Kraft. Das Volk, und namentlich der kräftige Mittelstand, ließ sich ohnehin leicht nicht blenden, ihn widerte das leichtfertige französische Wesen an; es spottete über die theatralische Amtskleidung der französischen Gerichtspersonen, die ihnen eben so sonderbar erschien, wie die römischen Lictoren und Advokaten den Cheruskern, und witzelte über die französischen Adler, die es als Habichte und Aasgeier bezeichnete; es ließ sich durch Gewaltmaßregeln nicht schrecken, wohl aber erbittern, und haßte die neuen Abgaben und Einrichtungen; es nährte seine Hoffnung an jedem neuen Ereigniß, welches eine Wendung der Dinge erwarten ließ, es betete sein politisches „Vaterunser, der du bist in Paris, vermaledeiet sei dein Name!" es ergötzte sich an heimlich verbreiteten Karrikaturen, an die Witze Kotzebue's in der „Biene," welche er freilich im sichern Reval schrieb, und spottete mit ihm über die lügenhaften Zeitungsberichte **). Mochten daher auch Hunderte gemeiner Seelen sich zu

*) Unsere Zeit, welche wieder in den alten Fehler zu verfallen scheint, könnte aus dem Studium dieser Schriften viel Beherzigungswerthes lernen!

**) Im Jahrgange 1809 hieß es: Ein Laie in der Kriegskunst stößt in den wahrhaften Bülletins der Franzosen oft auf Dinge, welche er gar nicht begreifen kann. Oesterreich, berichtet man uns, brauche 12 Monate, um eine Armee, 3 Jahre um Artillerie, 15 Jahre um Kavallerie zu haben: sonderbar, daß doch die Oesterreicher noch in demselben Jahre bei Aspern und Eßlingen so ziemlich mit Allem versehen waren. — In der Schlacht von Regensburg wurde die österreichische Armee in Staub verwandelt, und doch war sie bei Aspern wieder aus dem Staube aufgestanden. — 8000 Mann österreichische Cavallerie werden niedergesäbelt, in Stücken gehauen, und — gingen hinterher über die Donau. Wenn das wahr ist, so muß diese Kavallerie die erste der Welt sein. — Nr. 24. Die spanischen Insurgenten haben sich nach der Schlacht bei Tudela nach Cuença zurückgezogen. Das ist ein Meisterstück einer geschlagenen Armee, ein Rückzug vorwärts; denn Cuença liegt nur 10 Meilen von Madrid und die verwegenen Flüchtlinge müssen sich also zwischen der Armee von Madrid und dem Belagrungsheere von Saragossa durchgezogen haben. — Nach Nr. 61 vernichtete sie General Sebastiani, in Nr. 62 Belluno, in Nr. 63 werden sie wieder in zwei Schlachten vernichtet, und verlieren in der einen 6—7000 Todte, die Franzosen nur 40, in der andern 1500 Todte, die Franzosen keinen. — In Nr. 28. Das Schreiben ist bekanntlich, seit der Buchhändler Palm seinen verdienten

Franzosenknechten machen, Hunderte am Vaterlande verzweifeln, Hunderte in Napoleon das blinde Schicksal anbeten: — es gab noch Tausende, denen ein deutsches Herz mit Ingrimm schlug, Tausende, denen bittrer Haß die Seele erfüllte, Tausende, die nicht vor dem Baal das Knie beugen wollten, sondern den alten Glauben fest hielten: „Unser Herrgott verläßt keinen Deutschen!" Und solche Männer schaarten sich von selbst aneinander und boten sich die Hand. Die allgemeine Noth kettete zusammen, die bittere Erfahrung: daß Zwietracht schwächt, daß auf Hülfe fremder Mächte im Augenblick der Entscheidung nicht zu rechnen, daß Rettung nur in eigner Kraft, in Vereinigung, in patriotischer Hingebung sich finde, und alle Selbstsucht, aller Eigendünkel und alle Selbstüberhebung aus den Herzen der Völker und der einzelnen Stände schwinden, und dem Auslande gegenüber sich alle nur als Kinder eines Vaterlandes betrachten müssen.

In Preußen regte sich dieser Sinn zuerst. Schon 1808 bildete sich in Königsberg ein Verein von Männern aus allen Ständen, denen des Vaterlandes Unglück das Herz zerriß. Der Zweck war: unter dem Drucke der Fremden den deutschen Sinn aufrecht zu erhalten. Er nahm den Namen eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins oder des Vereins zur Uebung öffentlicher Tugenden an, um desto unverdächtiger zu bleiben, gewöhnlich hieß er der Tugendbund, und erhielt die königliche Genehmigung. Die Professoren Krug und Baczko, der Major von Both und Bardenfleth, der Lieutenant Bärsch gehörten zu den ersten Mitgliedern. Schnell dehnte der Verein sich über ganz Norddeutschland und Preußen aus. Kriegsmänner, Staats-

---

Lohn erhalten, sehr heilsam eingeschränkt; jetzt kommt die Reihe an das Reden, denn es ist dem berliner Militär verboten, über politische Dinge zu reden; eben so in Würtemberg, Hannover, Hamburg. Ist das Schreiben und Reden erst ausgerottet, so will man auch das unzeitige Seufzen und Weinen verbieten. In Mecklenburg hatten alle jungen Männer das Glück, aufgezeichnet zu werden, um gelegentlich in Frankreich ihr Blut zu vergießen, auch wenn sie nicht das gehörige Maaß haben. Die Polen sind voll Entzücken, daß der warschauer Adel dem französischen nach Spanien folgen darf; man will dem Kaiser ein Monument errichten, weil er Polen befreit hat. Diese Befreiung hat der König von Sachsen dadurch vollendet, daß er an die Stelle des Königs von Preußen getreten. Indeß ist es aus den Polen-Annalen nicht ersichtlich, daß die Polen sonst einem fremden Monarchen als Garden gedient. In Danzig wurde für diese freie Stadt eine Constitution unter dem Vorsitz des französischen Konsuls gemacht und zur Bestätigung nach Paris geschickt: die Juden haben große Freude darüber. Da in Venedig rc. kein Handel mehr existirt, und die Herren Kaufleute folglich Zeit haben, spazieren zu gehen, so ist ein neuer Spaziergang angelegt und die Theater sind neu gemalt worden rc.

Digitized by Google

beamte und Geistliche, darunter Grolmann, die Brüder Thile, Boyen, Schill, Crailsheim, Roth, Pastor Böckel (später in Hamburg und Oldenburg) gehörten ihm an; Stein, Scharnhorst, Gneisenau waren zwar nicht Mitglieder, aber Beschützer, und Hardenberg war ihm nicht fremd. Der Verein konnte über bedeutende Geldmittel verfügen, und gab den „Volksfreund" heraus, den Bärsch, später Geheimer Regierungsrath in Coblenz, redigirte. Zur Erkennung hatten die Mitglieder freimaurerartige Zeichen, Wort und Griff (s. Schöll, Bärsch, Krug, Voigt ꝛc. über den Tugendbund). Obgleich wegen Argwohns der Franzosen der König (nachdem ein Brief des Ministers Stein, der dessen brutale Aechtung zur Folge hatte, auf Wiedervereinigung und National-Unabhängigkeit deutend, von der geheimen französischen Polizei aufgefangen worden), sahe sich zwar genöthigt, 1808 die geheimen Verbindungen zu verbieten und allen Offizieren politische Erörterungen zu untersagen; allein der Tugendbund wirkte im Stillen fort, bereit, wie in Armins Tagen, zur rechten Zeit allen Deutschen das Zeichen der Erhebung zu geben.

Was diesen Bestrebungen eine größere Einheit und Kraft verlieh, das waren die durchgreifenden Reformen der preußischen Regierung. Der König, durch das Unglück, welches er mit Seelengröße trug, gefestigt, hatte sich mit Männern von Geist und Kraft, wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Grolmann ꝛc. umgeben, welche die Ansicht hatten: „der Krieg zur Befreiung Deutschlands müsse durch Deutsche geführt werden; besser unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen lassen," während eine andere Partei, wie der General Köckeritz, der Vertraute des Königs, Kalckreuth und Zastraw das Bestehen Preußens im Anschlusse an Frankreich setzten. Stein ging von dem richtigen Grundsatze aus, der deutsche Nationalsinn müsse in Preußen seinen Stützpunkt finden, und eine stufenweise, aber durchgreifende Verfassungsreform dazu den Weg bahnen. Das Kriegsheer sollte nach der Tilsiter Bestimmung nur 42,000 Mann stark sein; nach Scharnhorst und Gneisenau's Vorschlag wurden nun jährlich die diensttüchtigen Leute entlassen und neue eingeübt, dabei der Grundsatz befolgt, „das ganze Volk wehrhaft zu machen," ohne Stellvertretung, ohne auswärtige Werbung, ohne entehrende Strafen, Avancement nach Fähigkeit und Verdienst, ohne Rücksicht auf Stand. In einigen Jahren hatte diese Maaßregel 150,000 dienstfähige Krieger gebildet. Dann wurden die verschiednen Zweige der Staatsverwaltung organisirt: die oberste Leitung erhielt der Staatsrath; das Ministerium bestand aus: dem Ministerium des Innern mit seinen Abtheilnngen: Polizei, Cultus und Unterricht, Medizinal-, Münz-, Bergwesen ꝛc., dem Finanz-Ministerium mit den Sektionen der Kassen-,

Bank, Seehandlung, Domainen, Abgaben &c., dem Ministerium des Kriegs, der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten; „ausgezeichneten Talenten in jedem Stande und Verhältnisse soll Gelegenheit eröffnet werden, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen.“ Die Städteordnung vom 19. November 1808, dem letzten Erlasse Steins, bildete eine städtische Organisation und giebt den Bürgern ihre innern Angelegenheiten in die Hand, Stadtverordnete controlliren den Magistrat. Die Errichtung von Provinzialständen, denen dann später Reichsstände folgen sollten, kamen erst nach dem Befreiungskriege zu Stande. Um jede Beschränkung in Benutzung des Landeigenthums wegzuräumen, wurde das ausschließliche Recht des Adels auf Erwerb von Rittergütern abgeschafft, die Erbunterthänigkeit der Bauern, die Zünfte abgeschafft, und um zugleich mit dem vaterländischen den sittlichen und religiösen Geist der Nation zu heben, wurde für den geistlichen Stand, den Gottesdienst, und für theologische und wissenschaftliche Lehranstalten gesorgt von der Volksschule bis zur Universität.

Während dieser Vorbereitungen in Preußen und während Dörnberg, Katte u. a. in Hessen wirkten, hatte Napoleon seine Umgriffe immer weiter fortgesetzt, von Rom Besitz genommen, den Kirchenstaat, Toskana, Parma und Piacenza mit Frankreich vereint, den König von Portugal abgesetzt, ein Heer dorthin geschickt, und endlich auf die perfideste Weise die spanische Königsfamilie nach Bayonne gelockt, seinen Bruder Joseph von Neapel nach Spanien versetzt und in jenem Lande seinen Schwager Murat zum Könige ernannt. Das spanische Volk, nicht gesonnen, sich einen Fremdling aufdringen zu lassen, griff zu den Waffen. Napoleon, um im Norden sicher zu sein, veranstaltete einen Congreß zu Erfurt den 27. September 1808. Hier, wo Napoleon und Alexander die höchste Freundschaft affektirten, wo französische Schauspieler vor einem „Parterre von Königen“ napoleonischer Schöpfung, Stücke von Racine und Corneille aufführen mußten: hier überließ Napoleon den Russen Finnland, Moldau und die Wallachei, worauf er schon zu Tilsit hingewiesen hatte, Alexander gab ihm freie Hand in Spanien, und opferte Preußen, indem auf eine Entschädigung von 400,000 Seelen, die es nach dem Tilsiter Friedensschlusse für Hannover beanspruchen konnte, keine Rücksicht genommen wurde.

Es fehlte jedoch nicht an edlen Staatsmännern, welche den großen Kampf aus einem höhern Gesichtspunkte betrachteten, als die Haugwitz, welche Preußen, und die Thugut, welche Oesterreich irre geleitet hatten; aber das Bündniß Frankreich mit Rußland lähmte ihre Thätigkeit. Stein, Hardenberg, Münster boten indeß einander die Hand, mit England wurde über Malta und Helgoland unterhandelt,

der Unwille in Norddeutschland äußerte sich immer stärker. Oesterreich, welches Spaniens Untergang und Napoleons unersättliche Umgriffe nicht geduldig ansehen konnte, rüstete sich mit ganzer Macht, rief sogar Landwehr auf, um den Krieg zu einer Volkssache zu machen. In ängstlicher Spannung erwartete man in ganz Deutschland die Entwickelung. Der Haß gegen Napoleon durchbrach in Wien alle Schranken, mit lautem Volksjubel empfing man in Berlin die beim österreichischen Gesandten ankommenden Nachrichten über den Einmarsch in Bayern, die Erhebung Tyrols. — Erzherzog Karl stellte sein Heer in Böhmen auf. Drang ein Theil desselben rasch nach Franken, so war von den Bayreuthern, welche noch eifrig an Preußen hingen, von Bamberg, welches keine Liebe zu den Bayern hegte, eine Erhebung zu erwarten, und drang ein anderer nach Hessen, Westphalen und Hannover, so war ein kräftiger Aufstand gewiß, und die französische Hauptarmee in Schwaben und Bayern konnte durch andere größere Heertheile (eben so gefährlich wie den Preußen bei Jena) in den Rücken gefaßt werden. Aber das Wiener Kabinet hatte auch seine Friedenspartei, man zögerte mit der Kriegserklärung und hinderte den Erzherzog am raschen Handeln. Ein Sieg der Oesterreicher bei Regensburg, wie der spätere bei Aspern, und Preußens Wehrkraft hätte racheburstig sich erhoben, Hessen, Hannover sich ihm angeschlossen, ganz Norddeutschland in Flammen gesetzt, und Deutschlands Befreiung wäre in solcher Einigkeit ohne fremde Hülfe erfolgt. Daß von Oesterreich darauf gerechnet war, zeigten die Heeresabtheilungen, welche nach Sachsen, Polen rc. vorgeschoben waren und die Bewegungen, welche in Norddeutschland entstanden, wie Schills Zug, den Geist, der im preußischen Volke und Heere herrschte. Aber Oesterreichs Heere rückten zu langsam vor, statt an den Rhein zu eilen, blieben sie an der Donau stehen: denn die Rheinbundfürsten zeigten sich jetzt voll Diensteifer gegen Napoleon's Befehl, wie sie ihn nie auf des deutschen Kaisers Ruf bewiesen hatten. Napoleon, welcher recht wohl wußte, was auf dem Spiele stand, entwickelte sein ganzes Feldherrntalent, indem er auf die entscheidenden Punkte immer eine Ueberzahl von Truppen zu bringen verstand, die ausgedehnten Linien der Oesterreicher einzeln durchbrach oder aufrollte (19.—22. April) und Wien den 13. Mai besetzte. Noch einmal erhob sich der Erzherzog Karl, und durch die hingebendste Tapferkeit verlor Napoleon (20.—22. Mai) die Schlacht bei Aspern: Deutschland jubelte. Tyrol hielt muthig stand und schlug alle Angriffe der Franzosen und Bayern ab. — Wäre jetzt ein englisches Heer in Hannover gelandet, die ganze Bevölkerung Norddeutschlands hätte einen Stützpunkt gehabt, Preußen würde durch die allgemeine Stimmung hingerissen worden

Digitized by Google

sein; aber England schickte in seiner Krämerpolitik ein Heer von 40,000 Mann statt nach Norddeutschland gegen Vlissingen und Antwerpen, um die dortige Flotte zu zerstören, und — mußte unrühmlich mit großem Verluste abziehen. Der Aufstand in Norddeutschland brach dennoch los, scheiterte aber an der Vereinzelung, denn ehe ein einheitliches Werk unternommen werden konnte, hatte die Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli), wo Erzherzog Johann zu spät zur Verstärkung des linken Flügels herbei kam, das Kriegsglück wieder Napoleon zugewendet, und der übereilte Waffenstillstand am 11. den Erzherzog Karl zur Niederlegung des Oberbefehls vermocht. Der Friede von Wien (14. Oktober) entriß Oesterreich wiederum 2150 Quadratmeilen, und als vollends Napoleon die Hand der Kaiserstochter gewann, und die Geburt des sogenannten Königs von Rom seine Dynastie fest gegründet zu haben schien: da war auch von Oesterreich wenig für Deutschland zu hoffen! — Noch schien der menschliche Dünkel nicht genügsam gezüchtigt, noch war die eiserne Zuchtruthe nicht schmerzlich genug empfunden worden, um bei allen deutschen Fürsten und allen deutschen Volksstämmen Erkenntniß ihrer Sünden und Reue hervorzurufen, bis nach viertehalb Jahren fortwährenden Druckes, „der Herr in Rußlands Eiswüste die kalte Hand im Grimme erhob und jene Legionen nicht mehr waren.“

Doch, wenn auch 1809 die patriotischen Anstrengungen nicht mit Erfolg gekrönt wurden, sie hatten einen bedeutenden Gewinn erstrebt. Spanien hatte durch Oesterreichs Erhebung Luft bekommen, sein naheschenender Untergang war verhindert worden, es blieb eine Todtengrube für die französischen Heere. Die kühnen Männer Katte, Dörnberg, Schill, Braunschweig-Oels, welche im Norden auf eigene Hand das Schwert zogen, bewiesen wie die Tyroler, daß es noch Männer gab, denen „deutsches Blut in den Adern rolle,“ die den Kampf auf Leben und Tod nicht scheueten. Sie scheiterten; aber sie brachten die Stimmung aller Volksklassen und Stände ans Licht, sie zeigten, daß der Nationalsinn unter uns noch nicht gänzlich erschlafft sei: ihr Untergang erweckte mehr Theilnahme, als ein Sieg damals hätte wirken können!

III. Vorzeichen der norddeutschen Erhebung.

8) Friedrich Wilhelm Kaspar Freiherr von Dörnberg.

Es war ein Freiherr fromm und gut,
Vom Kattenland und Kattenblut,
O tapfres Land der Hessen!
Der haßte tief den welschen Tand,
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergessen.

Arndt.

Die Familie dieses kräftigen deutschen Mannes, welcher 1768 zu Hersfeld geboren wurde, ist eine der ältesten und angesehensten im Hessischen, dem Lande der alten tapfern Katten, welche besonders seit dem berühmten Dörnberg, Minister des Landgrafen Heinrich III. und Wilhelms III. (ums Jahr 1500) in der Grafschaft Ziegenhain sehr begütert war. Unser Dörnberg genoß eine gute, aber nach dem kriegerischen Sinne seines Stammes, wie seines Geschlechtes vorzugsweise dem Kriegerstande zugewandte Erziehung. Von jeher hatten die Fürsten des Landes diesen Sinn benutzt und die hessischen Krieger hatten sich einen großen Ruf erworben. Die Hessen bildeten den Kern der holländischen Truppen, mit welchen sich der Statthalter von Holland, der Oranier Wilhelm III. auf den Thron Englands setzte und 1746 die Schlacht bei Culloden gegen die Stuarts gewann; Hessen fochten tapfer für den Kaiser in seinen Kriegen gegen Franzosen und Türken, und im 7jährigen Kriege mit den Hannoveranern und Preußen gegen die Franzosen; den Hessen verdanken die Engländer, welche gewöhnlich ihre Kriege durch erkauftes, fremdes Blut ausfechten, die einzelnen glücklichen Erfolge, deren sie sich im nordamerikanischen Kriege erfreuten. Leider wandten die Fürsten ihre, die Kräfte des Landes erschöpfende, übergroße Kriegsmacht nicht immer zur Landes- oder Reichsvertheidigung an. Landgraf Friedrich II. (1760—1785) schon als Erbprinz zur kathol. Kirche übergetreten, brauchte Geld zu seinen Bauten, seinem glänzenden Hofstaate, seiner Franzosen-Liebhaberei, und sein Sohn Wilhelm IX. (1785—1821) um 56 Millionen in seine Schatzkammer zu sammeln, und das Volk fühlte den Druck der Abgaben. Der Landgraf selbst war seit 1803 Kurfürst und preußischer Feldmarschall, das Militär war geehrt, und bot jungen Leuten die meisten Aussichten, daher die Söhne des Adels sich ihm am liebsten zuwandten. Auch Dörnberg trat früh in Kriegsdienste. Seit dem westphälischen Frieden hatten die Landgrafen sich

zu Preußen gehalten, im siebenjährigen und ersten Revolutionskriege neben Preußen gekämpft; als aber dieser Staat 1806 genöthigt wurde, die Waffen gegen Napoleon zur Hand zu nehmen, übersah der Kurfürst (der doch früher mit richtigem Takt den Eintritt zum Rheinbunde ablehnte und gewiß lieber Preußens nordischem Bund beigetreten wäre, der, obgleich, wie Dumas erzählt, deshalb mit dem Verluste eines Theiles seiner Länder bedroht, erklärt hatte, lieber ein preußischer General als ein König von Napoleons Gnade sein zu wollen), — daß er mit Preußen stehen und fallen werde, und statt seine bereitstehenden tapfern Hessen mit den Preußen zu vereinigen, und dadurch ein bedeutenderes Gewicht in die Wagschale zu legen, als durch Sachsens nothgedrungenen Beitritt geschehen konnte, unterhandelte er mit den Franzosen; erkaufte sich die Neutralität, welche Napoleon unter der Bedingung, daß er seine Truppen auf den Friedensfuß setze, gern bewilligte. Der König von Preußen suchte ihn durch freundliches Zureden beim Bunde zu erhalten; denn damals war es zu spät, ihn zwischen Blücher und Rüchel zu pressen, wie diese früher vorgeschlagen hatten. Er hielt sich durch die schriftliche Verheißung der französischen Minister gesichert, saß daher stille, fand sich aber schon nach vierzehn Tagen bitter getäuscht. Ohne die Neutralitäts-Erklärung ferner zu beachten, ohne eine Kriegserklärung erschien nach der Schlacht von Jena ein französisch-holländischer Heertheil unter Mortier vor Cassel. Der Kurfürst, welcher seine Schätze zu Rothschild nach Frankfurt hatte bringen lassen, entfloh nach Holstein, die kriegsmuthigen Truppen wurden entlassen, und zertrümmerten voll Ingrimm ihre Gewehre vor den Augen ihrer hinterlistigen, verhaßten Feinde, auch das Volk ergab sich nicht so geduldig wie die Regierung. Gefährliche Aufstände zeigten sich schon im December im Marburger, Hersfelder und Schmalkalder Bezirke, die nur mit Mühe unterdrückt wurden; ihre selbstgewählten Anführer, Oberst von Uslar, Mensing riethen endlich, die Waffen niederzulegen; der hochgebildete Hauptmann von der Lith gab sich selbst den Tod, um nicht den Franzosen dienen zu müssen; ein anderer Anführer, der Feldwebel Schuhmann, wurde in Cassel gefangen und — als Aufrührer erschossen. Napoleon aber ergoß nach dieser Gewaltthat in seinen Armeeberichten (27. Oktober und 7. November) den bittersten Hohn über das Fürstenhaus, welches seine Truppen verkauft, das Volk tyrannisirt habe, und unwürdig sei, länger zu regieren.

Unser Dörnberg war mit andern in preußische Dienste getreten, hatte das Unglück bei Jena mit erlebt, und war Blücher auf seinem weiten und schwierigen Rückzug nach Lübeck gefolgt. Aus der Kriegsgefangenschaft ausgewechselt, kehrte er nach Hessen zurück, um zu

Digitized by Google

sehen, wie die Sachen ständen. Mit Freunden und Bekannten Rücksprache nehmend, ging er, nachdem er Frau und Kinder zu seinem Schwager Laffert nach Wittorf gebracht, mit dem Fürsten von Wittgenstein nach England, um eine englische Expedition nach der Weser zu veranlassen, wobei er sowohl auf die im Lande zerstreuten deutschen Militärpersonen, als auf den Geist der Hessen rechnete. Der Kurfürst hatte ihn in Schleswig völlig dazu autorisirt; aber die Engländer sollten auf Schwedens Wunsch nach Stralsund gehen, und ehe die Sache in Ordnung kam, war der Tilsiter Frieden geschlossen. Dörnberg sah sich genöthigt, da der König Hieronymus allen Eingebornen bei Verlust ihrer Güter zurückzukehren geboten hatte, aus preußischen Diensten zu treten und in seine Heimath zu gehen. Er wollte dort, ohne förmlich in den Tugendbund zu treten, doch die Grundideen desselben: „den deutschen Geist im speziellen Vaterlande unter der Fremdherrschaft aufrecht zu erhalten," fördern. Auf seinem Gute Hausen dachte er deshalb Maire zu werden, mußte sich aber erst mit der Ritterschaft dem Könige präsentiren. Sogleich erhielt er (December 1807) das Patent eines Bataillons-Chef zugeschickt (an ein Ablehnen war, ohne sich verdächtig zu machen, nicht zu denken), dem 1808 sogar die Ernennung zum Obersten folgte, mit dem Auftrage, in Marburg und Braunschweig Regimenter zu organisiren.

Dörnberg fühlte aber im Innersten in seiner Seele die tiefe Erniedrigung des Vaterlandes, die sittenlose Wirthschaft des Hofes, das Spionirwesen der geheimen Polizei, den Druck des Volkes. Als Oesterreich 1809 rüstete, wurde in Uebereinstimmung mit Scharnhorst, Gneisenau, Gröben, Katte, Schill ꝛc. beschlossen, auch im Norden das Schwert zu ziehen: im Stillen wurde auf das kräftige Landvolk hingewirkt.

Dörnberg, wie Schill eine edle, ritterliche Gestalt (weshalb ihn Hormayr den Siegfried des Befreiungskrieges nennt), mit durchdringenden schwarzen Augen, ruhig, besonnen, schweigsam wie Wilhelm der Oranier, war ganz besonders zu diesem Unternehmen geeignet*). Drei Monate lang war der Aufstand vorbereitet, die Vorsteher von zwanzig bis dreißig Dorfgemeinden und Familien aus allen Ständen waren mit dem Geheimniß bekannt, und es wurde von

*) Der das französische Unwesen so fest, so deutsch und nachdrücklich tadelnde Schlosser spricht zwar „von einem Herrn v. Dörnberg, der sich beim Könige eingeschmeichelt, eine Konspiration angezettelt, und nennt das Unternehmen ein tolles." Diese Ansicht stützt sich aber nur auf den Bericht des ehemaligen westphälischen Staatsraths v. Malchus, — dem ein ganzes Land widerspricht.

Digitized by Google

Niemanden verrathen; ja, auch nach dem Mißlingen der Unternehmung trat Keiner als verrätherischer Zeuge auf. Man mußte jedoch eilen, denn der französische General Börner war ein gefährlicher Aufpasser, und der Minister Malmsburg soll den König gewarnt haben. Zuerst sollte Magdeburg überrumpelt werden, dann Dörnberg und Schill einander die Hand reichen. Schon hatte der preußische Major außer Dienst F. W. von Katte in Wollmirstädt mit dem Herzoge von Braunschweig-Oels Abrede getroffen, sich mit den Brüdern Hirschfeld in Magdeburg und andern Bürgern in Verbindung gesetzt, selbst mehrere Offiziere und über tausend alte preußische Soldaten zu diesem Zwecke, noch ehe die Oesterreicher den Inn überschritten, gesammelt. Er nahm in Stendal und Burgstall die westphälischen Kassen weg, aber der General Michaud zog ihm von Magdeburg aus entgegen, so daß ihm seine Freunde in der Stadt keinen Nutzen brachten, weshalb auf die Nachricht von der Gefangennehmung Eugen Hirschfelds und Krosigk's das Unternehmen aufgegeben wurde, die Leute sich zerstreuten und Katte nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig ging, mit welchem er später an der Weser eine glänzende Rolle spielte. Dörnberg hatte den Plan, den König in Cassel aufzuheben, wenn er durch Entgegensendung von Soldaten diese Stadt entblößen werde, und stand mit Griesewald, Kielmannsegge, Eschwege und anderen in Verbindung. Mehrere tausend Landleute, von alten hessischen Unteroffizieren und Soldaten geleitet, waren eingeweiht und sollten an einem bestimmten Tage vor den Thoren der Hauptstadt erscheinen und mit einverstandenen Jägern den König und seine Offiziere gefangen nehmen, während die Oberhessen Marburg überfallen wollten. Steins liebste Schwester Mariane nebst andern Damen des Stiftes Homburg, „einigen Tugendbündern, enthusiastischen Professoren, Studenten waren bloße Werkzeuge eines Planes, den einige Hofleute, deutsche Offiziere (wie Schlosser sich ausdrückt) ausgeheckt, und dessen Seele Dörnberg, den der König mit vorzüglicher Gunst behandelt hatte.“ Am 21. April, dem Schlachttage von Eckmühl, ertönten zuerst in der Gemeinde Wallhausen die Sturmglocken, und dann überall, wohin der Zug ging. Von zwei Seiten sollte der Angriff auf die Stadt gemacht werden; aber der Kriegsminister Eblé hatte bei der Nachricht zwanzig Kanonen aus dem Zeughause nebst einigen hundert polnischen Lanciers, Kürassieren rc. auf einer Anhöhe vor der Stadt aufstellen lassen; die Bauern, größtentheils ohne Waffen, wurden daher von den Kartätschen auseinander gesprengt. Dörnberg, zum Tode verurtheilt, mußte nach Böhmen flüchten, und schloß sich, da der geizige Kurfürst ihn mit tausend Thalern abzufertigen vermeinte, an Herzog Wilhelm. Der

Digitized by Google

Aufstand gegen Marburg unter dem im siebenjährigen Kriege berühmten Parteigänger, dem Obristen Emmerich, der, unbekannt mit dem Waffenstillstand von Znaym, den 24. Juni losbrach, wurde durch Kellermanns, des Herzogs von Valmy Absendung einiger französischer Bataillone, welche er in Frankfurt formiren sollte, gedämpft. Der gefangene Emmerich wurde erschossen, und starb mit der Pfeife im Munde und dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst!" Von dem gepriesenen Edelmuth Jerome's können wir nichts entdecken! Die Stiftdamen zu Homburg wurden vielmehr in der Nacht vom 28. zum 29. April durch einen Polizei-Commissär verhaftet, unter dem Vorgeben, daß sie eine Fahne für die Aufrührer gestickt (welche ihnen aber aus dem Baumbach'schen Hause zugetragen worden) und 3000 Thaler gegeben hätten. Alle ihre Papiere wurden untersucht, und sie, obgleich man ihnen keine Schuld nachzuweisen vermochte, mit zahlreichen Gendarmen nach Kassel in ein Gefängniß für gemeine Verbrecher gebracht, dann theils zu Fuß, theils auf Leiterwagen nach Mainz geführt, das Stift durch ein Dekret aufgehoben und das lockende Stiftsvermögen von fast einer halben Million Thaler eingezogen. Des damals schon geächteten Steins Schwester wurde mit Gendarmen von Mainz nach Paris gebracht, und körperlich leidend von einem Hospiz ins andere und endlich auf die Präfektur geschleppt, bis es dem befreundeten sächsischen Gesandten gelang, sie unter Aufsicht eines theilnehmenden Arztes gestellt zu sehen, und erst im Winter durfte sie, beständig am Fieber leidend, nach Deutschland zurückkehren! Auch gegen die Urheber und Theilnehmer des Aufstandes ergingen scharfe Untersuchungen. Blutige Militär-Kommissionen verfolgten und quälten besonders alle Personen, welche in deutschen Militärdiensten gestanden, man ließ sie wie Räuber beobachten und ihre Schritte und Tritte ausspähen, vermehrte aber damit den Grimm des Volkes, dem der „alte Kurfürst," bei aller Geld- und Zopfliebhaberei, wieder lieb ward, statt ihn zu dämpfen. Das aber beweiset doch offenbar, wie hart damals der Druck und wie verdorben der Hof des neuen Königs war, er, ein neuer Varus unter den Cheruskern und Katten „ein neuer Held bei Wein und Kuß."

„Dörnbergs Unternehmen," sagt von Rommel, „dessen Verwandte selbst daran sich betheiligt hatten, scheiterte an der nothgedrungenen Uebereilung, an der Unvorsichtigkeit einiger allzuhitzigen Unterbefehlshaber, welche einige Dorfschaften zu früh aufboten, an Dörnbergs unsichern, gefährlichen Stellung, an einem finstern, noch nicht ganz aufgeklärten Verrath, und bezeichnet hiermit den Kammerherrn von Jagow, dessen Neffe Anfangs Mitverschworner war. Dörnberg gelangte dann mit Herzog Wilhelm nach England. Was aber

würde geschehen sein, wenn eine geübte englische oder österreichische Armee den vereinzelten Bestrebungen Einheit und Haltung gegeben, und dem Kriegsmuth die Kriegserfahrung hinzugefügt hätte.

1812 ging Dörnberg nebst vielen andern Deutschen, welche sich den Franzosen nicht unterwerfen wollten, nach Rußland, und wurde im wittgensteinischen Heere militärisch und diplomatisch benutzt. Als von Berlin aus leichte Schaaren der Preußen und Russen unter Tettenborn und Czernitscheff an die Unterelbe zogen, war Dörnberg mit seinen Schaaren auch dabei, und es zeugt für Dörnbergs Muth und Charakter, daß der verstorbene hamburgische Bürgermeister Dr. Bartels (s. das vom Professor Wurm herausgegebene Programm über Hamburgs damalige Schicksale) den Wunsch ausspricht, daß Dörnberg statt Tettenborn Hamburg 1813 occupirt haben möchte.

Er half die Franzosen aufs linke Elbufer treiben. Als Moreau den 2. April die Stadt Lüneburg mit 4000 Mann besetzte, eilten Dörnberg und Czernitcheff, indem sie in 24 Stunden einen Marsch von 10 Meilen machten, über die Elbe, überraschten ihn dergestalt, daß er selbst getödtet und seine Mannschaft gefangen oder niedergehauen wurde. Davousts Annäherung hinderte zwar die Behauptung der Stadt; aber hundert gefangene und mit dem Tode bedrohete Bürger rettete Dörnbergs kräftige Drohung, eben so viele gefangene Franzosen niederschießen zu lassen. Mit dieser tapfern und glücklichen Waffenthat wurde der Feldzug von 1813 eröffnet! Nach dem Falle Hamburgs leistete Dörnbergs (wie Tettenborns) leichte Reiterei bei dem Heertheile Wallmoden's, welcher Mecklenburg und Berlin gegen Davoust decken sollte, treffliche Dienste. Dieser war in der letzten Hälfte des August bis Schwerin gezogen; allein die leichten Truppen der Verbündeten schwärmten in seinen Rücken, durchschnitten seine Verbindung mit Hamburg, und machten ihn, trotz seiner Uebermacht, so ängstlich, daß er mit seinen 40,000 Mann auch da nichts wagte, als zur Zeit der Schlacht bei Groß-Beeren Wallmoden vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhielt, Girards Bewegungen in Magdeburg zu bewachen, und ihm kaum mehr wie 5000 Mann gegenüber blieben. Als Wallmoden (Ende August) wieder vorrückte, zogen die Franzosen von Wismar und Schwerin ab (wo der edle Theodor Körner seinen Tod fand) und über die Stecknitz. — Um seine Verbindungen mit Magdeburg wieder herzustellen, schickte Davoust 8000 Mann unter General Pecheux von Harburg am linken Elbufer hinauf; aber Wallmoden, Dörnberg, Tettenborn und Pfuel täuschten Davoust über ihren Abmarsch, gingen in aller Stille bei Dannenberg über die Elbe und vernichteten den 16. September das feindliche Corps bei dem Göhrder Walde im Lüneburgischen, so daß nur

Digitized by Google

600 Mann mit ihrem Anführer sich nach Harburg und Hamburg retteten. Nach der Schlacht bei Leipzig erwartete man, daß Davoust sich nach Holland ziehen und Hamburg den Dänen überlassen würde; und alle Vorkehrungen wurden getroffen, um ihn auf dem Marsche zu beunruhigen. Doch jener überließ Holland wie die Dänen dem Schicksal und blieb in Hamburg. Carl Johann, unter dessen Oberbefehl auch Bülow stand, benutzte, statt nach Holland zu gehen, die Gelegenheit, seine Privatabsichten auf Norwegen auszuführen, und zog nach Holstein. Die Dänen wurden den 7. December bei Bornhövdt geschlagen; Dörnberg war schon bis Eckernförde vorgedrungen. Der plötzliche Marsch der Dänen auf Rendsburg überraschte zwar Wallmoden den 10. December bei Shestedt und brachte Dörnbergs Schaar in große Verlegenheit, aus welcher er sich jedoch mit Tettenborns Hülfe glücklich zog.

Nach dem Kieler Frieden ging Dörnberg mit seinen Truppen nach Frankreich, wo er nebst Tettenborn, Czernitscheff u. a. durch kecke Unternehmungen den Franzosen vielen Schaden zufügte.

Nach dem Frieden trat Dörnberg in hannovrische Dienste, lebte längere Zeit als Gesandter in Petersburg und starb den 19. März 1850 als hannovrischer General-Lieutenant bei seinem Schwiegersohn, den General-Lieutenant von der Gröben in Münster.

---

9) Ferdinand von Schill.

Nicht um mich, ihr theuern Streitgenossen,
Weint um ein entartetes Geschlecht!
Für das Höchste ist mein Blut geflossen,
Ich starb nicht als ein Tyrannenknecht.
Unaufhaltsam ward ich fortgezogen,
Kühn den Kampf für Freiheit zu bestehn:
War's ein Wahn, der schmeichelnd mich betrogen,
O so war er doch belohnend schön!

K. Müchler.

Auf dem väterlichen Gute Sothof bei Pleß in Schlesien wurde Schill im Jahre 1773 geboren. Sein Vater hatte während des siebenjährigen Krieges in sächsischen Diensten ein Freikorps mit solcher Auszeichnung geführt, daß Friedrich der Große ihn beim Beginne des bayerischen Erbfolgekrieges in seine Dienste zog und ihn zum Oberstlieutenant eines Husarenregimentes erhob; er war so sehr dann Soldat, daß er noch als Greis 1806 eine Schaar freiwilliger Krie-

Digitized by Google

ger zur Vertheidigung des schwerbedrängten Vaterlandes sammelte. Dieser Geist ging auch auf seinen vierten und jüngsten Sohn Ferdinand, wie auf dessen Brüder durch des Vaters Erzählungen und ehrenwerthen, festen Charakter über. Bis zum sechszehnten Jahre wurde er auf die Schule nach Breslau geschickt und trat dann als Fahnenjunker erst in ein Husaren-, dann in das Dragoner-Regiment des General von Kalkreuth, dem der offne, ernste Sinn des jungen Mannes gefallen hatte. Die Zeit des Friedens war indeß nicht geeignet, seine Fähigkeiten bemerkbar zu machen und ihn zu einer höhern Stelle zu befördern; sechszehn Jahre vergingen, und beim Beginn des Krieges von 1806 war er noch Seconde-Lieutenant, ja, da er wenig Sinn für die gewöhnlichen Geschäfte des Garnisondienstes zeigte, still und in sich gekehrt lebte, so begte man auch nicht einmal große Erwartungen von seiner Zukunft. In der unglücklichen Schlacht bei Jena führt er eine Feldwache seitwärts auf dem Eckartsberge, und wird, von französischen Reitern umringt, aufgefordert, die Waffen zu strecken. Muthig antwortet er, vom Jammer dieses Tages zur Verzweiflung entflammt, mit dem Schwerte. Haut sich so lange herum, bis ihm der Hut vom Kopfe fliegt und Säbelhiebe ihn schwer verwunden; aber mit gewaltigen Sätzen reißt ihn sein ebenfalls verwundetes Pferd aus dem Getümmel und wirft ihn besinnungslos auf die Straße. Hier finden ihn zwei Unteroffiziere seines Regimentes, verbinden ihn mit Tüchern und tragen ihn nach Weißensee. Kaum etwas gestärkt, eilt er über Nordhausen nach Magdeburg, und dann, als dessen unwürdiger Kommandant die Festung übergeben will, nach Stettin, wo dasselbe schmachvolle Verfahren statt hat, welches den König noch sieben Jahre später nicht recht zu einem festen Vertrauen auf die Volkskraft kommen ließ. Unter unsäglichen Mühen gelangt er mit seiner schmerzhaften Kopfwunde nach Colberg, wo der Rathsherr Westphal ihn sorgsam verpflegen läßt. Colberg war aber nur eine Festung zweiten Ranges, die Vertheidigungswerke verfallen, denn dort hatte man keine Feinde erwartet; und der Kommandant Loucadou, wie die meisten andern Festungsbefehlshaber, ein schwacher, abgelebter Mann, der wie jene durch das plötzlich hereinbrechende Unglück außer Fassung gebracht, die Uebergabe der Festung befürchten ließ. Was dem Führer fehlte, das hatten glücklicherweise Schill und die Bürgerschaft, besonders der alte siebenzigjährige Nettelbeck und der Kriegsrath Wisseling: sie hörten mit Zähneknirschen von einem Benehmen, welches die Ehre des preußischen Namens und des Vaterlandes Heil vernichtete, und gelobten einander mit allen Kräften für die Vertheidigung der Stadt zu wirken, wie schnöde sie auch deshalb von Loucadou behandelt werden mochten.

Digitized by Google

Schill bot diesem seine Dienste an, und stellte ihm vor, welche große Dienste ein kleines Streifcorps außerhalb der Festung leisten könnte; allein dieser bekümmerte sich um nichts, gab jedoch endlich ihm sechs Reiter, mit denen er sein Heil versuchen sollte. Hocherfreut beginnt er nun die kühnsten Züge. Aus Treptow, Camin und Wollin holt er die französischen Magazine, nimmt überall die königlichen Kassen in Beschlag, holt bei Massow sieben französische Offiziere aus dem Bette. Sein Ruf mehrt sich, einige Feldflüchtige sammeln sich zu ihm, trotz Loucadous Widerstreben, der sie nicht einmal mit Kleidung und Waffen versehen will. Endlich hat er sechsundzwanzig Mann, und unter ihnen den unerschrockenen und gewandten Unteroffizier Poppe. Mit diesen unternimmt er die gefahrvollsten Streifereien, und hält die Umgegend von Feinden rein. In der Nacht des 7. Decembers überfällt er 120 Franzosen bei Gulzow, setzt sich durch den Ruf: „Kosacken vor!" in Schrecken, und führt 30 Gefangene, sammt der dortigen Kasse nach Colberg. Nach und nach sammelt sich um ihn eine Truppe von 100 Mann, unter ihnen die thatkräftigen Lieutenants v. Petersdorf und v. Blankenburg, und schon bildet sich in ihm der Gedanke, in der Provinz zerstreuete Soldaten an sich zu ziehen, und in ganz Pommern einen Landsturm zu erheben: doch Loucadou hinderte Alles! Schill wollte mit schnellem Angriff Stargard überrumpeln, die dort von den Franzosen erpreßten Geldsummen und Vorräthe nehmen; jener verweigerte die Zustimmung, und als dieser am 15. eben im Begriff war, eine gegen ihn abgesandte Partei Feinde bei Carzig anzugreifen, erhielt er nicht allein einen Befehl, sogleich nach Colberg zurückzukehren, sondern seine Leute wurden auch unter die Garnison vertheilt. Nach einigen Wochen wird Schill jedoch, weil er der einzige Reiterei-Offizier war, nach Greifenberg geschickt; Loucadou läßt während dieser Zeit einen Angriff auf 600 Franzosen in Wollin machen, der, schlecht geleitet, auch einen Theil der Schillschen Reiter opfert, und den Kommandanten zu der einfältigen Erklärung bringt, er wolle das Innere der Stadt vertheidigen, was draußen vorgehe, kümm're ihn nicht. Doch Schill läßt sich nicht festhalten, und macht selbst glückliche Streifzüge, schickt auch Poppe, Zoch u. a. aus, welche nicht allein Waffen und Kassen in Beschlag nehmen, kleine Abtheilungen Franzosen aufheben, sondern es gelingt auch, durch vier Mann den französischen General Victor in Arenswalde aufzuheben, der nach Stettin will, und aus einer Kartoffelgrube, worin er sich versteckt hatte, geholt, später gegen General Blücher ausgewechselt wird, wodurch dem preußischen Heere ein trefflicher Führer geworden wäre, hätte der Krieg länger gedauert.

Digitized by Google

Jetzt sammeln sich kampflustige Jünglinge, der Gefangenschaft entkommene Soldaten am linken Oderufer in Hinterpommern, Forstleute 2c., und wissen trotz der Wachsamkeit der Franzosen über den Fluß zu Schill zu kommen. Dreißig badische Soldaten mit ihrem Offiziere wollen bei dem Dorfe Gansorin landen, vier Schillsche Jäger legen sich in eine Hecke und schießen auf sie, die nun gegen die Angreifer stürzen, aber von einigen andern Jägern im Rücken so wohlgezielte Kugeln erhalten, daß sie das Gewehr strecken. Von Wollin aus werden 500 Italiener gegen das Schillsche Corps geschickt; aber von diesen dermaßen überrascht, daß sie mit Zurücklassung ihres Kriegsgeräths und mehrerer Gefangenen sich durch einen Bach retten. Bei Stepenitz an der Oder liegen zwei Schiffe mit 9 französischen Kanonen und Proviantvorräthen; der Forstmeister Otto, der Gegend kundig, schleicht sich mit einigen Leuten hindurch und nimmt die ganze Ladung weg.

Schills Kühnheit findet allgemeine Anerkennung; die Pommern melden das und welche Hindernisse er zu bestehen habe, dem Könige, und dieser ertheilt ihm (12. Januar) die Ermächtigung, ein eignes Freikorps zu errichten und damit zur Deckung der Festung und des Landes thätig mitzuwirken. Hunderte strömen herbei, es fehlt an Waffen und Kleidung!

Schill erläßt einen Aufruf: „Wir dienen Alle Einem Könige, streben nach Einem Zweck, sind Alle Brüder. Brüder! leiht mir Euere Waffen! Mein und der Meinigen Arm wird für Euch streiten.“ Er wendet sich an den schwedischen Befehlshaber v. Essen in Stralsund, um Waffen, und dieser schickt 2000 Gewehre, und später noch sieben schwere Kanonen für die Festung. Jene Gewehre waren aber größtentheils schadhaft, Schill bewaffnete daher einen Theil seines Fußvolks mit Piken. Es wurden mehrere Infanterie-Bataillons formirt, zwei Eskadrons Dragoner und zwei Husaren, und mit tüchtigen Offizieren, welche sich eingefunden, v. Brünow, Kettenberg, Lützow, Wedel, Elderhorst, Otto, Grüben, Arenstorff, besetzt. So verschiedenartig auch ihre Bewaffnung, so mangelhaft ihre Bekleidung, so hatte doch Schill einen hohen Geist hineinzubringen verstanden: kein Laut der Klage bei allen Leiden, die ihnen unter diesen Umständen (hier fehlten Säbel und Pistolen, dort Sättel und Mäntel) die rauhe Jahreszeit auflegte. In dem Eid der Treue kamen die Worte vor: „Ich will mich bestreben, gut und brav und meinem Könige getreu zu sein.“ Körperliche Züchtigung wurde abgeschafft, kleine Fehler rügte ein Blick, ein Wort, größere wurden mit Arrest bestraft; wer sich eines Diebstahls oder Raubes schuldig gemacht, wurde mit Schimpf und Schande aus dem Corps gestoßen; wer sein Gewehr

Digitized by Google

vor dem Feinde wegwarf, wurde seiner Uniform entkleidet, mußte mit Schürze und Weibermütze eine Stunde lang vor der Front des Bataillons am Spinnrade sitzen, und ward dann mit einer Tracht Prügel fortgejagt.

Um den Muth seiner Leute zu prüfen, nahm er 100 Cavalleristen und drang gegen Stettin vor, verbarg sie in ein Gebüsch, sprengte mit 12 Mann zur Vorstadt hinein. Es wird Lärm, er wendet um; 70 Chasseurs eilen ihm nach, und werden, herausgelockt, von den hervorbrechenden Preußen größtentheils gefangen. „Verzeihen Sie," sagte Schill zum gefangenen Offizier, „ich wollte Ihnen nur beweisen, daß es noch wirkliche Preußen giebt."

Jetzt beschlossen die Franzosen, Colberg mit größerer Macht anzugreifen, 5000 Mann waren im Anzuge. Schill, um die Feinde so lange wie möglich von der Stadt fern zu halten, eilt am 1. Februar mit 200 Mann nach Massow, wo der feindliche General Kloßmann mit 1600 Mann und 3 Kanonen steht, ein Wald verdeckt ihn; am Rande desselben läßt Schill Schlitten und Bauerwagen aufführen, um den Feind glauben zu machen, dort stehe die Hauptmacht, und forderte ihn auf, die Waffen zu strecken. Dieser ließ aber mit Kugeln antworten; Schills Jäger warfen ihn zurück, und am folgenden Tage zieht der Feind ab. Colberg ist vorläufig befreit, und zehn Tage lang läßt sich kein Feind weiter sehen. Doch vergebens fordert Schill den Commandanten auf, die junge Mannschaft des Landes zu den Waffen zu rufen: Dieser antwortete dem lästigen Dränger gar nichts und thut nichts. Poppe streift indeß mit zwanzig Mann zu Fuß und vierzehn zu Pferde bis Friedberg in der Neumark, nimmt sechszehn französische Gensdarmen sammt ihrem Kapitän gefangen, erbeutet 600 Ellen Tuch, 545 Paar Schuhe und die königliche Kasse. Zoch greift mit 16 Mann 50 Polen an und nimmt ihnen Montirungsstücke ab: das Alles kam dem Corps sehr gelegen. Nach Stargard und Pasewalk hin machte Schill größere Streifereien, und wenn auch Frost und dann Thauwetter, wie die schlechte Bewaffnung vielfach hinderlich waren, so wurde der Feind doch aller Orten beunruhigt. In Naugardt wurde Schill den 17. Februar angegriffen, und schlug die Uebermacht, obgleich selbst durch einen Schuß am rechten Arme verwundet, glücklich ab. Es fehlte an Schießvorräthen, und Schill wollte das Schloß gern behaupten. Da erbot sich der Lieutenant Fabe, es mit 90 Mann bis zum nächsten Tage zu halten, denn Schill wollte nach Greifenberg, um Verstärkuug und Schießbedarf zu holen. Doch in der Morgendämmerung zeigten sich stärkere Feindesmassen, der General Taulié war mit 5000 Mann und 16 Kanonen im Anzuge. Fabe, obgleich viele seiner Schützen,

Digitized by Google

diese Nähe nicht ahnend, in Feindes Hand gefallen waren, beschloß, mit seinen 90 Mann auszuharren. Um 8 Uhr Morgens begann der Angriff zugleich mit einem Bombardement auf das Schloß, drei Stürme wurden abgeschlagen, fünf Stunden lang wehrten sich 50 Mann gegen 5000 bis 1 Uhr und wollten von Ergebung nichts hören. Da rückten die Franzosen zum vierten Male vor; der letzte Kartätschenschuß, den die Tapfern zu versenden hatten, fiel. Nun war der Feind nicht mehr aufzuhalten; mit dem Säbel in der Faust sanken die Vertheidiger, und der verwundete Fabe ward gefangen. Petersdorf wußte sich dem General Taulié glücklich zu entziehen, aber der Hauptmann Waldenfels, den Loucadou nach Treptow geschickt hatte, ließ sich überraschen, Treptow ging verloren. Bei Neubrück richteten 1500 Franzosen mit 4 Kanonen den Angriff auf die Neumühle, welche der Volontär Kaiser mit 18 Schillschen Jägern vertheidigte: ein heftiges Feuer begann, die Franzosen legten Bretter über den Graben, um an das Mühlwerk zu gelangen; da ließ Kayser die Räder von innen in Bewegung setzen, und die darauf befindlichen Franzosen wurden zerschmettert. Während die Räder jedoch von dem feindlichen Geschütze zertrümmert wurden, zog Kayser sich glücklich zum Hauptkorps zurück, welches bei dem Dorfe Sellnow stand, um, durch Torfmoore geschützt, die Annäherung der Feinde an Colberg und den Hafen zu erschweren. Hier schlug Schill sie an mehreren Tagen, namentlich am 6. März, tapfer zurück.

Indeß hatte die blutige Schlacht bei Eylau Napoleon große Opfer gekostet, der Gedanke an einen allgemeinen Volksaufstand an der Elbe, Oder und Weser erhob sich; Schill theilte seine Gedanken, dem damals von Stralsund nach Colberg gesandten schwedischen General-Adjutanten v. Peyron mit, dieser erbot sich, ihn nach Königsberg zum Könige zu begleiten. Eben wollte sich Schill am 7. März einschiffen, als ein neuer Angriff der Franzosen erfolgte, Schill setzt sich wieder zu Pferde, hilft die Feinde zurückschlagen und besteigt dann das Schiff, das aber durch einen Sturm nach Stralsund verschlagen wird. Hier fordert er die Schweden zu kräftigen Ausfällen gegen die Oder auf, findet aber bei seiner Rückkehr, den 17. März, in Colberg manches verschlimmert. Die Stadt war von mehreren Seiten eingeschlossen, die Infanterie in die Tanneberger Vorstadt zurückgezogen, die Cavallerie aus dem Bereich der Festung entfernt und ihrem eigenen Schicksal überlassen; am 15. war ein feindlicher Parlamentär vom Commandanten sehr freundlich aufgenommen, die Bürger ahneten Verrätherei, besonders als das Haus desselben beim Erscheinen einiger feindlicher Granaten zweimal sogleich in Brand kam. Entrüstet gab jedoch Schill die Hoffnung nicht auf, und beschloß, die

Digitized by Google

Engländer um Hülfe und Unterstützung anzugehen. Deshalb wollte er Petersdorf dorthin schicken; weil aber ein amtliches Beglaubigungsschreiben dazu nöthig war, so mußte er sich deshalb an Loucadou wenden; doch dieser befahl, Petersdorf in Arrest zu setzen, welcher jedoch noch glücklich entkam. In London wandte er sich an den preußischen Gesandten, es wurden schnell einige Schiffe segelfertig gemacht, und am 19. Mai erschien Petersdorf freudestrahlend in Colberg mit 30 Kanonen, 10 Haubitzen, 10,000 Flinten, 3 Millionen scharfe Patronen, 6000 Cavallerie-Säbel ꝛc.

Die Zahl der Feinde war indeß immer mehr angewachsen, die Gefahr gestiegen, Sellnow und die Saline gingen den 19. März verloren, die in der Umgegend zerstreueten Schillschen Truppen standen in Gefahr, abgeschnitten zu werden; Schill eilt zum Commandanten, zeigt auf die Gefahr, und verlangt Hülfe. „Nicht einen einzigen Mann sollen Sie haben," war die Antwort. Nun eilt Schill zur Hauptwache, läßt Allarm schlagen, nimmt, was er an Soldaten und Bürgern findet; auch Waldenfels u. a. lassen sich mit fortreißen, und die Saline wird wieder erobert.

Schill erhält dafür Arrest; die Bürger wollen ihn mit Gewalt befreien, Schill verhindert es, und der Commandant entläßt ihn endlich mit der Weisung, außerhalb der Festung möge er machen, was er wolle. Der wichtigste Punkt war die sogenannte Maikuhle, eine bewaldete Anhöhe am Meere, welche den Hafen beherrscht, und deren Verlust der Stadt jede Hülfe von der See abschnitt. Diesen Platz wählt Schill als einen Ehrenposten, und vertheidigt ihn mit seiner Schaar (in den ersten drei Wochen, bei der Nacht das Gewehr im Arm, am Tage Spaten und Schaufel in der Hand, um Brustwehren und Schanzen anzulegen, am stürmischen Meere, jeder Witterung ausgesetzt und dürftig gekleidet) unter den schwierigsten Umständen. Denn der Marschall Mortier war mit einem Belagerungsheere herangerückt und begrüßte die Stadt sogleich mit Bomben. Die täglichen Angriffe auf die Maikuhle wurden vom 8. zum 11. April tapfer abgeschlagen, am 12 ging Schill sogar dem Feinde mit einigen Kanonen entgegen, verwickelte ihn in die Moräste der Gegend, trieb ihn aus Alt- und Neuwerder bis an seine feste Stellung bei Sellnow; und hätte der Commandant zugleich den gewünschten Angriff auf diese gemacht, so würden die Feinde auch hier zersprengt worden sein. Von den Schweden eingeladen, sich mit ihnen bei Wollin zu vereinigen, war Schill, des elenden Loucadou überdrüßig, schon nach Anclam gezogen, als die unerwartete Nachricht kam, die schwedischen Generale hätten am 18. April Waffenstillstand ge-

Digitized by Google

schlossen. Schnell eilt er nach Malmoe, um den König zu ernsten Unternehmungen zu bewegen, trifft hier den Major v. Hünerbein, den der König von Preußen mit ähnlichen Aufträgen dorthin geschickt hatte, und kehrt dann mit trostreichen Versprechungen den 8. Mai nach Colberg zurück, um seine Truppen den 12. Mai nach Schwedisch-Pommern abzuführen, doch blieb die Infanterie unter Grube in der Maikuhle. Inzwischen hatte die Besatzung von Memel her Verstärkung erhalten, und am 29. April erschien der neue, vom König ernannte Commandant, der Major von Gneisenau, zur allgemeinen Freude; obgleich er manches Versäumte nicht wieder nachholen konnte. Am 18. stürmten die Feinde die Schanze auf dem Wolfsberge, Gneisenau ließ aber am folgenden Tage das wichtige Außenwerk wieder einnehmen; die Schillschen vertheidigten die Maikuhle tapfer, doch konnte es nicht gehindert werden, daß Ende Mai die Festung von 25 Schanzen und Batterien umgeben und die Laufgräben fast überall eröffnet waren. Vom 5.—11. Juni wurde um den Wolfsberg gestritten, welcher endlich in der Feinde Hand fiel; am 15. erstürmen ihn die Preußen aufs Neue, Waldenfels verliert dabei sein Leben, wie der franz. General Teullié; aber am folgenden Morgen trieben verstärkte Angriffe die erschöpften Vertheidiger zurück. Während die Stadt allnächtlich bombardirt ward, hatten die Schillschen stets Angriffe zu bestehen; am 29. Juni mußten sie aber, nachdem sie 8 Stunden 2000 Mann und 3 Kanonen Widerstand geleistet, der Uebermacht weichen und die Maikuhle räumen; eine schwedische Fregatte konnte mit ihrem Geschütze wenig Hülfe leisten. Jetzt war der Hafen gesperrt, ein fürchterliches Bombardement am 1. und 2. Juli sollte die muthigen Bürger schrecken und den Fall der Festung womöglich bewirken, bevor die offizielle Friedensbotschaft kam. Doch um 3 Uhr Nachmittags schwiegen die feindlichen Geschosse, ein Parlamentär und der preußische Lieutenant v. Holleben erschienen mit der Friedensnachricht, und Colberg sah keinen Feind in seinen Mauern.

Mit Unmuth vernahmen indeß Blücher und Schill, die in Verein mit den Engländern von Schwedisch-Pommern aus den Krieg in den Rücken der Franzosen beginnen wollten, eine Nachricht, welche sie nöthigte, das Schwert in die Scheide zu stecken; aber Schill und die Seinen hatten das hohe Verdienst, zu Colbergs Errettung das meiste beigetragen zu haben. Schon während der Belagerung hatte ihn der König zum Rittmeister ernannt, jetzt wurde er Major, und erhielt die Auszeichnung, der erste der vaterländischen Krieger zu sein, welcher unter stürmischem Jubel des Volks (20. December 1808) wieder in Berlin einzog.

Digitized by Google

Schill war der Held des Tages; bald verlobt mit der Tochter des Generals Rüchel, stand ihm die glänzendste Laufbahn offen. Doch das zertretene Vaterland ließ ihn nicht ruhen, der Druck, den die Franzosen auch nach dem Frieden übten, die Ungerechtigkeiten, welche sie sich erlaubten, der Uebermuth, mit welchem sie auftraten, erregte im ganzen Volke den glühendsten Haß; angesehene Männer traten zusammen und bildeten einen patriotischen Verein, der, von Königsberg ausgehend, sich nach und nach über ganz Norddeutschland ausdehnte.

Schill war einer der Ersten, welche man aufnahm. Spaniens Widerstand und Oesterreichs Rüstung 1809 erweckte in Millionen Herzen neue Hoffnungen. Man bereitete sich zum Losschlagen. Die Häupter des Tugendbundes*) sahen sich nach einem Manne um, der die Herzen des Volks für sich hatte und es hinzureißen vermochte, und Schill war nicht der Mann, solchen Anforderungen sein Ohr zu verschließen, mochten sie auch den Buchstaben des Gesetzes gegen sich haben. Von glühender Vaterlandsliebe hingerissen, übersah sein sonst so klarer Verstand das Mißliche eines Unternehmens, dem die nöthigen Mittel fehlten.

Im napoleonischen Königreich Westphalen waren noch Tausende der Einwohner gut preußisch gesinnt, die Hessen und Hannoveraner haßten ihren aufgedrungenen Regenten. Auch in den Hansestädten hatte Schill Verbindungen: in Hamburg mit Julius Ludendorf, Dr. Ferd. Benecke, in Lübeck mit Prof. Hermann, in Bremen mit Delius (vergl. Bärsch). Gneisenau ermahnte zur Geduld und schrieb, Königsberg, den 2. Februar: „In Antwort auf ihre Zuschriften kann ich vor der Hand nichts erwidern, als: Habt Geduld! es wird Alles noch besser gehen, als wir vermuthen. Seit achtzehn Stunden athme ich wieder etwas freier. Sagen Sie dieses Chazot und Redern. Lassen Sie aber die Freude über die besseren Aussichten nicht laut werden. Behutsamkeit ist uns nöthig. Es sind falsche Freunde unter uns. Ich umarme Sie und werde Ihnen gerne

---

*) Nach Bärsch war Schill nicht Mitglied jenes sittlich-wissenschaftlichen Vereins oder Tugendbundes, wohl aber vertraut mit allen Plänen; der Verein hatte auch durchaus keinen Einfluß auf dessen Unternehmen, wohl aber stand dies mit dem allgemeinen Aufstand, den man in Westphalen beabsichtigte, in Verbindung. „Außer mir, erzählt Bärsch, wußten nur noch Adolph v. Lützow, damals Rittmeister a. D., dann Führer der berühmten Freischaaren (in welchen Körner focht und in Mecklenburg fiel), starb als General-Lieutenant, von Schills Plan; auch der Major Graf v. Chazot, Commandant von Berlin, mußte einen Wink erhalten haben, die Ausführung nicht zu hindern.

die Hand zum Gruße bieten, was uns Beiden am Angenehmsten sein wird. Unsere Angelegenheiten scheinen gut zu stehen. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwa stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Plane sage ich Ihnen von Herzen zu." Der Oberst Dörnberg in Cassel sollte mit den aufgestandenen Bauern den König Hieronymus gefangen nehmen, und mit Schill vereint den deutschen Norden zu den Waffen rufen; vielleicht mochte auch England sich regen, und daß Preußen beim ersten glücklichen Erfolge an der Donau wie an der Elbe losschlagen würde, schien gewiß; viele baten den König, den günstig scheinenden Zeitpunkt zu benutzen, und wirklich wurden Unterhandlungen gepflogen. Aber Oesterreichs Heere wurden bei Regensburg (19.—23. Apr.) geschlagen, durch — deutsche Truppen, denen Napoleon als Ermunterung zurief: „Kein Franzose ist unter Euch; ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen," durch deutsche Truppen, welche diese Worte als eine Ermunterung aufnahmen! und doch würden sie, welche Berthier zu Napoleons höchsten Zorn, zu weit auseinander gelegt hatte, leicht gesprengt worden sein, wenn die Oesterreicher nicht zu langsam vorgerückt wären. Der Aufstand in Hessen wurde unterdrückt (21. und 22. Apr.).

Schill indeß glaubte sich dadurch nicht einschüchtern lassen zu dürfen oder er ließ sich durch neuere Siegesnachrichten Oesterreichs täuschen, oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, er konnte und wollte nicht zurück; entweder weil er, wie Einige behaupten, von wichtiger Hand aus Königsberg die Meldung erhielt: „Der König schwankt, Schill muß fort, damit er nicht wieder zurück kann," oder weil ein Brief von angesehener Person in Ravensburg den Franzosen in die Hand fiel, von welchem Alexander v. Bothmer im Bureau des westphälischen Ministers Kunde erhielt, und mit Courierpferden nach Berlin eilend, Schill davon in Kenntniß setzte: denn es mußte darauf Schills Verhaftung erfolgen, wenn der Brief nach Königsberg kam. Schill, welcher täglich sein Husarenregiment, das er innig an seine Person gefesselt hatte, auf dem Uebungsplatz vor der Stadt im vollständigen Gepäck zu führen pflegte, zog am 29. April 1809 ebenfalls hinaus, und kam nicht wieder*).

---

*) Leo von Lützow, Bruder Adolphs (starb als General-Lieutenant und Commandant in Berlin 1844), damals Lieutenant; Eichhorn (später Cultus-Minister), Kriegar und Eckard waren mitgegangen, kehrten aber nach einigen Tagen zurück, einsehend, daß sie für das Allgemeine wenig nützen würden.

Digitized by Google

Den Seinen hatte er seine Absicht kund gethan, ihnen aber die Wahl gelassen, ob sie ihm folgen wollten oder nicht; Alle folgten, am 1. Mai gingen noch 300 Infanteristen ihm nach, denen am 3. mehrere folgten. Bei Wittenberg ging er über die Elbe, zog von Dessau, wo er eine Summe Geldes erhielt, friedlich weiter, nahm im Schloß des französisch gesinnten Fürsten von Köthen, der ihn einen Räuber geschimpft, alles Silbergeschirr, Geld ꝛc. gegen Empfangschein, und die 50 Mann starke Leibgarde ging zu ihm über; dann zerbrach er die französischen Wappen in Halle und rückte vor Magdeburg, ein Handstreich auf diese Stadt, welchen er im Sinne hatte, schlug fehl; bei Dodendorf schlug er den 5. Mai die aus jener Festung ausfallenden Franzosen. Der Rittmeister Kettenburg sank schwer verwundet, rief aber denen, die ihn forttragen wollten, zu, ihren Kameraden beizustehen. Der Husar Witte, durch den Leib geschossen, ermunterte die Kameraden, sich tapfer zu halten. Dem Husaren Sommerfeld wurde beim Angriff auf ein Quarrée das Pferd erschossen; er haut zu Fuß ein, reißt einem Soldaten das Gewehr aus der Hand, schlägt um sich und macht den Husaren „Winkelriedisch“ eine Gasse. Dieser Hingebung und Tapferkeit können die Franzosen nicht widerstehen und weichen mit beträchtlichem Verlust zurück. Schill ging dann nach Halberstadt, während er durch kleine Abtheilungen die westphälischen Kassen in Salzwedel, Helmstädt ꝛc. wegnehmen ließ, und überall Freiwillige an sich zog. Doch an einen allgemeinen Aufstand war nicht mehr zu denken. Schills Aufruf an seine „in Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder,“ worin er zu den Waffen ruft, fand geringe Theilnahme, weil er zu schwach war, einen solchen Aufstand zu unterstützen, Englands Hülfe blieb aus, von Oesterreich kamen schmerzliche Nachrichten, ein Schreiben des General-Gouverneurs L'estocq aus Berlin befahl unter ernsten Vorwürfen die schleunige Rückkehr, der König von Preußen äußerte sein Mißfallen, und drohete mit einem strengen Kriegsgerichte, der König von Westphalen setzte auf den Kopf des Mannes, der „den Piraten ähnlich, die ohne Kaperbriefe Krieg führen, sich bewaffneten Räuberbanden gleichstelle,“ einen Preis von 10,000 Fr. Aus letzterm machte sich Schill freilich so wenig, daß er den zehnfachen Preis auf Hieronymus Kopf setzte; doch konnte er sich das Mißliche seiner Lage nicht verhehlen. Daher rief er seine Offiziere zu einem Kriegsrathe, schilderte ihnen ernst und offen die Lage der Dinge, zeigte, daß seine Hoffnungen fehl geschlagen, daß sie allein ständen, bereit, als Märtyrer für das Vaterland zu fallen, und sein Rath sei, über die Elbe zurückzugehen und zu den Oesterreichern zu stoßen. Alle schwuren, be ihm auszuharren für Deutschlands Sache bis in den Tod, nicht

Digitized by Google

rückwärts über die Elbe, nur vorwärts winke die Ehre.“ Es wurden viele Vorschläge gemacht; Einige stimmten dafür, wie einst Ernst von Mansfeld und Christ. von Braunschweig, auf eigne Hand Deutschland zu durchziehen; aber wenn auch die gegenwärtige Lage der Dinge wie jene außerordentliche Zeit das Ungewöhnliche begünstigte, so war doch der Gehorsam gegen die bestehende bürgerliche Ordnung so lange herrschend gewesen, daß das Volk die Selbsthülfe längst verlernt hatte; Andere schlugen vor, nach Ostfriesland vorzudringen, wo ein kräftiger Menschenschlag dem Hause Preußen mit Liebe zugethan war, und von dort auf Westphalen und Hessen zu wirken, England in der Nähe; noch Andere wollten die Elbe abwärts nach Mecklenburg ziehen, den Seeweg nach England öffnen, Preußen zur Seite, um im Fall einer günstigen Aenderung der Dinge sich wieder anschließen zu können. Der letzte Vorschlag ging durch. Bereits war der holländische General Gratien im Anmarsche und traf den 15. Mai in Stendal ein. Gegen diesen hoffte Schill sich im Mecklenburgischen zu halten, daher nahm er dorthin seinen Weg. Am 12. hatte er noch die Freude, daß eine Compagnie seines Infanterie-Bataillons, 156 Mann unter dem Lieutenant v. Quistorp, voll Begeisterung für Schill, ihm nachziehend, sich mit ihm vereinigte, bereit, sein Schicksal zu theilen. Um einen sichern Uebergang und einen festen Waffenplatz zu gewinnen, überraschte er die kleine Festung Domitz den 16., fand aber die Vertheidigungsmittel sehr geringe; da nun Gratien mit 5000 Holländern heranrückte, so räumte Schill die Stadt, ließ 400 Mann darin, und wandte sich nach Stralsund, welches, ihm bekannt, die meisten Aussichten darbot. Erst nach der tapfersten Gegenwehr verließ die Besatzung Dömitz und schloß sich den übrigen in Rostock an. Schill hatte, um seine Absichten zu verdecken, kleine Streifparteien bis Lübeck und Hamburg vorgeschoben*). In Stralsund lag der General Candras mit Polen und Mecklenburgern, der den 24. bis Dammgarten an der Recknitz vorrückte. Schill setzte die Infanterie hinüber, welche eine Schanze erstürmte, die Cavallerie ging durch den Fluß, und fiel so ungestüm über den Feind her, daß er in Eile entfloh, 2000 Gefangene, 46 Offiziere, 4 Fahnen und 12 Kanonen verlor. Am 25. griff Schill die Stadt an, wo die Franzosen gerade einen Sieg Napoleons feierten, und am Nachmittage war sie nach einem blutigen Kampfe erstürmt mit 400 Kanonen, 16,000 Gewehre, 2400 Centner Pulver &c. Waren

*) Hier mußten die alten Bürgerwachen aufziehen; ein paar alte Kanonen, die übrigen hatten die Franzosen weggenommen, wurden auf dem Walle beim Steinthore aufgepflanzt. Kein Bürger würde aber die Waffe gerührt haben, obgleich der Einzug der Schillianer kein Heil bringen konnte.

Digitized by Google

nun auch die Festungswerke zum Theil abgetragen, so durfte er hoffen, sich hier gegen Gratien länger zu halten, und ließ sogleich Bürger und Bauern arbeiten, Graben ziehen, Zugbrücken anlegen ꝛc. Doch da kam ein unerwarteter Feind! „Viel ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer der Däne, die tückische Schlange, daher." Jetzt hatte Schill, und zwar nach fünf Tagen schon, eine vierfache Uebermacht gegen sich, die Stadt war zu weitläuftig, die Arbeiten noch im Beginn. Am 31. beginnt der Angriff. Am Triebseer Thore werden die Feinde durch einen mörderischen Kugelregen zurückgeworfen, und am Frankenthore sind alle ihre Anstrengungen vergeblich; aber am schwachbesetzten Knieper Thore (ein elender Schanzenarbeiter hatte es verrathen) gelingt es den Dänen, einzudringen. Ein wüthender Kampf erhebt sich; Schill eilt rastlos durch die Gassen, wo der Kampf am heißesten ist. Ein Offizier frägt, bei neuem Andrange, wohin der Rückzug gehen soll. Schill entgegnet: „Wollt und könnt ihr euch retten, wohlan; wollt ihr aber sterben, so sterbt mit mir!" Dann sprengt er an der Johanneskirche vorüber, als neue Massen, mit der dänischen und holländischen Generalität an der Spitze, heranziehen. Schill stürzt sich auf diese, haut den holländischen General Carteret mit den Worten: „Hundsfott, bestell' mir Quartier!" durch einen gewaltigen Hieb vom Pferde, wendet, schon verwundet, sein Pferd, wird aber von den Nacheilenden mit zahllosen Stichen und Hieben getödtet, so daß sein wie von wilden Thieren zerfleischter Leichnam von seinem eigenen Diener kaum wieder zu erkennen war, und in Norddeutschland noch lange beim Volke der Glauben herrschte, er sei nach England entkommen: aber leider! war kein englisches Schiff bei der Hand, wohl aber feindlich-dänische! — So endete der brave Schill, treu seinem Wahlspruche: „Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!" — Seine vereinzelten Truppen wehrten sich noch verzweifelt. Zwölf Jäger, welche einen Thurm am Knieper Thore besetzt hielten, und den Feinden bereits vielen Schaden zugefügt hatten, kämpften, bis auch des letzten Mannes Gebein am Boden lag. Fünfzehn andere vertheidigten eine Straße gegen eine ganze Kompagnie Holländer eine halbe Stunde lang, und schossen sämmtliche Offiziere derselben nieder; der holländische Oberst Dollemann wurde vor der Fronte seines Regimentes niedergehauen. Der Lieutenant Halletius, getrennt von den Seinen, vertheidigt sich, den rechten Arm zerschmettert, mit dem Stumpfe seiner abgebrochenen Pike, bis er mit einundzwanzig Wunden fällt. Der Lieutenant von Brunnow sucht mit 150 Mann einen Ausweg nach der Landseite, erreicht das Frankenthor und faßt auf einer Anhöhe vor der Stadt Posto: der Feind folgt ihm auf den Fersen mit Reiter und Geschütz,

Digitized by Google

und fordert, sich zu ergeben, da Schill todt sei. Brunnow, schmerzlich von dieser unerwarteten Kunde getroffen, erwidert, er werde sich durch zwei Offiziere davon überzeugen, wenn ihm zwei holländische zum Unterpfand gestellt würden; man willigt ein. Dann fordert er freien Abzug für Alles, was sich vom Schillschen Corps außerhalb der Festung befindet, nebst Pferd und Waffen, sonst würde er sich bis auf den letzten Mann wehren. Als man noch Umstände macht, weil die Instruktion lautete, sie nicht als Soldaten zu behandeln, giebt er blos 10 Minuten Bedenkzeit, und — man wagt die Verweigerung nicht weiter. Brunnow erreicht den 1. Juni mit 192 Reitern und 300 Infanteristen die preußische Grenze und wird von Blücher vorläufig auf die Insel Usedom geschickt. Die Domitzer Besatzung hatte sich in Warnemünde eingeschifft, und erhielt die Nachricht von Schills Tode in Rügen. Der Lieutenant Bärsch entschloß sich, nach Swinemünde zu gehen und sich Blücher zu ergeben; der tapfere Lieutenant François wollte nach Schweden, wurde aber von den dänischen Schiffen aufgefangen und nach Kopenhagen gebracht. Ihr Loos war das mildeste. Ein unter Blüchers Vorsitz niedergesetztes Kriegsgericht verurtheilte die Offiziere zu 3 Jahren bis 3 Monaten Festungsstrafe, die vielfach gemildert wurde; und im Befreiungskriege standen sie wieder im Felde. — Die Feinde hatten laut Angabe 85 Offiziere und 920 Mann verloren; allein im Wallgraben am Knieper Thore lagen 300 Todte.

Die unglücklichen gefangenen Schillschen Truppen, 11 Offiziere und 557 Mann, hatten, wie „Brigands" behandelt, ein trauriges Loos, und Napoleon bewies wieder, daß kein Funke von Edelmuth in seinem Herzen wohnte. Vierzehn Unteroffiziere wurden als westphälische Unterthanen zu Braunschweig erschossen, die elf Offiziere in Wesel vor ein Kriegsgericht gestellt, und binnen einer Viertelstunde zum Tode verdammt. Es waren Carl und Albert v. Wedel (letzterer ein achtzehnjähriger Jüngling), Leopold Jahn, Ferdinand Galle, Daniel Schmidt, Adolph v. Keller, Constantin Gabein, Frd. Folgentreu, Ernst v. Flemming, Carl v. Keffenbrink, Frd. v. Trachenberg, welche am 16. September auf einer Wiese an der Lippe mit unverbundenen Augen, sich noch einmal umarmend, unter dem Ausrufe: Es lebe Friedrich Wilhelm III.! von 66 Schüssen niedergemordet wurden. Albert von Wedel, nicht tödtlich getroffen, richtet sich mit strömendem Blute wieder auf, zeigt auf das Herz und rief: Hieher, Grenadiere! — und war nicht mehr. Alle wurden in eine Grube geworfen und verscharrt. Jedes ächte deutsche Herz war empört über die Gewaltthat; aber die Stunde der Rache war noch nicht gekommen! Die gemeinen Soldaten wurden auf fünfundzwanzig Jahre

Digitized by Google

auf die Galeeren nach Toulon geschickt, gleich Räubern unter Räubern, und kein Franzose wagte es, sich ihrer anzunehmen und ihr Elend zu erleichtern, bis den hartgeprüften Duldern im deutschen Freiheitskampfe die Morgenröthe der Freiheit aufging. Des hochherzigen Schills Leichnam wurde in Stralsund ohne Sang und Klang in die Ecke eines Kirchhofs begraben, zuvor ihm aber auf Tartaren- und Türkenart das Haupt abgeschnitten, als schändliches und schauderhaftes Siegeszeichen in das Naturalien-Kabinet zu Leyden gebracht, „in der Nachbarschaft von Ungeheuern aller Art." Entrüstet über diesen unwürdigen Anblick, berichtete Prof. Gubitz (1820) darüber in einem öffentlichen Blatte, die Colberger wandten sich deshalb durch Hardenberg und Gneisenau an den König; aber erst 1837 wurde Schills Kopf nach Braunschweig ausgeliefert, wo ein edler deutscher Mann, v. Bechelde, nach einem Aufrufe nicht allein die Gebeine der dort Hingeopferten in Särge legen und beerdigen ließ, sondern ihnen auch bei St. Leonhardt ein 18 Fuß hohes Denkmal setzte mit den vier Inschriften: 1) Ruhestätte der irdischen Ueberreste von vierzehn Kriegern aus dem Freikorps des königlich preußischen Majors Ferdinand von Schill; 2) ihre Namen; 3) Gefangen nach blutiger Gegenwehr zu Stralsund am 31. Mai 1809, wurden sie auf der Stelle allhier erschossen im Monat Juli desselben Jahres; 4) Zum Gedächtniß der Gefallenen ward dieses Denkmal errichtet von Braunschweigs Bewohnern im August 1836. Der Schaft des Postamentes zeigt eine umgestürzte Fackel und einen Kranz von vierzehn Sternen. Das vier Fuß hohe eiserne Kreuz hat die Inschriften: Sie fochten und fielen für Deutschlands Freiheit. Ruhe ihrer Asche und ewiges Heil ihren Seelen. — Auch in Wesel wurde ihnen 1834 von der Armee ein Denkmal errichtet mit den Namen der elf Offiziere und der Inschrift: „Sie starben als Preußen und Helden den 16. September 1809." Darüber elf Sterne.

In der Kapelle des zu Schills Ehren gestifteten Invalidenhauses*) zu Braunschweig sind die Büsten der vier Männer aufgestellt, welche im Jahre 1809 „der Freiheit eine Gasse" zu machen strebten: Erzherzog Karl, Herzog von Braunschweig-Oels, Hofer und Schill. Die Büsten des letztern, von Erz, ein Geschenk König Ludwig von Bayern, ruht auf einigen Kanonenröhren von 1809, welche aus Berlin geschickt worden. Auch befinden sich dort zwei Säbel des Helden. Den einen schenkte er dem Lieutenant Fabe für die

*) Im Archive und Schranke desselben liegt auch das Original des trefflichen Briefes, den Gneisenau (s. d. A.) über Schill an Bärsch schrieb, und den dieser 1839 dem Herrn v. Bechelden zuschickte.

Digitized by Google

glänzende Vertheidigung Naugardts, den andern gab er 1808 seinem Freunde Ribbentrop in Potsdam mit den bedeutsamen Worten: „Sollten Sie früher, als ich, nach Paris kommen, so nehmen Sie den uns geraubten Siegeswagen, und lassen ihn an seiner alten Stelle auf dem brandenburger Thore wieder erscheinen!"

So endete Schill in seinem vierunddreißigsten Lebensjahre. Seine kräftige Gestalt, seine würdevolle Haltung, das Gefühl der Kraft und des Muthes, welches aus seinen dunkeln Augen blitzte, seine Freundlichkeit im Umgange, die Gewalt seiner Rede fesselte seine Krieger an ihn, die Einfachheit und Bescheidenheit seines Wesens setzten diesen Vorzügen die Krone auf und erhöhten den Ruhm seiner Thaten.

Schills That war nach den gewöhnlichen Gesetzen und in gewöhnlicher Zeit ein Unrecht, setzten seinen König und sein Vaterland in Verlegenheit und entzog ihnen tapfere Streiter, und wohl kann man bedauern, daß er seinen Geist und seinen Arm nicht dem Vaterlande für 1813 aufgespart, sondern sein Blut scheinbar vergebens geopfert hat. Allein diese ungewöhnliche That geschah zu einer ungewöhnlichen, aus den Fugen gegangenen Zeit unter außerordentlichen Umständen. Kein Staat kann freilich jedem Einzelnen, und gehöre er auch zu den Ausgezeichneten, das Recht einräumen, von *seinem* Standpunkte aus, wo er das Ganze doch nicht zu überschauen vermag, eigenmächtig in die Staatsmaschine einzugreifen: der augenblickliche Vortheil würde durch langen Nachtheil erkauft werden! Nur in außergewöhnlichen Fällen, nur wo die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen, nur da, wo höhere Pflichten und Rücksichten klar vor Augen liegen, nur da, wo ein ungewöhnlicher Mann *sein* Leben dabei einsetzt und Alles „auf *sein* einziges Haupt" nimmt, wie Schill und später York, nur da möchte ein solches Unternehmen gerechtfertigt erscheinen, und in den Augen der Menge freilich nur bei *glücklichen* Erfolgen. Gesetzmäßige Regenten sind heilig; daß aber die fremden Unterdrücker gar nichts zu befürchten haben sollen, ist weder nöthig noch gut. Von Schills That gilt, wie von Tells

Wo der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wo unerträglich wird die Last — und er
Hinaufgreift kühnlich in den hohen Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die auch „von Gottes Gnaden" droben hangen,
So unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.

Schill fand in seinem vielleicht zu raschen Unternehmen seinen Untergang; wäre es gelungen, so würde er hoch gepriesen worden sein. Aber hat er vergebens sein Blut geopfert? Nein! Wie aus dem Blute der Märtyrer die Kirche, so erblüht aus dem Blute des

Helden der Staat, die Freiheit. Schills Name flog durch ganz Deutschland, hielt das Selbstgefühl aufrecht, regte den Haß gegen die Unterdrücker an, entflammte zu kühner That, zur begeisterten Hingebung fürs Vaterland. Tausende in Deutschland durchzuckte das Gefühl, was der Graf Schwerin 1809 in Stockholm gegen Arndt aussprach: „Schill ist hin, die Dänen und Holländer haben ihn in der Fährstraße abgeschlachtet. Noch muß vor dem Satan Alles fallen!" — Und wenn auch Napoleon: Schill, Dörnberg, Katt, den Herzog von Braunschweig Räuberhauptleute nannte; seine Grausamkeit gegen Schills Genossen hat das Rachegefühl mächtig aufgestachelt, und selbst Laborde gesteht, daß sie ihm unter andern Umständen difficultés presque insurmontables entgegengesetzt und so selbst nach dem Unglück von Regensburg gezeigt hätten, daß es noch kühne Männer gebe*), welche für deutsche Freiheit glüheten: und an solchen brach 1813—1815 sein Arm und sein Muth. —

---

10) Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig.

Der Kaiser schlug zum Frieden ein;
Doch Herzog Wilhelm spricht:
„Wollt ihr des Teufels Diener sein,
Auf Ehr'! Ich bin es nicht.
Und drängt ein dreifach fränkisch Heer
Auf meine Schwarzen an:
Ich trage Leo's scharfe Wehr,
Und bin, gleich ihm, ein Mann!

Blumenhagen.

Unter den vier Söhnen des edlen, aber unglücklichen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand war der am 9. Oktober 1771 zu Braunschweig geborne Prinz Wilhelm der jüngste. Unter der strengen Hand seines Vaters entwickelte sich sein, von Natur feuriger Charakter, zu Ungestüm und Abgeschlossenheit, welche in den Jugendjahren leicht nachtheilige Folgen hervorbringen, aber auch eine gewisse männliche Kühnheit, welche zur Erwartung großer Thaten berechtigt. Schon 1786 wurde er vom König von Preußen zum Nachfolger seines Oheims, des Herzogs von Oels, bestätigt, und ging dann auf

---

*) Des hommes hardis osèrent encore tenter etc — de ce nombre l'histoire distinguera le brave et malheureux Schill, aussi interessant par son devouement, que par son courage! —

Digitized by Google

zwei Jahre zu seiner Ausbildung nach Lausanne. Seine kriegerische Laufbahn begann in dem Feldzuge von 1792—1795, wo er zweimal verwundet wurde, und in deren Folge noch lange litt; als Oberst eines preußischen Infanterie-Regiments kehrte er aus dem Felde zurück, wurde bald darauf General-Major und ehelichte 1804 eine Prinzessinn von Baden. Nach dem Tode seines Oheims wurde er 1805 wirklicher Herzog von Oels und Bernstadt, und nahm dann an dem Kriege 1806 gegen Napoleon lebhaften Antheil, mit dem ganzen Schmerz, den ihm die Schmach des Vaterlandes einflößte. Die unglückliche Schlacht bei Jena beraubte ihn des Vaters, wie des Erbes, das ihm nach dem Tode seines ältesten Bruders (Sept. 1806) und der an Augenschwächen leidenden andern beiden zugefallen war. Denn Napoleon ließ unter dem nichtigen Vorwande, daß der Herzog preußischer Feldmarschall sei (obgleich das mit dem Lande, welches keinen Soldaten gegen ihn ins Feld gestellt hatte, in keinerlei Beziehung stand), das Herzogthum besetzen, und erklärte, das Haus Braunschweig habe zu regieren aufgehört. Herzog Wilhelm, der bei Blüchers Heeresabtheilung stand, retirirte mit diesem bis nach Lübeck, und wurde, als die Franzosen nach einem muthigen, aber übereilten Ausfalle des Herzogs, ins Burgthor eindrangen, gefangen, mit der Aussicht, wie sein großer Ahnher, Heinrich der Löwe, heimathlos umherirren zu müssen. Eine tüchtige Diversion der Engländer, Russen und Schweden hätten nach der die Franzosen lähmenden Schlacht bei Eylau mächtig einwirken und Oesterreich zum Losschlagen bewegen können; allein man wartete vier Monate, bis Danzig gefallen war und die Schlacht bei Friedland den Frieden herbeigeführt hatte. Freilich war es auch nicht leicht, Petersburg und London, Stockholm, Wien und Berlin zu schnellen einmüthigen Bewegungen zu bringen: es gab weder Eisenbahnen noch Telegraphen!

Die Hoffnung, durch einen billigen Frieden zum Wiederbesitz seines Landes zu gelangen, wurde nicht erfüllt; Alexander hatte, von Napoleon bethört, Preußen und damit auch Braunschweig und Norddeutschland aufgegeben, das Herzogthum wurde dem Königreich Westphalen einverleibt. Herzog Wilhelm lebte darauf, aus preußischen Kriegsdiensten tretend, mit seiner Gemahlinn in Bruchsal, wo sie den 20. April 1808 an den erduldeten Beschwerden und Kümmernissen im sechsundzwanzigsten Lebensjahre starb, wie zwei Jahre später die verehrte Königinn Louise von Preußen am gebrochnen Herzen. Dieser Tod nährte seinen Hang zur Abgeschiedenheit und vermehrte seinen Haß gegen den Mann, der ihm Vater, Gemahlinn, Land und seinen beiden drei- bis vierjährigen Söhnen Carl und Wilhelm die Mutter und Erzieherinn geraubt hatte, und erzeugte in

Digitized by Google

ihm den brennenden Wunsch, gegen den Urheber seines Unglücks für die Befreiung des Vaterlandes und die Wiedererlangung seines Herzogthums zu kämpfen. Daher trat er auch in Verbindung mit dem Tugendbunde*) in Preußen, vielleicht ohne ein eigentliches Mitglied zu sein, denn dem Zwecke des Bundes gehörte jeder edle kräftige Mann an, welcher mit Blücher die Zuversicht und den Wunsch hatte: „Napoleon muß herunter!" und ihn zur That zu machen bereit war! Begierig ergriff er daher das Schwert, als Oesterreich sich mit Kraft zu einem neuen Kriege rüstete, eilte schon im Februar nach Wien, schloß mit dem Kaiser Franz, der ihn als Herzog von Braunschweig anerkannte, eine Uebereinkunft, nach welcher er als deutscher Reichsfürst, von England mit Geld unterstützt, ein Corps von 2000 Mann auf eigene Kosten zu Nachod in Böhmen sammelte und als Verbündeter des Kaiserhauses betrachtet und behandelt werden sollte, weshalb er auch keinen Rang im kaiserlichen Heere annahm, um seine Unabhängigkeit zu sichern. Ehemalige braunschweigische und preußische Soldaten und Offiziere: Bernewitz und Korfes, wie Dörnberg und Katte eilten zu ihm, aber auch manche wilde junge Leute, welche schwer im Zügel zu halten waren. — Schon ihre äußere Erscheinung sollte einen Kampf auf Leben und Tod, einen Kampf der Rache bezeichnen, darum wurde die Schaar in schwarzes Tuch gekleidet, führte einen Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Todtenknochen an ihren Hüten und hieß: die „Legion der Rache" oder die „schwarze Legion". Der Plan war, mit dem österreichischen General am Ende in Sachsen einzurücken, nach Hessen, Braunschweig 2c. vorzudringen, und im Rücken der Franzosen das nördliche Deutschland in Aufstand zu bringen. Wäre dies dort und in Sachsen geglückt, hätte man schon im April losbrechen und sich mit Dörnberg's und Katte's Unternehmung in Verbindung setzen können, so wäre Napoleon, wenn nicht bei Regensburg, doch nach der Schlacht bei Aspern in eine verzweifelte Lage gerathen, und Preußens Zutritt, für welchen Blücher, Scharnhorst, Gneisenau 2c. und die Stimmung des Volks nachdrücklich wirkten, gewiß nicht ausgeblieben, wenn auch der durch sein Unglück entmuthigte König in Hinblick auf das Bündniß Ruß=

*) Nach Schöll (hist. dès traites de paix) hatte sich neben dem Tugendbunde, der, weil dessen politischer Zweck vorsichtig verschleiert wurde und des Königs Genehmigung hatte, folglich sich nur auf Preußen erstrecken konnte, ein rein politischer Verein unter dem Herzog Wilhelm und dem Kurfürsten von Hessen gebildet, sous les auspices du duc de Br.-Oels et peut-être par le protection d'un autre souverain detroné, zu welchem wahrscheinlich auch Schill gehörte.

Digitized by Google

lands mit Frankreich jetzt, da Oesterreich noch keine Schlacht gewonnen, für zu gefährlich hielt, weil im unglücklichen Falle die Existenz des Staates auf dem Spiel stand. — Der Einmarsch in Sachsen verzögerte sich jedoch bis Ende Mai. Der gutmüthige, von Napoleon bethörte Sachsen-König war nach Leipzig und dann weiter nach Frankfurt gegangen, die sächsischen Truppen unter Thielemann standen bei dem Heere Bernadottes an der Donau; eilig wurden einige Truppen gesammelt, um Dresden zu decken.

Der Herzog erließ eine Proklamation, worin er die Deutschen zuerst an ihre Pflichten gegen das Gesammtvaterland erinnerte. „Wenn wir Deutschen früher Schlachten verloren, so lag es darin, daß wir nicht vereint handelten, daß man unter uns Mißverständnisse erhielt und durch Ränke das überall zu gewinnen wußte, was eine kraftvolle deutsche Nation vereint nie gestattet hätte. Wie, ihr Deutschen, wollt gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Aeltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt worden, deren Hab' und Gut von diesen Fremdlingen geraubt ward? Diese Franzosen wolltet ihr mit eurem Blute schützen? Eure Brüder sind es, gegen die ihr ziehet, welche gekommen sind, eure Fesseln zu zerbrechen und die deutsche Freiheit zu erkämpfen! Auf denn, ihr Hessen, Braunschweiger, Hannoveraner, Preußen und ihr alle, die ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinem Unterdrücker zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schimpflichen Joche zu befreien, unter welchem es schon lange seufzet. Der Augenblick der Befreiung ist da! Kein günstigerer erscheint wieder. Bonaparte's stolze Macht ist bei Aspern durch Karl, den Retter Deutschlands, zertrümmert."

Der General am Ende erließ auch eine Aufforderung an die Sachsen (9. Juni), sich mit Kaiser Franz zur Befreiung Deutschlands zu vereinigen. „Benutzet, Sachsen," heißt es, „diese Gelegenheit, um euch als wahrhafte Deutsche zu beweisen. Schließt euch an die gerechte Sache, kämpfet für Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit, und ihr werdet euch mit Ruhm bedecken; dagegen werden Schmach und Fluch der spätesten Enkel euch treffen, wenn ihr fortfahren solltet, Deutschlands Freiheit zu bekämpfen und für Europa's Unterjochung zu bluten." Zwar wurde Dresden besetzt und Lobkowitz dort Befehlshaber, zwar erschien der Herzog in Leipzig, und mehrere hundert Mann traten in sein Corps ein, zwar rückte eine andere Abtheilung Oesterreicher in Bayreuth ein, und ein Aufruf drückte das feste Vertrauen auf den deutschen Sinn dieser Bevölkerung aus, die sich noch immer nach der preußischen Regierung zurücksehnte, weshalb auch die preußischen Adler wieder errichtet wurden,

Digitized by Google

weil das Volk allerdings gegen Oesterreich gleichgültig war. Am 14. erschienen die Oesterreicher in Bamberg, und manches deutsche Herz erhob sich beim Anblick dieser Truppen voll Erstaunen, weil die Franzosen immer den Untergang desselben berichtet hatten, und die Bayern verhaßt waren, wie in Nürnberg, wo sich am 26. Juni ein Volksaufstand erhob. Auch in Mergentheim, dem frühern Sitz des deutschen Ordens, erhob man sich gegen die aufgedrungene würtemberger Regierung, wie Tyrol gegen Bayern. So schien durch ganz Deutschland der Odem der Befreiung zu wehen. — Aber im Ganzen fanden des Herzogs muthige Worte nicht den erwarteten Anklang: noch war die Zeit nicht reif, der Druck nicht tief genug auf alle gefallen; noch hofften manche Fürsten eigensüchtig Vortheile von Napoleon. In Sachsen hielt die Regierung noch fest am Bunde mit Napoleon, konnte sich nicht zu dem kräftigen Nationalgefühle erheben, das sich als Theil eines großen Ganzen betrachtet, für welches man leben und sterben soll; das Volk ward dadurch gehemmt. General am Ende zeigte sich schlaff, und voll österreichischer Langsamkeit, so daß Feldmarschall Kienmeyer, welcher zum Oberbefehlshaber des zu organisirenden Heeres ernannt worden war, mit Unwillen über jene Lauheit und diesen Schlendrian nach Böhmen zurückkehrte, während die Holländer unter Gratien, die Westphalen unter Jerome, die Sachsen unter Thielemann, der sich als der Thätigste bewies, herbeirückten. Doch richteten sie nicht viel aus, und die „schwarze Legion" fügte ihnen manchen empfindlichen Verlust zu, besonders als von Frankfurt her Junot und Kellermann über Bayreuth vordrangen. Die Feldherrngaben des Herzogs, der Heldenmuth seiner schwarzen Husaren zeigten sich im glänzendsten Lichte, daß die Franzosen weit hinter Bayreuth zurückflohen, welches die Oesterreicher wieder besetzten*). Die Entscheidung hing jedoch von einer zweiten Schlacht an der Donau ab. Sie erfolgte bei Wagram den 5. und 6. Juli. Der erste Tag fiel für die österreichischen Waffen günstig aus, obgleich

*) Hier ereignete sich ein lächerlicher Vorfall, der die Art und Weise, wie die Franzosen ihre Armeeberichte machten, ins Licht setzt: Junot, seines Sieges über die Oesterreicher sich gewiß dünkend, hatte im Voraus einen Bericht über die bevorstehende Schlacht abgefaßt, seinen Sieg berichtet, genau die Zahl der Todten, Gefangenen, der eroberten Kanonen und Fahnen angegeben, die eilfertige Flucht der Oesterreicher, und seinen Einzug in Prag am folgenden Tage berichtet, und der Bayreuther Zeitung mit dem Befehl überbringen lassen, ihn in die nächste Nummer einzurücken. Diese erschien gerade in dem Augenblicke, als Junot mit seinen Flüchtigen durch Bayreuth eilte, und die Nachricht des seltsamen Sieges erregte dort große Heiterkeit.

Digitized by Google

die Rheinbundfürsten und auch die Sachsen, welche Wagram erstürmten, aber wieder verloren*), muthig — für die Franzosen kämpften; am zweiten Tage siegte Karls rechter Flügel, sein Centrum behauptete sich, der linke Flügel erwartete den Erzherzog Johann, welcher den Befehl erhalten hatte, von Preßburg her sich ihm anzuschließen, dann wollte Karl, was kaum zweifelhaft war, den linken Flügel der Franzosen durchbrechen und mittelst eines allgemeinen Angriffs die Niederlage der Feinde vollständig machen. Johann, welcher schon am 5. früh diese Weisung erhalten**) und einen Tag und eine Nacht hatte, um seinen sechszehn Stunden starken Marsch auszuführen, erschien aber nicht; daher konnte Napoleon mit seiner Uebermacht auf den schwachen linken Flügel der Oesterreicher erschütternde Angriffe machen, und der Erzherzog gewann trotz des hingebensten Heldenmuthes, mit welchem sich seine Soldaten vertheidigten, schon um 1 Uhr Nachmittags die Ueberzeugung, daß dieser Flügel einer Niederlage nicht entgehen könne, wenn nicht Johann mit seinen frischen Truppen herankomme, denn sonst war er von Napoleon überflügelt. Deshalb entschloß er sich, um größerem Unheil vorzubeugen, den Rückzug anzutreten, der pünktlich, wie auf dem Paradeplatze, ausgeführt wurde. Von einer Niederlage konnte nicht die Rede sein, der Verlust der Franzosen war größer als die Einbuße der Oesterreicher, sie hatten auch mehr Fahnen und Kanonen erobert als verloren; daher auch Napoleon, trotz der Prahlerei seiner Berichte, diese nur sehr behutsam verfolgte. Leider hatte diese Schlacht den Nachtheil, daß bei der Masse des deutschen Volkes die Eindrücke des Sieges bei Aspern verwischt wurden, und schon sechs Tage später der Waffenstillstand von Znaym folgte. Der Wiener Frieden, den 14. Okt., vereitelte Deutschlands schönste Hoffnung Napoleon bedurfte ihn, er fühlte, daß rund um ihn her die Erbitterung wuchs, welche sogar am 13. Okt. den Naumburger Predigersohn Staps zu einem Mordversuch gegen ihn verleitete; aber er hielt sich trotzig, preßte dem

---

*) Dennoch zog ihr Lob dem Marschall Bernadotte den Tadel des eifersüchtigen Kaisers zu.

**) Auch hier zeigte sich wieder der große Vortheil eines unumschränkten militärischen Gebieters, der auch die Staatsmacht in seiner Hand hatte, welche dem Erzherzoge trotz seiner hohen Geburt fehlte. Herrschte doch selbst unter den franz. Heerführern keine Einheit, wenn Napoleon selbst z. B. in Spanien, Rußland und Deutschland fehlte. Warum Johann so spät (4 Uhr) erschien, ist nicht völlig klar. Er soll erst in der Nacht unmerklich ein vorgeschobenes Corps von der Donau-Insel zurück haben ziehen wollen. Karl legte bald darauf, aus Verdruß über die Parteiansichten, sein Commando nieder.

Digitized by Google

Lande noch einige hundert Millionen an Contribution aus, und erlangte einen Frieden, der Oesterreich ganz vom adriatischen Meere abschnitt, und den Herzog, der noch bei Zwickau stand, Preis gab.

Mit ritterlichem Sinne und dem ganzen Stolz seines Geschlechtes verwarf er die Anträge, ihn in den Friedensvertrag aufzunehmen, weil er die Ansprüche auf sein Herzogthum aufgeben sollte. Ergrimmt, aber unentmuthigt, faßte er den Entschluß, da in Deutschland nichts mehr für die Freiheit zu thun sei, sich von Oesterreich zu trennen, und auf eigene Hand den Kampf fortsetzend, entweder ruhmwürdig zu fallen oder sich nach England durchzuschlagen, aber Napoleon nie sich zu unterwerfen.

Er versammelte die Seinen und fragte: „Wollt ihr im Vertrauen auf euer gutes Schwert und eure gerechte Sache euch mit mir durch die Feinde bis an die Küsten der Nordsee schlagen, und jenseits des Meeres in England warten, bis durch Gottes Gnade bessere Zeiten kommen?" Jedem es frei stellend, ob er ihm folgen wolle oder nicht, deutete er zugleich auf die persönlichen Gefahren jedes Einzelnen, wenn er gefangen, erkrankt oder ermattet den Feinden in die Hände falle, da Mißhandlung, Gefängniß, Tod sie treffen werde, welche Napoleon für Räuber und Rebellen und außer dem Völkerrechte stehend, erklärt habe. Bis auf achtzehn Offiziere, welche Güter in Schlesien besaßen und ihre Entlassung erhielten, erklärten sich alle bereit, jede Gefahr mit ihm zu theilen, und bis an den Tod bei ihm auszuharren: denn Alle liebten ihn, obgleich er wenig sprach, nie lachte, wohl aber in seinem finstern, bärtigen Gesichte die Trauer um das Vaterland trug. Den 25. Juli ging der Herzog an der Spitze von 700 Reitern, 1200 Fußgängern, die Artilleristen, durch Bernewitz und Korfes geführt, von Altenburg nach Leipzig, und rückte nach kurzem Widerstande sächsischer Truppen am folgenden Tage ein; am 27. erschien er in Halle und am 29. vor Halberstadt. Sein Verfahren, wenn er auch in feindlichen Städten Kontributionen forderte, war gerecht, gemäßigt und menschenfreundlich, so daß er selbst die Anzeige erbitterter Bürger gegen diese oder jene, den Franzosen freundlich Gesinnten unbeachtet ließ. Von allen Seiten zogen indeß Feinde heran, um ihn den Weg abzusperren: aus Bremen kam der westphälische General Reubel mit 5 — 6000 Mann, Gratien rückte mit den Holländern von Erfurt her gegen die Nordsee, und die Dänen unter Ewald zogen von Glückstadt auf Hannover, in gleicher Absicht, um ihn einzuschließen. Halberstadt fand der Herzog von einem westphälischen Infanterie-Regiment aus Magdeburg unter dem, zum Großmarschall und Grafen v. Wellingerode ernannten französischen Obersten Meyronnet besetzt, um ihn von

Digitized by Google

Braunschweig abzuhalten, die Thore waren verrammelt, die Wälle besetzt. Doch der Herzog, von jeder Bewegung des Feindes durch die günstig gestimmte Bevölkerung (welche freilich seine Schaaren nicht wesentlich vermehrte, weil Oesterreichs Unglück niederdrückte und der Herzog bei seinem eiligen Zuge die Aufregung des Volks eben so wenig fördern konnte als wollte) unterrichtet, beschloß, die Feinde zu überfallen. Am Abend des 30. ließ er mit seinen vier Kanonen und zwei Haubitzen das Harslebener Thor sprengen, und in die Stadt eindringen, wo sich ein heftiger Straßenkampf entzündete. Die Westphälinger verbarrikadirten sich mit Wagen, Ackergeräthen ꝛc. und unterhielten ein lebhaftes Feuer aus den Häusern; allein die Verrammlungen wie die Häuser wurden erstürmt. Der Herzog selbst stieg vom Pferde, kletterte über einen hohen Zaun und griff den Feind in den Rücken an; 300 Todte lagen auf dem Platz, der Rest von 1400 Mann mußte sich ergeben, um nicht von den Kanonen der Legion zusammengeschossen zu werden. Am 31. Abends erreichte er unter lautem herzlichem Jubel sein Erbe und seiner Ahnen Wohnsitz, Braunschweig; in der London-Schenke stieg er ab, empfing die Landesbehörden und Bürger mit freundlichem Wohlwollen, und hielt offene Tafel unter großem Zudrang der Einwohner. Hier boten ihm Viele Gut und Blut an; er aber erklärte, „daß er nicht die ganze Stadt oder Einzelne der Rache des Tyrannen Preis geben wolle, daher nur diejenigen mitnehmen könne, welche ohne großen Nachtheil für ihre Wohlfahrt mitzugehen vermöchten." — Ernst und schweigend besuchte dann der vielgeprüfte Fürst die verödeten Hallen seiner Väter, begab sich unter Begleitung einer Menge Menschen zu den vor der Stadt lagernden Seinen, erklärte aber durch öffentliche Mauer-anschläge seine Rechte und „Hieronymus Bonaparte seinerseits für einen Räuber." — Der Hauptmann Crop hatte Elsfleth als den sichersten Ort der Einschiffung bezeichnet, wo, wie er wußte, Getreideschiffe mit Ausladen beschäftigt waren, und der Amtsschreiber Crop von Ricklingen, der Gegend überall kundig, wurde als Marsch-Kommissär mitgegeben: der Herzog zeichnete ihn später dafür öffentlich aus. Schon am folgenden Morgen kam indeß die Nachricht, daß Reubel mit 6000 Mann und 10 Kanonen bei Oelper stehe und die Holländer von Wolfenbüttel heran rückten. Doch der Herzog faßte rasch und besonnen seinen Entschluß: die vierfach überlegenen Feinde den 1. August bei Oelper anzugreifen; es war das elfte Gefecht seit seinem Aufbruche aus Sachsen. Fünfzehn Schützen mit einigen Kanonen wurden vorausgeschickt, welche, in einem Gehölze versteckt, den nahenden Feind unerwartet mit Kugeln begrüßten, so daß er verblüfft eine Weile Halt machte. Diesen Augenblick benutzte der Herzog, um

die Seinen vortheilhaft aufzustellen und die Feinde kräftig zu empfangen. Reubel konnte mit seiner Uebermacht nichts ausrichten, so oft er auch den ganzen Tag hindurch einen Angriff nach dem andern machte, immer wurde er zurückgeschlagen. Der Herzog selbst setzte sich jeder Gefahr aus, das Pferd unter dem Leibe wurde ihm getödtet; das Dorf wollte er jedoch nicht in Brand schießen, „damit Oelper nicht mit Unlust an ihn denke." In der Nacht mußte Reubel das Schlachtfeld räumen. Durch ein geschicktes Manöver täuschte der Herzog die Feinde, und machte Reubel und Gratien glauben, daß er auf Celle marschiere, um Bremen zu erreichen; als diese sich jedoch dorthin wandten, änderte er plötzlich seine Richtung und kam am 3. August früh in Hannover an, rückte am 4. nach Nienburg, wo er über die Weser ging und die Brücken abbrach, und, weil die Gefahr, vom Meere abgeschnitten zu werden, noch immer groß war, so ging der Zug am linken Weserufer in Eilmärschen weiter. Noch einmal täuschte er den Feind durch Absendung einer kleinen Truppe auf Bremen, wandte sich aber dann rasch durch Oldenburg nach Delmenhorst, wo er am 5. August ankam und die Nacht verweilte, worauf er am andern Morgen über die Hunte nach Elsfleth ging, und die dortigen Handelsschiffe in Beschlag nahm: die nöthigen Matrosen wurden gepreßt, in der Nacht vom 6. zum 7. fand die Einschiffung auch der gegen Bremen detaschirten Truppen statt. Erst als Alle am Bord waren, verließ der Herzog das Land, stieg mit 21 Offizieren in ein amerikanisches Fahrzeug, und fuhr am 7. triumphirend von dannen. Bei Bremerlehe begrüßten ihn zwar die Kanonenkugeln der Dänen, welche hier, wie in Stralsund gegen Schill, den Franzosen einen Freundschaftsdienst leisten wollten, und eine Batterie am Ufer errichtet hatten, welche namentlich die Brigg des Herzogs aufs heftigste beschoß, jedoch keinen sonderlichen Schaden anrichtete. Bei der Wesermündung nahmen neun englische Kriegsschiffe des Gouverneurs von Helgoland den Herzog auf, und am 14. August landete er an der englischen Küste, vom Volke mit theilnehmender Bewunderung empfangen; seine Truppen, auf der Insel Wright ausgeschifft, setzten ihren Kampf gegen Napoleon in Anschluß an die deutsche Legion mit Auszeichnung in Spanien fort, der Herzog erhielt einen Jahrgehalt von 6000 Pfund Sterling. — Die Expedition der Engländer, 40,000 Mann, welche auf unverantwortliche Weise verzögert, und, wenn sie nach der Weser, statt in die Sümpfe der Insel Walchern geschickt worden, dem Herzoge seinen Zug erleichtert, und sonst eine treffliche Diversion im Norden unsers Vaterlandes gemacht haben würde, kam erst den 30. und 31. Juli auf holländischem Boden an, wo sie ein unrühm=

Digitized by Google

liches Ende nahm, zwar Vlissingen bombardirte, sich aber nicht an Antwerpen wagte. —

Der heldenmüthige Zug des Herzogs auf einem 70 Meilen langen Wege — mitten durch zahlreiche und seit Dörnbergs und Schills Unternehmen wachsam gemachte französische, westphälische, holländische, sächsische und dänische Truppen, eben so verständig angelegt, als tapfer durchgeführt, — glich einem Wunder; und hatte er auch äußerlich keinen wesentlichen Erfolg: so war doch der moralische Eindruck bei Allen, welche es mit dem Vaterlande ehrlich meinten, namentlich in Norddeutschland, von großer Bedeutung und unendlicher Tragweite. Die Bewunderung des Heldenmuthes, der Feldherrntalente und der Tapferkeit des Herzogs, wie das Romantische und Geisterhafte dieses Zuges mitten durch ein vom Feinde beherrschtes Land stärkte den nationalen Sinn, erregte das eingeschlummerte Selbstvertrauen, begeisterte die Gemüther für eine künftige nationale Erhebung. Mit welcher Begierde lauschte man nicht auf jede Nachricht von ihm, und begleitete seinen Zug auf den Landkarten! Man fühlte, daß die Kraft des Volkes nicht gebrochen war, daß nur die Schlaffheit, Kurzsichtigkeit und Selbstsucht der Regierungen das bisherige Unheil verschuldet habe, man schloß sich näher an einander, besonders an die Patrioten des preußischen Tugendbundes, welche Alles zu wagen bereit waren, um Alles zu gewinnen, oder mit Ehren unterzugehen.

Im Frühling 1813, als die Morgenröthe der Befreiung Deutschlands anbrach, und Preußens Männer auf den Ruf ihres Königs zu den Waffen griffen in männlicher Begeisterung und Hingebung, da kam auch der Herzog aus England durch das befreite, aber wieder bedrohte Hamburg auf den vaterländischen Boden zurück; zu einer Anstellung im österreichischen oder preußischen Heere kam es nicht; England ließ sogar die deutsche Legion in Spanien für sich fortkämpfen, während sie unter dem Befehl des Herzogs in Hannover mit dem besten Erfolge für Deutschland hätte verwendet werden können und sollen. England verhinderte die Unterordnung der hannovrisch-braunschweigischen Lande unter die allgemeine Central-Verwaltung der Verbündeten, welche mehr Kraft und Einheit in die Maaßregeln zu bringen geeignet war, und über die Privat-Interessen erhaben, darüber wachen sollte und konnte, daß jedes Glied des deutschen Landes auch ferner seine Kräfte für das Ganze gehörig anstrenge. Der Herzog ging nun nach England zurück, ließ aber den Major Olfermann zur Bildung einer britisch-deutschen Legion in Wallmodens Hauptquartier zurück.

Nachdem die Leipziger Schlacht der Franzosenherrschaft in Deutschland ein Ende gemacht hatte, erschien am 6. November ein Abgeordneter des Herzogs in Braunschweig und rief zu den Waffen. Der Herzog, welcher am 23. December nach Braunschweig zurückkehrte, wurde mit Jubel empfangen, und bald standen 2000 Mann unter Major Olfermann zum Kampfe bereit. Der Herzog setzte eine Regierungs-Kommission ein, welche, unter dem Grafen Schulenburg, aus dem bisherigen Staatsrath Schmidt-Phiseldeck, dem früheren Ocker-Präfekten Reimann und dem Dr. Römer, bisherigen Lehrer am Carolinum, als Kabinetsrath zusammengesetzt war, und hob die bisherigen westphälisch-französischen Einrichtungen auf. Allein zur Regierung eines Landes weder durch Erziehung noch durch Erfahrung vorbereitet, griff der Herzog Vieles zu rasch an, stieß auf Widerstand und mußte Rückschritte thun: darüber wurde er oft getäuscht, weil er nicht selbst prüfen konnte, mißvergnügt und unmuthig, und von Andern um so eher verkannt, je weniger er seine Stimmung unter äußerer Freundlichkeit und Formen der Höflichkeit, deren sein Vater Meister gewesen, zu verbergen verstand. — Dem abgeschlossenen Frieden mit Frankreich nicht trauend, und neue gefahrvolle Ereignisse fürchtend, dehnte er seine militärischen Anstalten patriotisch, doch über die Kräfte des Landes aus, welches viel gelitten hatte, und zerrüttete dadurch die Finanzen noch mehr. Beim Ausbruche des Krieges 1815 führte er seine 10,000 Braunschweiger (d. h. einfünfundzwanzigstel der Bevölkerung, ein Zuschnitt, nach welchem ganz Deutschland über eine Million Krieger hätte stellen können und müssen) nach Belgien, wo er unter Wellingtons Oberbefehl stand, als Napoleon gegen diesen losbrach. — Wellington, der seine Truppen weit umher vertheilt hatte, befand sich mit seinen Offizieren am 15. Juni Abends auf einem Balle zu Brüssel, während Ney bei Quatrebas angriff, um die Verbindung zwischen Blücher und Wellington zu trennen, gerade da, wo letzterer mit bedeutender Macht hätte stehen sollen, um Blücher die verabredete Hülfe zu leisten, der auf diese Hoffnung hin die Schlacht bei Ligny (16ten) angenommen. Kaum vernimmt der Herzog den Donner der Kanonen, so wirft er sich aufs Pferd und sprengt mit seinen Schwarzen an den Ort der Gefahr. Hier sind zu wenig Truppen versammelt, der Prinz von Oranien zurückgedrängt und Ney hat mehre Vortheile gewonnen; kaum steht das braunschweigische Corps, dem die britische Division Picton und der hannovrische General v. Alten folgen, in Schlachtreihe, als die belgische Reiterei zurückgeworfen wird. Der Herzog hält die Franzosen mit seinem Husarenregimente auf, dann läßt ihn Wellington auf der Straße von Chartres vordringen und eine wichtige Anhöhe besetzen, wo er,

dessen Geschütz noch nicht eingetroffen, von den Franzosen mit Heftigkeit beschossen wird. Männlich stehen die Braunschweiger, der Major v. Cramm fällt, Rauschenblatt wird schwer verwundet. Mitten im Feuer hält der Herzog auf seinem schönen Pferde Tippo Saib, raucht gelassen seine Pfeife und ertheilt seine Befehle, ohne mit Geschütz antworten zu können. Gegen fünf Uhr drängt eine 5000 Mann starke Colonne feindlichen Fußvolks nebst Geschütz und Reiterei aus dem Walde bei Bossu die braunschweigischen Scharfschützen zurück. Ihnen eilt der Herzog an der Spitze seiner Uhlanen entgegen, auch das Leibbataillon rückt vor; aber die Kanonenkugeln lichten ihre Reihen, ein französisches Kürassierregiment sauset heran: es entsteht einige Unordnung. Der Herzog will die Ordnung wiederherstellen; da trifft ihn ein Schuß durch das rechte Handgelenke in den Unterleib und geht auf der entgegengesetzten Seite wieder hinaus. Es war ein dunkeler, regneriger Abend (7 Uhr), Pulverdampf verhüllt die Gegend, die Truppen kämpfen mit Anstrengung fort, ohne ihren Verlust zu bemerken, denn alle Offiziere sind in Thätigkeit. Der Korporal Külbel, später Tischlermeister in Braunschweig, sieht den Herzog vom Pferde sinken, mit zwei andern Soldaten trägt er ihn fort, damit er nicht in Feindes Hände falle. Noch einmal schlägt er die Augen auf und verlangt Wasser; es ist keins zu haben, dann schließt er die Augen auf immer! — Aber des Herzogs Wachsamkeit und Tapferkeit hatten Ney's Absichten verhindert und zwei Tage später ist der Sieg von Waterloo und der Sturz eines Kaiserthrones des kräftigen, deutschen Mannes würdige Leichenfeier!

Im vierundvierzigsten Lebensjahre führte ein tragisches Geschick den Herzog in den Schlachtentod, dem er so oft getrotzt und die Freunde des Vaterlandes beklagten seinen Verlust wegen seines vaterländischen und tapfern Gemüthes und wegen des Nachtheiles, den sein früher Tod auf die Erziehung seiner beiden, der Mutter schon früh beraubten Söhne Carl und Wilhelm hervorbringen mußte. — Von mittlerer Größe, mit hoher, schön gewölbter und einigen finstern Falten durchfurchter Stirn, mit lebhaften, blauen, von starken Braunen beschatteten Augen, mit feingeformter Nase, starkem Barte und kräftiger Brust von der Natur ausgestattet, glich er in seinem einfachen, schwarzen Rock und der kleinen schwarzen Mütze einem bloßen Soldaten; zeichnete sich aber auf dem Schlachtfelde durch kaltes Blut und Furchtlosigkeit aus. „Mit seinen Leuten," gesteht selbst eine 1820 erschienene französische Schrift, „alle Gefahren, Mühen und Entbehrungen theilend, hatte er aus ihnen ein Corps von Helden gemacht, schwach an Zahl, aber furchtbar durch Muth und Hingebung!"

Das Pferd, welches er in der Schlacht bei Quatrebras geritten, befindet sich ausgestopft im Braunschweiger Museum, sammt seinem Anzuge, Schärpe und Säbel, aber die Kleidung von 1809, welche bei Halberstadt, ohne ihn zu verletzen, von einigen Kugeln durchbohrt wurde, im Schlosse zu Windsor. Die Braunschweiger setzten ihm und seinem Vater 1822 zwei Ehrensäulen mit der Inschrift: „Seinen für Deutschland gefallenen Fürsten. Ihr Vaterland 1822. — Dem Einbruche in das Vaterland dem Feinde mit seinem Blute wehrend, sank Braunschweigs Welfe Carl Wilhelm Ferdinand, mit ihm seines Volkes Glück. — Des Vaterlandes von Feinden neu bedrohetes Glück schützend in rettender Schlacht sank Braunschweigs Welfe: Friedrich Wilhelm an seiner Kinder Spitze. — Ihr Ruhm lebt ewig, und mit ihm ihr Stamm dem Vaterlande zum Segen!"

IV. Norddeutschlands Auferstehn 1813.

11) Preußens Erhebung.

Das Volk steht auf! Der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände träg' in den Schooß.
Körner.

Napoleon verkannte indeß fort und fort die Stimmung, welche Deutschland erfüllte, und welche er selbst durch Thaten der größten Willkür vermehrte und steigerte. Unverkennbar ging sein Streben auf Gründung einer Weltmonarchie hin, und er sah nicht, daß sie durch sein eigenes Verfahren, durch die Verschiedenheit der Völker, welche er zusammenschmieden wollte, den Keim des Todes in sich trug. Nicht der gefährliche Kampf in Spanien, welcher die französischen Heere fortwährend decimirte, nicht der Besitz der Kaiserstochter, noch die Geburt des Königs von Rom mäßigten seine Herrsch- und Eroberungssucht: er schien auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen und jede Gewaltthat ohne Widerspruch üben zu können! Der Papst wurde 1809 aus Rom entfernt und sein Staat mit Frankreich vereint, Holland, dessen König nicht bloßes Werkzeug in der Hand seines Bruders sein wollte, wurde mit Frankreich vereint, „weil es eine bloße Anschwemmung des Rheins, der Maas und Schelde, diesen großen Pulsadern des französischen Reiches," sei; die ganze Küste der Nordsee an der Ems, Weser und Elbe mit Oldenburg, den freien Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck, wozu noch der König

von Westphalen ein nördliches Stück seiner Staaten wieder herausgeben mußte, wurden mit dem französischen Reiche vereint, unter dem Vorwande, „ihres Schleichhandels mit England;" der Fürst Primas des Rheinbundes, der einst so gefeierte Dalberg nun zum Großherzog von Frankfurt ernannt und ein williges Werkzeug in Napoleons Hand, erhielt erst den französischen Oheim des Kaisers, den Kardinal Fesch, zum Nachfolger, und dann den Anfangs zum Vice-König von Italien ernannten Stiefsohn Napoleons, den Prinzen Eugen Beauharnois, dem jetzt die Krone von Italien nicht mehr zugedacht war; und schon 1811 hatte der Kaiser die Absicht geäußert, Mecklenburg unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen, um auch die Küsten der Ostsee zu beherrschen, und dadurch den Grundsatz zu erkennen gegeben, daß der Besitz der Mündungen der Flüsse auch den Erwerb des Landes, durch welchen sie fließen, zur Folge haben müsse; selbst die Rheinbundfürsten mußten sich jede beliebige Umtauschung gefallen lassen, und ihre Einverleibung mit Frankreich war offenbar nur für eine gelegene Zeit aufgeschoben. Seinem unmittelbaren Reiche hatte er Anfangs diese Vasallen-Fürstenthümer als Vorwachten hingestellt, und mit ihrer Hülfe die seinem Weltreiche hinderlichen Mächte Oesterreich und Preußen geschwächt; bei jeder neuen Eroberung rückte er diese Vorwachten weiter hinaus, während er die übrigen Vorpostenländer mit seinem unmittelbaren Reiche vereinigte. Nach dem Tilsiter Frieden sollte das Großherzogthum Warschau als Wache dienen, und Frankreich wurde daher über den Rhein ausgedehnt. Jetzt stand noch Rußland im Wege, welches Napoleons Festsetzung im Norden Deutschlands und an der Ostsee, wie die Beraubung des verwandten oldenburger Hauses nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnte. Der Krieg begann. Siegte Napoleon auch in diesem Kampfe, so würde er sicher das Herzogthum Warschau vergrößert, Polen und Ungarn zu einer seinem Interesse ergebenen Regierung vermocht, und dann die Länder zwischen dem Rhein und der Oder für Bestandtheile seines großen Kaiserreichs erklärt, die Rheinbundstaaten, wie Preußen, aufgelöset haben. — Und wirklich schien das Unheil kaum abwendbar, als Napoleon mit einer halben Million Soldaten 1812 nach Rußland zog, die Macht des Rheinbundes und in den Hülfstruppen, welche Oesterreich und Preußen ihm stellen mußten, Geißel für deren Treue mit sich führend. Für diese beiden Mächte gab es 1812 mehrerlei Wege. Sie konnten sich mit Frankreich verbinden, aber dann war die Gefahr für sie nach Rußlands Schwächung um so größer; sie konnten mit Rußland einen Bund schließen, einen Volksaufstand in Deutschland organisiren; aber dann fiel die ganze Wucht der Macht Frankreichs auf sie, und Rußlands Heere standen noch

Digitized by Google

ferne; oder sie konnten abwarten, bis die Franzosen in den Wüsten Rußlands sich weit von ihren Hülfsquellen entfernt und auf diese oder jene Weise Unglücksfälle erlitten hatten, um dann in ihrem Rücken zu operiren. Der letzte Weg des Abwartens schien nach den früheren Erfahrungen, bei der Entfernung der Russen, bei der Umgarnung Preußens und den verwandtschaftlichen Rücksichten Oesterreich der sicherste, und erklärt die mancherlei wunderlich scheinenden Verhandlungen zwischen den Höfen Wien's und Berlin's, mit Paris und Petersburg. Zwar gab es in Wien und Berlin kühne Männer genug, welche für einen entscheidenden Schritt gegen Frankreich sich erhoben; aber Hardenberg wie der König von Preußen, Metternich und Kaiser Franz unterstützten diese Richtung nicht, und der Erfolg spricht für ihre Ansicht: obgleich Napoleon dadurch, daß er weder rechts noch links sahe, in seinem Uebermuth den Geist der Völker verkannte, und unbesonnen immer tiefer bis nach Moskau vordrang, den Untergang seines glänzenden Heeres selbst verschuldete.

Die Kunde von dem Brande Moskau's*), von dem kläglichen Zustande der französischen Armee auf ihrem Rückzuge**) durchzuckte ganz Preußen und einen Theil von Deutschland wie ein elektrischer Schlag. Die traurigen Reste einer Armee von 500,000 Mann, kaum 50,000 Mann, flutheten vom 18. December an größtentheils zu Fuß oder auf Bauernschlitten, ausgeplündert, oft ohne Hemden und Stie-

---

*) An der Ansicht, daß die Russen in heroischer Aufopferung ihre Hauptstadt selbst den Flammen preisgegeben, damit sie den Franzosen nicht zu einer bequemen Lagerstätte für den Winter dienen möge, wurden Manche, die es natürlich fanden, daß die Franzosen die That den Russen aufbürdeten, während diese ihren Feinden das Gehässige zuschoben, durch Rostopschin's Erklärung irre, daß er nicht der Urheber sei (la verité sur l'incendie de Moscou, Paris 1822); allein er handelte schwerlich ohne Vorwissen der Regierung und des Kaisers und wollte diese nicht compromittiren. Bignon in seiner histoire de France erzählt, daß der russische Staatsrath Meyendorf in einer Schrift über den Brand des Winterpalastes in Petersburg 1838 gesagt habe: „C'est là que fut rèsolu le sacrifice de Moscou“ und Moskau war ja nicht Rußland!

**) Das neunundzwanzigste Bülletin (Malodeczno, den 3. Dec. 1812) konnte ihn nur schwach verhehlen, wenn es auch am Schlusse lächerlich genug meldete: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist nie besser gewesen;“ Dieser hatte indeß schon drei Tage später vor Wilna heimlich die Armee verlassen, um unter Caulincourts Namen sicher nach Paris zu kommen, ehe die Deutschen sich besönnen und ihn unterwegs aufhöben. Seine völlig unerwartete tragisch-komische Ankunft (Mitternacht, des 14. Dec.) bei dem französ. Gesandten in Dresden — wo er beim Beginn des Feldzuges vor seinen Satrapen allen Glanz seiner Macht zum Imponiren ausgelegt hatte, — in einem Schlitten, blos von zwei Personen begleitet, erzählt Förster in einem Briefe an Theodor (Körner) in Wien. (S. Pandora I.)

feln, sogar in Weiberkleidern mit erfrornen Füßen und vielfach ohne Waffen in Königsberg hinein, wo sich (nach dem Berichte des Oberpräsidenten von Auerswald) am 21. December 255 Generale, 699 Obristen, 4412 Kapitaine und Lieutenants und — 26,590 Gemeine befanden. Die Bewohner, welche diese Elenden leicht hätten erschlagen können, sorgten, von dem entsetzlichen Anblick erschüttert, wenn auch mit finsterm Gesichte, gutmüthig für sie, wie es in Spanien 2c. wohl schwerlich geschehen wäre*). Der Muth dieser einst so hochfahrenden Herren der Welt war aber auch tief gesunken, die stolzen Marschälle waren bescheiden geworden. Selbst ein Davoust, der knechtische Verehrer Napoleons, bekannte: „das Elend hat uns vernichtet," obgleich er à la manière française, nicht unterlassen konnte, hinzuzufügen: „wir sind eigentlich nicht geschlagen;" Macdonald äußerte am 29. December in Gegenwart preußischer Offiziere: „Nur Preußen kann uns retten!" Der Graf von Chamberline gestand: „Wir waren Alle verrückt durch die Narrheit des Kaisers, der uns durch Pomp und Siege die Meinung einflößte, wir seien zur Weltorganisation bestimmt!" Die Rheinbundstruppen und selbst die Polen fühlten nach und nach, daß sie doch nur Spielbälle waren in der Hand des Kaisers und für seinen Vortheil; in Preußen brannten dagegen alle Herzen für den Krieg gegen das perfide Frankreich, und die Russen hatten erklärt, daß sie nicht als Feinde kämen, sondern als Freunde des Königs Frieden und Unabhängigkeit bringen würden; auch in Oesterreich war die Stimmung des Volks gegen Frankreich. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen! Die ersehnte Stunde schlug, wo Preußen, wo Deutschland ihre gebührende Stellung wieder einnehmen konnten: „Jetzt oder nie," war das Gefühl des ganzen Volkes, welches zu einer sofortigen Kriegserklärung bereit war.

Doch Preußen war durch die Besetzung seiner Festungen noch vielfach gefesselt, Napoleon rüstete eilig, Metternich fürchtete Rußlands Uebergewicht, und in Rußland selbst gab es eine Friedenspartei, welche an der Grenze stehen bleiben, im Frieden das Reich bis an die Weichsel ausdehnen, Europa für sich selbst sorgen lassen wollte,

---

*) Fain erklärt in seiner Geschichte des Krieges: „Der französische Soldat habe im Hause seines ausgeplünderten deutschen Wirthes ruhig schlafen können, ohne meuchlings ermordet zu werden, wie in Spanien und Italien." Diesen ehrenwerthen Charakterzug, der lieber zum Schwert als zum Dolch greifen will, gesteht auch Fr. v. Stael (de Allemagne) ein: „Die Deutschen sind im Allgemeinen aufrichtig und treu. Sollte je der Betrug in Deutschland einschleichen, so könnte es nur geschehen, um sich nicht hinters Licht führen zu lassen und zu zeigen, daß sie eben so gewandt sind, als die Ausländer."

und so sehr auch Stein den Kaiser Alexander für große europäische Gesichtspunkte zu bestimmen suchte: es war doch begreiflich, daß die Russen die Lage der Dinge auch vom russischen Gesichtspunkte und im russischen Interesse betrachten würden. Auch die russische Armee war sehr zusammengeschmolzen; Kutusow hatte an den Kaiser berichtet, daß sie in völlige Zerrüttung kommen würde, wenn er, ohne anzuhalten, seine Operationen noch weiter fortsetze, Wittgenstein hatte am Niemen Halt gemacht, und nur die Avantgarden und Kosacken gegen die Weichsel geschickt. Macdonalds Corps, bei welchem die Preußen standen, hatte auf seinem Rückzuge von Wilna her noch wenig gelitten, und Wittgenstein hatte es versäumt, es von Tilsit abzuschneiden, und dadurch konnten die Franzosen, wie sie es auch nach Yorks Abgang thaten, mit 30,000 Mann den nicht stärkern Wittgenstein den Weg nach Elbing verlegen. Was wäre aber der Erfolg gewesen, wenn York es vorgezogen hätte, bei Macdonald zu bleiben, und Wittgenstein wäre zurückgeworfen worden?*) Dann war der günstige Augenblick vielleicht wieder vorüber, ein Friede zwischen Rußland und Frankreich wäre erfolgt: aber Deutschlands Wiedergeburt auf lange unmöglich gemacht. Erst York's Trennung von den Franzosen belebte die erlahmende Verfolgung von Neuem und entfesselte die gebundenen Kräfte Preußens bis zur Oder. Yorks Entschluß hatte also auf den ganzen Gang des Krieges einen entscheidenden Einfluß. Seine Lage war jedoch höchst kritisch. Er verbarg es sich nicht, daß er nach militärischen Grundsätzen und zufolge seiner Instruktion ohne allen Vorwurf bleiben würde, wenn er so lange bei den Franzosen beharrte, bis der König seinen Entschluß gefaßt hatte; aber dieser Entschluß wurde dem Könige schwer, der Kampf wäre verzögert oder vielleicht ganz aufgegeben worden: dann blieb das Vaterland geknechtet. Folgte er seiner Ueberzeugung, daß höhere politische Gründe die Hand ans Schwert zu legen und Preußen in den Krieg hineinzuziehen geboten, so konnte er sich doch auch nicht die ganze Gefahr und die schwere Verantwortlichkeit, Preußen in einen Kampf auf Leben und Tod zu werfen, verhehlen. Wie aber, wenn der König sich nicht frei entscheiden konnte oder anders entschied? Wie, wenn Rußland nicht völlig treu und höchst thätig handelte? Wie, wenn nicht ganz Preußen: Volk und Heer zur höchsten Spannung aller Kräfte bereit war? Dann brach vielleicht nach kurzen, wilden Zuckungen, wie bei den Bewegungen der Polen, Alles zusammen, und ihn, der die Folgen

*) Der russische Diplomat Paluzzi gesteht daher uns: Jamais une convention n'a pu être conclu plus à propos pour nous.

nicht in seiner Hand hatte, traf der Fluch alles Unheils, er erschien als Verbrecher gegen König und Vaterland; und bei der Nachwelt, welche nach dem Erfolge urtheilt, galt er vielleicht als Verräther, wenigstens als Thor und Schwärmer*). Solche Ueberlegungen hätten einen weniger muthigen und in sich selbst gehaltenen und sich selbst vergessenen Mann leicht irre leiten können. York ergriff genau den letzten, aber auch den reifsten Moment für seinen Entschluß (vergl. Droysen), und that einen Schritt, den das gerettete Vaterland jetzt bewundert, der ihm aber den Kopf, und was mehr war, seine Ehre in den Augen der Welt kosten konnte. Gewiß setzte dieser Entschluß mehr festen Charakter, mehr aufopfernde Hingebung, mehr moralischen Muth voraus, als das gefährliche Wagniß einer gefährlichen Schlacht!

Doch auch dem König war die Entscheidung nicht leicht. Tief erschüttert durch das Unglück seines Heeres, im Glauben an die Tüchtigkeit der Befehlshaber vielfach irre gemacht, im Innern seines Gemüthes niedergebeugt durch den Verlust seiner hochherzigen Gemahlinn, durch die siebenjährigen Leiden seines Volkes und die Arglist und Treulosigkeit Napoleons, dessen weitere Absichten noch in Dunkel verhüllt waren: scheute sich sein einfacher, friedliebender Sinn und seine Bedächtlichkeit vor dem entscheidenden Worte.

Napoleon betrieb mit aller seiner raschen Energie neue Kriegsrüstungen und konnte mit einem neuen Heere eher an der Elbe stehen, als die langsameren Russen frische Truppen aus ihrem weiten Lande an den Niemen gebracht hatten. Konnte da nicht das 1806 viel getadelte zu frühe Angreifen von neuem statt finden. Die acht Hauptfestungen seines Landes waren noch mit Franzosen besetzt, er selbst in Berlin von Augerau's Heertheil umgeben, seine Truppen noch nicht gehörig gerüstet, sein Land ausgesogen, Rußland hatte ihn 1807 verlassen, Oesterreichs Beistand war unsicher, die übrigen deutschen Fürsten dienten Napoleon: ein neues Unglück mußte Preußens völligen Untergang herbeiführen. Und wiederum, sollte er sich fest an Napoleon hängen, konnte er noch Verpflichtungen gegen einen Mann anerkennen, der die Macht eines Eroberers gemißbraucht, alle Friedensbedingungen willkürlich verletzt, alle Rechte eines selbstständigen Staates mit Füßen getreten und dadurch jeden Vertrag aufgehoben

---

*) Der französische Minister Bassano las denn auch dem Pariser Senat am 18. Januar einen Bericht vor, in welchem Napoleon neue 300,000 Mann Rekruten forderte, worin es hieß: Le général York a trahi tout-à-la fois son honneur, son général en-chef et son roi. Und doch würden die Franzosen es jedem von ihren Generalen verargt haben, wenn er anders gehandelt hätte!

hatte; sollte er die Ketten fester schmieden helfen, die angelegt worden. „Das wäre, sagt W. Scott treffend, eben so vernünftig, als wenn die Sklaven eines türkischen Korsaren aus einer Art point d'honneur zu rudern fortfahren wollten, wenn die Kette zerbrochen ist" *).

Es war daher natürlich, daß der König, wie sehr er auch die Selbstständigkeit seines Staates und die Freiheit seines Volkes wünschen mußte, doch Anfangs sich über Yorks gefährliches Unternehmen sehr betroffen fühlte, und die Aeußerung dieser Betroffenheit gegen den französischen Gesandten war (da wohl Hardenberg u. a. von dem Vorhaben, den König zu einem Entschlusse hinzureißen, unterrichtet sein mochten, aber nicht der König, dem auch die Haupttendenzen des Tugendbundes unbekannt blieben), so offen, und bei dem geraden Charakter um so glaubwürdiger, daß jener in dieser Ueberzeugung nach Paris berichtete **). Zu rechtlich und in übergroßer Gewissenhaftigkeit gegenüber einem Manne, der ein sehr weites politisches Gewissen hatte, wollte der König Anfangs gegen Napoleon, der den Wortlaut des Allianzvertrages für sich hatte, nichts unternehmen, „bis dieser sich ins Unrecht gesetzt habe." Aus diesem Grunde ließ er die flüchtigen Franzosen ruhig ziehen (wie Oesterreich die Polen und Sachsen, welche mit Schwarzenberg den rechten Flügel der großen Armee gebildet hatte, durch österreichisch Schlesien zur großen Armee gehen ließ); er ließ sogar die Franzosen ihre Besatzungen in seinen Festungen verstärken, und erfüllte somit alle Pflichten eines, obwohl gezwungenen Bundesgenossen, der nicht, wie die Rheinbundfürsten, ihm untergeordnet war, sondern seine volle Souveränität mit großen Opfern aufrecht erhalten hatte. Jenes „sich ins Unrecht setzen" konnten seine Räthe ihm indeß, während sie die schwierigere Aufgabe zu lösen hatten, die argwöhnischen Franzosen und ihre arglistigen Späher bis zum rechten Augenblick zu täuschen, bei Napoleons hartnäckigem Sinne bald nachweisen. Die Forderung Napoleons, daß Preußen ein größeres Hülfsheer stellen möge, kam ihnen einerseits gelegen, um ihre Truppenzahl zu vermehren, theils gab sie Gelegenheit, Gegenanträge zu machen; Preußen schlug daher vor, daß unter Oesterreichs Ver-

---

*) Scotts Leben Napoleons wird von französischen und deutschen Schriftstellern oft mit einem Roman verglichen; allein er giebt aus englischen Archiven manche neue, treue Mittheilungen, z. B. über Hudson Lowe; dagegen verdient das Manuscript aus St. Helena diesen Namen: es ist ein Tendenz-Roman mit wenig Wahrheit und viel Dichtung.

**) L'indignation du roi a été réelle. Il y a dit ce prince, de quoi prendre une attaque d'apoplexie (Bignon IX.)

mittelung Friedensunterhandlungen angeknüpft und die Franzosen während derselben hinter die Elbe, die Russen hinter die Weichsel sich zurückziehen sollten: dadurch aber fühlte sich Napoleons Stolz verletzt. Auch in anderer Beziehung ließen die Minister, namentlich Hardenberg, die Klugheit nicht aus der Acht, obgleich sie von der Kriegslust häufig getadelt wurde. Unterm 5. Januar wurde beschlossen und am 19. in den Berliner Zeitungen bekannt gemacht, daß nicht allein die Convention mit den Russen verworfen, sondern auch York das Kommando genommen, und dem Generale Kleist übergeben werden solle, während man den Fürsten Hatzfeld nach Paris gehen ließ, um die Entrüstung des Königs zu bezeugen*).

Bedenkliche Zeichen erregten indeß die Befürchtung, daß Napoleon die Absicht habe, durch einen Staatsstreich den von französischen Truppen umgebenen König, gleich der spanischen Königsfamilie, entführen zu lassen; und schon hatte Augereau ihm den verdächtigen Rath gegeben, sich nach Cassel zu begeben. Um dies zu verhüten und einen freiern Entschluß zu ermöglichen, begab er sich mit seiner Familie, dem Staatskanzler den 22. Januar 1813 plötzlich von Berlin nach Breslau. Hier überzeugte sich der König auf der einen Seite immer mehr, daß Nachgiebigkeit gegen Napoleon nichts helfen werde und er sich von diesem das Schlimmste zu versehen habe; und auf der andern, daß der allgemeine Wunsch des Volkes und die Ereignisse selbst ihn unwiderstehlich zum Kriege gegen Frankreich drängen, und mit dieser Ueberzeugung war auch sein Entschluß gefestigt. In Breslau mit Begeisterung empfangen, von patriotischen Männern, wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und Hardenberg umgeben, wurden Anstalten ergriffen, das ganze Volk in Masse zu bewaffnen. Am 3. Februar 1813 erschien der Aufruf an die jungen Männer, sich freiwillig zum Dienste des Vaterlandes zu stellen und auszurüsten. Noch war nicht ausgesprochen, wen es gelten sollte; aber das Volk verstand den Wink, und wie groß auch die Erwartungen waren, welche man von diesem Aufrufe gehegt: das Volk übertraf die kühnsten Hoffnungen: es stand auf wie ein einiger Mann! Den 28. wurde ein Bündniß mit Kaiser Alexander geschlossen, welcher am 15. März nach Breslau kam, und am andern Tage erfolgte die

*) Die Sendung dieses Franzosenfreundes und selbst dupirten Mannes war ein Staatsstreich des vorsichtigen, leisetretenden Hardenbergs, der auch den Marschall Augereau im guten Glauben zu erhalten wußte, und darin, wie Metternich bei der lauten Freude der Wiener über die Nachrichten aus Rußland verfuhr. Die viel gerühmte Gewandtheit verließ die französischen Diplomaten, seit sie nicht mehr auf Napoleons Triumphwagen unterhandeln und dieser nicht mehr seinen Willen zum Gesetz machen konnte.

Kriegserklärung. In dem trefflichen Aufruf „an mein Volk" sagte der König: „Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns noch tiefere Wunden als der Krieg. Das Mark des Landes wurde ausgesogen. Uebermuth und Treulosigkeiten vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch als seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wisset, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Krieg nicht ehrenvoll endigen. Große Opfer werden von Allen gefordert; aber sie wägen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder ruhmvollen Untergang!"

Und dieses Wort, welches offen aussprach, daß Alles gewagt werden müsse, weil Alles auf dem Spiele stehe; dieses Wort, welches Palafox Antwort: „Kampf bis auf Messer" im großartigern Styl wiederholte, fachte den Funken der Begeisterung, welche in allen Herzen glomm, zur hellsten Flamme auf, so daß das gesammte Volk ohne Zagen und Murren zu den Waffen griff, und lieber Noth und Tod als Knechtschaft wollte. „Und vom Niemen," schildert Arndt, „bis zur Elbe, von Colberg bis nach Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling 1813 in ganz Preußen nur eine Stimme, nur ein Gefühl, nur ein Gedanke, das Vaterland und Deutschland aus Schmach und Fesseln zu befreien, und der Franzosen Uebermuth zu brechen." Krieg! wollten die Preußen, und jeder ehrenwerthe Deutsche mit ihnen, weil von Napoleon kein ehrenwerther und dauernder Friede zu erwarten stand; Krieg! war das Feldgeschrei vom Thron bis zur Hütte; Krieg! rief der Edelmann und Gutsbesitzer, dessen Habe geplündert war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Zwangsfuhren fallen sah; Krieg! der Bürger, den die Stockung aller Gewerbe und systematische Aussaugung mit dem Bettelstabe bedrohete; Krieg! der Tagelöhner, dem die Arbeit fehlte; Krieg! der Gelehrte, dem das freie Wort in Mund und Schrift versperrt war; Krieg! der Hausvater, welcher Wohlstand und gute Sitten durch fremde, verdorbene Gäste zerrüttet sah; Krieg! Jeder, dem deutsches Blut in seinen Adern rollte, dem fremde Sprache, fremde Gesetze, fremder Hohn und fremde Gewaltthat das Herz im bittern Zorne zusammenpreßte; Krieg! sangen die Dichter: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen," rief Körner, wer nicht mitkämpft, „ist doch ein elend erbärmlicher Wicht!" „Auf, ihr Jüng-

linge, auf! die Banner fliegen und der Stab des Feldherrn winkt dem Heere! Auf, der Stab heißt Heldenmuth und Ehre: Und in diesem Zeichen sollt ihr siegen!" rief Max v. Schenkendorf; „Zu den Waffen!" ermahnte H. v. Kleist, „zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen, mit der Keule, mit dem Stab strömt ins Thal der Schlacht hinab." „Gereinigt sei die schöne deutsche Erde. Auch nicht ein Franken-Fußtritt bleib' darin. Treibt sie wie eine hirtenlose Heerde zur Vaterblut gedüngten Erde hin": so sprach Blumenhagen; „Vorwärts, fort und immer fort!" mahnte Uhland. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ," rief Arndt, „der wollte keine Knechte!" und „Habt ihr wohl den Klang vernommen: wie der Schande Zentnerschwere sich von Deutschlands Nacken lös't, und die alte deutsche Ehre hell in Kriegsposaunen stößt? Preußen, Preußen, klingt der Klang. Tausend Stimmen rufen Amen, tausend Herzen glühen Dank ꝛc."; — Krieg, Krieg! mit diesem Ausrufe schickte die hülflose Wittwe ihren einzigen Sohn ins Feld, entließ die Braut, „stolz durch ihre Thränen lächelnd," den Bräutigam, ergriff der Jüngling, der kaum wehrhafte Knabe, der Mann im grauen Haare die Waffen, verließ der Gelehrte seinen Lehrstuhl, der Offizier seinen ehrenvollen Ruhestand, der Beamte seine ruhige Beschäftigung, der Vater seine zahlreiche Familie, und selbst Jungfrauen drängten sich unter mancherlei Verkleidungen zu den Waffenplätzen. Zehntausend Freiwillige meldeten sich binnen drei Tagen in Berlin; Jahn mit seinen Turnern, deren Nationalsinn und Körperkraft er seit mehreren Jahren geweckt hatte, wie der Kammergerichtsrath Eichhorn und der Stadtgerichsrath Eckhart gingen mit Freiwilligen zur Armee, das ganze Regierungs-Collegium in Breslau stellte sich zur Verfügung des Königs. Der Andrang von Beamten war so groß, daß eine eigne Verordnung vom 2. März bestimmen mußte, welchen und wie vielen Beamten der Eintritt ins Heer erlaubt sein solle, damit nicht die Staatsverwaltung ins Stocken gerathe*). Der geachtete Major v. Lützow erhielt am 18. Februar die Erlaubniß zur Errichtung eines Freikorps, „seiner wilden, verwegenen Jagd," in welches namentlich Studenten, auch aus andern Gegenden Deutschlands, freudig eintraten; die Linienregimenter erhielten täglich neue Streiter, die Landstraßen waren mit Männern bedeckt, welche jubelnd zu den Fahnen eilten, und bald konnte der König über 120,000 Streiter gebieten und 150,000 Mann Landwehr wurden formirt.

---

*) „In Oesterreich drängten sich," sagt Menzel, „als im August der Krieg erklärt wurde, auch Viele zu den Waffen; aber das österreichische Blut war bei weitem nicht so in Wallung, als das norddeutsche; dies blieb auch länger im Kochen."

Ganz Preußen war in einen Waffen- und Waffenübungsplatz verwandelt; jede Feueresse eine Waffenschmiede; die ganze Bevölkerung von Ost- und Westpreußen, von Pommern, Schlesien und den Marken schwärmte wie ein Bienenkorb; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf war von kriegerischer Lust und Freudigkeit durchdrungen, von welcher sich der keine Vorstellung machen kann, der es nicht erlebt hat. Unsere jüngere Welt, die weder den frühern Druck, noch den damaligen Aufschwung erfahren hat, kann darüber nicht mitreden; wer sie aber mit Bewußtsein erlebt hat, wird sie auch im Greisenalter weder vergessen, noch feige am Vaterlande verzweifeln! — Preußen war ein Sparta geworden, völliger und freudiger noch, als unter dem großen Friedrich! es war eine aus dem Innersten des Gemüthes hervorquillende, reine Begeisterung, die weit über das durch die Guillotine geförderte französische Aufgebot in Masse sich erhebt. So klein auch damals Preußens Macht schien, wie fest noch der Rheinbund an Napoleon geknechtet war, wie unsicher Oesterreichs Politik, da Metternich erst ganz gerüstet sein wollte, um einen billigen Frieden, der Napoleon auf den Thron und Rußland nicht zu mächtig werden ließ, vorzuschlagen; wie heftig auch Napoleon ergrimmt war, und Preußens Absichten zu verdächtigen suchte, er, dessen Politik weder rein noch edel war: das preußische Volk ließ sich weder irre, noch verzagt, noch übermüthig machen, war aber von so hohem Selbstvertrauen erfüllt, daß, wer Besorgnisse geäußert hätte, in Stücke gerissen worden wäre. In dieser Begeisterung und mit dieser Hingabe warf das Volk sich freudig in die Schlacht, und errang Sieg und Ruhm, welcher die Thaten der Sieger bei Marathon und Salamis, bei Morgarten und Sempach, bei Pultawa und Vittoria, bei Marengo und Austerlitz weit hinter sich zurückläßt, und die Niederlage von Jena glorreich und glänzend rächte; eine Begeisterung, welche selbst Franzosen, die allerdings aus Eroberungssucht oder im Revolutions-Taumel manche große Thaten gethan, zu dem Geständnisse nöthigte: „In Moskau wurden wir durch die Natur überwältigt; in Deutschland wurden wir durch etwas Edleres, Größeres besiegt: durch die religiöse und patriotische Begeisterung eines großen Volkes, das seine Unabhängigkeit, seinen Volkssinn und seinen Nationalcharakter wieder erobert hat“ *).

---

*) À Moscou nous fûmes accablés par la nature; en Allemagne nous fûmes vaincus par quelque chose de plus noble et de plus grand, par quelque chose de surnaturel; et que la France est digne de sentir et d'admirer, même dans un ennemi: l'exaltation religieuse et patriotique d'un grand peuple, qui reconquiert son independance

Eine Hauptschwierigkeit der Ausrüstung großer Streitmassen lag aber in der gänzlichen Erschöpfung der preußischen Staatskassen*), welche Napoleon, den Raub einer halben Welt nach Paris schleppend, durch allerlei neue Arten ungerechter Forderungen eben so habsüchtig als arglistig ausgesogen hatte, während der Marsch seiner Heere die Landleute durch Lieferungen an Pferden, Lebensmitteln 2c. ruinirte. Man mußte wiederum auf freiwillige Geldgaben rechnen; aber auch hier zeigte sich die Vaterlandsliebe, der Edelmuth und die Tüchtigkeit der preußischen Bevölkerung im glänzendsten Lichte. Wer nicht mit ins Feld ziehen konnte, legte seine Gabe auf den Altar des Vaterlandes; man gab nicht blos vom Ueberflusse, sondern legte sich Beschränkungen und Entbehrungen auf; die Armuth war zwar groß, doch größer noch die gerechte Entrüstung, die lebendigste Begeisterung; Städte und ganze Provinzen, Corporationen und Einzelne wetteiferten Geld, Pferde und Gewehre zu liefern; Wohlhabende rüsteten Freiwillige auf ihre Kosten aus, andere nahmen zu diesem Zwecke selbst Darlehen in ihre Grundstücke, manche Bürger gaben einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und mancher Bauer die Hälfte seiner Pferde.

Was die Männer zu den Waffen trieb, das bewog die Frauen zur Sorge für die Krieger durch Ausrüstung mit kriegerischer Kleidung, später durch Pflege der Kranken und Verwundeten, durch Gaben aller Art. Unzählig sind die Opfer, welche oft unter den rührendsten Umständen dargebracht wurden: die Jungfrauen brachten ihren Schmuck dar, die Hausfrauen ihr Silbergeräth, die Kinder ihre Sparbüchsen, die Dienstboten ihre Ohrringe, um dem Vaterlande ihre Schuld zu zahlen; Frauenvereine bildeten sich aller Orten, und sandten dem Heere auch Kleidung, Verbandmittel, Arzeneien 2c. in die Feldhospitäler nach.

Das Schönste aber war, daß bei diesem regen Eifer und unter diesem fröhlichen Gewimmel aller Unterschied des Standes, der Klassen, des Alters, nicht durch ein Citoyen-Titel-Gebot von oben her,

---

son genie et son caractère national (Marc-Girardin notices sur l'Allemagne. T. I. p. 78. 79.)

*) Der General Prittwitz erzählt in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813": daß der König während des Waffenstillstandes, erfreut über die treffliche Haltung der Bülow'schen Truppen, befohlen habe, jedem Soldaten ein Geschenk von 4 Groschen zu machen: und dieser Befehl aus Mangel an Geld nicht habe ausgeführt werden können. Aber gerade die Gewißheit, daß der König eben so arm sei, als sie, rührte die Soldaten tief, erhöhete ihren Stolz, feuerte sie an, dem Vaterlande bessere Tage zu erkämpfen.

sondern von selbst wegfiel, vergessen und aufgehoben wurde; daß Jeder in dem andern einen Waffenbruder sah, sich der größern Einsicht und Erfahrung auch des Geringsten willig unterordnete, und sich dem Dienste und Geschäfte freudig hingab, zu welchem er am brauchbarsten war; daß das hehre Gefühl für Vaterland, Ehre und Freiheit alle andern Gefühle verschlang, und alle sonst noch so erlaubten Rücksichtsnahmen auf eigne Verhältnisse und Vortheile aufhob! Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das schwere, lange Unglück: sie wollten auch gleich sein im Dienst und Gehorsam, und wie verschieden auch manche Führer in Charakter, Ansichten 2c. sein mochten, sie hatten doch immer ein Ziel vor Augen, und waren Eins, sobald es auf dessen Förderung ankam; und gerade ihre verschiedenen Persönlichkeiten dienten zur gegenseitigen Ergänzung*). Und so sehr erhob das gemeinsame Streben und das Gefühl der Pflicht die Gemüther des ganzen Heeres, daß das Niedre, Gemeine, Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnung (man denke nur an die greuelvollen Jahre 1792—1794 und selbst von 1848—1850) eine so weite Bahn geöffnet ist, durch keine Rohheit oder Ausschweifung, durch keine Tumulte und Volksmorde entweiht wurde. Auch der Geringste fühlte, daß er ein Bild der Bescheidenheit und Rechtlichkeit, des Ernstes und der Sittlichkeit sein müsse, eben weil er den Uebermuth, die Prahlerei, die Unzucht und Frivolität, die er an den Franzosen haßte, bekämpfen wolle, denn was mehr noch als der Fürsten Uneinigkeit Deutschlands Niederlage hervorgebracht: das war des Volkes wie der Fürsten Buhlerei mit französischer Sprache und Sitte!

So hat das preußische Volk sich offenbart in jener erhebenden Zeit (und Ehre und Preis sei ihm dafür zu aller Zeit!) und alle Stammgenossen hingerissen zur begeisterten Tapferkeit, zu ruhm- und

---

*) Der Verf. weiß aus Pertz: Leben Steins, aus Droysen: Leben Yorks, aus Müfflings 2c. Leben recht gut, daß, was auch ganz natürlich ist, Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und York, Müffling und Bülow sehr verschiedene Geister und Gemüther waren. Aber nie zeigte sich hier Zwiespalt wie unter Napoleons Feldherren, wenn er nicht bei ihnen war, in Spanien oder Rußland. Scenen dieser Art zwischen Murat, Davoust, Augerau berichten Segur u. a. War es doch schon bei der Berathung, ob die Armee von Smolensk auf Moskau marschieren oder dort die Winterquartiere beziehen solle, in Napoleons Gegenwart zu den heftigsten Streitigkeiten gekommen; hatte doch, als einst Davoust mit einem: „Votre Majesté n'a jamais fait à moitié etc.“ diesem nach dem Munde geredet, sobald Napoleon aus dem Zimmer gegangen, Murat jenem mit dem Stock in der Hand gedroht: „Lannes vous a offert de coups de fouet. Je vous donnerai des coups de bâton.“

siegreichen Thaten, an denen die spätesten Enkel sich unter gefährlichen Umständen erheben werden. Denn bei noch mangelhafter Ausrüstung (ganze Landwehr-Regimenter zogen ins Feld ohne Mäntel, ohne Tornister, mit Leinwandsäcken über den Rücken) waren die preußischen Krieger an Genügsamkeit, Nüchternheit und zäher Ausdauer den Spaniern gleich, aber an Disciplin und Kriegsgeschick ihnen weit überlegen. Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauerjungen, zierlichen Commis, welche nie Pulver gerochen, aus stubenhockenden Schreibern und Gelehrten gewandte, schlagfertige, und den Garden Napoleons ebenbürtige Divisionen erwuchsen, wird immer wunderbar bleiben, und ist nicht blos aus der Begeisterung der Zeit, der Kraft des ernsten Willens oder aus Scharnhorst's, den Volkssinn begreifenden Einrichtungen, sondern auch aus dem Charakter der norddeutschen Stämme, wie aus der Schule des großen Friedrich und den ruhmvollen Traditionen des preußischen Heeres zu erklären.

Die Preußen haben glänzende Siege erfochten über die Völker umher: bei Warschau und Fehrbellin gegen die Schweden und Polen, bei Hochstädt, Turin, Malplaquet, Roßbach und Kaiserslautern gegen die Franzosen, bei Prag, Leuthen, Liegnitz und Torgau gegen die Oesterreicher, bei Zorndorf gegen die Russen: — sie haben aber nie größere Tage gehabt wie an der Katzbach, Großbeeren und Dennewitz, bei Leipzig, Brienne, Laon, Paris und Waterloo: denn nie hat das gesammte Volk mit so hohem Geiste, und für eine so heilige Sache mit so reiner Begeisterung, solch' aufopfernder Hingebung, so vereintem Muth, solch' unverzagtem Sinne das Schwert gezogen, und die Brücke hinter sich abgeworfen. — Wer diesen Sinn undankbar verkennt oder schamlos verhöhnt, der ist ein entarteter Sohn des Vaterlandes, den treffe Schmach und Spott! — Mögen wir, wie an der frühern Erniedrigung, so an der männlichen Erhebung und an dem hingebenden Sinn der Väter in jener Zeit uns spiegeln, und nicht erst wieder durch Schaden klug werden wollen; an jenem Sinn: damit wir nach 1848 (wo zwar der erhebende Gedanke der Einheit und Vereinigung unsers Volks die Herzen erfüllte, aber auch manche verkehrte Wege eingeschlagen, manche unerreichbare oder nichtige Zwecke verfolgt, manche unlautere oder niedrige Mittel angewendet wurden), nicht wieder in die alte Sünde unsers Volkes fallen: das einheimische Gute, die vaterländischen Einrichtungen, die vaterländischen Thaten und Tugenden zu verkleinern, oder uns wohl gar der Uneinigkeit und der Mißgriffe einzelner deutschen Staaten zu erfreuen, der Einigkeit zu spotten und nur das Fremde zu kennen, zu lieben und zu loben: — auf daß unsere Söhne sich einst in den Stunden der Gefahr würdig

beweisen der Freiheit, welche die Väter mit dem edelsten Blute errangen!"

Und wie könnte die Erinnerung an jene Zeit der Erhebung irgend ein wahrhaft deutsches Gemüth kalt lassen, da selbst Franzosen, wie Marc-Girardin, Lacretelle, Chateaubriand rc., so selten sie sonst andern Nationalitäten, sich gegenüber, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, von derselben begeistert wurden. Sie aber schildern dieselben also: „Seit 1810 schien Deutschland unterjocht, die Fürsten und Höfe resignirt: aber das Volk schüttelte seine Ketten. Ueberall bildeten sich geheime Gesellschaften zur Befreiung des Vaterlandes, überall sprach man von Hofer und Schill, die Frankreich's Feinde blieben bis in den Tod. Die Grundsätze Fichte's erfüllten die Jugend mit Schmerz und bitterm Hasse gegen die fremde Herrschaft; die Lieder ihrer Dichter entflammten die Geister, indem sie, bald unter dem Schatten einer alten Eiche, dieses Sinnbildes und Nationalbaumes Deutschlands, der alten Herrlichkeit gedenken ließen, welche die Gegenwart zertrümmert hatte, bald der schönen und muthvollen Königinn, der die Schmach des Vaterlandes das Herz brach. Vom Norden bis zum Süden ergriff Alle das Gefühl der National-Einheit; nicht mehr Preußen, noch Hessen, nicht Braunschweiger noch Bayern: Ein Deutschland, das alte, heilige Deutschland für Alle! — — Was thaten dagegen während dieser Zeit unsere jungen Beamten, welche Deutschland regieren sollten? Sie, gehaßte Sieger und angenehme Materialisten, lachten über die Niederlagen der Deutschen, bespöttelten die Träume ihrer Philosophen, die Schwermuth ihrer Dichter, und nannten im thörichten Stolze auf ihre Sprache, das Deutsche ein Kauderwelsch, oder verlangten, daß die Deutschen sich nach dem Geiste Voltaire's oder dem Gesetzbuch Napoleons formen sollten! Aber diese Besiegten schliffen ihre Schwerter, diese Philosophen wurden Soldaten, dieses Kauderwelsch bereicherte sich mit Liedern der Rache und Verwünschung, diese Studenten vertauschten die friedlichen Hallen der Wissenschaft mit dem Schlachtfelde, die Feder mit dem Degen, schrieben sich nicht wie die unsern in jene Listen der Septembriseurs ein, welche ihre Schlachtopfer dem Meuchelmorde weiheten, sondern setzten unserer Blut-Hymne, unserm revolutionären Nationalgesange Strophen voll religiöser Erhebung und rein menschlicher Empfindung entgegen, gingen „mit Gott für König und Vaterland," mit Körners Gebet: „Vater, ich rufe Dich!" in die Schlacht, sangen mit Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte," und „Was ist des Deutschen Vaterland?" oder mit Körner, in welchem nicht der wohlfeile Enthusiasmus des Sängers hinter dem Schreibtische loderte: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht

los, wer legt noch die Hände träg' in den Schooß?" Und als Moskau's Brand auch in Deutschland hineinleuchtete, rief Körner: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen; frisch zu den Waffen!" Und „zu den Waffen!" wiederholte das ganze Volk."

„Und alsobald erhob sich durch ganz Deutschland ein furchtbares Geräusch von Waffen und Soldaten. Die Fürsten wurden Volksführer, die Professoren Offiziere, die Studenten Soldaten. Man ging zur Schlacht, wie gestern zum Hörsale. Alte Veteranen der Kasernen und des Feldlagers mischten sich mit diesem Haufen junger Theologen und Philosophen. Blücher marschirte mit Jahn! „Gott mit uns!" riefen die Proklamationen der Könige und die Stimme des Volks; „wir trotzen der Hölle und ihren Gesellen, wir sind Alle Deutsche, Alle freie Männer!" —

„Während der Ruf der Könige und der Dichter alle deutschen Herzen erweckte, zogen unsere matten, halberfrornen Krieger langsam durch fast schon feindliche Dörfer und Flecken. Ueberall begegnen ihnen auf ihrem Durchmarsche zornige Blicke, Hände an den Degen gelegt: nirgends Ruhe und Halt! Hinter ihnen ertönt, gleichsam, um ihre Flucht zu beeilen, ein langes Kriegsgeschrei: „An den Rhein, an den Rhein!" Dieses war Körners furchtbarer Refrain, in welchen ein ganzes Volk einstimmte. Vergebens thaten wir diesen schrecklichen Gesängen einen Augenblick bei Lützen und Dresden Einhalt, vergrößert durch hunderttausend Stimmen kehrten sie zurück, und bald erschallten sie uns zum Aerger an dem Rhein! Edles Deutschland, welche Tage der Begeisterung für dich, welche Zeit der Trauer und des Unglücks für Frankreich!" — —

Ja, was Preußen auch, wie jeder deutsche Staat, in den letzten beiden Jahrzehnten an Deutschland gesündigt haben mag, das hat es 1813 wieder gut gemacht wie kein deutscher Staat, sich an die Spitze der Erhebung gestellt und die andern hingerissen, zunächst Norddeutschland und Hamburg!

---

12) Hamburgs Erhebung und Todeskampf.

Dir auch flammten Moskwa's Thürme,
Krachten Donner an der Beresina, dir,
Dir auch hob in Leipzigs Riesenschlachten,
Heilig, heilig sich das Siegspanier.

Freudentheil.

In den ersten Jahrzehnten der französischen Revolution hatte Hamburgs Handel und Wohlstand, so lange seine Flagge neutral

galt und Hollands Schiffe nach der Besetzung dieses Landes durch die Franzosen von den Engländern feindlich behandelt wurden, sich ungemein gehoben. Französische Ausgewanderte und Flüchtlinge aus den Gegenden, welche Schauplatz der Kriegsgräuel waren, hatten sich in der friedlichen Republik niedergelassen, und wenigstens Anfangs eine Menge Gold den Schätzen beigesellt, welche der Handel stromweise der Stadt zuführte. Hamburg wurde vom In- und Auslande beneidet, und schien mit Polykrates zu der Frage berechtigt: „Gestehe, daß ich glücklich bin!" Doch, wer das wahre Glück nicht in äußern Dingen setzte, wer auf den innern Gehalt der Menschen mehr Werth legte, als auf den äußern Glanz, dem mußte der Schwindel, in welchem Viele, die dort schnell reich werden wollten, sich zu maßloßen Handelsunternehmungen hinreißen ließen (so daß 1799 Fallissemente bis 36 Millionen Mark-Bk. ausbrachen, deren Hälfte in der Stadt verloren ging), dem mußte die immer zunehmende und bis in die untersten Schichten der Bürger, die mit leichter Mühe viel Geld erwarben, eindringende Genußsucht und Ueppigkeit; dem mußte, bei der daraus hervorgehenden und durch leichtfertige französische Emigranten beförderten Sitten- und Religionslosigkeit, dem frühern rechtlichen und sittlich-religiösen Sinn der ehrenfesten Reichsstädter gegenüber, der wirkliche Werth eines solchen Glückes eben so bedenklich werden, als dessen Bestehen, wenn er einen Blick auf die politische Lage der Stadt warf, welche nach der Auflösung aller deutschen Reichsbande keines mächtigen Schutzes sich zu getrösten hatte, sondern wie ein offenes Boot im stürmischen Meere umherschwamm. So lange die preußische Demarkationslinie das nördlich Deutschland gegen französische Angriffe deckte, war freilich keine Gefahr, und gerade während dieser Zeit war der Aufschwung am größten. Die Besetzung der Stadt durch die Dänen (welche, unter dem Vorwande, das englische Eigenthum zu nehmen, sich ihrer Uebermacht gegen den kleinern Staat eben so ungescheut und ungerecht bedienten, als das mächtigere England gegen ihr Reich) dauerte nur von Palmsonntag bis Pfingstabend 1801, kostete aber der Stadt jeden Tag 1100 Thaler; die Besetzung Hannovers (s. Thl. I. S. 336) hatte jedoch schon die höchst nachtheilige, über zehn Jahre dauernde Elbblokade in ihrem Gefolge: der ganze deutsche Norden, besonders der auf jährlich acht Millionen Thaler geschätzte Leinwandhandel Schlesiens litt ungemein. Mit Preußen (1806) fiel aber, wie Jedem, der einen unbefangenen Blick in die Verhältnisse Deutschlands wirft, von selbst einleuchten mußte, auch Norddeutschland und Hamburg. Die Franzosen, welche schon früher durch Gelderpressungen, durch Entführung des engl. Gesandten bei Nacht und Nebel vom hamburger Gebiete gezeigt hatten,

wie wenig sie das Völkerrecht achteten, sobald der Vortheil lockte*), nahmen mit Hessen, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg auch die Hansestädte au nom de l'empereur, welcher schon längst kein anderes Recht anerkannte, als das — Faustrecht, sans façon in Besitz.

Blücher hatte sich, von drei französischen Heerhaufen verfolgt, nach Lübeck geworfen; er wurde aus der Stadt verdrängt, und die Einwohner, welche keinen Stecken gegen die Franzosen erhoben hatten, sechsunddreißig Stunden lang auf die unmenschlichste Weise geplündert (Schade: 12 Millionen) und gemartert, Greise erschlagen, Weiber brutal gemißhandelt, Kinder gegen die Wände geschleudert, und ärger behandelt, wie seit Tilly's Wallonen irgend eine deutsche Stadt von Türken oder Kosacken, durch das sogenannte civilisirteste Volk und im neunzehnten Jahrhundert, dessen Führer ihren Mangel an Ritterlichkeit durch die schnödeste Behandlung gerade dieser kleinen ohnmächtigen Staaten Jahre lang bewiesen**).

Wie der Bremer Senat am 11. November, der Lübecker am 28sten, so erhielt der Hamburger am 18. November die Anzeige, daß ihre Städte im Namen Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien in Besitz genommen würden.

Es war an einem trüben, unheimlichen November-Nachmittage (19ten), als der Marschall Mortier vor den Augen eines stummen, trüben und Unheimliches ahnenden Bürgerhaufens in Hamburg einzog und „sieben magere Jahre hereinbrachte, daß man aller frühern Fülle im Lande vergaß." Ein Eingriff in die Bürgerrechte, Eine Erpressung folgte der andern!

Schon am 21sten erschien das Gebot, binnen vierundzwanzig Stunden alles englische Eigenthum an Geld oder Waaren bei militärischer Strafe anzugeben. Die Bürger kauften diese Maßregeln mit sechszehn Millionen Franken ab, und beschlossen, daß nicht die Eigner, sondern der ganze Staat den Schaden tragen müsse, weil dieses Eigenthum,

---

*) Und doch hatte er im Reichs-Deputations-Receß 1802—1803 ausdrücklich erklärt, die Verfassungen der Hansestädte sollen unangetastet bleiben; und doch hatte er erst noch vor Kurzem ein Anschließen an Preußen, als ihrer Unabhängigkeit und Frankreichs Handelsinteresse gefährlich, ihnen untersagt.

**) Ein edler Franzose, der Prof. Villers in Göttingen schrieb empört darüber seine lettres à Mad. la Comtesse F. de Beauharnois rc., die ihm als Verleumdung der französischen Nation angerechnet wurden und ihn manchen Verfolgungen aussetzten. (Vergl. Wurms Programm über Villers, N. Lüb. Bl. 1835. Wächters histor. Nachlaß II. rc. Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. Neue Folge I. 1. Stillers schleswig-holstein. histor. Almanach auf das Jahr 1815 rc. [auch wegen der Abbildung eines Türken auf dem Titelblatte: der Türkenkalender genannt] rc.).

wie jedes andere, unter dessen Schutz stände. Das war edel gedacht, aber auch die Ansicht des Senats, daß die Eigner einige Procente mehr zahlen sollten, eben so gerecht als billig. Kein Schiff und kein Wagen durfte die Stadt verlassen, ohne ein bezahltes Certificat des französischen Consulates; die Dekrete Napoleons vom 17. December erklärten die britischen Inseln für blokirt, alles britische Eigenthum, alle Schiffe von England und seine Kolonien für gute Prise, allen Handel mit britischen Waaren, allen Briefwechsel für verboten, alle Engländer, auch wenn sie blos als Kaufleute kämen, für Kriegsgefangene. So wurde aller Handel vernichtet, 320 Seeschiffe verfaulten im Hafen, die Staatsabgaben wurden immer größer, und die Verarmung immer fühlbarer. Der Tilsiter Friede zerstörte die Hoffnung einer baldigen Befreiung, denn Preußen blieb in französischer Abhängigkeit, der Krieg Dänemarks mit England versperrte die letzte Communication über Tönningen; der Schmuggelhandel nahm auf eine das Volk demoralisirende Weise überhand, das Postwesen kam in französische Hände, „kein Siegel schirmte des Briefes Wort," kein Seufzer durfte vor Polizei-Spionen dem Munde entschlüpfen. Der Buchhandel wurde in die ärgsten Fesseln gelegt, die Censur verfuhr empörend (s. Perthes Leben. I.). Ein Brief nach England, auch blos in Privatangelegenheiten konnte Freiheit und Leben kosten. — Die Hoffnung auf Oesterreichs Erhebung und eine englische Landung schwand: aber noch hielt die Capitalisten die Anhänglichkeit an die Vaterstadt von Auswanderung ab, noch blieb bei einem Schatten von eigner Regierung die Aussicht auf eine Aenderung der Dinge: da vertilgte ein unerhörter Akt der Willkür, ein alle völkerrechtlichen Formen verletzender Federstrich auch die letzten Hoffnungsstrahlen. Lübeck, Lauenburg, Hamburg, Bremen, der ganze Küstenstrich Norddeutschlands (zum Theil dem Königreich Westphalen wieder entrissen), Oldenburg (ein Rheinbundstaat), engverwandt mit den Alliirten Frankreichs: Dänemark und Rußland, wurden den 13. Dec. 1810 nicht etwa mit oder zu einem deutschen Staate vereint, sondern dem großen franz. Reiche einverleibt, zu welchem es in Geist, Charakter und Sitte noch weniger paßte, als England, oder als Belgien zu Holland: kein Schatten von jener „unbeschreiblichen Begeisterung für die neue Ordnung der Dinge," welche der Moniteur der Welt meldete, zeigte sich; wohl aber eine dumpfe, schwüle Stille, wie vor einem Gewitter. Nicht das Opfer der Erzherzoginn Marie Louise (die Civilehe fand den 1. April in Compiegne statt, sechszehn von den nach Paris geschleppten Cardinälen weigerten sich, die Scheidung und neue Ehe anzuerkennen, und erfuhren Verbannung oder Gefangenschaft), nicht das Erwarten und die Geburt des Königs von Rom (den 20. März 1811)

konnten den Gewalthaber zur Gerechtigkeit, Besonnenheit und Mäßigung bewegen. Am 13. Februar 1811 wurde der hamburgische Senat cavalièrement aufgehoben, am 22ten trat die französische Verwaltung ein, ohne daß man nur daran dachte, die Bürger zuvor ihres Eides auf die alte Verfassung zu entbinden.

So war Hamburg nach tausendjähriger Gründung, die erst drei Jahre früher von den Bürgern feierlich begangen worden, als Staat ausgestrichen: unter schmerzlicher Empfindung traten Rath und Bürgerschaft zum letzten Male zusammen. Die französische Verfassung, die bei allem Formelwesen die unumschränkteste Gewalt eines Einzigen förderte, trat mit ihrem gehaßten Gefolge ein, in welchem man das wenige Gute kaum herausfinden konnte, und nicht beachten mochte.

War es auch ein Glück für die Stadt, daß Männer wie der zum Maire ernannte Senator Abendroth u. a. ihm Gleichgesinnte, so viel an ihnen lag, das Uebel zu erleichtern suchten, so schien dem Bürger doch die gesammte, aus den verschiedensten fremden und einheimischen Personen zusammengesetzte Verwaltungsbehörde nur eine Verschwörung gegen ihr Eigenthum und ihre Sicherheit.

Die Dekrete von Trianon und Fontainebleau (August und Oktober 1811) geboten das Verbrennen aller englischen Waaren, und die Franzosen trieben dabei ungeheure Bestechlichkeit. Das Grundeigenthum der Bürger verlor seinen Werth, die Zinsen der öffentlichen Schuld konnten nicht bezahlt werden, das Einziehen nicht nur der öffentlichen Kassen, sondern auch der Gelder milder Stiftungen: Waisenhaus, Krankenhof 2c., welche sich ihrer Zuflüsse beraubt sahen; die vielen neuen Abgaben, der Ruin der 428 Zuckersiedereien, der vielen Kattundruckereien, der Tabaksfabriken durch die französische Regle verdrängt, die Schiffe, welche im Hafen verfaulten, die Conscription, welche die waffenfähige Mannschaft jährlich auf die Schlachtbank lieferte: dazu noch die Willkür, der Uebermuth, die Geldgier und die Sittenlosigkeit der französischen Beamten: das gab bei einer Aenderung der Dinge Stoff genug zu einem gewaltigen Brande!

Alle Zeitungen berichteten jedoch von dem trefflichen Zustande der französischen Armee und ihren Siegen in Rußland. Am 6. Dec. mußte in Hamburg ein Te Deum wegen der Einnahme von Moskau gesungen werden. Von Berlin kamen jedoch Nachrichten über den schlechten Zustand der französischen Angelegenheiten, wahrscheinlich durch Männer des Tugendbundes. Am 13. — 15. December erhielten die Kaufleute durch Briefe aus Leipzig Kunde, daß Napoleon im strengsten Incognito auf seiner Flucht durch Dresden geeilt sei. Die Polizei konnte die Verbreitung solcher Nachrichten nicht ganz hindern. Da erschien am Weihnachtsabend plötzlich das 29. Bülletin, d. d.

3. December 1812, und bekannte, die „am 6. November noch so schöne Armee sei durch die greuliche Jahreszeit am 14ten ganz vermindert gewesen, ohne Cavallerie (30,000 Pferde seien in wenig Tagen gefallen), ohne Artillerie und ohne Fuhrwerk, die Kosacken, diese sonst so verächtliche Kavallerie, die blos Lärm mache, zeige sich furchtbar. Doch hieß es, der Feind habe alle ernsthaften Angriffe zu bereuen gehabt: der schauderhafte Uebergang über die Beresina wurde blos mit einem: „sehr beschwerlich" abgemacht; die Armee fühle indeß das Bedürfniß, zu ihren Magazinen, nach Wilna, zu kommen. Der Kaiser sei mit dem guten Geiste der Garde zufrieden, und die Gesundheit Sr. Majestät nie besser gewesen." — Diese Nachrichten bereiteten ein frohes Weihnachtsfest! Doch immer suchten die Zeitungen zu täuschen: und daß die ganze ungeheure Armee vernichtet sei, ahnte noch Niemand.

Der Januar verging, die Spannung wurde immer größer, die Hoffnung auf baldige Erlösung in Norddeutschland immer stärker: Einige tausend Mann regelmäßige befreundete Truppen, um welche sich das Volk schaaren konnte, würden hier einen Aufstand zur Folge gehabt haben, welcher einen neuen französischen Feldzug an der Elbe vielleicht unmöglich gemacht hätte. In Hamburg selbst waren einige Männer zusammengetreten, v. Heß, Perthes, Frd. Benecke, Mettlerkamp, Prell, Ewald, Spekter, Hülsenbeck, der Graf v. Westphalen &c., welche sich mit einander über die Errichtung einer Bürgerbewaffnung besprachen, um der kräftigen, aber ungeordneten, zum Losschlagen bereiten Menge Zusammenhang zu geben. Jeder von ihnen zog tüchtige Männer aus allen Ständen herbei. Eine von dem Buchhändler Perthes verfaßte Denkschrift an den Herzog von Oldenburg machte die Volksstimmung bekannt, die Sehnsucht nach baldiger Befreiung, die Bereitwilligkeit zu jeglichem Opfer, die Hülfsmittel, welche die norddeutschen Länder nicht nur zur Erkämpfung der Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes, sondern auch zur Gründung eines neuen Staates darböten, der diese Unabhängigkeit auch für die Folge verbürgen könne: man forderte ihn, den in England, Dänemark und Rußland viel Vermögenden auf, im Anfang des Frühjahrs wo möglich selbst an der Spitze, wenn auch nur von 10,000 Mann, zu erscheinen, und im Vertrauen auf Gottes Hülfe und deutsche Treue das Werk zu beginnen. „Allgemein," hieß es am Schlusse, „ist Hoffnung und Wunsch auf Sie, durchlauchtigster Herzog gerichtet, der sein Land, wie Keiner, glücklich machte, der deutsche Art und Kunst würdigte, und die Ehre rettete, indem er der Gewalt mit hoher Würde wich." Perthes brachte diese Schrift am 21. Febr. selbst zu dem Grafen Adam Moltke nach Nietschau und kehrte über Eutin und Lübeck (25ten)

nach Hamburg zurück. Eine ähnliche Denkschrift ging durch den russischen Agenten in Altona an das russische Ministerium; andere Männer von Einfluß am gegenseitigen Elbufer gingen nach England, um das englische Ministerium mit der Lage und den Bedürfnissen bekannt zu machen.

Der König von Preußen war indeß von Berlin nach Breslau (27. Januar) gegangen, die Russen und Preußen waren der Oder näher gerückt, die Spannung wurde größer. Lauriston hatte den Auftrag, französische Truppen bei Magdeburg zu einem fünften Armeecorps zusammenzuziehen, und deshalb die Garnison Hamburgs unter Saint-Cyr geschwächt. Die Unsicherheit, welche die Franzosen unter diesen Umständen empfanden, suchten sie durch Strenge, Grobheit und Willkür zu verdecken, und vergrößerten dadurch die Erbitterung über die Douanen, welche an jedem Thore die Eingehenden strenge und oft brutal durchsuchten, wie über die Durchsuchung der Häuser nach verbotenen (englischen) Waaren, welche in die geheimsten Winkel drang. Fünfjährige Kettenstrafe und Schandpfahl trafen einen Arbeitsmann, der mit Mobilien einige Pfund Indigo von Altona, und zwar ohne sein Vorwissen, hereingebracht; ein hannovrischer Bauernknecht, der eine Schiebekarre voll Tabaksblätter von der westphälischen Grenze herübergebracht, wurde vom Gerichtshof in Hamburg zum Tode verurtheilt, weil er mit dem Knittel gedroht hatte. Ganze Familien, Mann und Weib, Knaben und Mädchen, welche keine anderen Subsistenz-Mittel hatten, ernährten sich, trotz der Schilderungen französischer Blätter von der Zufriedenheit und dem Wohlstande der Bürger, dadurch, daß sie kleine Portionen Kaffee, Zucker, Gewürze ꝛc. an allen Theilen ihres Körpers, Syrup selbst in ihren Stiefeln in die Stadt zu bringen suchten. Als diese, welche zahlreicher wie sonst hereinkamen, hatten die Douanen den 23. Februar Abends geschossen. Früh am folgenden Morgen drängten sich größere Schaaren ins Thor. Die Zollwächter wollten sie mit Gewalt zurücktreiben, stießen einige in die Wache. Plötzlich stand der Menschenstrom, griff die Pallisaden an, durch welche der Eingang so versperrt war, daß nur einige Menschen neben einander hineingehen konnten, riß sie nieder, erstürmte das Wachthaus, warf die Douaniers zu den Fenstern hinaus, zertrümmerte das Gebäude bis auf den Grund und wälzte sich in die Stadt. An der Elbe hatten die Franzosen zugleich einige Schiffe bereitet, um vom Baumhause aus nicht allein Fässer mit Geld nach Harburg zu bringen, sondern auch einen Theil der Präfektur-Garde (aus Bürgersöhnen bestehend, welchen es verheißen war, daß sie außer der Stadt nicht dienen sollten) wegzuführen. Das reizte die Wuth der Menge, welche auch

hier sich versammelt hatte: die jungen Leute wurden befreit, die Douaniers mußten unter dem Schutz der starken Hafenwache fliehen. Der Maire Abenroth, ein entschlossener und beim Volke beliebter Mann, welcher die Ruhe wieder herstellen wollte, kam in Gefahr, weil sich ihm ein sehr unbeliebter Polizei-Kommissär (Nohr) zugesellt hatte, und flüchtete sich in ein befreundetes Haus. Nohr kam schlimmer weg, und wurde nicht allein körperlich gemißhandelt, sondern sein Haus in der Breitenstraße, Ecke des Barkhofes, spolirt. Hier hatte sich ein gährender Volkshaufe eingefunden, stand eine Weile und sahe das verschlossene und mit festen Laden versehene Haus an, laut die Angeberei des Besitzers verwünschend. Da legte ein Milchmann seine Tracht ab, hob einen Stein hinter den in der Straßenmitte stehenden Brunnen auf, und warf ihn in das zweite Stockwerk, wo er klirrend durch die Fenster in das Steinzeug fuhr, womit jener Mann Handel trieb; ein Hurrah und neue Steinwürfe folgten, die Hausthür wurde aufgesprengt, alle Mobilien zum Fenster hinausgeworfen und selbst die Wände des Hauses ausgeschlagen. Einige junge Leute aus der gebildetern Klasse sahen von ferne diesem Schauspiel der Volkswuth zu, und äußerten ihr Mißfallen mit den Worten: „Wie, wenn der Mann doch unschuldig wäre; wie leicht kann man einen bösen Schein auf sich laden.“ — Zahlreiche Schaaren Volks durchzogen die Gassen; wo ein französischer Adler über der Thür einer Tabaks-Regie oder eines Lotterie-Comptoirs sich zeigte, wurde er heruntergerissen, zerschlagen und mit Füßen getreten, französische Soldaten und Offiziere gemißhandelt: bald war kein französischer Adler noch Soldat mehr zu sehen. Ein Volkszug drang in das zum Tribunal erster Instanz gemachte Rathhaus, wo man eben beschäftigt war, die jungen Leute, welche durch eine neue anticipirende Conscription zu Soldaten bestimmt waren, loosen zu lassen, bahnte ihnen einen Weg ins Freie, und verfolgte die eiligst entschlüpfenden Behörden mit Zischen und Pfeifen. Noch am Nachmittage waren Volkshaufen, Männer, Weiber und Kinder beschäftigt, die Wachthäuser am Altonaer Thore und in der Vorstadt, hart an der Stadt Altona, bis auf den Grund niederzureißen, Holz, Thüren, Fenster und Schlösser wegzutragen, unter Gelächter und Volkswitzen, mit solcher Ruhe, Ordnung und Gemüthlichkeit, als ob in Stadtdiensten gearbeitet werde; die französischen Schildwachen sahen jetzt ruhig zu. Da kam eine Abtheilung dänischer Husaren (etwa 50 Mann), welche der General Saint-Cyr*) (der

*) Nach andern auf den Wunsch des Maire, „den Bürgern Hamburgs zum Beistande.“

außer den Douaniers kaum 500 Mann Soldaten hatte) von dem Altonaer Commandanten, v. Haffner, erbeten hatte (es war etwa drei Uhr Nachmittags) aus Altona geritten, sahen lächelnd die Arbeitenden an, und wurden mit lautem Hurrah von ihnen und den umherstehenden Bürgern bewillkommt. Hätten in diesem Augenblick die Dänen die Bürger berufen, und versichern können: „Wollt ihr Holstein angehören, so sollen die Franzosen auf Nimmerwiedersehen fort;" es würde wahrscheinlich ein allgemeines Ja! erfolgt sein! — Drei bis vier Franzosen mochten indeß umgekommen, und eben so viele vom Volke erschossen oder erstochen worden sein. Die Douaniers befanden sich mit Weib und Kind im Baumhause, ihre Abberufung nach Harburg ꝛc. erwartend, und die Wache besetzte zu ihrem Schutze, die günstige Lage benutzend, die Rosenbrücke und die andern dorthin führenden Straßen. Kein gebildeter Bürger hatte an dem Tumulte Theil genommen, kein Privateigenthum war sonst angegriffen worden; allein man konnte nicht wissen, was noch geschehen würde, besonders wenn am Abend die Handwerker ꝛc. Feierabend gemacht hatten. Das benutzten einige Bürger, um bei dem General Carra Saint-Cyr die alte Bürgerwehr, welche die Franzosen aufgelöset hatten, wieder ins Gewehr zu rufen, damit diese Ordnung und Sicherheit wieder herstellen möge. Die Franzosen wünschten nun zwar von Herzen Sicherheit; aber sie fürchteten doch auch, den Bürgern Waffen in die Hände zu geben; der Commandant, der Maire und die Municipal-Räthe konnten mit v. Heß ꝛc. nicht über die Form und Zahl der Bürger einig werden. Endlich erlaubte man 500 Mann in 5 Kompagnien unter v. Heß Commando; Trommelschlag und schnell herumgeschickte Einladungen riefen die Bürger zusammen, die Wachen wurden besetzt, und bald war der Tumult zu Ende: die Tumultuanten, welche zum Theil ihre Dienstherren unter den Waffen sahen, gingen nach Hause, Patrouillen zogen durch die Stadt, die Wirthshäuser wurden geschlossen, die Waffenübungen in einigen Häusern und Wohnungen aber fortgesetzt*).

Fast zu gleicher Zeit brach in Lübeck, Buxtehude, Stade, Lüneburg ꝛc. der Unwille gegen die Vaterlandsfeinde auf dieselbe Weise los. Als die Nachricht des Hamburger Aufstandes an Lauriston in Magdeburg gelangte, ließ er ein Kriegsgericht nieder-

---

*) Am 3. März gingen die neu gebildeten Reserve-Kompagnien auseinander, weil die Hauptleute der alten Bürgerwachen wieder in Thätigkeit traten, und eine feindliche Stimmung sich gegen das neue Unternehmen verbreitet hatte. Heß trat überhaupt gegen die allgemeine deutsche Gesinnung, in welcher Benecke und Perthes die Sache behandeln wollten, auf.

setzen. In der Nacht vom 2. zum 3. März wurden zwanzig Personen verhaftet, und am Mittage des 3ten sechs derselben, auf bloße Verdächtigungen hin durch ein Peleton ungeübter Conscribirten nach mehrmaligen Salven abgeschlachtet. Weitere feige Grausamkeiten gegen die übrigen wurde durch des Maire entschlossene Erklärung, daß er die Erhaltung der Ruhe der Stadt, den laut murrenden Bürgern gegenüber nicht verbürgen könne, abgewendet. Noch immer kamen indeß keine bestimmten Nachrichten von dem Heranrücken der Russen, vielmehr verbreiteten die Franzosen das Gerücht, daß der Kaiser mit 40,000 Kerntruppen im Anzuge sei; aber kurz darauf rüsteten sich die Franzosen zum Abzuge, nachdem Saint-Cyr die Besetzung der Stadt den Dänen angeboten. Am 12. März zogen sie ab, 1200 Mann stark (Labaume giebt gewiß unrichtig 5700 Mann an). Berittene Bürger begleiteten die Generalität, das Volk verhielt sich ernst, aber ruhig; die Franzosen nahmen einige Wagen Geld mit, ließen in der Stadtkasse — 198 Fr. zurück. Der Abzug geschah übereilt; denn der französische General Morand*) war mit der Besatzung von Stralsund auf dem Marsche an die Elbe; beide vereint, hätten die Befreiung Hamburgs schwierig machen können. Es waren jedoch auch Nachrichten aus Berlin und von dem russischen Obersten Tettenborn eingetroffen; seine Stärke, die das Gerücht vergrößerte, glaubte Saint-Cyr inmitten einer erbitterten Bürgerschaft von 100,000 Menschen, und im Rücken Aufstand, nicht gewachsen zu sein; er vereinigte sich daher mit Morands 3400 Mann in Bergedorf, und ging beim Zollenspieker über die Elbe, während 6 Kanonen nebst Bedeckung den einzigen Weg vertheidigen sollten, auf welchem Tettenborn ihm nahe kommen konnte. Allein die Kosacken setzten durch wirksame Schüsse die Leute in Schreck, so daß die Kanonen in ihre Hände fielen. Die volkreiche Stadt war nun sich selbst überlassen, ohne Besatzung, ohne Gericht, ohne Polizei, mit einem Worte, vom 12.—18. März ohne alle Regierung, und es gereicht den Bürgern zur hohen Ehre, daß in dieser ganzen Zeit auch nicht der geringste Unfug, nichts, was auch nur im mindesten das Dasein einer schützenden Gewalt vermissen ließ. Die Freude über die nun wieder erlangte Unabhängigkeit unterdrückte beim Volke jede andere Empfindung, und diese Freude hatte nichts Rohes, nichts Zügelloses. Sie hatte alle Gesichter verklärt,

*) Die Franzosen wollten die Annähernng der Kosacken so wenig zugeben, daß Morand in der Stralsunder Zeitung die Erklärung einrücken ließ: Es hätten sich polnische Juden und andere Herumtreiber als Kosacken verkleidet, um zu plündern.

und alle Herzen gemildert. Eine unermeßliche Menge strömte durcheinander und nebeneinander in den Straßen, ohne Tumult, Bekannte und Unbekannte redeten einander an, wünschten einander Glück, und manche fromme Aeußerung bewies, daß sich noch nicht aller religiöse Sinn bei der Menge verloren hatte. Das schmutzige Volk der Schmuggler war auf einmal fort, und kein niedriger Eindruck störte das Festliche der Tage*).

Schon einige Tage vor dem Abzuge der Franzosen war ein Herr v. Winningen aus Berlin, angeblich Handlungsreisender, zu v. Heß**) mit Empfehlungen des preußischen Staatsraths Stägemann, eines persönlich Bekannten, gekommen, und hatte die Nachricht überbracht: der Oberst Tettenborn***), autorisirt vom Kaiser, der Hamburg zum Mittelpunkte der norddeutschen Bewegung machen wolle, stehe bei Schwerin mit 7000 Mann, um in Uebereinstimmung mit den Bürgern das Werk der Befreiung auszuführen: v. Heß möge ihm über die Zeit und Ortsverhältnisse Mittheilungen machen. Beide fühlten wohl, daß man nicht leichtsinnig das Glück von hunderttausend Menschen aufs Spiel setzen dürfe, glaubten aber doch, daß die Sache ausführbar sei; es wurde verabredet, sobald die Franzosen die Stadt verlassen hätten, solle v. Heß zum Wahrzeichen „seine Topographie von Hamburg" an Tettenborn schicken, weil zugleich die Karte der Stadt und Umgegend den Russen willkommen sein möchte. Das

*) Wie während des Brandes 1842, wo man den ganzen schweren Winter über selbst mitten in der Nacht unter dem Schutte, der die Straße bedeckte, ungefährdet wandeln konnte. Anfangs kamen manche Raben aus der Umgegend!

**) v. Heß, ein schwedischer Edelmann, in seiner Jugend schwedischer Regierungsrath, lebte seit 1780 in Hamburg, und schrieb als freier Privatmann geistreiche Schriften über Hamburgs Verhältnisse. „Geisteskräftig und körperlich kränklich, edel und doch unversöhnlich, großartig und kleinlich, das Aeußere verachtend und doch eitel, war er von Stimmungen des Augenblicks abhängig, oft muthig und ohne äußere Veranlassung muthlos werdend."

***) Tettenborn war im Anfange des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, nach einem Leben voll Abenteuer, noch österreichischer Rittmeister auf halbem Solde, bot Alexander seine Dienste an, der ihm, weil viele deutsche Offiziere Aehnliches wünschten, nur einen Trupp Kosacken und Baschkiren zuweisen konnte. Er wagte als vorgeschobene Patrouille von Berlin den Zug, und machte, was er suchte, sein Glück. Der gelungene Zug machte ihn zum „General-Gouverneur und König von Hamburg," zum Ehrenbürger nebst einem Ehrengeschenk von 5000 Friedrichd'ors, was seinen zerrütteten Finanzen zu Statten kam. Doch hatten die französischen Commandanten täglich 50 Friedrichsd'or Tafelgelder genommen!

geschah am 12ten, und die schriftliche Zusicherung folgte, Tettenborn werde mit 7000 Mann nach Hamburg und Lübeck kommen.

Der Oberst Tettenborn gehörte mit Czernitscheff zu Wittgensteins Heer, welches auf Berlin zog, während Kutusow und die Preußen auf Dresden marschirt waren. Jener ging mit seinem Streifcorps nach Mecklenburg, wo der Franzosendruck so lebhaft gefühlt wurde, daß die Herzöge von Mecklenburg die ersten waren, welche dem Rheinbund entsagten und 5000 Mann zum National-Kriege zu stellen verhießen. Ein Brief Tettenborns an v. Heß kündigte an, daß er den 17ten früh in Bergedorf eintreffen werde; er mahnte die Bürger, sich einem etwanigen Wiedereinrücken Morands, der am 16ten nach Bergedorf gekommen war (dem aber die Dänen bereits den nächsten Weg durch ihr Gebiet verlegt hatten) zu widersetzen, verlangte aber als unerläßliche Bedingung seines friedlichen Einrückens, daß alle französischen Behörden außer Funktion gesetzt und die Stadt ihre Selbstständigkeit als freie Hansestadt proklamirt haben müsse, wolle sie nicht als eine feindliche behandelt sein. Er nahm zwei Deputirte der Behörde in Bergedorf nicht an, sondern unterhandelte blos mit v. Heß. — Was sollte man thun? Aus eigner Machtvollkommenheit die französische Verfassung aufheben, den ehemaligen Rath zusammenrufen und die reichsstädtische Ordnung der Dinge wieder herstellen! Gewiß scheint das mannhaft, ehrenvoll und hatte sicher die meisten Stimmen für sich, setzte aber auch in unmittelbare Opposition gegen Frankreich, und es ließ sich erwarten, daß es als Rebellion bestraft werden würde, sobald den Franzosen das Wiederkehren glückte; und mußte dann vorzüglich diejenigen Personen treffen, welche als Maire und Municipal-Behörden durch einen Eid gebunden waren. Konnte Tettenborn eine solche Rückkehr verhüten? Die Gerüchte hatten ihm 10—15,000 Mann beigelegt, 7000 Mann verkündeten Briefe und Zeitungen: und das mochte die Franzosen zum schnellen Abzug veranlaßt haben. Nun erschien er aber mit kaum 1500 Mann Kosacken, welche in der Lüneburger Haide und den mecklenburgischen Sandebenen gute Dienste leisten konnten, aber in der wasserreichen, mit Kanälen und Deichen durchschnittenen Umgegend Hamburgs wenig zu leisten im Stande waren, zwei Kanonen waren die ganze Artillerie; die dreifach überlegenen Franzosen Saint-Cyrs und Morands hatten regelmäßige Infanterie und neun Kanonen. — Es war also nur Furcht vor der Bürgerschaft, welche sie zum Abzuge bewegte oder die sofortige Wiederkehr verhütete. Mit Leichtigkeit hätten sie sich überhaupt auf dem rechten Elbufer behaupten können, da die versprochene und erwartete russische Infanterie ausblieb und Engländer sich nicht sehen ließen; selbst Preußen hatte den Krieg noch nicht er-

klärt. Außerdem gingen v. Heß*), Perthes u. a. mit dem Plane um: eine provisorische Regierungs-Commission einzusetzen, um durch selbige mit Beiseitesetzung des alten Rathes eine völlige Reform der Verfassung und größere Kraftentwickelung zu erlangen. Es schien aber Vielen nicht rathsam, jetzt Fragen in Anregung zu bringen, die eine Spaltung unter den Bürgern veranlassen mußten, während man der Einigkeit am meisten bedurfte, und diese unstreitig durch die einstweilige Einführung der alten Verfassung am sichersten zu erreichen stand; die etwanigen Mängel derselben ließen sich ja am leichtesten auf reformatorischem Wege erzielen. Für diese alte Verfassung, als dem Rechtsboden, erklärten sich auch Senator Bartels und Rentzel mit Entschiedenheit, so daß jene Commission verworfen, und noch in derselben Nacht (17. zum 18. März), nach Auflösung der Municipalität, der Bürgermeister v. Graffen das Präsidat übernahm und Rath und Bürgerschaft zusammengerufen werden konnten.

Am 17. und 18. März war der Himmel blau, die Luft milde, wie im Mai: überall freudige und erwartungsvolle Gesichter. Bürger zu Pferde waren gegen Bergedorf geritten, Tausende von Menschen strömten Nachmittags durch das Berliner Thor nach Ham. Von ferne hörte man noch Kanonenschüsse, es hieß, Tettenborn sei mit den Franzosen im Kampfe, und wirklich hatte sich Morand bei dessen Herannahen über die Elbe gezogen. Plötzlich sah man einen einzelnen Kosacken auf einer kleinen Erhöhung unmittelbar an dem Damme des Berliner Thores halten (keiner wußte, wie er dahingekommen), vom Pferde steigen, seine Lanze in den Boden stechen, den Zügel seines Pferdes darüber legen, seine Pfeife anzünden, und mit aller möglichen Ruhe die unzähligen Menschen betrachten, die ihn dicht umdrängten. Nicht lange darauf erblickte man Lanzen, und eine Abtheilung von zwanzig Kosacken sprengte eben so unerwartet ins Thor, und wurden von Allen, welche auf dem Wege durch die Vorstadt bis zum Stadthause ihrer gewahr wurden, mit unendlichem Jubel empfangen. Beim Stadthause war das Gedränge so furchtbar, daß Lebensgefahr entstand; dann wurden die Truppen auf den Großneumarkt geführt, und in einem Hause zwischen der Schlachterstraße und dem Neuensteinweg

*) War v. Heß von selbst auf diese Idee gekommen oder gehörte sie dem Tugendbunde an, oder dem Minister v. Stein, dessen Idee, alle von den Franzosen besetzten oder dem Rheinbunde angehörigen Lande unter eine allgemeine Staatsverwaltung zum Zwecke des Krieges zu vereinigen, um nachher eine geregelte Ordnung der Dinge entstehen zu lassen, viel für sich hatte; vorausgesetzt, daß die deutschen Angelegenheiten nur von Deutschen vertreten würden.

bewirthet, und vom Volke mit Musikbegleitung ein „Nun danket alle Gott“ mit Andacht und aus Herzensgrunde gesungen. Der Jubel dauerte die ganze Nacht hindurch, so daß man ihn tief in Altona vernehmen konnte; freiwillig war jedes Fenster erleuchtet.

Am Morgen des 18ten wurde der Senat zusammengerufen, die Freiheit der Stadt unter Glockengeläute proklamirt, alle Schiffe in den beiden Häfen, alle Fahrzeuge auf der Alster und in den Kanälen flaggten, Fahnen mit den Stadtwappen auf allen Thürmen und hohen Gebäuden. Ganz Hamburg war im festlichsten Schmuck. Dreißig Bürger waren gen Bergedorf geritten, von wo her Tettenborn seinen Einzug halten wollte, um ihm als Führer zu dienen, Tausende waren ihnen entgegen gegangen und füllten alle Wege, Gärten und Häuser. In Ham stand die Bürgergarde zu Pferde, und setzte sich an die Spitze der Kolonne, in einiger Entfernung schloß sich die Schützengilde an, ein ununterbrochenes Hurrah begleitete den Zug, und ertönte lauter, je näher er der Stadt kam, während die Kosacken ihre fröhlichen Nationallieder sangen. Im Thore traten zuerst die Deputirten der Stadt heran, und überreichten dem Obersten die Schlüssel der Stadt, die Zünfte und Gewerke schwenkten ihre Fahnen, dreißig weißgekleidete Mädchen umschlangen ihn mit Kränzen und überreichten ihm eine blüthenreiche Lorbeerkrone, nebst einem Feiergedichte, ihm, „dem Götterboten einer glücklichern Zeit, die Huldigung aller in Hamburg schlagenden Menschenherzen zusichernd.“ Die Offiziere und Gemeinen wurden ebenfalls mit Kränzen überschüttet, von Männern und Weibern, Greisen und Kindern umdrängt, umhalset, die Hände ihnen geschüttelt, die Knaben ihnen aufs Pferd gereicht: als ob die Ankömmlinge lauter Mitbürger wären, bewillkommt nach langer Abwesenheit von Aeltern und Geschwistern! Als der Zug in das Steinthor eintrat, war der ganze Marktplatz, die Wälle, die Häuser bis zu den Dächern und Schornsteinen mit Menschen besäet. Plötzlich erhob sich ein Hurrahgeschrei, ein Schrei der Freude aus Aller Herzen, und drang in Jedes Herz, daß er zu den fernen Bill- und Elbhöhen erscholl, alle Arme erhoben sich, unzählige weiße Tücher weheten in der Luft; in aller Augen standen Thränen, Reiche und Arme, selbst bittere Feinde, reichten einander die Hand, und wohin das Auge sich wandte, strahlte Friede und Freude aus den Gesichtern. Ein erhebendes Schauspiel, welches ein halbes Jahrhundert nicht aus der Erinnerung der Augenzeugen zu tilgen im Stande war, und das, trotz der bittern Nachwehen, keiner in seinen Lebenserinnerungen vermissen möchte! In jeder Straße erneuerte sich der Anblick und der Jubelruf, welcher Alexander und Friedrich Wilhelm, Tettenborn und die Kosacken, Deutschland und Hamburg hoch leben ließ. Ueberall

bekränzte Büsten der Fürsten, vor denen die Offiziere ihre Degen senkten, unter dem Beifallsrufe des Volkes; aus den Fenstern regnete es Blumen, Kränze, Freudenschüsse mit Flinten und Pistolen, Geläute von allen Glocken, und zwischen den Pferden der Kosacken drängten sich Leute mit Erfrischungen und Branntweinflaschen, um die „Erretter" zu erquicken. Der Zug kam in den „Jungfernstieg." Auf dem schönen Wasserbecken der Alster lagen eine Menge Böte mit Wimpeln und Fahnen und hamburger Flaggen, während hunderte kleiner Fahnen mit dem Stadtwappen, diesem lange dem Auge entzogenen Symbol der Unabhängigkeit, von Jung und Alt herumgetragen wurden. Unter den Bäumen des Spazierwegs an der Alster waren Tische gedeckt, mit kalter Speise, Häringen, Käse, Brot, Salat, Sauerkraut 2c. reichlich versehen für die hungrigen Krieger. Der Jubel dauerte bis in die Nacht, während die Kosacken auf den Straßen und Märkten sich neben und auf ihren Pferden unter freiem Himmel niederlegten, von Männern, Weibern und Kindern gruppenweise umstanden, mit denen sie sich durch Zeichen verständlich zu machen suchten. Kam zufällig einer hinzu, der ihre Sprache verstand, so war der Ausdruck ihrer Freude rührend: sie fühlten das Bedürfniß, ihrem Herzen Luft zu machen. Einer der befragt wurde, wie es ihm hier gefalle, antwortete: „Ach, könnte ich doch den Leuten nur sagen, wie glücklich ich bin!" — Im Theater wurde Tettenborn mit gleichem Jubel empfangen; das jeden Hamburger elektrisirende Volkslied: „Auf Hamburgs Wohlergehn," von allen Anwesenden gesungen, und dem Obersten, als er nach Hause fahren wollte, die Pferde ausgespannt, er, was in Hamburg unerhört war, vom Volke jubelnd nach Hause gezogen und im Triumph auf den Schultern die Treppe hinaufgetragen. Am Abend wurden alle Häuser der Stadt und ihre Vorstädte selbst in den engsten Gängen, vom Keller bis zum Giebel so erleuchtet, daß die Stadt vom schwarzen Berge hinter Harburg, wie von einer strahlenden Lichtglorie überströmt erschien. Die ganze Nacht dauerte das Wogen der Menge auf den Straßen! In dieser Ausgelassenheit der Freude war nichts Befohlenes, Gemachtes, Geheucheltes: es war ein Aufschrei der Natur, wie des Gefangenen, der plötzlich von Ketten Hand und Fuß, und vom Knebel Mund und Zunge frei fühlt; es war das Entzücken über die Erlösung von dem unerträglichen Druck übermüthiger Feinde, das kräftigste Zeugniß gegen die französische Administration und die französischen Zeitungsberichte über Glück und Zufriedenheit, welche in der Stadt herrschen sollten. Und mitten in diesem Taumel keine Spur einer Rohheit, einer Unordnung, einer Gesetzesübertretung oder einer Verletzung der Schicklichkeit; mitten unter der auf- und niederwogenden Menschenmenge

kein Schmerzensschrei eines Verletzten, kein Zornesruf eines Beleidigten, keine frevelnde Hand, welche sich irgend am Tag oder in der Nacht gegen fremdes Eigenthum ausgestreckt, kein Hungriger unter der Menge rührte die Speisen auf den für die Kosacken bestimmten, völlig unbewachten Tischen an*)!

Selbst fremde Augenzeugen wurden hingerissen**). Vergleiche: Poel in seinem Aufsatze: Hamburgs Untergang, Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten 2c., und vorzüglich den im ersten Eindruck jener großartigen und erhebenden Begebenheit geschriebene „Brief W. an N., Hamburg, den 19. März 1813" (s. Erinnerungen aus dem Befreiungskriegen. In Briefen gesammelt von F. Förster: Deutsche Pandora, 1. Bd. Stuttgart, 1840). „Hamburg," heißt es hier, „die alte, edle freie Hansestadt, ist von den Feinden befreit; die französischen Adler, die Napoleon hier aufgepflanzt, als er Hamburg für die fünfte gute Kaiserstadt erklärte, haben dem alten Stadtwappen wieder Platz

*) „Das Betragen der Kosacken," bezeugt auch der englische Berichterstatter, „war völlig harmlos; sie streiften durch die Gassen, mit der natürlichen Verwunderung des Neulings Alles begaffend, und höchst belustigt darüber, daß sie wiederum vom Volke begafft wurden. Wir hörten auch auf ihrem Marsche hieher von keiner Ungebühr; der Kosack ist entweder verleumdet oder mit wunderbarer Schnelligkeit civilisirt worden." Auch während der Belagerung Hamburgs, wo in den benachbarten Dörfern oft 100 Russen in Ein Haus gelegt wurden, begnügten sie sich, mitten im Winter, wenn man ihnen einen Becher Wasser und Schwarzbrot gab, waren sehr dankbar für eine Pfeife Tabak, und zeigten sich z. B. gegen die, nach Eppendorf vertriebenen Waisen sehr kinderlieb.

**) Wenn auch der trockene engl. Verf. „des Befreiungsjahrs" erzählt: „Tettenborn ritt an der Spitze, so ernsthaft er konnte; aber er mußte glauben, seine neuen Freunde wären toll. Seine Kosacken glaubten dies gewiß, und ihre barbarischen Gesichter verwunderten sich, und lachten komisch genug. Sie waren braun wie Affen, und diesen nicht unähnlich. Die Kalmückengesichter hatten wahrscheinlich nicht so viel gelacht, seit sie im Schatten der chinesischen Mauer Ginseng verschluckt hatten. Das war ein Triumph," fügt er jedoch hinzu, „und nur ein Theil des langen Triumphzuges der Kosacken von Moskau her, des längsten, dessen sich jemals Soldat oder General erfreut hatte. Wie wird es den Geist des großen Macedoniers in seinem Grabe gerüttelt haben, wenn er denken konnte, daß ein scythischer Namensvetter sich einer Reihenfolge von Ehrenerzeugungen erfreuen sollte, wogegen der Einzug in Babylon nur eine Lebkuchen-Ausstellung war, flüchtig, wie der Aufzug eines Lord-Mayors, das Versprechen eines jungen Politikers oder irgend ein anderes Sinnbild schnell vergänglicher Dinge." Aber John Bull hat nun einmal keinen Sinn als für old England; Leid und Freud der buten Minschen rühren ihn nicht; saß doch während des hamburger Brandes ein mir bekannter Engländer vor einem Bodenfenster, während der Nicolai-Thurm in Flammen stand, und — las im Walter Scott.

machen müssen. Wir haben hier einen Einzug erlebt, davon die Erinnerung noch heute trunken macht. — — Wenn man einen solchen Tag erlebt hat, dann muß man Glauben an das Vaterland und die Zukunft gewinnen. Was ist nicht Alles geschehen, um unsere Nationalität zu vernichten, und — leider müssen wir es gestehen — wie sind wir nicht selbst den Franzosen entgegengekommen, um uns ihre schmeichelnden Künste, ihre Moden, ihre Thorheiten anzueignen, so daß ihr eigner Tyrann uns schon gezeichnet fand, als er uns seinen ehernen Fuß auf den Nacken setzte. (Und scheint es nicht fast, als hätten wir Lust, das Experiment noch einmal selbst zu veranlassen). Allein, Gott sei Dank, es rinnt noch gesundes Blut in den deutschen Adern; wir gewinnen unsere Besinnung, unser Selbstgefühl wieder, und es wird der deutsche Name wieder zu Ehren kommen. Als ein Ereigniß von großer Bedeutung seh' ich es an, daß uns das Kriegsglück nach Hamburg geführt hat, und daß sich diese Stadt so herrlich benimmt. Dies Beispiel wird mächtig auf das übrige Deutschland wirken: was hier geschieht, geschieht Alles im Geiste des Volkes einer freien deutschen Stadt, einer Republik. Möge," fügt er hinzu, „das übrige Deutschland sich an diesen Geist anschließen, damit Preußen sich dereinst des Werkes der Befreiung nicht allein rühmen dürfe. Soll uns der Kampf wahrhaft frommen, so müssen Alle mithelfen, Alle selbst Hand mit anlegen, wie es die braven Hamburger thun. Der guten Sache sehr förderlich ist es, daß Tettenborn ein Deutscher ist, und mehrentheils deutsche Offiziere in seiner Umgebung hat." — Dahin gehörten die Hauptmänner Varnhagen, Pfuel, Bärsch, v. d. Busche, Canitz, Arnim, Both ꝛc. — Und diese Begeisterung, die auch die folgenden Tage stets von neuem sich regte, auf den Gassen wie in den Häusern, im Theater wie in der Kirche, war nicht wie ein Weinrausch, der mit Sinnesermattung und Kraftabspannung endigt. Das Volk schien plötzlich seinen viel verrufenen phlegmatischen Charakter abgelegt und eine südliche Natur angenommen zu haben, die in der norddeutschen Zähigkeit eine feste Wurzel fand. Ein mächtiges Gefühl für das, was dem Menschen das Irdisch-Höchste und Theuerste ist: Menschen- und Bürgerfreiheit, Vaterstadt und Vaterland hatte Alle lebendig ergriffen, und was in der Begeisterung der Freude und des Danks Gott, der Vaterstadt und dem Vaterland gelobt wurde — es ward treu und gewissenhaft erfüllt, selbst in den Tagen des Unglücks, selbst bei der Aussicht völligen Unterganges. Und hätte der sonst so freisinnige, unparteiische Geschichtschreiber Schlosser damals in Hamburg statt in Frankfurt gelebt, er würde nicht in seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts „von dem plötzlichen

Patriotismus der durch vorsichtige Krämerklugheit und ängstliche Devotion gegen Alles, was ihren Erwerb stören konnte, berühmten und berüchtigten Hamburger alten Schlages" gesprochen haben. Und wenn der alte Syndikus Doormann gegen Napoleon „einer niederträchtigen Beredsamkeit" beschuldigt wird, so wollen wir das durchaus nicht billigen; er hat aber sicher nicht im Gefühle der Bürger so geredet, sondern nur nach dem Beispiele von mächtigen Fürsten und Ministern, und deren façon à parler nachgeahmt. Denn der Aufruf zum Kampfe, von welchem sich selbst manche Bürger in Hinsicht auf die langen Jahre des Friedens, wo die Stadt keinen Feind sahe, bei der Gewohnheit der friedlichen Geschäfte des Handels, bei der Furcht vor Wiederkehr der rachesüchtigen Feinde (welche einem kleinen Gemeinwesen gefährlicher werden mußte, als einem größern Reiche) wenig Erfolg versprachen: wirkte mächtig.

Die Gerichtsurtheile der Geschichte sollen wahr und gerecht, aber auch billig sein und die Verhältnisse berücksichtigen: aber selbst Perthes gesteht, „die Municipalität bestand aus wackern einheimischen Männern, der französischen Herrschaft durchaus feindlich gesinnt; aber der Form nach war sie eine französische Behörde," und war daher bedächtiger, als es manche wünschten, denen nicht so viel dabei auf dem Spiele stand, die aber in jener Lage auch vielleicht bedächtiger gehandelt hätten, als sie jetzt sprachen.

Am 20. März, kurz vor der Bürgerschaftsversammlung, verlangte Tettenborn die Errichtung eines Corps freiwilliger Jäger zu Pferde und zu Fuß auf Kosten der Stadt, welches mit den Freiwilligen Lübecks und Bremens, den Namen „der hanseatischen Legion" führen, und einen Theil der norddeutschen Armee bilden sollte; und zur Bewachung der Stadt eine regelmäßige Bürgergarde mit Dr. v. Heß an der Spitze. Der Rath erinnerte bei seinem desfallsigen Antrag in der Bürgerschaft an die Erschöpfung der Kassen und des Privatvermögens, an den Verlust, welchen die Einwohner noch an dem im Bereiche Frankreichs sich befindenden Eigenthum leiden konnten, und wünschte deshalb, daß das zum activen Dienst bestimmte Militärcorps nicht eine besondere Benennung führen, sondern einem allgemeinen deutschen Corps einverleibt werde, daß zur Equipirung derer, welche es nicht aus eigenen Kosten könnten, vorläufig 100,000 Thaler angeboten werde, und daß die zu errichtende Bürger*wache* unter v. Heß der Autorität der verfassungsmäßigen Behörden untergeordnet bleibe. Die Bürgerschaft billigte nicht allein die Errichtung einer 2—3000 Mann starken hamburgischen Legion, sondern auch das Doppelte der vorgeschlagenen Summe, d. h. 200,000 Thaler, bewilligte die Errichtung von sechs Bürgerbataillons, jedes zu 1200 Mann, wünschte

jedoch, daß die Bürgergarde nicht zum Dienst außerhalb der Ringmauern verpflichtet werde. Es erfolgte nun ein Senats-Aufruf an Freiwillige; und obgleich Mancher der Ansicht war, ein solcher würde wenig frommen, weil die jungen Hamburger seit der Hansa-Zeit nicht mehr an Krieg gewöhnt wären, so hatten sich doch schon nach acht Tagen 1500 junge Leute einschreiben lassen und eilten muthvoll in den Kampf; 3000 Bürger jeden Alters (bald war die Zahl 6000) hatten sich zur Vertheidigung der Vaterstadt vereinigt, und übten sich jeden Morgen von 6—9 Uhr vor den Thoren in den Waffen. An letztern fehlte es durch die Plünderungen der Franzosen jedoch so vielfach, daß trotz der Einkäufe, welche die Bürger selbst in der ganzen Umgegend besorgten, manche Abtheilungen nur mit Lanzen versehen werden konnten, bis nach und nach von England 2000 Gewehre herbeikamen; nicht weniger mangelten die Lehrmeister; „v. Heß wußte keine Ordnung hinein zu bringen, und zeigte sich dann muthlos.“ Einen gleichen Erfolg hatte der Aufruf zu patriotischen Beiträgen für die Ausrüstung der hanseatischen Legion, welche in mehreren Häusern und im russischen Hauptquartiere angenommen, in Eine gemeinschaftliche Kasse gesammelt wurden. Dahin flossen die Sparbüchsen der Kinder, die goldenen Ringe, Tuchnadeln und Ohrgehänge, die Hals- und Armbänder der Frauen und Jungfrauen, die Uhren und Trauringe, die silbernen Schnallen und Schaumünzen der Männer und Altväter, die Goldstücke, Bankthaler und Staatsschuldscheine des Reichen, wie die Scheidemünzen des Armen und das Scherflein der Wittwen. Alle Aemter und Zünfte, alle Genossenschaften und gesellige Vereine, Kirchen- und Schulvorstände, die auswärts lebenden hamburgischen Kaufleute: Alle steuerten willig und gern zur Ausrüstung der vaterstädtischen Krieger. Eine von und unter den Dienstmädchen veranstaltete Sammlung betrug 10,316 Mark. Wer nicht selbst viel geben konnte, gab die Einnahme veranstalteter Konzerte, Schauspiele und Kunstvorstellungen; andere lieferten Säbel und Gewehre, Pistolen, Trompeten, Kleidungsstücke oder Tuch und Leinwand; die Gewerke arbeiteten manches unentgeldlich, Jungfrauen und Frauen näheten oder strickten und stickten. Einzelne Bürger schenkten Pferde, rüsteten Mann und Roß aus. Ein Bürger mittlern Standes (Hanfft) errichtete auf seine Kosten ein Geschwader von 200 Reitern, größtentheils kräftige Schlachtergestalten, an deren Spitze er sich selbst stellte. Ein Verzeichniß der Gaben im Correspondenten ergiebt die Summe von 75,402 Mark baar und 1152 Loth ungeprägten Silbers. Wahrlich, die Hamburger zeigten damals, wie bei andern Angelegenheiten, z. B. bei auswärtigen Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, bei dem schleswig-holsteinischen Kriege, daß ihnen das

Geld nicht ans Herz gewachsen und daß sie außer Krämerpolitik noch Sinn für Vaterland und Freiheit haben*).

Wie in Hamburg, so war auch in Lübeck die Municipalität aufgelöset, der Senat wieder hergestellt, und der Oberstlieutenant v. Benkendorf mit 100 Kosacken auf das freudigste empfangen. Freiwillige wurden aufgefordert, und schon am 31. März zogen zwei Reitergeschwader (226 Mann) und ein Bataillon Infanterie (432 Mann) nach Hamburg; Bremen war noch von den Franzosen besetzt. Die hanseatische Legion, 3662 Mann mit 126 Offizieren, mußte dem Kaiser von Rußland schwören, weil sie sonst als Hanseaten von den Franzosen wie Rebellen behandelt worden wären. Sie fochten indeß unter ihrem eigenen Banner; auf ihren Fahnen und Standarten führten sie auf der einen Seite die vereinten Wappen: Hamburgs, Lübecks und Bremens, und auf der andern das alte rothe Hanseaten-Kreuz und die Umschrift: „Gott mit uns. Gestickt von heimischen Frauen und Jungfrauen, geweiht am Altare der St. Michaeliskirche von dem alten, ehrwürdigen Senior des geistlichen Ministeriums, J. J. Rambach"**). Keines dieser Paniere ward zur Beute des Feindes!

Bis Oldenburg war Alles in Gährung; überall war man von dem aufopferndsten Geiste beseelt: es fehlte nur zum Anschließen ein genügender Stamm geübter Soldaten***). Der Herzog von Mecklenburg schickte 400 Mann Garden, 2000 Mann wurden noch versprochen. Im Lauen-

*) Unzufriedenheit äußerte sich allerdings über die nicht sorgfältig getroffene Auswahl der in das hanseatische Corps Aufgenommenen (auch bei den Lützowern wurde darüber geklagt); über die Verschwendung der Gelder im Hauptquartiere Tettenborns, über manche Forderungen des letztern 2c.

**) Der achtzigjährige, allgemein geachtete Greis wurde dafür nach der Wiederbesetzung Hamburgs aus dem Bette geholt und mußte vom frühen Morgen bis zum späten Abend den Schanzarbeitern auf dem Walle — Branntwein austheilen.

***) Nirgends wurden die Kriegsrüstungen mit solchem Eifer und solcher Hingebung betrieben, als in Hamburg; es fehlte nur leider! an tüchtigen Anführern. Hätten Schweden und Mecklenburg (wo die versprochenen Truppen erst am Ende des Waffenstillstandes marschfertig waren) denselben Eifer gezeigt, mit letztern allein wäre Hamburg gerettet worden; nirgends war die Zahl der Mannschaft nach Verhältniß der Bevölkerung so groß wie hier. Auf 120—150,000 Einwohner kamen 3000 Mann Feldtruppen und 7000 Mann Bürgergarde; nach diesem Maaßstabe hätten Baden, Sachsen, Würtemberg, Hannover jedes 30,000 Soldaten und 70,000 Mann Landwehr stellen, und ganz Deutschland bei gleicher Kraftanstrengung von seinen 36 Millionen Einwohnern wenigstens 900,000 Mann Feldtruppen und über 2 Millionen Landwehr aufbringen müssen.

burgischen hatte Major Berger einen großen Zulauf, Kielmannsegge errichtete ein Jägerkorps von lauter Jägern und Forstbeamten, für die Estorffschen Husaren und das Schillsche Freikorps wurde geworben. So waren die Hülfsquellen von schwedisch Pommern und Mecklenburg, Lauenburg, Hamburg und Lübeck den Franzosen, ohne Blutvergießen in Folge des panischen Schreckens, welcher sie befiel, entzogen, die Kraft eines Landstrichs von 700,000 Menschen konnte gegen die Franzosen entwickelt, das ganze rechte Elbufer befreit und der breite Strom als Schutzwache benutzt werden. Streiften Tettenborns Kosacken in diesen Gegenden so weit sie nur kommen konnten, eilte Czernitscheffs leichte Reiterei ihnen nach, rückte Dörnberg (bekannt und verehrt seit 1809) hinter ihnen her, so war das ganze Land von der Nordsee bis zu den kriegerischen Harzbewohnern, von der Elbe bis zur Weser, Oldenburg, Ostfriesland im allgemeinen Aufstand. Mochte es nun auch Anfangs Befremden erregt haben, daß Tettenborn nur mit so geringer, ungeeigneter Mannschaft statt der brieflich versprochenen 7000 Mann erschien, daß das erwartete Hauptkorps noch immer nicht kommen wollte, so verließ man sich doch auf die Hülfe der Schweden, auf Dänemarks Beitritt zum Bunde gegen Frankreich*), auf englische Landungen an der Weser und Elbe, auf das Vordringen der russisch-preußischen Armee durch Sachsen nach Franken ꝛc.

Zunächst kam es jedoch darauf an, den Kriegsschauplatz auf das linke Elbufer zu verlegen, einer günstigen Stimmung war man dort sicher: er brauchte nicht einen einzigen Kosacken am rechten Elbufer zu lassen, und konnte auf dem jenseitigen alle vorhandenen Truppen verwenden; denn erst sechs bis sieben Wochen später fühlten sich die Franzosen stark genug zu ernsthaftern Angriffen; aber leider! fehlte der Stützpunkt zur Erhaltung gegen eine stärkere Feindesmacht. Sachsens schneller Beitritt wäre von großer Bedeutung geworden, und hätte die Verbündeten in den Stand gesetzt, größere Massen an die Unterelbe zu schicken.

Ein paar schwache Kosacken-Abtheilungen von 150 Mann gingen zwei Tage nach Tettenborns Ankunft in Hamburg beim Hoopte

---

*) Dänemark konnte es sich seit 1810, als Napoleon sein Gebiet bis Lübeck auszudehnen gesucht, nicht verhehlen, daß es sich in der dringenden Gefahr befinde, daß die Herzogthümer der nächste Raub sein würde, daß beim ersten Friedensschlusse Holstein und Schleswig für Dänemark verloren waren: daher forderte eine klare Politik Anschluß, und zwar sofortigen, an die Verbündeten; und das war auch wohl das beste Mittel, Norwegen zu retten: der Stimmung der Herzogthümer für diesen Schritt war die Regierung gewiß.

und Harburg über die Elbe, rückten 40—50 Mann stark den 21sten in Lüneburg ein, wurden mit Jubel empfangen und mit Entzücken bewirthet, nachdem man zuvor die Franzosen verjagt und die alten Magistrate wieder eingesetzt hatte. Die Franzosen hatten sich im ersten Schrecken nach Bremen gezogen, gelangten aber durch Aussendungen von Reitern aus Bremen und Uelzen bald zu der Ueberzeugung, daß sie nur äußerst wenig Feinde vor sich hätten, und der Landsturm noch erst im Entstehen sei. 1500—2000 Mann Landleute in Tostädt auf der Bremer Straße und eben so viele bei Lüneburg konnten in der freien Gegend ohnehin wenig nützen. Ein Aufstand von Landleuten bei Bremerlehe, welcher, von der Besatzung eines englischen Kriegsfahrzeuges unterstützt, die französische Besatzung einiger Schanzen an der Weser zur Ergebung aufgefordert hatte, wurde durch Saint-Cyr den 24. März unterdrückt und mehrere Gefangene erschossen. Langsam und vorsichtig rückte Morand auf der Harburger Landstraße vor; 80—100 Kosacken gingen ihm am 27sten nach Rothenburg entgegen, Lüneburg behielt kaum 50 Kosacken, auf den Anhöhen postirt. Da erscholl die Nachricht, daß sich feindliche Reiter nähern. Sogleich wurden die Sturmglocken gezogen, die Lärmtrommel der Bürgerwachen geschlagen: Alles suchte sich zu bewaffnen, obgleich kaum für 300 Mann das nöthige Material vorhanden war. Ein paar Dutzend alter hannovrischer Soldaten suchten Waffen hervor, ein älterer Offizier stellte sich an die Spitze, etwa dreißig mit Kugelbüchsen versehene geübte Bürger vereinigten sich mit ihnen. Als der Haufen westphälischer und französischer Gendarmen und Jäger, von der Anhöhe die Stadt übersehend, das Stürmen und Trommeln hörten, und die Volkshaufen auf die Wälle und in die Gräben strömen sahen (die man nur mit Mühe, als unfähig den feindlichen Reitern im freien Felde Widerstand zu leisten, zurückhalten konnte), wichen sie nach einigen gewechselten Kugeln, fürchtend, daß regelmäßige Truppen in der Nähe seien, zurück.

Nachdem Vandamme indeß mit Verstärkung nach Bremen*) gekommen, Saint-Cyr und Morand an sich gezogen hatte, drang letzterer ernstlicher vor. Es kam zwischen ihm, den Kosacken und Landsturm bei Tostädt zu einem Gefechte, wobei seine Kanonen ihre Ueberlegenheit zeigten, und jene sich nach Harburg auf die Elbinseln zurückzogen. Morand aber wandte sich gegen Lüneburg, weil Davousts

---

*) Am 9. April hatte Vandamme oldenburgische Beamte in Bremen feierlich erschießen lassen. Die Kanzleiräthe Fink und Berger starben eben so muthvoll als unschuldig.

Vorhut unter Montbrun von Magdeburg heranzog, und der Besitz der Stadt, als des Hauptpasses über die Ilmenau, zur Verbindung beider nothwendig war. Am 1. April rückte er gegen die Stadt mit 2800 Mann zu Fuß, 80—100 Reitern und 12 Kanonen, fand hier nur etwa 100 Kosacken und ein Paar Hundert unregelmäßig bewaffnete Einwohner, welche nach einigen Kanonenschüssen zersprengt wurden, worauf die Franzosen sich der Stadt bemächtigten, die Einwohner, deren zweiundzwanzig umgekommen waren, mißhandelten und viele Personen als Aufrührer gefangen nahmen, welche am folgenden Tage erschossen werden sollten. Lüneburg, nach französischen Grundsätzen eine rebellische Stadt und die erste größere, welche den Franzosen wieder in die Hände fiel, hatte ein herbes Schicksal zu erwarten! Indeß waren Dörnberg nebst den Kosacken unter Benkendorf und Czernitscheff bei Lenzen über die Elbe zur Hülfe herbeigeeilt, und kamen, 1800 Reiter, 800 Mann zu Fuß und 5 Kanonen, in Eilmärschen am 2ten nur 12 Stunden später als die Franzosen vor der Stadt an; aber noch zu rechter Zeit, um die zur Hinrichtung bestimmten Bürger zu retten. Trotz der großen Ueberlegenheit der Feinde an Geschütz und Fußvolk, und des Vortheiles ihrer Stellung, wo die überlegene Reiterei Dörnbergs weniger nutzen konnte, wurden die Vorposten sogleich in die Stadt zurückgeworfen. Der Major v. Bork griff das Lüner-Thor an, erstürmte es und vertrieb die Feinde aus den Verschanzungen und nahm ihnen einige Kanonen. Auf dem Markte schlossen sich bewaffnete Bürger an, und führten sie in den Rücken einer französischen Abtheilung, welche ein anderes Thor gegen die Jäger unter Major v. Eschen vertheidigte, und trieben sie zur Stadt hinaus. Hier die geringe Zahl des feindlichen Fußvolkes gewahrend, ordnete sich Morand, und rückte in fünf Sturmkolonnen und einigen Kanonen gegen das neue Thor, das nur wenig Vertheidigungsmittel darbot; allein 60—80 pommersche Jäger, welche man in einem nahen Hause mit Speise und Trank erquickt hatte, werfen sich sogleich dorthin, unterhalten ein lebhaftes Feuer, Verstärkung eilt herbei, eine Haubitze wird herbeigeschafft, Morand sinkt tödtlich getroffen vom Pferde, die Reiterei gewinnt indeß Zeit, die Feinde zu umgehen und einzuschließen; 2500 Mann nebst 86 Offiziere müssen das Gewehr strecken, 3 Fahnen, 8 Kanonen werden erobert. So endigte glänzend das erste bedeutende Gefecht in dem neuen Feldzuge, welches (in Hamburg mit Illumination gefeiert) der Tapferkeit und Klugheit der Anführer eben so viel Ehre macht, als den Einwohnern, welche, mit der Oertlichkeit genau bekannt, der vaterländischen Sache von ganzem Herzen ergeben waren. Wie bei den Lützowern ein heldenmüthiges Mädchen, Tochter eines Potsdamer invaliden Unter-

offiziers, unerkannt diente, und den 16. September 1813 bei Erstürmung einer Batterie den Tod fürs Vaterland fand, so trug bei Lüneburg ein Dienstmädchen, Johanna Stegen, den Jägern, welche sich fast verschossen hatten, mitten unter dem Gewehrfeuer in ihrer Schürze Patronen herbei. Unter den Gefangenen befanden sich mehrere französische Gendarmen, welche in der Gegend Quartier und junge Konscribirte aufzusuchen Befehl gehabt; sie fanden viele derselben in den feindlichen Reihen, und fragten: Wie es käme, daß sie jetzt in Waffen ständen, da sie sich doch früher dem Kriegsdienste durch die Flucht entzogen hatten; erhielten aber zur Antwort: „Wir wollten nur eurem Kaiser nicht dienen; jetzt aber, da es das Vaterland gilt, kommt jeder brave Kerl wieder.“ „Es ist ein verfluchter Krieg, wie in Spanien,“ entgegneten die betroffenen Franzosen; „das ganze Land ist gegen uns unter den Waffen.“ Allein die geringe Macht des verbündeten Streifkorps war nicht im Stande, eine allgemeine Erhebung des nordwestlichen Deutschland kräftig genug zu unterstützen, Hülfe kam nicht, die Volksaufstände mußten Vielen (namentlich den Magistraten in Lüneburg, welcher gegen die Bewaffnung der Bürgerschaft protestirt hatte) unter diesen Umständen als unzweckmäßig erscheinen, und gaben den Franzosen zu allerlei Grausamkeiten und Erpressungen, z. B. in Elberfeld und Oldenburg Veranlassung. Dörnberg selbst, der Davousts Vorhut in der Nähe wußte und zwischen ihr und Vandamme zu gerathen in Gefahr war, rieth am Tage nach dem Treffen den Lüneburgern, welche den Franzosen sich besonders verhaßt gemacht, lieber an ihre Sicherheit zu denken, und sie flüchteten (3. April) auf das rechte Elbufer; Dörnberg ging an demselben Tage, ohne einen Mann zu verlieren, bei Boitzenburg über die Elbe, und erklärte von dorther (5ten), nachdem die Franzosen in der Nacht vorher mit gefälltem Bajonett in Lüneburg eingezogen waren, daß er jede Grausamkeit gegen hannovrische Unterthanen an französischen Gefangenen rächen werde.

In Hamburg hatte man indeß fortwährend sich gerüstet; an allen Orten erfolgten Aufrufe zum Ergreifen der Waffen, um die Feinde einzuschüchtern, und ihre Verbindungen zu erschweren. Bei der Annäherung der Feinde: Vandamme mit 8000 Mann von der Weser und Davoust mit 12,000 Mann von Braunschweig her, zogen sich die Kosacken und Hanseaten auf die Elbinseln zurück. Die letzten Kosacken kamen den 30. April von Stade über Blankenese nach Hamburg. In den ersten Tagen des Mai stand jener in Harburg, bis Buxtehude, dieser in Winsen. Es mußte an die unmittelbare Vertheidigung Hamburgs gedacht werden. Die alten, größtentheils niedergeworfenen Festungswerke suchte man einigermaßen wieder her-

zustellen. Die Dämme durch den Stadtgraben wurden wieder durchstochen, Zugbrücken darüber erbaut, Brustwehren vor den Thoren und auf den Wällen errichtet; auf der nächsten Elbinsel, der Veddel, eine Schanze, auf dem Grasbook an der Elbe drei, und zwischen Hamburg und Altona eine Batterie angelegt, in das Fahrwasser nach Harburg (dem Reiherstieg) kam ein Blockschiff.

Sollte Hamburg jedoch mit Nachdruck gegen 20—30,000 Mann vertheidigt werden, so mußte (wie auch die Franzosen später thaten) Harburg mit dem die Gegend beherrschenden schwarzen Berg, die Spitze von Moorwerder, der Zollenspieker, die Hoopter Schanze als Uebergangspunkte der Elbe, Bergedorf, der Licentiatenberg an der Alster, und die Sternschanze vor dem Dammthore in die Vertheidigungslinie aufgenommen werden. Dazu fehlte es aber Tettenborn sowohl an Zeit, als an Hülfsmittel; die Streitkräfte reichten zur Besetzung dieses ausgedehnten Bodens lange nicht hin. Die hanseatische Legion, die Kosacken, 400 Mecklenburger und etwa 100 hannovrische Jäger war Alles, was man nebst der Bürgergarde entgegenstellen konnte. Für die Vertheidigung einer Stadt fehlte es außerdem dem zum General erhobenen Tettenborn an Erfahrung, und seine Kosacken konnten hier wenig nutzen, den Hanseaten und Bürgern mangelte bei dem besten Willen die Gewandtheit und hinreichende Bewaffnung, und während Tettenborn von England Vollmacht erhielt, in Hannover Truppen zu werben, rieth der Kronprinz von Schweden von dergleichen Maßregeln am linken Elbufer ab! Die Hoopter Schanze ꝛc., in deren Besitz man drei Wochen sich befunden hatte, ohne sie in haltbaren Stand zu setzen, wurde aufgegeben. Einen Ueberfall, welchen die Franzosen am 5. Mai auf der Insel Wilhelmsburg versuchten, wurde zwar von den Jägern zeitig entdeckt und zurückgewiesen; aber in der Nacht des Sonntags, den 9. Mai, hatten die Franzosen das durch Ostwind niedrige Wasser der Elbe benutzt, waren auf Flößen und Fahrzeugen auf drei Punkten gelandet, hatten die Jäger überrascht, ein rückwärts stehendes Bataillon Hanseaten zurückgetrieben. Um 6 Uhr rief die Lärmtrommel die Bürger zu den Waffen und auf die Lärmplätze. Vierhundert Mann wurden unter dem Major Peter Godeffroy nach dem sogenannten Eichbaum geschickt, um einen Uebergang von Ochsenwerder her abzutreiben, andere 400 Mann nach Rothenburgsort und andere Abtheilungen an die rothe und blaue Brücke in Billwerder. Der Stadtdeich, der Hamburger Berg und der Grasbook wurden gleichfalls stark besetzt, und 1200 Mann blieben zur Reserve auf dem Stadtwall. Die Mecklenburger nebst freiwillige Bürger wurden nach Wilhelmsburg übergesetzt, und griffen mit den bereits durch Herrn v. Kanitz wieder geordneten Hanseaten

den Feind mit dem Bajonnet so rasch an, daß er viele Gefangene verlor und bis zur südlichen Spitze der Insel zurückgeworfen wurde, wo er unter seinen jenseitigen Kanonen gedeckt war. Die Hanseaten hatten 35 Todte, über 60 Verwundete, worunter 4 Offiziere; nach dem Bericht der Zeitung: 150 Todte, Verwundete oder Gefangene. Die Franzosen das Doppelte. Leider blieben sie auf der Insel, welche Tettenborn vor allen Dingen hätte halten sollen. Von Rothenburgsort aus konnte man das Gefecht beobachten und die jenseitige Mühle brennen sehen. Tausende von Einwohnern bedeckten den Deich, jedem Manne, der nicht unter Gewehr stand, oder sich keins hatte anschaffen können, wurde irgend eine Waffe angeboten oder aufgedrungen: das Alles mochte die Franzosen von einem gewagten Uebergang abhalten. — Eben so glücklich wurde einige Tage darauf ein Versuch der Franzosen, beim Hoopte überzugehen, vereitelt. Sie hatten nämlich 250 Mann auf eine kleine buschreiche Insel in der Nähe des Zollenspiekers übergesetzt und wollten sie als Sammelplatz benutzen; allein die Hanseaten und Jäger griffen sie dort mit großer Tapferkeit an, und was nicht getödtet ward oder ertrank, gab sich gefangen. Unerklärbar und das Vertrauen der Bürger auf Tettenborn schwächend, war Vielen die Räumung Wilhelmsburg und das Zurückziehen in die noch nicht einmal vollendete Schanze der Veddel. Von den näher gerückten Dänen lagerten 200 Mann in der Nacht vom 10ten zum 11ten auf dem Grasbrook, welche am folgenden Morgen nach der Veddel gingen. 2000 andere mit 16 Kanonen folgten und besetzten den Grasbrook und den Hamburger Berg. Es waren größtentheils Holsteiner, „die," sagt der englische Augenzeuge, „in jeder Hinsicht Deutsche sind, und die Franzosen hassen. Sie marschirten nicht, sie liefen vorwärts, um ins Gefecht zu kommen, und wurden vom Volke mit wildem Jubel empfangen." Vielleicht wollte Tettenborn diese Truppen in den Kampf ziehen, denn er ließ am 12ten eine Recognoscirung anstellen; die Franzosen wichen zurück und wurden mit der ganzen Macht (1200 Mann) verfolgt. Bald aber zeigte sich, daß die Franzosen hier eine bedeutende Mannschaft, wenigstens 4 Bataillone, aufgestellt hatten; jene mußten daher unter beständigem Gewehrfeuer sich zurückziehen, und geriethen auf den Deichen in Unordnung. Weil die Anführer nicht genug in Uebereinstimmung wirkten, und den Fehler gemacht hatten, keine Reserve zurückzulassen, so eilten alle nach den Fahrzeugen. Einige suchten zwar noch in den Schanzen sich zu halten, mußten aber, weil keine Unterstützung zu erwarten war, auch diese verlassen, fanden aber am Ufer keine Schiffe, und mußten sich in die Elbe werfen, wo viele ihren Tod fanden, ein großer Theil jedoch von freiwillig herbeieilenden Böten

und Kähnen gerettet wurde. Der Hauptmann Stelling vom ersten Bataillon wurde gefangen. Die Franzosen hatten viele Todte und Verwundete. Das größte Uebel aber war, daß sie im Besitz der Inseln Wilhelmsburg und Veddel blieben, von wo aus sie den Stadtdeich, das dortige Theermagazin und die Stadt in Brand schießen konnten, und, daß nichts geschah, sie aus dieser gefährlichen Nähe wieder zu vertreiben. Am 14ten Morgens früh, und in der Nacht des 15ten und 16ten begannen die Franzosen die Stadt zu beschießen; aber sei es nun, daß sie schlechte Schützen oder ihre Batterien auf dem feuchten Boden und bei dem regnigen Wetter nicht gut angelegt waren: die Kugeln fielen zum Theil in die Elbe, andere trafen zwar die Häuser an der Elbseite, aber ohne großen Schaden, einige zündeten zwar, wurden jedoch bald gelöscht: ihren Zielpunkt, den Katharinenthurm, traf keine Kugel. Doch wurden die Bürger und die Bürgergarden nächtlich beunruhigt, versahen aber unermüdet ihren schweren Dienst, da sie die Stadt und die weitläuftigen Deiche zu besetzen hatten, und bei Regenwetter, auf weichem Boden oft mehrere Tage unter freiem Himmel zubringen mußten.

Vom Heere der Verbündeten, das nach Schlesien gezogen, war leider! keine Hülfe möglich, und Wallmoden mit seiner Cavallerie bei Boitzenburg hätte selbst gern Verstärkung gehabt.

Am 17ten kam der Herzog von Braunschweig nach Hamburg, und die Bürgergarden wurden ihm vorgestellt. Er stellte sich nicht, wie Menzel u. a. behaupten, an die Spitze der Hanseaten, lobte zwar den deutschen Sinn und Muth der Bürger, erklärte aber dem Chef leise: „daß es ihm leid thue, die Bekanntschaft so braver Männer in einem Augenblicke der drohendsten Gefahr zu machen," und reisete dann weiter ins Hauptquartier der Verbündeten. Am folgenden Tage erhielten die Dänen den längst gefürchteten Befehl, Hamburg zu verlassen; die Befehlshaber derselben waren jedoch edelmüthig genug, ihre Truppen noch vierundzwanzig Stunden stehen zu lassen; Eilboten Tettenborns gingen an den schwedischen General v. Döbeln, dessen Hauptquartier in Wismar war, um, unterstützt von dem schwedischen Konsul v. Seigneul, schleunige Hülfe zu erbitten, da Hamburg sich nach Abzug der Dänen höchstens zweimal vierundzwanzig Stunden würde halten können. Die Franzosen nahmen die dänischen Behörden, welche ihnen die Abzugsnachricht gebracht, sehr freundlich auf, redeten von quelque accident imprévu, thaten, als ob der König nie anders gewollt, von Mißverständnissen ꝛc.: die holsteinischen Beamten mußten die Schuld tragen. Am Abende des 19ten zogen die dänischen Truppen und zwar ungern ab; viele wohlhabende Hamburger flüchteten mit ihrer besten Habe auf holsteinisches Gebiet. In der Nacht beschossen die Feinde

anderthalb Stunden lang die Stadt mit Granaten, und nöthigten die Bürger, ihr Hauptquartier und ihr Pulver rückwärts zu verlegen; die diesseitigen Batterien antworteten lebhaft, obgleich die Zahl der Artilleristen zu klein war. Noch verlor man den Muth nicht, trotz des abmattenden Dienstes, da reguläres Militär fehlte. Kein Mann der Garde folgte jedoch der Aufforderung des Obersten, auszutreten, wenn ihm die Gefahr zu groß dünke! — Der schwedische General Döbeln hatte indeß an den Kronprinzen geschrieben: „Der dänische General hat von mir eine Erklärung erhalten, daß sein Beispiel mich veranlasse, ohne Befehl meines Fürsten Hamburg zu vertheidigen. Es kommt darauf an, eine Stadt zu retten, die den Mittelpunkt des europäischen Handels bildet, und welche mit Thränen in den Augen meine Hülfe verlangt," daher habe er, ohne die Bevollmächtigung abzuwarten, bei den dringenden Verhältnissen einigen Bataillonen unter Major Boye Befehl gegeben, nach Ratzeburg zu marschiren, von wo sie auf Wagen nach Hamburg transportirt würden. So schien die Noth geendigt und die Stadt war voll Freude! Aber kaum waren (Abends, den 21ten) 2 Bataillone (12—1500 Mann) in der Stadt angelangt, während zwei andere in Bergedorf standen, als ein Adjutant des Prinzen mit der Ordre anlangte, die Truppen, „wo er sie fände, Halt machen zu lassen." Vergebens war, daß eine hamburgische Deputation und der schwedische Gesandte selbst nach Stralsund eilten. — Ein heftiges Beschießen in rabenschwarzer, regniger Nacht folgte zwar ohne großen Schaden; allein das Pulver in der Stadt ging zu Ende oder war durch Nässe unbrauchbar geworden, daß man bei den Krämern in Hamburg und Altona aufkaufen lassen mußte. Indeß leisteten die Schweden in der Nacht vom 21sten zum 22sten einen wesentlichen Dienst. Man hatte nämlich, als die Dänen auch ihre Kanonenböte zurückgezogen, und folglich der Hafen einem nächtlichen Ueberfall blosgestellt war, die sogenannte Admiralitäts-Jagd mit acht kleinen Kanonen besetzt. Die Franzosen kamen indeß von den Elbinseln mit 16 Böten und einem großen Floß unbemerkt heran, überfielen die Besatzung, und ließen das Schiff stromabwärts treiben; als es jedoch am Hamburger Berge vorbei ging, richteten die Schweden, Mecklenburger und Bürger ein so lebhaftes Feuer auf dasselbe, daß es, ihm ausweichend, auf den Grund gerieth. Die Franzosen verloren 132 Mann an Todten und Verwundeten, die Uebrigen retteten sich bis auf 12 Mann, welche gefangen wurden. Die Hanseaten

---

*) Das nahe Gewehrfeuer setzte die Stadt in Unruhe; das Gerücht ging, die Franzosen wären im Hafen. Vom Thurme des nahen Waisenhauses sah der Verf. fast jeden Gewehrblitz, hörte das en avant- und Hurrahgeschrei.

wurden wieder befreit. Am 22. erschien ein französischer Parlamentär bei Hrn. v. Haffner mit einer Aufforderung an Tettenborn, die Stadt zu räumen, und an diese, „sich unbedingt ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu unterwerfen," welche Tettenborn „ohne Rücksprache mit einer städtischen Behörde" abschlägig beantwortete. Ein nächtliches Bombardement, das, dreimal erneuert, von 10 — 3½ Uhr dauerte, und 500 Granaten ohne bedeutenden Schaden in die Stadt schickte, war die Erwiderung. Sollte es Schrecken und Muthlosigkeit verbreiten, so erfolgte dies höchstens bei Weibern und Kindern; die Bürger auf dem Grasbrook blieben ruhig bei ihren Kanonen, und zielten so gut, daß sie einige feindliche demontirten; andere rollten auf dem Theerhofe die Theertonnen ins Wasser, legten, weil die Hafengegend von den feindlichen Kugeln bedroht wurde, die Schiffe aus dem Hafen, räumten in dessen Nähe Häuser und Fabrikgebäude, und zeigten sich zu jedem Opfer für ihre Unabhängigkeit bereit. — Doch über ihren Häuptern hatte die Diplomatie bereits ein Gewitter zusammengezogen; es dauerte nicht lange, bis es zum Ausbruch kam! — Der Kronprinz von Schweden rief, trotz aller Vorstellungen, seine Truppen zurück (25sten Abends); ihr Befehlshaber, der brave General von Döbeln*), der in der Voraussetzung, daß sein Herr es ehrlich meine, der Stadt zu Hülfe gekommen war, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, und konnte seinem Wunsche und seinem Versprechen, sich, wenn ihm nur keine Haft treffe, zurückzukehren und als Freiwilliger in die Reihe der ihm theuer gewordenen Bürger zu treten, nicht erfüllen: er ward zum Tode verurtheilt, zwar begnadigt, mußte aber doch ein Jahr auf die Festung Wapholm. Die Dänen hatten, in England abgewiesen, den Herrn v. Kaas ins französische Hauptquartier geschickt. Nach seiner Rückkehr erhielt er sogleich Befehl, mit den Franzosen abzuschließen und die dänischen Truppen unter Davoust's Befehl zu stellen. Zwar rückten noch am 27sten 700 Preußen unter York (die Besieger Morands) ein, welche Dörnberg früher zu Bergers Unterstützung nach Bergedorf detaschirt, und

---

*) „Ich kenne," schrieb der edle Mann an den Kronprinzen, „die schwankende Politik und ihre Schritte nicht. Ich wußte, daß wir im Kriege waren, man hörte Unzufriedenheit über unsere Langsamkeit, die Hoffnung der Hamburger war auf die Ankunft Ew. Königl. Hoheit gerichtet. Die Nachricht trifft ein, und die Dänen verlassen die Stadt in diesem Augenblick, als hätten sie gewollt, daß sie bei Ihrer Ankunft, unter den Augen Ihrer Armee, genommen würde. — Mit übereinander geschlagenen Händen beim Anblick der Zerstörung Hamburgs stehen zu bleiben, kam weder mit der Ehre des schwedischen Heeres, noch mit der Absicht Ew. Königl. Hoheit überein 2c."

nun auf Tettenborns Andringen diesem überlassen hatte; allein sie wurden den 29. Mai Mittags über den Deich nach dem Eichbaum commandirt, und schienen zum Rückhalt und zur Stütze der Russen bestimmt. Tettenborn stand schon vierzehn Tage auf dem Sprunge, um die Stadt beim ersten Angriff zu verlassen! Die Franzosen hatten in der Nacht vom 28sten zum 29sten sich Ochsenwerders nach muthigem Widerstande bemächtigt, und bedroheten den gefährlichsten Punkt beim Eichbaum, wo nur noch ein schmaler Elbarm schützte; die Verbindung Frankreichs und Dänemarks war geschlossen, und der neue dänische Befehlshaber (v. Schulenburg) zog seine Truppen um Hamburg zusammen, und erklärte, daß er nur, wenn er zu Feindseligkeiten übergehen müsse, zwei Stunden Frist geben könne. Tettenborns Hauptquartier wurde den 29sten nach Billwerder verlegt; am Abend erhielten alle Soldaten (Russen und Hanseaten) Befehl, sich ihm anzuschließen. Die Stadt war heimlich geräumt und sich selbst überlassen. — Tausende erwachten an dem Sonntag Morgen (den 30sten) ohne zu wissen, was geschehen war. Noch stand die Bürgergarde unter den Waffen. Gerüchte flogen hin und her; Einige sagten, die Russen bereiteten sämmtlich einen Angriff auf Ochsenwerder, Andere: sie wären abgezogen; Einige: die Bürger hätten Befehl erhalten, die Waffen niederzulegen, Andere: es sei Verrätherei im Spiel; die Unruhe und Verwirrung nahm stündlich zu. Der Oberst der Bürgergarde, welcher durch v. Pfuel Abends 11 Uhr die Mittheilung erhalten hatte: „Die Sache ist aus, um 12 Uhr ziehen wir weg; wollen Sie sich retten, so finden Sie sich mit Hrn. Perthes und Dr. Benecke um 12 Uhr bei der Billwerder Kirche ein," siegelte seinen letzten, schon in voraus gedruckten Tagesbefehl (ohne Datum) ein, sandte ihn an acht Bataillons-Chefs der Bürgergarde, worin er sie ihrer übernommenen Verpflichtungen entband: ein Paket ging an den, auf dem Stadthause versammelten Senat. Diese unerwartete Nachricht machte auf die Bürgergarde einen entsetzlichen Eindruck! Sie konnten die Möglichkeit nicht begreifen, von Allen verlassen zu sein. Wuthentbrannt stürzten einige in den Vorstädten stehende Bataillone in die Stadt, unter dem Geschrei: „Keine Franzosen herein!" Zu ihnen gesellten sich andere, dort befindliche Männer, der Grimm ging auf das Volk über, Alles lief durcheinander. Hier standen Haufen auf den Brücken und Plätzen, und zerschlugen in stummer Wuth ihre Gewehre an dem Geländer oder an den Eckteinen und warfen sie mit zertretenen Riemen und Hüten in die Kanäle; dort schossen Andere die Gewehre blindlings ab, und zerstreueten sich unter Ausbrüchen des wildesten Zornes; hier hörte man Flüche und Verwünschungen gegen Tettenborns und v. Heß Verrätherei, dort nahm man die Gewehre wieder auf, schlug die

Lärmtrommel, sammelte sich um einen preußischen Unteroffizier, daß er sie anführe zum Kampfe auf Leben und Tod. In Altona glaubte man, den Tumult, das Schießen und das Geschrei vernehmend, Hamburg werde jetzt von den Feinden erstürmt. Das erste Bürgerbataillon stand auf dem Deiche bei Rothenburgsort, und bekam den Tagesbefehl später. Ihr Commandeur (Leonhard Wächter) zog sich zur Stadt, als ihm das Schießen in derselben vernehmbar wurde, und das Gerücht entstand, die Franzosen wären von Altona her in die Stadt gedrungen; mit Mühe konnten die Leute auseinander gebracht werden. Dem Commandeur des vierten Bataillons (Mettlerkamp) umringten seine Gardisten, verlangten heftig, die Vertheidigung der Stadt nicht aufzugeben, gelobten, lieber Alle umzukommen, als sich dem Feinde wieder zu unterwerfen. Nur mit der größten Mühe brachte er sie einigermaßen zur Ruhe, und machte ihnen das Zwecklose begreiflich. Er entfernte sich dann aus der Stadt, zog mit ein paar hundert Mann *), welche gleichen Entschluß gefaßt hatten, den Russen nach; sie schlossen sich dem Wallmodenschen Corps neben den Hanseaten an, und theilten während der Belagerung Hamburgs, nachdem noch mancher ausgewanderte Bürger hinzugetreten war, alle Gefahren und Mühen desselben.

Während in der Stadt am Morgen des 30. Mai die größte Verwirrung herrschte, hatte der Senat sich aufgelöset und eine Art Municipalität eingesetzt, deren Deputirte sich, Gnade heischend, nach Harburg begaben. Um 10 Uhr rückten die Dänen mit grobem Geschütz und brennenden Lunten vor die Stadt, und ein dänischer Parlamentär erschien mit Davoust's Ordre: „Die Stadt solle unverzüglich vier Bataillonen Dänen die Thore öffnen. Jede Protektion solle ihr zugestanden werden; ihre Unterwerfung müsse aber schnell geschehen; nur die Frist einer halben Stunde werde zugestanden. Wandsbeck, den 30. Mai 1813. Morgens 7 Uhr. Unterschrift: Auf Befehl ꝛc. Davoust's: der Chef des Generalstabes, Vandamme's: Revest." Mit Thränen der Wehmuth las man darauf an den Straßenecken: „Da Tettenborn erklärt hat, daß er die Stadt verlasse, und Eckmühl ange-

---

*) Den Muth und die Hingebung der Bürgerschaft bezeugen alle Augenzeugen. Der Herzog von Braunschweig, wie der Major v. Pfuel, der dänische wie der schwedische General, der dänische General-Consul Rist, wie Varnhagen. Muth brauchten ihnen die fremden Truppen nicht zu bringen, wohl aber eine Stütze und Haltung. „Muth genug," sagt der englische Augenzeuge bei Erwähnung der Erbitterung, in welcher die Garde sich auflösete, „wäre er nur zweckmäßig geleitet worden. In einundzwanzig Tagen (seit dem 9. Mai) ist Perthes nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bette gekommen," heißt es in Perthes Leben. I.

zeigt, daß sie vorgängig von dänischen Truppen besetzt werden soll; so werde jeder Bürger, dem das Wohl seiner Vaterstadt am Herzen liege, dringend ermahnt, zur Erhaltung der Ruhe Alles beizutragen, was in seinen Kräften stehe, und sich aller tumultuarischen Bewegungen und Versammlungen zu enthalten." Am Mittage rückten die Dänen in die Stadt ein, besetzten alle Wachen in derselben und auf den Wällen. Es erfolgte eine dumpfe Stille, gleich der Ruhe des Grabes! Gegen Abend rückten die Franzosen vom Eichbaum und Grasbrook, wohin sie auf Fahrzeugen gekommen waren, in mehreren Abtheilungen zur Stadt, durchzogen dieselbe auch während der Nacht in allen Richtungen, lagerten sich auf den Marktplätzen und Straßen, erzwangen aber die Erleuchtung der Häuser: beides wohl aus Furcht vor den erbitterten Bürgern; denn erst, nachdem bei Todesstrafe alle Waffen abgeliefert waren, wagte man, sie bei den diesen einzuquartieren.

Vielfach ist darüber gesprochen worden, ob Hamburg sich nicht auch ohne die Dänen gegen die Franzosen, wenigstens acht Tage länger hätte halten können bis zum Waffenstillstand*), welcher die Stadt gerettet hätte? Die Stärke der Franzosen wird verschieden angegeben: 30,000 Mann mit 100 Kanonen; allein gesetzt, es wären auch ein Viertel weniger gewesen, so konnte ihnen höchstens 2300 Mann reguläre Infanterie, 2500 Reiter und eben so vielen Bürgergarden mit 14 Feldkanonen entgegengestellt werden, und Napoleon meinte doch späterhin selbst, eine Stadt wie Hamburg lasse sich nur mit 25,000 Mann und einem ungeheuren Material 15—20 Tage gegen eine Armee von 50,000 Mann halten. Bei dem guten Willen und dem Muthe der Bürger würden diese, daran zweifeln wir nicht, trotz der ungeheuern Strapatzen, denen sie ausgesetzt waren, den Fall der Stadt, gegen die Franzosen allein, noch 8 Tage hingehalten haben; allein als Dänemark sich mit Frankreich verbunden hatte, wuchs nicht allein die feindliche Macht um 12,000 Mann mit 40 Feldstücken, sondern die Dänen konnten auch ohne Schwierigkeiten bis an die Stadtthore rücken, die Franzosen bei Blankenese ruhig über die Elbe gehen und sich mit ihnen vereinigen: nirgends standen dort Schanzen oder andere Vertheidigungsmittel entgegen. Varnhagen versichert zwar, daß der bei Lauenburg aufgestellte Tettenborn durch Nesselrodes Brief den Wunsch des

*) Der Waffenstillstand, den 4. Juni im Dorfe Poischwetz bei Jauer geschlossen, machte die Katzbach und Elbe bis zum Meere zur Scheidelinie, gab Breslau frei; Hamburg sollte dem gehören, welcher es am 8. Juni besitze. Den, wenn nicht wirklichen, doch nahen Fall konnte Napoleon eher wissen, als die Verbündeten! In Hamburg wußte man nichts von jenen Unterhandlungen.

Digitized by Google

Kaisers Alexander ausgedrückt erhalten habe, Hamburg gerettet zu sehen, weshalb Wallmoden sein ganzes Fußvolk in die Stadt schicken solle; allein Tettenborn war nicht mehr dort, Wallmoden hatte genug zu thun, mit seinem geringen Fußvolk die gefährlichsten Uebergangspunkte der Elbe zu decken, und dennoch wäre bei der Lage der Dinge der Verlust der Stadt schwerlich abgewendet worden!

Wer die Schuld dieses Unglücks trägt? Ist es Tettenborn, weil er zu früh und mit zu wenig Truppen den Aufstand der Stadt veranlaßte, zu wenig that, sie in gehörigen Vertheidigungszustand zu versetzen, zu früh und zu übereilt sie verließ? Allerdings setzte er die Stadt bei der Stimmung der Bürger einer großen Gefahr aus; aber theils war der Norden Deutschlands damals von französischen Truppen entblößt, die Stimmung günstig, die Aussicht auf glänzenden Erfolg groß, der Gewinn für die Sache des Vaterlandes bedeutend, die Hülfe und Unterstützung vom Hauptheere, sobald der kühne Zug gelang, mehr als wahrscheinlich, theils waren Sachsens Weigerung, der allgemeinen Sache beizutreten, wie die Verhältnisse, welche nach der Schlacht bei Lützen die Verbündeten nach dem fernen Schlesien zogen, nicht vorherzusehen. Eine bessere Befestigung hätte sich theilweise wohl durchführen lassen, besonders wenn Tettenborn auch nur mit 8000 Mann gekommen wäre, und namentlich scheint er die Insel Wilhelmsburg, den eigentlichen Schlüssel zur Stadt, nicht gehörig beachtet zu haben, er, der sich vorzugsweise auf kühne Streifereien verstand, und durch kühne Worte aufzuregen wußte, aber nicht Ruhe und Festigkeit im Durchführen besaß. Traten aber die Dänen gegen Hamburg auf, so war seines Bleibens doch nicht; sie konnten ihn bei Schiffbeck ꝛc. in Zeit von zwei Stunden völlig abschneiden*).

Lag die Schuld, wie manche Schriften, z. B. v. Heß u. a., welche den alten Rath nicht kräftig genug fanden, zu verstehen geben, an dem Senat, etwa in der Art, daß er sich zu den patriotischen Gefühlen der Bürger nicht zu erheben vermochte, die Vertheidigungsanstalten hinderte, mit Dänen oder Franzosen übereilt oder hinterrücks unterhandelte? Wir finden davon keine Spur. Daß die Behörden beim Anzuge der Russen sich lieber, wenigstens scheinbar, wollten zwingen lassen, weil sie nicht ohne Besorgniß wegen einer Wiederkehr

*) Eine andere Frage ist, ob Tettenborn und v. Heß die rechten Männer auf ihrem Platz waren. Die Anmerkungen in der „historischen Zeitschrift" von A. besagen das Gegentheil. Jene hatten indeß in den Tagen der Aufregung und Freude die Stimmung der leicht erregten und leicht zu lenkenden Menge für sich, und ohne Verdacht unpatriotischer Gesinnung konnte Niemand gegen sie auftreten.

der Franzosen waren; daß sie die Staatskasse schonen wollten, und die leichtsinnige Bewilligung und Benutzung der Kriegskassen, der freiwilligen Gaben, wie das Geschenk von 4000 Friedrichd'or an Tettenborn mit Mißfallen betrachteten; daß sie durch v. Heß und Tettenborns Antrag einer provisorischen Regierung mit einigem Mißtrauen erfüllt wurden, welche das oft rücksichtslose Auftreten des letztern gegen den Senat nicht verminderte; daß sie meinten, damals sei schwerlich die rechte Zeit gewesen, die Staatsverfassung zu ändern: das Alles lag theils in ihrer Stellung, welche einen weiteren Blick erlaubte, als den einzelnen Bürgern gestattet war, theils in ihrer Pflicht, das Auge der Stadt zu sein, und die Verhältnisse zum Besten zu leiten. Sollten denn die Väter Alles billigen, gutheißen und fördern, was ihre Söhne oft übereilt, leicht hingerissen und ohne die Folgen zu bedenken, wünschen und unternehmen? Mögen jene hie und da Mißgriffe gemacht, zu große Befürchtungen gehegt haben (diese zeigten sich leider! nachher gerechtfertigt), so gaben sich diese doch offenbar zu großen Hoffnungen hin. Zwar wird noch (s. v. Heß) beigefügt, daß der Senat durch den dänischen Obrist v. Haffner mit den Franzosen Unterhandlungen angeknüpft, daß auf sein Ansuchen die Verabredung getroffen worden, dänische Truppen sollten wenigstens sechs Stunden früher als französische in die Stadt einrücken; allein wenn die dänischen Behörden, gleichviel aus welchen Gründen, unleugbar die Wiederbesetzung der Stadt durch die Franzosen früher zu hindern suchten, wenn sie Beweise freundlicher Gesinnungen ablegten, so lag es doch unstreitig in der Pflicht der hamburgischen Regierung, diese so viel als möglich zur Abwendung größern Unheils zu benutzen. In des Senates Macht stand es am 30. Mai wahrlich nicht, die allgemeine Volksgährung zu stillen! Wenn nun durch den vorläufigen Einmarsch der Dänen nicht die gesammte Bürgergarde zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß jeder Widerstand vergebens sei; wenn auch nur einzelne Abtheilungen der Bürger sich den Franzosen thätlich widersetzt hätten (und am 30. Mai ging das Gerücht, daß vom Deiche noch auf die herüberschiffenden Franzosen geschossen worden sei), zu welchen Gewaltthätigkeiten, Plünderungen, Mord und Brand würden die Franzosen Veranlassung gefunden haben, selbst wenn Hamburg sich verzweiflungsvoll zu einem Saragossa gemacht hätte. Wo findet sich also hier der Ausdruck einer un- oder wohl gar anti-patriotischen Gesinnung?*).

*) Männer, die wie die verstorbenen Bürgermeister Bartels und Abendroth über jeden Verdacht der Art erhaben sind, bezeugen, „daß am 19. Mai beim Abmarsche der Dänen (wobei v. Heß den Bataillons-Chefs der Bür-

Digitized by Google

„Hamburg fiel," erklärt Menzel, „als das unglückliche Opfer einer eigennützigen, scandinavisch-englischen Politik." Bei dem Beginne des Krieges 1812 war es nämlich für Rußland von großer Wichtigkeit, mit Schweden in gutem Vernehmen zu stehen; Schweden wünschte aber den Besitz von Norwegen zum Ersatze für Finnland. Am 24. März (5. April) 1812 wurde daher zwischen beiden Staaten ein Bündniß geschlossen, vermöge dessen Rußland Dänemark bewegen sollte, dem Bündnisse beizutreten und Norwegen gegen Entschädigung aufzugeben, im Weigerungsfalle aber den Schweden 30,000 Mann zu dessen Eroberung zu stellen versprach; dafür wollten diese beim Ausbruche des Krieges 30,000 Mann an der norddeutschen Küste landen lassen, „doch nicht eher, bis Norwegnes Besitz ihnen gesichert wäre." Am 18. Juli trat England dem Vertrage bei, und versprach den Schweden Geld; zugleich wurde beschlossen, da Rußland seine Armee jetzt selbst nöthig habe, die Unternehmung gegen Norwegen noch auszusetzen gegen ein späteres doppeltes Hülfs-Korps; eine russische Armee von 30,000 Mann sollte ferner in Deutschland dem Kronprinzen unterordnet werden gegen den gemeinschaftlichen Feind. Der Vertrag wurde sehr geheim gehalten, Napoleon erfuhr ihn erst in Wilna, und Ende 1812 waren die Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich noch nicht ganz abgebrochen, vielleicht hoffte der Kronprinz bei einer unerwarteten Wendung der Dinge durch Napoleon zu erhalten, was er wünschte. Mit den Dänen ward sogar noch im April 1813 unterhandelt, mit Rußland schien seit der Zusammenkunft Alexanders und Carl Johanns, den 27. August zu Abo das Verhältniß ein höchst freundschaftliches; der Kaiser war für den Kronprinzen und dessen Feldherrntalenten sehr eingenommen, so daß er, zum Verdrusse der russischen und preußischen Feldherren seinem Rathe oft zu willig Gehör gab: Bernadotte garantirte dagegen: „Rußland bis an die Weichsel." Rußland war durch diesen Vertrag in seiner rechten Flanke gedeckt, und wurde durch den Frieden mit der Türkei, den 28. Mai 1812, auch in seiner linken frei. Der Uebermuth, mit welchem Napoleon

---

gergarde die Frage vorlegte, ob die Bürger allein im Stande wären, die Stadt gegen die Franzosen zu vertheidigen, und eine fast allgemein verneinende Antwort erhielt), der Senat beiläufig gegen den freundlich gesinnten dänischen Legationsrath Rist habe äußern lassen, ob nicht, wenn doch die Franzosen wieder einziehen würden, es so einzuleiten sei, daß die Dänen so lange blieben, bis jener Einmarsch erfolge; dieser aber geäußert habe, die Dänen wollten nicht diejenigen sein, welche die Franzosen wieder einführten;" diese Erklärung habe zur Folge gehabt, daß mit keiner dänischen Behörde wieder im Namen der Regierung wegen dieser Sache geredet worden: dem Senate sei daher die Bekanntmachung vom 30. Mai ganz unerwartet gewesen (s. Wurm, in der historischen Zeitschrift).

Schweden behandelt, und ohne Erklärung im Januar 1812 Schwedisch-Pommern besetzt, wie die treulose Weise, in welcher er 1807 die Türken im Stiche gelassen hatte, trugen ihre Früchte. Doch später zeigte sich, daß das Bündniß, zu welchem beim Beginn des Krieges nicht das Recht, sondern die Klugheit rieth, der Kriegführung wenig Vortheil, und Hamburg Verderben brachte. Napoleon hatte dagegen Dänemark näher an sich zu knüpfen gesucht, und den 7. Mai 1812 einen Vertrag zur gegenseitigen Hülfe geschlossen, worin dieses sich zur Offensive bis zur Oder verpflichtete; Dänemark nahm ihn aber, als die Russen über die Weichsel gegangen, zurück, verlangte seine nach Antwerpen verliehenen Seetruppen, und suchte seit Februar 1813 seine alte Neutralität aufrecht zu erhalten; Unterhandlungen mit England und Rußland wurden angeknüpft. Es wurde Dänemark für die Abtretung Norwegens und die Vereinigung seines Heeres mit dem schwedischen gegen Napoleon die Hansestädte, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern oder Hannover geboten. Als Dänemark ablehnte, schloß England den 3. März 1813 mit Schweden ein Bündniß, worin es die Vereinigung Norwegens mit Schweden zu erleichtern versprach, selbst durch Mitwirkung zur See, und zwar im Einverständniß mit schwedischen und russischen Truppen, wobei jedoch nur dann von Gewalt die Rede sein solle, wenn Dänemark dem nordischen Bündnisse unter den Bedingungen, welche zwischen Schweden und Rußland festgestellt worden, beizutreten sich weigere. Der Kronprinz hatte sonach sein Ziel erreicht. Ob Dolgorucky's Sendung nach Kopenhagen, und seine Versicherung, Schweden werde nicht auf die völlige Abtretung Norwegens, sondern blos des Stiftes Drontheim bestehen, wenn die Dänen sich gegen Napoleon erklären würden, den Zweck hatte, diese mit Frankreich zu compromittiren, sie in den Krieg bei Hamburg zu ziehen, und ihnen etwa die Hansestädte sogleich zu überlassen, läßt sich bei den Schlangenwegen der Politik nicht sicher nachweisen*).

Während dieser Verhandlungen war Tettenborn nach Hamburg gekommen. Schon am 3. März hatte der dänische Minister Rosenkranz dem französischen Gesandten Alquier auf seinen Dank wegen der Unterstützung bei dem Aufstande vom 24. Februar und auf sein Gesuch um ähnliche Hülfe erklärt, daß der König zwar nichts gegen die Interessen des französischen Kaisers unternehmen wolle, daß er aber, weil Hamburg so wenig haltbar sei wie Lübeck, Maßregeln nehmen

---

*) Man vergl. die interessante Abhandlung: „Bernadotte und die Sendung Dolgorucky's" in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte. Neue Folge. I. 1. und eben daselbst „Verhältniß Hamburgs zu Dänemark 1813."

müsse, um die Ruhe unter seinen eigenen Unterthanen zu erhalten, und von seinen Grenzen jede Unternehmung abzuhalten, welche die Sicherheit derselben durch fremde Truppen gefährden könne, und deshalb müsse der König wünschen, daß der französische Commandant die Stadt räume, wenn er nicht im Stande sei, sie in Ruhe zu halten. Die von Seiten der Franzosen angebotene Besetzung der Stadt wurde damals abgelehnt; bei der Annäherung der Franzosen im April entschloß sich die dänische Regierung auf Dolgorucky's Betrieb Hamburg und Lübeck zu besetzen, und unter dänischen Schutz zu nehmen, „wofern nicht nachher schwedischen Truppen der Einlaß in die Stadt zugestanden werde"*). Tettenborn, argwöhnisch, weigerte sich, der Aufforderung Dolgorucky's Folge zu leisten, und berichtete in diesem Sinne an seinen Hof; er wollte sich nicht ablösen lassen, sondern die dänische Hülfe nur theilweise benutzen. Noch war der Friede mit den Engländern nicht geschlossen, noch die Verhältnisse mit Schweden und Rußland nicht geordnet, noch schwebten die Unterhandlungen, und mochten die Dänen „auch sich schmeicheln, Norwegen zu behalten, durch höchst zweideutige Hülfe, welche sie Hamburg leisteten"**), wie Schlosser meint, so erforderte es doch die einfachste Vorsicht, sich nicht tiefer einzulassen, bevor man der friedlichen Gesinnung Englands sicher war. Daher wurde Dolgorucky in Betreff der Offensive abschlägig beschieden; allein die Stellung der dänischen Macht an der Grenze gewährte doch Tettenborn den Vortheil, die Franzosen bedenklich zu machen. Nach einem königlichen Befehl vom 2. Mai an den Oberbefehlshaber v. Wegener wird erklärt, daß der König nicht zugeben könne, daß Hamburg oder sein Territorium aufs Neue von den Franzosen besetzt werde; daß der General, sobald sie einen solchen Versuch machen würden, ihnen die Hoffnung aussprechen solle, sie möchten davon abstehen, weil man sonst Gewalt gegen Gewalt gebrauchen würde; daß er der Kanonenflottille von Glückstadt zur Verhinderung des Uebergangs der Franzosen über die Elbe sich zu bedienen habe, wobei jedoch einige Tage später bemerkt wurde, er möge mit der Erklärung noch warten, bis die Seeleute aus Antwerpen (welche am 8ten in Buxtehude und Stade eintrafen) die Elbe überschritten hätten.

---

*) Es heißt in der Depesche des dänischen Ministers an den dänischen General-Konsul in Hamburg, daß der König sich entschieden habe, die Städte in seinen Schutz zu nehmen, nebst Beifügung, daß die Absichten des Königs der Unabhängigkeit derselben nicht entgegen ständen.

**) Die Offiziere, mit gesuchter Aufmerksamkeit von den Franzosen behandelt, voll älterer Abneigung gegen England, zeigten sich durchdrungen von französischem Geiste, predigten laut Napoleons Unüberwindlichkeit und schadeten der guten Sache (s. Rist in der „Zeitschrift").

Schon am 9. Mai, bei dem ersten Angriff der Franzosen auf Wilhelmsburg und Ochsenwerder, nahm Tettenborn den Beistand v. Haffners in Anspruch. Dieser ging nach Harburg, und suchte vorläufig einen Waffenstillstand mit Neutralität der Elbinseln zu vermitteln; allein während der Zeit hatte der Prinz von Holstein-Beck, Chef des Generalstabes des General Wegener ohne diplomatische Wendung die Erklärung des Königs vom 2. April an den französischen Obersten auf Ochsenwerder eingeschickt, und als nun Haffner wiederkam, wurde er von Vandamme mit Grobheit behandelt. Einige hundert Dänen gingen indeß den 11ten nach Wilhelmsburg über, andere nach dem Grasbrook und dem Hamburger Berge. Die Hamburger waren hocherfreut. Dänemark hatte thatsächlich, und wie es schien, unwiderruflich, die Stadt in Schutz genommen, alles frühere Mißtrauen wurde vergessen! Vandamme aber war wüthend*) und Napoleon sehr erbittert. Die Diplomatie zerstörte jedoch diese Hoffnungen. Schweden setzte alle Künste für Norwegens Besitz in Bewegung, Dolgorucky wurde der Ueberschreitung seiner Instruktion beschuldigt; der Graf Bernstorf, Bruder des dänischen Ministers, nach London geschickt, hatte nicht einmal Gehör gefunden, und Castlereagh hatte nur gefragt, ob er Auftrag habe, Norwegen abzutreten. Kaum war er mit dieser Nachricht in Kopenhagen angelangt, und zugleich durch Moltke aus dem russischen Hauptquartier die Bestätigung des Rückzuges der Alliirten an die Elbe eingelaufen, als ein königlicher Befehl vom 13ten die dänischen Truppen abrief, und dem dänischen Consul auftrug, den hamburger Senat davon in Kenntniß zu setzen. Wegener, Haffner, Rist**), Männer, eben so wohlwollend

---

*) Mit welcher Feinheit sich Vandamme ausdrückte, davon zeigt ein Brief an den General v. Wegener vom 12ten, worin er spricht: von den Banditen que commande l'aventurier Tettenborn, von der canaille conduite par Tettenborn.

**) Alles, was jene Beamten umgab, athmete nur eine Gesinnung: den innern Abscheu gegen die Ungerechtigkeit der schwedischen Forderungen, die Hoffnung, sie durch Dänemarks Vertheidigung der Stadt und die Theilnahme an dem Kriege (welcher günstigen Einfluß auf die russische und englische Regierung haben mußte) zu beseitigen. Sie wollten die Ehre ihres Königs und Vaterlandes, das heilig gegebene Wort des Schutzes, das sie erst vor Kurzem den Bedrängten zugerufen, nicht opfern; sie blieben ihrer (durch den Erfolg) gerechtfertigten Ansichten getreu, daß die Rückkehr der Franzosen nach Hamburg ihr Festsetzen diesseits der Elbe Dänemarks Verderben sei, und dieser Rücksicht jede andere untergeordnet werden müsse. Sie täuschten sich nicht über die Gefahr, die Dänemark sich durch eine Verbindung mit Frankreich aussetzte, nicht über den endlichen Ausgang des Krieges, da bereits kein Zweifel war, daß Oesterreich sich gegen Frankreich erklären werde. Aber sie lebten in einer andern Atmosphäre als ihre Regierung! Rist nahm, als die dänische Politik in eine andere Bahn trat,

gegen Hamburg, als treu ihrem Vaterlande, mußten mit Schmerz gehorchen, übernahmen es jedoch, die Ausführung des Befehls auf zweimal vierundzwanzig Stunden aufzuschieben; als aber die Schweden in Pommern gelandet waren, erhielt Wegener Befehl (16. Mai), sich und seine Truppen unter das Kommando des höchstkommandirenden französischen Generals zu stellen, und gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen gegen alle Feinde bis an die Oder. Diese Erklärung mußte v. Haffner den Franzosen überbringen, und that es, um für Hamburg einige günstige Bedingungen zu erzielen, erhielt aber von Davoust die Antwort, „für eine französische Stadt sei eine Capitulation undenkbar."

Jetzt wandte sich Tettenborn mit den lebhaftesten Aufforderungen an den General v. Döbeln, welcher die schwedische Avantgarde in Mecklenburg befehligte. Dieser eilte, da Gefahr im Verzuge war, aus Interesse für die Sache und für die Stadt herbei, „ahnete aber in seinem ehrenwerthen militärischen Sinne nicht, was allen Andern auch erst später klar ward, daß im Plan seiner Regierung Hamburg fallen, und durch die Dänen fallen mußte, um durch diese boshafte Politik Dänemark mit den Alliirten unwiederbringlich zu entzweien und Norwegen sich zu versichern." Während der dänische Präsident v. Kaas nach Dresden eilte, um das Geschehene zu bemänteln, nahmen Davoust und Vandamme die dänische Hülfe freudig an, und thaten, als ob der König nie anders gewollt und gedacht: ungetreue und verrätherische Beamte mußten die Schuld tragen; andere Befehlshaber wurden ernannt.

Der Kronprinz von Schweden hatte die Gelegenheit günstig gefunden, um zur Befestigung seiner Thronfolge von Rußland nicht etwa Finnland, sondern von Dänemark Norwegen zu erpressen, worauf er so wenig wie Rußland oder England irgend ein Anrecht hatte. Rußland hatte ihm dabei Unterstützung versprochen, um Finnland zu behalten und doch der Schweden sicher zu sein; England hatte eingewilligt, um Rußland im Kriege gegen die Franzosen nicht zu schwächen. Dänemark und Norwegen wurde dabei nicht gefragt, jenem aber Entschädigung versprochen, und zwar — in Deutschland, wo die Hansestädte rc. allerdings bequem lagen, deren Besitz von Dänemark vielfach begehrt, auch wohl nicht außer der Berechnung der Regierung stehen mochte. Um Norwegens Gewinn drehete sich die ganze Politik des Kronprinzen, der durch die

---

Urlaub und Abschied. Dänemark hätte unstreitig durch rasche Besetzung Hamburgs und ehrliche Schutzerklärung nach Abzug der Franzosen, durch ein stärkeres Heer in Holstein und entschiedene Theilnahme an der Vertheidigung der Stadt, sein Norwegen ganz oder theilweise gerettet.

Schule der Revolution ꝛc. nicht ohne Erfolg gegangen war. Schon als er Rußlands und Englands gewiß war, unterhandelte er noch mit Napoleon, und versuchte, ob er durch ihn Norwegen erlangen könne. Erst im März 1813 versprach er, 30,000 Schweden nach Deutschland herüber zu bringen, zauderte aber, nachdem einige Abtheilungen in Pommern gelandet worden, bis gegen Ende Mai, bevor er selbst mit den übrigen Heertheilen erschien. Ueber Dolgorucky's Sendung nach Kopenhagen äußerte er sich sehr verstimmt, und Alexander legte leider! auf seine Mitwirkung großes Gewicht. Zweideutig blieb das Benehmen des Kronprinzen*) auch als er Döbeln von Hamburg zurückrief und vor ein Kriegsgericht stellte; leicht hätte er Hamburg retten können, wenn er gewollt und eine größere Macht dorthin geschickt hätte (statt durch eine geringe Mannschaft die Dänen auf die Gefahr hinzuweisen, welche ihnen drohe, wenn die schwedische Armee nachrücke, und die Trennung zwischen ihnen und den Franzosen benutzend, Hamburg zum Stützpunkt fernerer Unternehmungen gegen Holstein machte); oder wenn er 10—20,000 Mann und Wallmodens Reiterei bei Boitzenburg über die Elbe gesandt hätte, wodurch Davoust gezwungen worden wäre, die Belagerung aufzuheben. Er ließ es bis zum letzten Augenblick nicht an mancherlei Versprechungen fehlen; that aber nichts, das Unheil abzuwenden! Würden Blücher, Bülow, York ꝛc. jemals Hamburg vor ihren Augen haben fallen lassen, wenn sie mit gleicher Macht in Mecklenburg gestanden hätten? Wie leicht wäre es endlich auch den Engländern gewesen, Stade ꝛc. oder Hamburg so stark zu besetzen, daß Davoust es nicht hätte bezwingen können, statt auf die zweifelhafte Hülfe der Dänen zu rechnen, welche sie eigentlich den Franzosen in die Arme trieben. England hatte blos Geld; aber kein Mann erschien, nicht einmal die hannovrisch-deutsche Legion.

Allgemein war der gerechte Schmerz über das Unglück Hamburgs und Lübecks, in denen sich der schönste Geist bewährte: unstreitig der wichtigste Verlust, den die Verbündeten erlitten! Stein, welcher schon den 28. Oktober 1812 an Gneisenau schrieb: „das Eingreifen der lilliputischen schwedischen Angelegenheiten in die euro-

---

*) Auf die Anzeige, die dänischen Truppen wären unter Davousts Befehl gestellt, verlangte dieser, die Dänen allein sollten die Schweden aus Hamburg treiben, „denn Frankreich führe nicht Krieg mit Schweden, und eigentlich dürfe kein französischer Soldat auf einen schwedischen schießen.“ Aehnlich hatte sich der schwedische General Boye in Gegenwart dänischer Offiziere geäußert. Man schloß daraus auf ein geheimes Einverständniß zwischen beiden Staaten und — meinte, der Kronprinz könne sein Heer nach Deutschland geführt haben, um sich unter Umständen „mit Napoleon“ zu verbinden.

päischen ist äußerst verderblich," äußert sich am 29. Juni (s. Pertz): „der Verlust Hamburgs ist ewig zu beklagen, und der Kronprinz kann sich nie rechtfertigen, vor seinen Augen mit einer disponibeln Macht von 34—35,000 Mann nichts zur Vertheidigung dieses in aller Hinsicht wichtigen Punktes gethan zu haben. Warum er es aufgegeben? Das läßt sich nicht einmal vermuthen und errathen. Militärische Gründe sind keine vorhanden, wollte er vielleicht den Bruch mit Dänemark herbeiführen? Seine Handlungsweise hat den Verdacht der Treulosigkeit gegen ihn besonders in Oesterreich verstärkt, die Vorwände zum Zaudern vermehrt. Er ist jetzt sehr geschmeidig, weil er den Frieden fürchtet, er verspricht Alles, und schlägt eine Zusammenkunft vor." Selbst Graf Münster vertheidigte ihn nicht mehr, sondern schrieb: „Mein Glaube an Schweden hat für den Augenblick durch den Fall Hamburgs einen Stoß erlitten. Was man von militärischen Rücksichten anführen mag, um diesen schrecklichen Fall zu entschuldigen; mir scheinen die Folgen: das Abschneiden unserer Communication, das Erdrücken des keimenden Patriotismus, die Amalgamirung der dänischen und französischen Macht, die Geldunterstützung, welche Bonaparte gewinnt, so wichtig, daß man viel hätte wagen sollen, um den Schlag zu vermeiden. Die Dänen konnte man ja durch die Drohung, Altona in Brand zu schießen, im Zaume halten." Beitzke (Befreiungskrieg) kommt ebenfalls zu dem Resultate, daß Bernadotte die Stadt nicht habe retten wollen, sondern sie geflissentlich in Feindeshand fallen lassen, um, Dänemark bei den Alliirten die Schuld gebend, Norwegen sicherer zu gewinnen.

Eben so zweideutig benahm er sich späterhin. Daß es ihm kein Ernst war mit der Wiedereroberung Hamburgs, bezeugt Sieveking, dem er den abenteuerlichen Vorschlag machte: „In der Nacht vom 9. zum 10. August (dem Ablauf des Waffenstillstandes) müsse in Hamburg ein allgemeiner Aufstand erregt, die Chefs der Franzosen ermordet, die Sturmglocke geläutet, das Volk zur Freiheit aufgerufen, das Anrücken der Schweden angekündigt werden. Dann würde er vielleicht in Person mit 40,000 Mann sich nach der Gegend wenden." Nachher gab er den merkwürdigen Rath: „Ihre Landsleute müssen sich in Mecklenburg verbreiten, eine Propaganda bilden, und wie Martin Luther den Landsturm predigen." Das Einzige, was er für Hamburg thun wollte, war, „Davoust einen freien Abzug zu gewähren:" ein ewiger Schandfleck für ihn und sein Heer! Er schien damals sich zum Beschützer und Vertreter des Hanseaten-Corps darzustellen, und Sieveking befürchtete, daß er die Absicht habe, sich der Hansestädte zu bemächtigen, um Norwegen sich zu sichern. — Ohne Bülow und Tauenzien (s. unten) hätte Berlin wahrscheinlich Ham-

burgs Schicksal gehabt; denn bei Oudinot und Ney's Angriffen im August und September meinte er die Stadt zu vertheidigen, indem er sich hinter dieselbe zurückzöge!

Hamburgs Selbstaufopferung ist indeß nicht ohne Frucht geblieben weder für die Stadt selbst, noch für die Sache des Vaterlandes. Die allgemeine Erhebung und Begeisterung einer ganzen volkreichen Stadt hatte, weil sie aus der Tiefe des Gemüthes kam, etwas so Herzergreifendes, daß noch, nach einem fast halben Jahrhundert, die Seele bei der Rückerinnerung davon ergriffen wird, und Viele, welche jene Zeit mit klarem Bewußtsein erlebten, gestehen, daß trotz alles Unglücks, welches über die Stadt kam, sie nie den Wunsch genährt hätten, jene Begebenheit nicht erlebt zu haben, wenn sie auch wünschen mußten, daß jene Begeisterung einen glücklichern Erfolg gefunden. Wäre sie indeß nicht eingetreten, wären die Bürger, deren guter Wille, deutscher Sinn, ausharrender Muth und unermüdete Thätigkeit für die Vertheidigung ihrer Stadt die allgemeinste Anerkennung Europa's gewann, nicht von dem Gefühl des Vaterlandes ergriffen worden, hätten sie das französische Joch sich von den Russen abnehmen lassen, ohne selbst die Hand zu rühren: so wäre wohl der Verlust vieler Millionen verhütet; aber ihre Selbstständigkeit unwiederbringlich verloren! Diese war ja eigentlich schon vorher gewissermaßen verhandelt; als eine französische Stadt betrachtet, würde man ohne Umstände das Eroberungsrecht auf sie angewendet haben; und beim Frieden würde Dänemark sie leicht als Zugabe zu Lauenburg erhalten und sicher angenommen haben. Nach ihrer Erhebung, nach ihren Opfern für die Sache der Freiheit des Vaterlandes konnten die Regierungen nicht ohne Erröthen vor der Welt und vor ihren Völkern die Stadt wieder in andere Hände fallen lassen, sie konnten die Drangsale, welche die Stadt erduldet, nur durch die Zurückgabe ihrer Selbstständigkeit vergüten, und Lübeck, Bremen und Frankfurt erlangten dadurch gleichen Vortheil. Doch auch für das Vaterland ist Hamburgs Aufstehen und Fall nicht ohne Gewinn geblieben! Es machte gleich Anfangs bis über die Weser hinaus den Franzosen das Land unter den Füßen unsicher, bedrohete das Königreich Westphalen, richtete die Aufmerksamkeit der Feinde auf diese Gegend, nöthigte sie, bedeutendere Massen dort zusammen zu ziehen, welche sie anderswo gut hätten benutzen können. Davoust hatte Anfangs Mai, als Napoleon nach Sachsen zog (wie aufgefangene Depeschen beweisen), von diesem den Auftrag, Hamburg in einigen Tagen zu nehmen; sich mit dem Prinz Eugen in Magdeburg in Verbindung zu setzen und Berlin zu bedrohen: und das mochte damals leicht gefährlich werden. Hamburg aber hielt sich länger, und nach dem Waffenstillstande hatten sich durch Oesterreichs

Beitritt die Angelegenheiten wesentlich verändert, so daß Davoust sich von „seinem Zuge nach dem Ratzeburger See, dem Ziele seiner Thaten," bald wieder in die sichern Mauern der Stadt zurückzog, und, als endlich die Russen herbei kamen, die Dänen im Stiche ließ, und den Schweden Gelegenheit gab, Norwegen in Holstein zu erobern. Hamburgs Besitz erweckte endlich in Napoleon den Plan, die Stadt zu einem Waffenplatz für die Niederelbe zu machen, wie Dresden für die Oberelbe; dadurch aber wurde nach der Schlacht bei Leipzig ein ansehnliches Truppenkorps festgehalten, welche zur Behauptung Hollands den Franzosen wesentliche Dienste hätten leisten können, und geleistet haben würde, wenn des Kronprinzen Ansicht, Davoust freien Abzug zuzugestehen, hätte ausgeführt werden dürfen. So wurde zwar Hamburgs Leiden verlängert, aber Davoust konnte auch nichts beitragen, den Fortschritten der Alliirten Hemmnisse in den Weg zu legen. Die Festungen in Deutschland mußten von selbst fallen!

Ueber die Empörung einer seiner guten Städte höchst erbittert, hatte Napoleon sich jedoch eine ausgesuchte Rache vorbehalten, und zwei Männer zu ihrer Vollziehung dazu ausersehen, welche eigens für ein solches Werk geboren schienen: Davoust, „der sich selbst für den blinden Sklaven seines Herrn und Meisters erklärte; er, welcher nie nur den geheimsten Zug unzeitiger Menschlichkeit in Blick und Mienen trug"*), und Vandamme, der, aus der Hefe des Volks erwachsen, alle Brutalitäten seines rohen Charakters ungezügelt walten ließ. Schlosser nennt ihn „den rohesten, gemeinsten, brutalsten der plebejischen Generale der Schreckenszeit, der weder Scham, noch menschliches Erbarmen, noch Mitleid kannte, und wie er selbst prahlend sagt, ganz Soldat war, und seinem militärischen Zwecke Alles opferte, was ihm im Wege stand," und fügt treffend hinzu: „Bis zu welchem Grade Napoleon, der noch bis auf den heutigen Tag nicht blos in französischen, sondern auch in deutschen Büchern als Muster der Regenten und als Wunder aller Weisheit gepriesenste Götze seiner Zeit alle Menschenrechte und alle Gefühle mit Füßen trat, wie er damals mit Deutschland umging, das kann man nicht blos an dem Greuel der Verwüstung in Sachsen und der Lausitz sehen, sondern auch, daß er einen Mann wie Augerau zum General-Gouverneur der Großherzogthümer Frankfurt und Würzburg machte, Leute wie Eckmühl und Vandamme die Vernichtung der Blüthe Norddeutschlands ausdrücklich mit unumschränkter Vollmacht auftrug, und

*) Prätzel: Drei Episteln an Davoust. 1814. Schlosser's Geschichte. VII. 2. Heidelberg 1848.

durch seinen knechtischen Senat ein Dekret erließ, welches die ganze gesetzliche Ordnung in der sogenannten 32sten Militär-Division aufhob, und ein unerhörtes Schreckenssystem an deren Stelle setzte. Davoust wurde darin zum Oberbefehlshaber der dortigen Armee ernannt, „er übt die hohe Polizei, kann über die im Criminalgesetz enthaltenen Strafbestimmungen verfügen, die Ortsvorsteher (Maire), Unterpräfekten, Friedensrichter, Polizeibeamte absetzen und ernennen, Contributionen oder Brandschatzungen nach Gutbefinden ausschreiben, und die Bezahlung durch Aushebung von Geißeln oder Androhung der Plünderung erzwingen.“ In späteren Briefen vom Mai und Juni werden Hamburg und Lübeck in Belagerungszustand erklärt. „Es sollen an den Thoren Zugbrücken gebauet, auf den Wällen Brustwehren errichtet und mit Kanonen bepflanzt, eine Citadelle an der Südseite gegen Harburg gebauet werden, um vier- bis fünftausend Mann gegen einen plötzlichen Aufstand sicher zu stellen.“ Ebenso sollen Cuxhaven und Lübeck in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Bei Todesstrafe sollen die Bürger die Waffen abliefern; fünfzig Millionen Brandschatzungen zahlen, alle Abwesenden in Listen verzeichnet und ihre Güter eingezogen werden, wobei es Davoust überlassen blieb, welche Namen er darauf setzen wolle, so daß diese Aechtung ihm eine reiche Ernte verhieß. „Wie weit selbst die besseren französischen Schriftsteller alle Menschlichkeit vergessen, wenn es Fremde, dem militärischen Ruhm oder ihrem Götzen gilt, kann man daraus sehen, daß sogar Thibaudeau den Marschall wegen der von ihm verübten Greuel dadurch völlig gerechtfertigt hält, daß in den kaiserlichen Briefen keine Milderung ihm freigestellt gewesen.“

Ausgesuchtere Vollstrecker seines heimtückischen Willens konnte Napoleon nicht leicht finden, als Davoust und Vandamme, deren knechtische Unterwürfigkeit und blinde Verehrung gegen seine Person mit der boshaften Härte und der despotischen Brutalität und Habgier ihres eigenen Charakters völlig harmonirte*). Sogleich am fol-

*) Davoust erklärte selbst seine niederträchtige Knechtschaft mit den Worten: „Ich bin der Zeïd (Sklave Muhameds) des großen Napoleon. Vandamme sagte den Bremern: „Ganz Soldat und den Pflichten meines Standes treu, schone ich nichts, wenn es der Wille meines Herrschers erfordert.“ Ney erklärt: „Ich bin nur ein Atom vor diesem großen Manne, ein geladenes Gewehr, der Kaiser befiehlt, und der Schuß fällt. Daru sagte zu einem mecklenburgischen Staatsmann: „Der Wille des Kaisers muß geschehen. Geben Sie den Baum, wenn der Kaiser befiehlt, so hängen Sie in einer Minute.“ Blindere Werkzeuge konnte die Despotie sich nicht wünschen! Ungeheuere Schmeicheleien hat wohl kein einziger Sterblicher sich sagen lassen, als Napoleon von seinen Staatsmännern, Erzbischöfen ꝛc. Er mußte die Menschen verachten lernen!

Digitized by Google

genden Tage erschien der Befehl, alle Waffen und Kriegsmunition binnen vierundzwanzig Stunden bei Strafe der Verrätherei, ferner alle seit dem 24. Februar erschienene Pamphlets, Zeitungen, Carricaturen, Kupferstiche, Verse abzuliefern; dann wurde die vormals „gute Stadt" außer dem Gesetze erklärt, und ihr achtundvierzig Millionen Strafkontributionen auferlegt; eine Liste aller Abwesenden aufgenommen, und ihre beweglichen und unbeweglichen Güter, nebst denen der Senatoren, welche ihre Stellen wieder angenommen, der Personen, welche in der hanseatischen Legion oder in preußische oder russische Militärdienste getreten oder das Volk zur Empörung gereizt, mit Beschlag belegt. Eine sogenannte Amnestie schloß vierundzwanzig Personen aus, darunter Heß, Perthes, Mettlerkamp, Hanfft, Gries u. a., konfiszirte ihre Güter, verbannte sie auf immer aus dem französischen Reiche, und machte die Väter, Mütter und Vormünder für die jungen Leute verantwortlich, welche die Waffen gegen Frankreich führten. — Dann mußten 4000 Arbeiter von der Stadt, 2000 von den Vorstädten und dem Gebiete gestellt werden, um an den Befestigungen der Stadt und Harburgs in großem Style zu arbeiten. Schonungslos wurde niedergerissen, was im Wege zu stehen schien! Um Hamburg mit Harburg über die Insel Wilhelmsburg zu verbinden (ein Weg von 27,746 hamb. Fuß, von denen 25,870 auf die geogr. Meile gehen), wurde die Mitte der Insel mit einer Chaussée versehen, auf den niederen Theilen eine große hölzerne Brücke erbaut und mit Blockhäusern besetzt (auf dem Grasbrook 1745 Fuß lang, 21—22 Fuß breit, auf der Insel bei Hamburg 7573, und bei Harburg 4206, von der Elbe bis Schloß Harburg 834 Fuß) und das Holz rc. dazu requirirt. — An Napoleons Geburtstag, den 15. August, verbot der Gouverneur Hogendorp**) jedes Zusammenstehen von mehr als vier Personen auf den Gassen; wenn nicht der ersten Aufforderung des Auseinandergehens befolgt werde, sollten die Schuldigen arretirt und erschossen, die Frauenzimmer mit Ruthen gepeitscht und eingekerkert werden; beim ersten feindlichen Angriff sollten die Einwohner sich in ihre Häuser begeben, wer an einen französischen Militär die Hand lege, solle erschossen werden. Dabei hörten die Requisitionen an Militär- und Lazareth-Bedürfnissen, an Tafelgeldern rc. nicht auf, und wurden am 4. November durch den Angriff auf die Bank gekrönt, die Bank-

*) Sie verfiel bald nachher, weil sie auf zu weichem Boden stand und ihre Unterhaltung jährlich 116,400 Mk. gekostet haben würde.

**) Davoust hatte sein Hauptquartier in Ratzeburg, und Vandamme ging nach Dresden, um bei Culm gefangen zu werden.

bürger gezwungen, die Schlüssel dieses, von Napoleon selbst für ein depôt sacré erklärten Institutes, auszuliefern. Die Franzosen nahmen nach und nach nicht allein die sich damals dort befindliche Summe von 7,489,343 Mk., sondern auch 17,612 Mk., welche zu Verwaltungskosten dienten. Dann wurden Haussuchungen nach Waffen vorgenommen, den Einwohnern befohlen, sich auf 6 Monate mit Lebensmitteln und Feurung zu versehen, „wer nicht genug vorzeigen kann, wird aus der Stadt gebracht, wer wieder hereinkommt, als Spion behandelt.“ Am 14. Dec. mußte das Waisenhaus geräumt und die Kinder nach Eppendorf gebracht werden, von den reichen Mitteln der Stiftung bekamen sie einen Silberbarren aus der Bank mit auf den Weg.

Am 20. December sollten die Stadt verlassen: alle Fremde, Studenten, Handlungsdiener, Handwerker, alle Bettler und Vagabonden, ausgenommen die Arbeiter an den Festungswerken und die Spritzenleute; alle Clubbs und Gesellschaften 2c., Schauspiele und Bälle kamen unter besondere Aufsicht; die Kirchen wie die Börse wurden Pferdeställe. Dann begann die Austreibung, und zwar zuerst am Weihnachtsabend: Arme, Greise, Frauen, Blinde und Lahme wurden in die Petrikirche gebracht und zur Stadt hinausgeschafft, oft Männer, Frauen und Kinder aus verschiedenen Thoren; darunter viele, welche früher von ihren Zinsen gelebt hatten, aber von ihren Staatsschuldscheinen weder Kapital noch Zinsen erhalten konnten. Gegen 30,000 Personen wurden in die winterliche Kälte hinausgetrieben, und dem Hunger Preis gegeben. Die meisten gingen erst nach Altona*), wo sich eine Kommission menschenfreundlicher Hamburger und Altonaer Bürger gebildet, und Sammlungen veranstaltet hatten, zu denen später englische Hülfsgelder kamen. Hier wurden die Bedürftigen, welche weiter kommen konnten, mit Reisegeld unterstützt, die Kranken und Schwachen oder Verwaiseten verpflegt. 1138 Personen, welche hier starben, wurden „ein ungeheurer Knäuel“ auf einer Wiese hinter Ottensen begraben. Viele starben in Holstein, Mecklenburg, Hannover, Bremen, Lübeck; 576 Waisen wurden später ins Waisenhaus aufgenommen.

---

*) Der Schaden an abgebrannten und demolirten Häusern betrug fast 36 Mill., Waaren-Requisitionen 18 Mill., Schaden an Häusern, welche zu Kasernen gebraucht worden und Verlust an Mobilien, Vieh 2c. 5 Mill., Naturallieferung an Mobilien fast 1 Mill.

**) Altona wurde für neutral erklärt, um die Stadt zu schonen. Sie wäre von den Franzosen sicher in Brand geschossen worden, wenn die Verbündeten sie, die unter den Kanonen Hamburgs liegt, besetzt hätten. — Zu den Hülfsvereinen gehörten der Ober-Präsident Graf Blücher, der Dr. Funk, Otto v. Axen, J. D. Mutzenbecher 2c. Sie verausgabten vom 24. December bis Ende Mai 191,524 Mk. (s. den Bericht von Mutzenbecher).

Als nach der Schlacht bei Leipzig die Verbündeten sich wieder Hamburg näherten, Davoust sich vor Wallmoden und den Hanseaten dorthin zurückgezogen und die Dänen ihrem Schicksale überlassen hatte; als Benningsen, Woronzow, Tettenborn, der Kronprinz ꝛc. an die Niederelbe und Weser oder nach Holstein gingen, begann der Brand rund um die Stadt mit studirter Grausamkeit zu wüthen. Am 4. Januar 1814 wurde die Vorstadt: der Hamburger Berg in Brand gesteckt, 6000 Personen verloren dort ihr Obdach, und hatten nicht einmal Zeit, etwas zu retten; das dortige Kranken- und Irrenhaus wurde in fliegender Eile geleert, die Bewohner zum Theil mit ihren Betten in den Schnee gesetzt, auf Wagen nach Eppendorf gebracht, und dort, 600—700 an der Zahl, in die kalte Kirche gelegt, wo Anfangs ihnen Wärme, Pflege, Nahrung ꝛc. fehlten, die Wahnsinnigen zum Theil frei umher gingen, und die Todten, auf Blockwagen geworfen, an dem Wege nach Lockstädt begraben wurden, bis die Russen das Dorf am 4. Jan. erstürmten. — Jeden Abend stand der Himmel in Gluth. Die herrlichen Alleen und Gebüsche, die schönsten Gartenhäuser von Hamburg bis Harvstehude wurden vernichtet, die Begräbnißplätze zerstört, kein Denkmal blieb verschont. Von der Alster bis zur Elbe, so weit das hamburger Gebiet hin reichte, blieb kein Baum, kein Haus verschont; die andere Seite der Alster theilte dies Schicksal, von der Uhlenhorst über Ham, dem Billwerderdeich bis Rothenburgsort und Moorfleth ging der Greuel der Verwüstung, und bei Harburg nicht minder schonungslos. Dabei zeigte sich der rohe Muthwille, indem nicht allein hie und da ein Haus, sondern überall die Mauer derselben stehen blieben, hinter welchen Tausende von Scharfschützen sich hätten verbergen können.

Während des Wiedereinzuges der Franzosen in Hamburg und Lübeck befanden sich der Syndicus Gries und der lübecker Syndicus Curtius im Hauptquartiere des Kronprinzen. Niemand schien berechtigt, ihre Vollmacht und amtliche Eigenschaft, in welcher sie von Bernadotte und dem englischen Gesandten Thornton anerkannt worden, für erloschen halten zu können. Sie erschienen daher als der letzte Ausfluß der ordentlichen Obrigkeit beider Städte, und es kam darauf an, daß eine Behörde gebildet werde als anerkannte Obrigkeit, welche die Rechte der Hansestädte wahrnehme, damit sie nicht blos als militärische Plätze und beim Frieden als herrenloses Gut betrachtet würden. Daher vereinigten sich mit jenen beiden Männern andere, welche nach Mecklenburg ihre Zuflucht genommen hatten: Perthes, Benecke, Mettlerkamp, Sieveking (nachheriger Syndicus). (v. Heß war nach England gegangen wegen Hülfsgelder für die Legion, welche in englischen Sold trat, auch darum, weil sie sonst als Brigands hätten behandelt werden

können.) Sie constituirten sich am 15. August, und erklärten: „Die Hansa darf nicht untergehen; nicht, wo unsere Häuser stehen, sondern wo wir uns befinden, ist der wahre hanseatische Staat.“ (Vergl. Schenkendorf: Die Städte Deutschlands: „Ein Hansastaat im Meere, ein Hansastaat im Felde.“)

Endlich schlug die Stunde der Erlösung, Paris war erobert, Napoleon abgesetzt; aber noch immer verweigerte Davoust der provisorischen Regierung den Gehorsam: er ließ sogar auf die weiße Fahne Benningsen's, der die Stadt umzingelt hielt, schießen. Endlich mußte er am 12. Mai das Kommando an den General Gerard übergeben, der Rath nahm das Regiment wieder in die Hand, am 31. Mai hielt Benningsen seinen jubelnden Einzug unter einer sehr verringerten Volksmenge. Die schwerste Leidensjahr Hamburgs war vorüber! Am 30. Juni kamen Hanseaten nebst Bürgergarde, unter Mettlerkamp, so viel ihrer nicht im Kampfe gefallen waren (die Brigade war 3930 Mann nebst 171 Offizieren) in ihre befreite Vaterstadt zurück. — Die Namen von 364 Gefallenen zeigt die Ehrentafel in der St. Michaelis-Kirche. Sie hatten in Mecklenburg wie in Holstein oft unter den größten Entbehrungen muthvoll gekämpft. Keine ihrer Fahnen ward eine Beute der Feinde. Als das Reiterfähnlein bei Hohenviechel der Hand des vom Pferde geschossenen Wachtmeisters Pleß entsank, und den feindlichen Reihen nahe geschleudert wurde, sprengten die Brüder Holtermann aus Lübeck darauf zu, und brachten es trotz der feindlichen Bajonette und Schüsse, obgleich das Pferd des ältern Bruders durch mehr als 40 Kugeln getödtet und Beider Kleidung von Kugeln durchlöchert ward, zum Erstaunen selbst der Franzosen unverwundet zum Geschwader zurück. Eben so muthvoll zeigten sich die Hanseaten bei vielen Gefechten: zu Zarrentin, Schlagsdorf, der Schaal-Mühle, bei Büchen, Mostin (wo der Lieutenant Godeffroy tödtlich, Sandtmann, Stolterfoht leichter verwundet, D. Stockfleth durch die Brust geschossen wurde), bei Ratzeburg, Mölln, bei Schönberg, Rhena, Bornhövd und Ivenstädt.

V. Norddeutsche Freiheitskämpfe gegen Napoleon und Franzosenthum.

13) Scharnhorst,

„der deutschen Freiheit Waffenschmied.“

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und Vieles litt.
Der im Stillen hat geschaffen
Roß und Männer, Wehr und Waffen;
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Arndt.

Mit Recht legt Arndt dem Manne den höchsten Preis bei, der still und unverzagt auch unter dem Toben der Frevler, nimmer müde und bleich auch bei dem Hohn der Spötter, immer wahr und immer recht auch gegen den glatten Buben, nur Ein Ziel rastlos sinnend vor Augen hat, auf Ein Gefühl alle Kräfte mächtig stellt: des Vaterlandes Ketten zu brechen; und unverlockt durch den Schimmer des Goldes und der Ehre bescheiden und demüthig bleibt, auch wenn er um seines Werkes willen zu leiden hat.

Ein solcher Mann war Gebhard David Scharnhorst, geb. den 10. November 1756 zu Hämelsee im Hannovrischen, wo sein Vater, von bürgerlicher Herkunft, wie später in Bothmar, ein einfaches Bauerngut gepachtet hatte. In einem langwierigen Prozeß verwickellt, konnte dieser also wenig für seinen Sohn thun, daher schickte er ihn in die Dorfschule und bestimmte ihn zum Landwirthe. Während er seinem Vater bei ländlichen Geschäften hülfreiche Hand leisten mußte, benutzte jedoch der lernbegierige Knabe die Sonntage und Feierabende zum Lesen einiger vom Ortsprediger geliehenen Schriften über den siebenjährigen Krieg, oder besuchte einen alten invaliden Unteroffizier, der die Feldzüge desselben mitgemacht hatte; und die Thaten des alten Fritz und seiner Helden Ziethen, Seydlitz, Ferdinands von Braunschweig 2c. zündeten in der Seele des feurigen Jünglings den Wunsch nach Kriegsdiensten, wenn auch sein Ehrgeiz Anfangs nicht höher stieg, als zu der bescheidenen Hoffnung, einmal als Unteroffizier einen Vorposten zu befehligen. Glücklicherweise gewann der Vater seinen Prozeß und damit das Rittergut Bordenau, und konnte nun für seinen Sohn mehr thun. Er suchte ihn daher auf die berühmte Kriegsschule, welche der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe-Bücke-

Digitized by Google

burg (s. oben) auf dem Wilhelmstein im Steinhuder Meere angelegt hatte. Niemand wurde dort ohne des Grafen eigene Prüfung aufgenommen, und dem Jüngling Scharnhorst fehlte es begreiflich an den meisten Vorkenntnissen; doch der gesunde Körper, der kräftige Geist desselben stimmten den Grafen für die Zulassung. Jetzt konnte er sich in einer seinen Wünschen angemessenen Sphäre bewegen; und was ihn am Umfange der Kenntnisse fehlte, holte er bald durch die innerlich gewonnene Bildung seiner Kräfte, durch eisernen Fleiß nach, und machte in einer Reihe von fünf Jahren große Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften, der Kriegskunst, Geschichte, Geographie und neueren Sprachen. Die Werke von Göthe, Young, Claudius rc. erfüllten seine Mußestunden, und schärften seinen Sinn für alles Große und Schöne.

Beim Tode des Grafen (1777), dem er stets ein dankbares Andenken weihete, trat Scharnhorst in hannovrische Militärdienste; der General Estorf machte ihn zum Fähnrich, und übertrug ihm bald wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse den Unterricht sämmtlicher Unteroffiziere und selbst jüngerer Offiziere. Weil er aber diese Kenntnisse beim Reiterdienst weniger anzuwenden im Stande war, so ging er 1780 als Lieutenant zur Artillerie über, und wurde, nachdem er sich durch kriegswissenschaftliche Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, auch Lehrer an der Kriegsschule zu Hannover. Sein „Handbuch der Kriegswissenschaften," sein „militärisches Journal," sein „Taschenbuch für Offiziere" erhöheten seinen Ruf, so daß er beim Beginne des Revolutions-Krieges die Hannoveraner unter General Hammerstein nach Holland und Belgien begleitete. Hier half er 1794 das schlecht befestigte Menin tapfer gegen die Franzosen behaupten, und als es nicht länger möglich war, sich gegen die große Uebermacht der Feinde zu halten, so schlugen sich die Hannoveraner auf seinen Rath und unter seinen Vorbereitungen durch den zehnfach überlegenen Feind muthig und glücklich zurück. Hammerstein erkannte Scharnhorsts Werth und Verdienst, und meldete dem König, daß er den glücklichen Ausgang dieser Sache allein den Fähigkeiten, der Tapferkeit, der bewundernswürdigen Geistesgegenwart und dem einsichtsvollen Eifer dieses Mannes verdanke. Scharnhorst erhielt nicht allein einen Ehrensäbel, sondern auch die Ernennung zum Major und bald darauf zum Oberst-Lieutenant im Generalstabe.

Ein größeres Feld für seinen patriotischen Sinn und seine militärische Thätigkeit eröffnete sich ihm durch seinen Eintritt in preußische Dienste. Der Herzog von Braunschweig, den Scharnhorsts Schriften wie seine Tapferkeit bekannt geworden, empfahl ihn dringend dem Könige von Preußen, und dieser ernannte ihn zum Oberst-

lieutenant im 3ten Artillerie-Regimente. In den Generalstab versetzt, hielt er 1801 in Berlin Vorlesungen für Offiziere, wurde 1804 Oberst, und dann mündlich vom Könige in den Adelstand erhoben, ohne daß er sich jedoch bemühete, das Diplom ausgefertigt zu erhalten.

Der Uebermuth und die hinterlistige Politik Napoleons entging seinem scharfen Auge nicht, und als 1805 das preußische Gebiet verletzt wurde, erklärte er sich für den Krieg und äußerte: „Tritt Preußen jetzt nicht Oesterreich und Rußland bei, und siegt Napoleon, so werden wir ihn im nächsten Jahre auf dem Halse haben, und wo dann Beistand?“ Und wirklich sah Preußen sich 1806 unter nachtheiligen Umständen gezwungen, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Scharnhorst, der Napoleons Kriegsweise ernsthaft studirt hatte, begleitete den Herzog von Braunschweig als zweiter General-Quartiermeister. Dieser jedoch, obgleich er den wissenschaftlich durchgebildeten Mann schätzte, scheuete sich über militärische Gegenstände mit ihm zu sprechen, ließ sich einreden, Napoleon werde nicht angreifen. Diese Ansicht, von Napoleon schlau genährt, verbunden mit der Trennung der Armeekorps und die tödtliche Verwundung des Herzogs führten den Verlust der Schlacht herbei, in welcher Scharnhorst zweimal verwundet wurde, sich dann als Chef des Generalstabes dem Blücherschen Corps anschloß, und ihm auf den mühsamen langen Rückzug vor drei französischen Heerestheilungen, deren jede ihm an Truppenzahl überlegen war, große, von Blücher in seinem Berichte an den König bereitwillig anerkannte Dienste leistete. Schon bei der Erstürmung Lübecks wurde er durch einen Zufall gefangen, aber noch vor der Kapitulation bei Ratkau durch Blücher sogleich ausgewechselt, eilte er zu dem König nach Thorn, und wirkte vor Allem dahin, daß die dortstehenden 20,000 Preußen als selbstständiges Heer neben den Russen betrachtet wurden. Letztere waren unter Benningsen bis Warschau vorgerückt (14. November) und hatten sich mit den Preußen vereint; allein ihre Zahl betrug nur 50,000 Mann, ein anderes Heer unter Buxhövden sollte erst heran kommen. Daher zogen sie sich vor Napoleon und den aufgewiegelten Polen zurück, obgleich den 26. December 6000 Preußen unter Lestocq bei Soldau im wüthenden Bajonettangriff das Erwachen des bessern Geistes bezeugten, bis es endlich am 7. und 8. Februar 1807 bei Eylau zu einer mörderischen Schlacht kam. Mit der größten Erbitterung vertheidigten sich die Russen gegen die feindliche Uebermacht; allein Napoleons Ueberlegenheit an Feldherrntalent und Mannschaft machte, daß sie sich eben vom linken Flügel umgangen sahen, als die Preußen, welche bei dem Dorfe Hussehnen gestanden, in Eilmärschen auf dem Schlachtfelde erschienen, und unter Lestocq und Scharnhorst die

Franzosen mit solcher Wuth und Entschlossenheit angriffen, und alle Anstrengungen derselben, sie durch große Massen zu erdrücken, mit geschicktem Manöver vereitelten, daß die fliehenden Russen umkehrten, der Feind auf allen Seiten geworfen und die russische Schlachtordnung auf allen Seiten wiederhergestellt wurde. Beide Theile zogen sich erschöpft zurück, denn über 50,000 Todte und Verwundete rötheten mit ihrem Blute den Schnee des Schlachtfeldes; von beiden Seiten schrieb man sich den Sieg zu, der übrigens den Franzosen nicht gebührte, weil alle ihre Angriffe zurückgeschlagen wurden, ihr Verlust der größere war, und ein Angriff am dritten Tage wahrscheinlich ihre Niederlage zur Folge gehabt hätte. Diese glänzende Waffenthat war besonders eine Frucht des militärischen Genies, der vortrefflichen Manöver und der Geistesgegenwart Scharnhorsts, dem Lestocq, mit Anerkennung seiner geistigen Ueberlegenheit die ausschließliche Anordnung und Leitung des Heers überlassen hatte. Dadurch aber wurde zugleich die Ehre und der Ruf der preußischen Armee wieder hergestellt, die Russen sahen erstaunt, mit welcher Ordnung und Schnelligkeit die Preußen manövrirten, mit welcher Todesverachtung sie sich zwischen ihre und ihrer Verfolger Reihen warfen. Noch größere Folgen standen zu erwarten: in Schlesien hatte der Fürst Pückler-Muskau den Plan zu einer Bewaffnung des Volks, in Pommern hatte Schill denselben Zweck, in Hessen regte sich ein Aufstand; gegen den Marschall Victor, den Schill gefangen hatte, wurde Blücher ausgewechselt, und sollte mit Preußen, Engländern und Schweden von Stralsund aus vordringen. Wäre nun, wie England wünschte, Oesterreich losgebrochen, und die Russen mit Verstärkung vorgedrungen, so konnte Napoleon in große Verlegenheit kommen: deshalb schickte er auch den General Bertrand nach Memel, und ließ dem Könige einen leidlichen Frieden anbieten, wenn er sich von Rußland trennen, und in Deutschland Abtretungen gegen Vergrößerung seiner östlichen Provinzen auf Kosten der leichtgläubigen Polen machen wollte. Der König wies aber mit ehrenwerther Standhaftigkeit jeden Separat-Frieden entrüstet zurück. Doch Oesterreich rührte sich nicht, und beging denselben Staatsfehler, den Preußen 1805 gemacht hatte, Benningsen rückte nicht vor: darüber gingen Danzig, wofür England und Schweden nichts gethan hatten, und einige schlesischen Festungen verloren, der Fürst von Pleß, welcher mit einem kleinen Heerhaufen in Schlesien stand, konnte überwältigt werden, und Napoleon, durch das Belagerungsheer Danzig ꝛc. verstärkt, wieder vorrücken, bei Friedland, den 14. Juni, einen Sieg erfechten. Lestocq, der Königsberg besetzt hatte, sahe sich in Folge dessen genöthigt, diese Stadt aufzugeben (wo die Franzosen große Vorräthe fanden, und sogleich

acht Millionen Contribution forderten) und mit Benningsen über den Niemen zurückgehen. In Tilsit ließ sich Alexander, trotz seiner freundlichen Gesinnungen für den unglücklichen König, durch die Lockspeise der Moldau und Wallachei zu einem Frieden bewegen, der Preußens Loos in Napoleons Hand zu legen schien.

Was aber der Staat an äußerer Macht verloren hatte, das sollte ihm an innerer Erstarkung wieder gegeben werden, und zwar unter den Augen argwöhnischer Feinde, welche des Landes Mark fort und fort aussogen, die Hauptfestungen des Landes besetzt hielten, während die preußische Armee nach dem Vertrage nicht mehr als 42,000 Mann zählen durfte. Zu diesem schwierigen Geschäfte ernannte der vielgeprüfte König den ernsten, besonnenen, stillwirkenden und thatkräftigen Scharnhorst und erhob ihn zum General-Major und Präsidenten der Kommission, welche dem Heere eine verbesserte Einrichtung geben sollte. Und dazu eignete sich (wie der kräftige deutsche Stein zum Staatsverwalter) Niemand besser in dieser bösen Zeit als eben Scharnhorst. Sein schlichtes, anspruchsloses Aeußere, seine schweigsame Ruhe verhüllte die tiefen und starken Gefühle seiner Brust und die großen Pläne seines Kopfes den Franzosen um so leichter, je mehr diese auf das Aeußere zu halten pflegen; sein reiner Wille, der nicht an sich, sondern an das Wohl des Vaterlandes dachte, versöhnte auch die Männer von entgegengesetzten Ansichten, und sein ruhiger, klarer Blick, die Festigkeit seines Charakters ließ ihn leicht den rechten Punkt finden, und seine Thätigkeit folgerecht darauf hinrichten. Auf die Erhebung des Volks gegen regelmäßige Heere legte er so wenig als Gneisenau ein bedeutendes Gewicht, sobald nicht eingeübte Truppen zum Stützpunkt dienten, wie das auch in Spanien sich gezeigt hatte. Nach Scharnhorsts wohlüberdachtem Plane sollte das Volk für etwanige künftige, glücklichere Umstände kampffertig sein: dazu bedurfte es aber einer größern eingeübten Mannschaft, deshalb ließ er jährlich neue Rekruten einberufen, und wenn sie durch einjähriges Exerzieren gehörig eingeübt waren, wieder entlassen, die Beurlaubten aber an Sonn- und Festtagen in ihren Gemeinden sich fortüben (was freilich bald verdächtig wurde, weshalb der hohen Polizei in Hamburg und dem französischem Festungs-Commandanten der Befehl zukam, ein wachsames Auge auf dieses Zusammentreten der Mannschaften zu richten). Unter dem Schein von Privatunternehmungen ließ er Waffen aller Art verfertigen, Pulver- und Gewehrfabriken anlegen, das Festungsgeschütz in leichteres Feldgeschütz umgießen und unbemerkt durch eisernes ersetzen. Das bisherige Werbesystem wurde abgeschafft, sowie entehrende Prügelstrafen, die Ertheilung von Offizierstellen nicht von Stand und Dienstalter, sondern von Wissen,

Betragen und Auszeichnung im Dienst abhängig gemacht; die Organisation einer Landwehr*) wurde festgestellt, ein Kriegsgericht (1808) eingesetzt, vor welchem sich alle Offiziere über ihre Gefangenschaft, Flucht oder Verlust im Felde rechtfertigen mußten, und die Schuldigen wurden cassirt; den Offizieren wurde durch eine strenge Dienstordnung das Spielen, Schuldenmachen oder Geringschätzen der Bürger ernstlich untersagt. So stand, als der Augenblick der Entscheidung herankam, Preußen trotz aller Auflauer im Stillen gerüstet da; und Napoleon ahnte dergleichen, als er bei seinem Durchmarsche 1812 den jungen Leuten in den Dörfern, welche seinen Zug anschaueten, die militärische Haltung ansehend, ausrief: „Wir nehmen nicht alle preußischen Soldaten mit nach Rußland.“ — Der Krieg Oesterreichs mit Frankreich 1809 führte, so sehr Scharnhorst u. a. darauf drangen, nicht zu Preußens Schilderhebung, denn nach den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens (auf welche sich England berief, als es die dänische Flotte 1807 überfiel) und den Verhandlungen des Erfurter Congresses hatte Rußland zugesehen, als Napoleon auf eine unerhörte Weise Spanien und Portugal an sich riß, und 1809 einen Heertheil gegen Oesterreich geschickt, für den Preis von Finnland und die Aussicht auf die Moldau und Wallachei, welche Napoleon opferte.

Im September 1811 ging Scharnhorst in so geheimer Mission nach Petersburg, daß selbst des Kaisers nächste Umgebung nicht wußte, daß in dessen Nebenzimmer ein Fremder wohne. Nach dem Rückzuge der Franzosen und Yorks Trennung von denselben hatte Scharnhorsts Besonnenheit die schwere Aufgabe zu lösen, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Feldherren zu schonen, richtig zu benutzen, und zu verhüten, daß nicht allzu rascher Eifer verderblich werde. Doch als die rechte Zeit erschien, schloß er im Auftrage des Königs am 26. Februar 1813 mit Rußland den Vertrag zu Kalisch, nach welchem Preußen in seiner Ausdehnung wie vor 1806 wieder hergestellt werden sollte, und bewirkte dann mit richtigem Takte die Ernennung Blüchers, des Mannes der Schlacht, zum Oberbefehlshaber des Heeres, während Scharnhorst selbst die Stelle eines Chefs des Generalstabes bekleidete. Als solcher befand er sich in der Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen, und ward hier, wo die Preußen mit der äußersten Erbitterung fochten, von einer Kartätschenkugel gefährlich getroffen. Seine Wunde nicht achtend, ließ er sich nach Prag bringen, um in

*) Voigt hält den Grafen Dohna in Preußen für den Stifter der Landwehr; aber der General Clausewitz erklärt sich für Scharnhorst. Idee und Ausführung setzten begreiflich mehre Personen und Kräfte in Thätigkeit. 1813 war Rühle v. Lilienstern bei der Ausführung besonders thätig.

Aufträgen seines Königs „mit Blut um Oesterreich zu werben;" hier aber übereilte ihn, der sich keine Ruhe gelassen, der Tod am 28. Juni 1813, nachdem er, wenn auch nicht die volle Sonne, doch die Morgenröthe der Freiheit für sein geliebtes Vaterland hatte anbrechen sehen, zu deren Erscheinen er den Grund gelegt. In Prag, „wo Schwerin im Blute lag," ziert ein Denkmal seine Grabstätte, und neben dem Zeughause in Berlin hat der König ihm eine Bildsäule von cararischem Marmor errichten lassen, in der nachdenkenden Stellung, die ihm eigenthümlich war.

Scharnhorst, eher hager, als wohlbeleibt, trat gewöhnlich etwas vorüber geneigt, unsoldatisch scheinend auf; aber sein Gesicht war von edler Form, voll ernster Züge, sein blaues Auge groß, offen, geistreich schön. Dabei war er ein höchst lebendiger, zartfühlender und weicher Mensch: das würde im öffentlichen Leben leicht in Schwäche ausgeartet sein, wenn er nicht durch seinen Verstand und seine ruhige Ueberlegung ein Gleichgewicht hervorgebracht hätte. Jugendlich frisch blieben seine Empfindungen, so daß er die Bücher, welche ihn in der Jugend angesprochen, gern und mit Vorliebe wieder las, und in den Ideenkreis der jüngern Welt mit Wärme wieder einzugehen pflegte. In der Tiefe seines Herzens wohnten Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unbestechlichkeit in und außer dem Geschäftsleben; aber zugleich Nachsicht und Duldung gegen bloße Schwächen Anderer, Ruhe und Freundlichkeit, die kindlichste Theilnahme und der fröhlichste Scherz im Umgange, so daß Jedermann davon freundlich berührt wurde. Das Bedürfniß seines Kopfes nach großer Wirksamkeit, verbunden mit dem Adel seines Herzens hatte sich in seinem Charakter zu Grundsätzen großer und strenger Bürgertugend verschmolzen, welche alle einzelnen Züge desselben beherrschten: Kühnheit mit Vorsicht, Festigkeit mit Verschlossenheit, Unermüdlichkeit mit Schlauheit. Wer blos um Geld oder äußere Ehre diente, war ihm verhaßt; denn eine große Wirksamkeit aus Geistesbedürfniß und um des Gemeinwohls willen, war ihm der Stempel des echten Mannes. Daher sowohl sein eigenes, bescheidenes Zurücktreten, als seine Klugheit in der Wahl der Männer, welche Regierung und Heer bedurften. Die großartigen Entwürfe seiner edlen Seele setzte er mit aller Kühnheit und Entschiedenheit seines Charakters durch, so schwer es ihm auch wurde. Denn er war ein beneideter Fremdling im Lande und Heere, ohne Familienverbindungen, ohne Freunde, ohne Uebung in den Sitten der Höfe, und schien daher wenig geeignet, der Rathgeber des Königs zu werden, dem er Anfangs völlig fremd war, dessen Vertrauen er natürlich erst nach und nach gewinnen konnte, — wenn auch sein stiller Ernst, sein

ruhiger Charakter, sein besonnener, klarer Geist mit dem Charakter des Königs im Einklange stand, — und zwar zu einer Zeit, wo der Staat niedergedrückt schien, wo in der Stille die Mittel geschafft, und mit der unbeschränktesten Hingebung vorbereitet werden mußten zu riesenhaftem Widerstande. Aber Scharnhorst besaß glücklicherweise neben dieser Kühnheit im Frieden, welche oft schwerer ist, als auf dem Schlachtfelde, jene klare Besonnenheit, jene weise Vorsicht, die den schweren Verhältnissen gewachsen war. Von welschen Spähern umgeben und stets verdächtigt, mußte er auch da, wo er Großes und Kühnes schuf oder vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, hier seine Plane bei zu großem Widerstande von Außen, oder bei zu geringen Hülfsmitteln scheinbar aufgeben, um sie auf eine andere Weise und auf einem andern Wege zu fördern: und so erreichte er durch die zäheste Beharrlichkeit und durch schnelles Beachten des rechten Zeitpunktes, Erfolge, welche der Heftigkeit ferne geblieben wären, und wich doch dabei von Recht und Wahrheit keinen Strohhalm ab. Er hatte gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem halbdurchsichtigen Schleier zu umgeben, auch wo es im Innern kochte und die Ideen im Kopfe wirbelten; daher war auch seine Rede langsam, die kühnsten Gedanken sprach er in sprüchwörtlicher Kürze aus. Bei einer höchst reizbaren, zarten und lebendigen Natur zeigt es von Seelengröße, von der Herrschaft, welche er über sich selbst besaß, daß er sich nie zu wirklichen Aufwallungen hinreißen ließ: daher erschien er den Feinden eher ein phlegmatischer, ruhiger, träger Mann, als gerade das Gegentheil, was er von Natur war. Keine Furcht kennend, keine Empfindlichkeit äußernd, blieb er unerschöpflich in Hülfsmitteln, beharrlich in Verfolgung seiner Plane, welche auch der härteste Unwille, der größte Widerspruch nicht zu überwältigen vermochte, und wurde dabei von einer natürlichen Schlauheit unterstützt, die ihm aber im gewöhnlichen Leben einen Witz gab, der nie verletzte, und selbst in Staatsverhältnissen sich nur als Klugheit, nie als Falschheit äußerte. Denn so wichtig es auch sein mochte, die Franzosen 1813 über seine Plane zu täuschen, so konnte er es doch nie über sich gewinnen, ihnen oder ihren Anhängern sich zu nähern und ihnen zu schmeicheln: die Franzosen hielten ihn daher für einen unpraktischen Kriegskünstler und Gelehrten. Doch in Kriegsangelegenheiten, in Staatsverhältnissen, wo es darauf ankam, der fremden Gewalt und List zu begegnen oder der Macht der Vorurtheile und der Gewohnheiten entgegen zu wirken, war er sich seiner Schlauheit wohl bewußt, und ließ sich weder durch Leidenschaft oder Eitelkeit verleiten, seine Plane bloß zu stellen; aber wie diese Schlauheit ein Produkt seines Verstandes war, und sich auf edle Absichten bezog, so war in

den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens keine Spur mißtrauischer Verschlossenheit in seinem Charakter, sondern eine kindlich unbefangene Offenheit. — Durch eigene Kraft von der Hütte bis zur Stufe des Thrones gelangt, wußte er Kraft zu schätzen und zu benutzen; aber in der Nähe des Thrones blieb er der Uneigennützigkeit und sparsamen Genügsamkeit seiner väterlichen Hütte treu. Und dieser edle Mensch, durch dessen Hände Millionen hinglitten, hat auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran kleben lassen: er ist arm gestorben!

So schildern Arndt und Clausewitz den Charakter Scharnhorsts, und so mußte der Mann sein, welcher in jener Zeit der „Waffenschmied deutscher Freiheit" werden sollte: das hätte ein Charakter wie Blücher nicht vermocht, so wenig wie Stein in Hardenbergs Fußstapfen treten konnte. Aber wie Luther seinen Melanchthon und Bugenhagen, so fanden sich ein Blücher und Gneisenau, ein York und Scharnhorst, ein Stein und Hardenberg ꝛc. im preußischen Staate und Heere (während undeutsche Schriftsteller und Franzosenschmeichler den einheimischen Männern Geist und Kraft absprachen), deren Geist und Charakter sich zur gegenseitigen und nothwendigen Ergänzung dienen. Und daran wird es uns die Vorsehung nie fehlen lassen, wenn das Vaterland ruft!

---

14) York von Wartenburg,

„der Rufer zum Streit."

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in Deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab Deines Willens nicht:
Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
Das bist Du selber, dessen Haupt sie trägt.
Und sprichst Du, das Gesetzbuch in der Hand,
...„Du hast den Kopf verwirkt," so sag' ich:
„Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin, da ist er!
Als mich ein Eid an Deine Krone band,
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts Dir gäb' ich, was nicht Dir gehört."

H. v. Kleist.

Zu der Erhebung, welche Scharnhorst vorbereitete, gab York das Signal, that den ersten Schritt zur Befreiung des Vaterlandes mit klarem Bewußtsein einer Verantwortlichkeit, die schwerer auf seinem Haupte lag, als die des Prinzen von Homburg in der Schlacht bei

Fehrbellin, aber in demselben Sinn, den H. v. Kleist diesem Prinzen zuschreibt, und warf die Brücke hinter sich und dem Vaterlande ab, mit der vollen Ueberzeugung von der hohen Bedeutung, aber auch von der Nothwendigkeit seiner kühnen That.

Seine Vorfahren sollen zu Cromwells Zeit von England ausgewandert sein, und sich an der preußischen Ostseeküste niedergelassen haben, ohne sich großer Glücksgüter zu erfreuen, daher sie auch mehr rühmend als bedauernd zu sagen pflegten: „Die Yorks haben nichts als ihren Degen.“ Nach Droysen läßt sich jedoch unsers York Abkunft mit Sicherheit nur bis zum Großvater verfolgen, der 1713 Prediger zu Rowen, unweit Stolpe, war, und sich Johannes Jarcken nannte. Der vierte Sohn dieses Mannes, geb. 1721, David Jonathan, trat ins preußische Heer, stieg während des siebenjährigen Krieges bis zum Kapitain und schrieb sich D. von Jorck. Er ließ daher auch seinen Sohn Hans David Ludwig, geb. 1759 in Königsberg, diese Laufbahn betreten, während die Söhne seines Bruders größtentheils in des Vaters Fußstapfen traten und Seeleute wurden.

Schon im zwölften Jahre trat unser York als Junker in die preußische Armee, wurde 1775 Fähndrich und 1777 Lieutenant. Als solcher machte er den Feldzug gegen die Oesterreicher im bayerischen Erbfolgekrieg mit, der Bayerns Selbstständigkeit gegen Kaiser Josephs Einverleibungspläne rettete. Die Armee war über den ruhmlosen, blos mit gegenseitigen Demonstrationen geführten Feldzug verstimmt, Yorks Kapitän hatte in einer Kirche geplündert, und dieser erklärte in Uebereinstimmung mit seinen Kameraden, in seinem Ehrgefühle verletzt, nicht mehr unter ihm dienen zu wollen. Das hatte aber für York bei den strengen Subordinations-Gesetzen den Nachtheil, daß er, von seinen Gefährten im Stiche gelassen, kassirt wurde. Mehrere Versuche wieder einzutreten, scheiterten: daher ging York nach Holland, machte 1781 als Freiwilliger das Seetreffen beim Texel gegen die Engländer mit, ward vom Admiral, der seine Tapferkeit wahrgenommen, mit der Siegesbotschaft nach dem Haag gesendet, und erhielt dafür eine Kompagnie der Garde. Das thatenlose, mehr höfische als kriegerische Leben sagte ihm aber hier nicht zu, daher trat er als Kapitän in Diensten der ostindischen Kompagnie, und lebte bald am Cap, bald auf Ceylon. 1785 kehrte er, von der indischen Sonne und den Mühseligkeiten des Dienstes verstimmt, nach Europa zurück, wo zwischen dem Statthalter und den Generalstaaten Zwistigkeiten entstanden waren. Vergebens machte man ihm die glänzendsten Anerbietungen; er verließ den holländischen Dienst, und erlangte nach manchen vergeblichen Bemühungen wieder die gewünschte Anstellung in der preußischen Armee. Ein fast zwanzigjähriger Frieden

gab ihm, mit Ausnahme eines Feldzuges 1793 gegen Polen, wenig andere als mechanische Beschäftigungen, Exerzieren ꝛc., doch York zeigte auch hier eine Meisterschaft: daher es ihm auch an Avancement nicht fehlte; außerdem setzte er seine kriegswissenschaftliche Ausbildung fort.

Damals gab es unter den Offizieren des preußischen Heeres eine doppelte Richtung. Die alten Kriegsmänner, Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth ꝛc. waren nicht mit der Zeit fortgeschritten, die alte Dressur war noch im Heere, aber der militärische Geist hatte sich verloren, ein wissenschaftliches Leben und Streben wurde nicht bemerkt; dem traten die jüngeren Offiziere, wie Bülow (Heinrich), der geniale, aber excentrische Bruder des spätern Feldmarschalls, berühmt durch sein „System der Kriegskunst" ꝛc., Massenbach, später Verfasser der historischen Denkwürdigkeiten des preußischen Staates und der Memoiren (beide zogen sich Gefangenschaft zu) entgegen, und suchten die praktischen Mängel auf theoretischem Wege mit Heftigkeit zu verbessern, und geriethen dadurch in Widerspruch mit den hergebrachten Formen und dem schwerfälligen Schlendrian des Geschäftswesens: mit beiden Richtungen konnte der kräftige und praktische York nicht übereinstimmen. Eben so wenig aber trat er der militärisch-wissenschaftlichen Gesellschaft bei, welche v. Scharnhorst angeregt, eine gründliche Umgestaltung in der kriegerischen Ausbildung der Offiziere einleitete. Ihr gegenüber gefiel sich der abgeschlossene York darin, sich als bloßer Praktiker, als Antodidakten, als Soldaten nach dem natürlichen, gesunden Menschenverstande zu bezeichnen.

Wie hier gegen die militärischen Reformen, so zeigte sich York, der doch um Preußens und Deutschlands Befreiung einen so bedeutsamen Antheil genommen, vielleicht blos aus Widerspruchsgeist, gleichgültig und schroff gegen die Staatsreformen, welche Stein ins Leben rief.

Die Welt jedoch schien aus ihren Fugen gewichen, die Staaten wankten, Schlachten gingen verloren, ein neuer Kriegsdämon hatte die alten Bahnen verlassen und durch rasche Kriegsführung die ältern Feldherrn verwirrt. Oesterreich blutete an schweren Wunden, das tausendjährige deutsche Reich ging in Trümmer, und erhielt statt Eines Kaisers viele kleine Selbstherrscher. Jetzt kam an Preußen die Reihe; aber der Kampf zwischen der alten und neuern Kriegskunst endete bei Jena zu Gunsten der letztern.

York stand mit seinem Corps bei dem Herzog von Weimar noch unberührt bei Ilmenau, als die Kunde der verlornen Schlacht kam; es galt, die Truppen über die Elbe zu retten. Auf dem Marsche dahin befreiete der Lieutenant Hellwing mit seinen 50 Husaren durch einen kühnen

Angriff auf ein feindliches Bataillon, welches Gefangene eskortirte, 1000 Mann. Der Marsch ging durch den Harz auf Wolfenbüttel, wo York sich mit Blücher vereinigte, dessen Zweck war, die Franzosen von der Oder, die er selbst nicht mehr gewinnen konnte, abzuziehen, und wenn die Russen zur Hülfe kämen, im Rücken der Franzosen zu operiren. York mußte bei Stendal den Uebergang über die Elbe decken, und schlug den drängenden Feind mit großem Verlust zurück. Der Fürst Hohenlohe hatte jedoch bei Prenzlau mit 10,000 Mann kapitulirt, Blücher war weit voraus, allein York holte ihn wieder ein; jener beschloß, mit seinen ermüdeten Truppen, welche zwölf Tage unabläßig marschirt waren, sich in Lübeck zu halten, bis die Russen an die Weichsel vorrücken würden. Die Franzosen griffen jedoch mit Uebermacht von allen Seiten an und nahmen Lübeck. York, tapfer fechtend, suchte sich durchzuschlagen, fiel aber verwundet in Gefangenschaft, und Blücher mußte kapituliren. Nach dem Frieden von Tilsit blieb York als General und Commandant eines Truppenkorps in Ostpreußen. Der König ließ ihn hier den ehrenvollen Antrag machen, Erzieher des Kronprinzen zu werden. In einem Briefe an den General Köckeritz schildert er die Eigenschaften, welche seiner Ansicht nach der Erzieher des Thronerben haben müsse, und daß er darnach die Selbstprüfung übernommen, aber gefunden habe, er passe nicht dazu und könne die Stelle ohne Verrath des königlichen Vertrauens nicht annehmen. „Ich bin," fügt er hinzu, „sehr arm, habe Weib und vier Kinder, deren Wohl mein Glück und mein Streben ist; dennoch werden die Pflichten gegen meine Familie stets und unter allen Umständen meinen Pflichten gegen König und Vaterland untergeordnet bleiben." Nach diesem Briefe, ein glänzendes Zeugniß seines klaren, gediegenen Geistes und seines uneigennützigen, nur auf das Gemeinwohl gerichteten Charakters, übertrug man ihm die Verhandlungen mit dem Marschall Davoust wegen Ausführung des Friedensvertrages, ein Auftrag, der ihn durch den Uebermuth der Franzosen, welche Verträge hohnlachend mit Füßen traten, doppelt schmerzhaft wurde. Der Hof siedelte sich 1808 in Königsberg an, wo auch York seinen Aufenthalt angewiesen erhielt; und nun begannen die großen Reformen, welche Stein, Gneisenau, Scharnhorst u. a. im Heere und im Beamtenthum hervorrief, um die Fehler und Mißbräuche im Staate, welche sich am augenfälligsten gemacht hatten, zu heilen. York erkannte sie ebenfalls, glaubte aber, „daß sie nicht im Wesen gegründet wäre, und man daher nicht nöthig habe, das Ganze umzuformen. Das Unglück der Armee sei nicht durch die Armee, sondern durch Schlaffheit der obern Leitung verschuldet: nicht neue Einrichtungen, sondern Charaktere müsse man schaffen: und daher mißfiel ihm

auch die Art, wie man mit dem Adel verfuhr, und die „demokratische Vorliebe, welche unter jedem Bauerkittel ein Talent wittere;" die Familientraditionen des Adels, wie die geschichtlichen Erinnerungen der Regimenter thäten oft Wunder, und müßten aufrecht erhalten werden." Steins Streben, den Bürger- und Bauernstand auf eine allgemeine Erhebung gegen die Fremdherrschaft vorzubereiten, entging ihm nicht; aber die Mittel hielt er für verfehlt, den König leicht compromittirend: der preußische Bauer werde nicht ohne Befehl seines Königs zu den Waffen greifen. Auch dem Könige erschien der Plan, welchen im August 1808 Stein, Scharnhorst und Gneisenau ihm vorlegten, in Verbindung mit England, Oesterreich und durch eine allgemeine Insurrektion Norddeutschlands die Franzosen zu vertreiben, als ein zu verzweifeltes Mittel, da alle Bemühungen, den Kaiser Alexander von den Gefahren seines jetzigen Systems zu überzeugen, vergeblich gewesen wären. Stein's Verbannung aus den Rheinbundstaaten 2c. schien York sogar für das Ganze vortheilhaft.

Wohl war York nicht im Einklange mit Golz, Voß, Kalkreuth, welche in dem innigsten Anschluß an Napoleon Preußens Rettung sahen; wohl brannte er, wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und Stein voll Kampfgier gegen den Verhaßten: allein die Art, wie jene den Krieg herbeiführen wollten, hielt er für verderblich; denn der König und seine Räthe müßten besser wissen, was recht und nothwendig sei, als Andere auf untergeordnetem Standpunkte. — Beim Ausbruche des Krieges 1809 schien Preußen auf den Kampfplatz treten zu wollen, und York zog seine Brigade zusammen; aber noch einmal sah sich Oesterreich zum Frieden gezwungen, und schien sogar in enger verwandtschaftlicher und politischer Verbindung mit Napoleon sein Heil zu suchen. Die Verstimmung im Volke und Heere wurde nun immer drückender, die Hoffnungslosigkeit, auch bei York größer; Hardenbergs begütigende, diplomatische Natur sah es vielleicht nicht ungern, daß die Heftigkeit aus der öffentlichen Stimmung schwand, und manche wurden bei seinem scheinbaren Bemühen um Napoleons Gunst irre an ihm, welchen Gneisenaus Pläne nur in dem äußersten Falle (und für diese rüstete man sich in der Stille) rathsam dünkten, wenn, wie es allerdings schien, Napoleon als Herr über Preußen schalten wolle. — Doppelt ehrenvoll war für York, die Ernennung zum Befehlshaber des westpreußischen Armeekorps, mit einer Vollmacht für den Fall eines wirklichen Angriffs der Franzosen, deren Uebertragung bei der oft undiplomatischen Reizbarkeit des Generals sonst bedenklich schien. Wiederum zeigte hier York seine Bescheidenheit wie seinen Sinn, das Wohl des Vaterlandes über eigenen Ehrgeiz zu stellen. Er erklärte in einem Briefe an Scharnhorst: „daß er mit seiner Brigade

wie ein rechtschaffener Soldat stehen und fallen werde, aber noch nicht im Großen ein Kommando geführt habe; daß ein einziger Fehler eines kommandirenden Generals jetzt den Staat in den Abgrund stürzen könne; daß ein, im großen Kriege unterrichteter Mann und erfahrener General mehr leisten würde," und giebt sein Ehrenwort, es möge als Oberbefehlshaber kommen, wer da wolle, „wär' er auch heute noch Major," so werde er unter ihm seine Pflicht thun." Diesmal blieb es bei der Entscheidung, und trotz der gefährlichen Lage, wo Danzig von den Franzosen besetzt, Thorn abgetreten und nur in Graudenz noch der alte, tapfere Courbière Stand hielt, erklärte sich auch York für entscheidende Maßregel. Noch war Alles ungewiß, noch mußte die Verbindung mit Rußland wie mit Frankreich aufrecht erhalten werden, und York hatte als commandirender General von Ost- und Westpreußen (November 1811) die Aufgabe, mit Rußland in Communication zu bleiben. Obgleich aufs Aeußerste gefaßt, wurde endlich ein Bündniß mit Frankreich am 24. Februar 1812 abgeschlossen, und York zum zweiten Befehlshaber des Armeekorps, welches mit gegen Rußland ziehen sollte, ernannt. Dies Bündniß erregte eine schmerzliche Empfindung bei Vielen! Scharnhorst, Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Boyen und über 300 Offiziere nahmen ihren Abschied, „um sich nicht als Werkzeuge des Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen," und gingen nach Rußland *)

*) Das war nebst Steins Ankunft in Petersburg ein Glück für Rußland, denn jene Generäle hatten auf den Feldzugsplan großen Einfluß. Müffling erzählt in „seinem Leben": „Der geniale General v. d. Knesebeck, welcher 1806 Kaiser Alexanders Vertrauen genoß, wurde 1812 von dem Könige von Preußen nach Petersburg geschickt, um nicht gleich Anfangs zu einem Bündniß mit Rußland, welches sein Volk wollte, gezwungen zu werden, und doch auch nicht durch eine etwanige Verbindung mit Frankreich, welche die Nothwendigkeit gebieterisch forderte, die alte Freundschaft mit Rußland, trotz der bittern Erfahrungen in Tilsit und Erfurt, zu zerreißen. Knesebeck hatte sich, aus dem activen Dienst getreten, auf dem Lande in theoretische Studien vertieft, und einen Kriegsplan für die russische Armee entworfen, worin er rieth, „Raum und Zeit zu Bundesgenossen zu wählen," sich kämpfend vor Napoleon zurückzuziehen, ohne die Streitkräfte ganz aufs Spiel zu setzen, und besonders die Linie über Moskau als die des Angriffs zu betrachten. Obgleich Alexander sich mit 300,000 Mann für unüberwindlich hielt (die Russen wollten nicht an eine halbe Million Feinde glauben), so wurde doch Knesenbecks Plan im Wesentlichen angenommen, und Napoleon war strategisch geschlagen, ehe jene Kälte eintrat, die sein Unglück vergrößerte. Man muß den russischen Feldzug nicht nach dem Lügengewebe Segurs u. a. Napoleon-Anbeter beurtheilen. Der erste russische Plan beruhte auf dem Glauben an die geringere Stärke Napoleons. Der preußische General Pfuel entwarf ihn; Barklay sollte ein großes verschanztes Lager

oder Spanien, um gegen Napoleon zu kämpfen. York glaubte jetzt dem Könige und Vaterlande doppelte Treue zu schulden.

Yorks 20,000 Preußen (denn ein Drittel blieb in den Festungen zurück) bildeten mit eben so viel Franzosen unter Macdonald als Obergeneral, den linken Flügel der großen französischen Armee, operirten auf Riga und Petersburg, und gingen den 13. Juli bei Dünaburg über die Düna. Bei Polozk errang zwar Wittgenstein einige Vortheile; als aber Oudinot, welcher mit 37,000 Mann Franzosen und Bayern die Verbindung jenes Flügels mit der Hauptarmee zu unterhalten hatte, das verschanzte Lager der Russen umging, gerieth ganz Kurland in die Hand der Franzosen und Preußen, und Riga ward belagert. Im August wurde wieder heftig bei Polozk gekämpft. Ein Angriff der Russen wurde am 27sten von York in mehrstündigem Kampfe nachdrücklich vereitelt und der ganze Artilleriepark von 110 Kanonen gerettet, so daß die Russen sich nach Riga zurückziehen mußten, während Wittgenstein die Franzosen und Bayern (welche ihren General Deroy verloren) den 30. Oktober mit bedeutendem Verlust gegen Wilna trieb und dadurch im Rücken der großen Armee freieres Spiel bekam. — Die französischen Generale erlaubten sich jedoch, wie gewöhnlich, manche Unbill gegen ihre Verbündeten, und York, obgleich ihm Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion geben und eine Dotation von 20,000 Fr. Renten verheißen ließ, war nicht der Mann, welchen französische Karessen oder Uebergriffe locken oder schrecken konnten; abgeschlossen, ernst, strenge, nur daran denkend, die Selbstständigkeit des preußischen Heeres zu erhalten, gerieth er mit Macdonald in persönliche Mißhelligkeiten*).

Am 18. December kam endlich die lang verhüllte Nachricht von den Unfällen der Hauptarmee, und die Russen, wohl wissend, mit welchem Widerwillen die Preußen an der Seite der Franzosen fochten, suchten mit York Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 1. November machte der General v. Essen in Riga, dann dessen Nachfolger, Palucci, an York Mittheilungen über den Rückzug der Franzosen, und forderte ihn zum Anschluß auf. York wich aus, suchte Mittheilungen von Berlin und Befehle vom König zu erhalten, denn er war nicht der Meinung, daß Preußen sich von französischen

bei Drissa beziehen und Bagration den Franzosen in den Rücken fallen: das zeigte sich aber nicht mehr ausführbar."

*) Deutsche Schriftsteller sogar haben ihm diese zur Last gelegt; man sollte ihm seine Festigkeit gegen die Arglist danken!

Ketten losmachen solle, um sich in russische zu legen, und erklärte*), daß er nicht durch eine eigenmächtige Handlung des Königs und des Vaterlandes Interesse aufs Spiel setzen könne, in Berlin sei man über die Lage der Dinge in Ungewißheit; er erkannte aber auch zugleich, daß durch Preußens Kräfte gedeckt, Napoleon die Trümmer seiner Macht (und wie viele derselben noch vorhanden waren, ließ sich nicht bestimmen) hinter dem Riemen oder der Weichsel wieder sammeln könne: daß ein Entschluß also zu fassen und der Augenblick der Entscheidung nahe sei. Von Preußen hing es ab, den Russen, deren Armeen ebenfalls erschöpft und zum weitern Verfolgen unzureichend waren, Halt zu gebieten (da auch Bülow mit einem Heertheil in Ostpreußen stand), damit aber sich selbst wieder von Napoleons Gnade und Arglist abhängig, und Preußen noch einmal zum Schauplatz des Krieges und zu einem großen französischen Waffenplatze zu machen, — oder die Niederlage Napoleons zu vollenden**), und dadurch des Vaterlandes Freiheit zu erringen.

Von Neuem kamen russische Unterhändler in Begleitung früherer preußischer Offiziere, des General Diebitsch und seines Adjutanten Clausewitz, und einem Schreiben Alexanders, daß Preußen wieder ein solches Gebiet wie vor 1806 erhalten solle; zugleich erklärten russische Proklamationen an die Preußen, daß sie als Freunde kämen, und Diebitsch warf sich zwischen York und Macdonald, beide trennend. York hatte von Anfang an keine andere Instruktion, als „nach Umständen zu verfahren,“ und ein Brief des Königs vom 20. Dec. befiehlt ihm, Alles zu thun und einzugehen, was zur Erhaltung seiner Truppen nöthig sei. York hätte zwar kein Bedenken getragen, sich durch die Russen zu schlagen, aber dann war er wieder den Befehlen Macdonalds unterworfen, und hätte sein Corps für die Deckung der Franzosen aufreiben müssen. In einer Zusammenkunft mit Diebitsch, den 25. December, erfuhr er die nähern Umstände der französischen Niederlage, und faßte seinen Entschluß in dieser ganz außerordentlichen Angelegen-

*) „Je prie,“ schrieb er Mitau, den 8./20. November, „Votre Exc. de se convaincre, que je ne connois et que je ne connoitrai jamais d'autres intérêts, que celui de mon Roi et de ma patrie; mais permettez-moi de Vous observer, que l'homme mûri par l'expérience ne doit jamais hazarder cet intérêt sacré par une action emancipée et prématurée.“ Das war eben so weise in dem, was er verschweigt, als leise andeutet! Dagegen wies er die Andeutungen, daß er im Nothfall in russische Dienste treten könnte, mit Kälte zurück.

**) Auch Murat gestand, die Preußen haben sich zum Bewundern tapfer geschlagen: ohne Yorks Kapitulation hätten wir uns am Riemen halten und im Frühjahr Frieden schließen können.

heit mit Umsicht, Männlichkeit und völliger Hingabe seiner selbst. Er berief seine Offiziere, legte ihnen die Verhältnisse klar und wahr vor, und was er zu thun beschlossen, ließ ihnen die Wahl des Zurücktretens, und schloß mit den Worten: „Geht die Sache mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Unermeßlicher Jubel folgte! Dann schloß er am 30. Dec. mit Diebitsch in einer Mühle bei Tauroggen einen Vertrag, nach welchem er sich von den Franzosen vorläufig trennte; „seine Truppen wurden zwei Monate für neutral erklärt, und nahmen hinter Memel, Tilsit und dem Haff ihre Stellung, um den Entschluß des Königs zu erwarten. Befahl dieser den Rückmarsch zur französischen Armee, so sollte nach dieser Zeit, und wenn Alexander die Genehmigung des Vertrags versage, sogleich freier Abmarsch auf dem kürzesten Wege zur französischen Armee ihm freistehen." — Die Begeisterung war allgemein, die preußischen Soldaten weinten vor Freude über die Vorboten einer bessern Zukunft des Vaterlandes, Russen und Preußen umarmten sich auf den Vorposten wie Brüder. Massenbach, mit welchem York wohl längst verabredet, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei, war aber von diesem getrennt; Macdonald hatte ihn mißtrauisch in die Vorhut versetzt, während er selbst die Mitte bildete und York die Nachhut. In Tilsit wurde der letztere vergeblich erwartet; statt dessen kam den 30. December ein Brief Yorks, die Nachricht der Convention enthaltend. Nun wollte Macdonald die Massenbachschen Truppen zurückhalten; allein Massenbach kam ihm zuvor und zeigte ihm in einem ziemlich kalten Briefe an, daß er dem Befehle seines Vorgesetzten York zufolge, über den Niemen zurückgegangen sei und sich mit ihm vereint habe, so war auch dieses Corps gerettet. York setzte nun dem Könige in einem Berichte die ganze Lage des Armeekorps auseinander und fügte hinzu: „Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen ein Besorgniß erregendes Dunkel verhüllt. Ew. Majestät Ausspruch wird Alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wieder wie ächte Preußen schlagen. Diese Betrachtung hat mich geleitet; Gott gebe, daß es zum Heile des Vaterlandes gereiche. Ich erwarte sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken soll, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurtheilen. Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Ich werde eben so ruhig auf dem Sandhaufen, wie auf dem Schlachtfelde den Tod erwarten. Bei dem Urtheile, das

gefällt werden muß, bitte ich, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen." —

Wohl kannte York das volle Gewicht der Verantwortlichkeit, welche er auf sich lud, das Gefährliche seines Schrittes für sich selbst und den Staat: denn die Thatkraft des Volkes hatte sich noch nicht bewährt, und er selbst, wie der König, setzten darauf noch wenig Vertrauen, die etwanigen Vergrößerungsabsichten der Russen waren ihm fremd, wie die Lage der Dinge in Berlin. Und war ihm auch der Wunsch und die Absicht aller Patrioten, selbst Hardenbergs, den König zu einem entscheidenden Schritte hinzureißen, bekannt, so wußte er doch auch, daß der König seit 1807 wenig auf Rußland rechnete, und auf Oesterreich geringes Vertrauen setzte; daß er, wenn ihm auch der Haß seines Volkes gegen die Franzosen nicht verborgen blieb, doch von der Ergebenheit gegen seine Person und einem günstigen Frieden dessen Beruhigung hoffe. Aber darin liegt gerade Yorks Seelengröße bei dieser entscheidenden That, daß er sie vollführte mit völliger Hingabe seiner selbst! Und dieser hingebende, nur auf das Wohl des Vaterlandes gerichtete und das eigne Ich verleugnende Sinn, diese bescheidene Selbstwürdigung, dieses bei aller Verschiedenheit der Charaktere und Ansichten auf ein Ziel hingerichtete Streben, diese aufrichtige Würdigung gegenseitiger Verdienste, sagt Droysen, wie sie sich bei den Helden des preußischen Heeres im Befreiungskriege, wie bei keinem Volke, zeigte, verdiente und erwarb die Krone und Palme des Sieges, die ihnen zu Theil wurde.

Wie ein Blitz durchzuckte die Nachricht von Yorks Vertrag die gefesselten Völker, man ahnete die Erhebung Preußens und Deutschlands; aber die volle Bedeutung der That mußte der Vorsicht wegen noch verschleiert werden, und das geschah mit vieler Kunst. Die Franzosen schrieen über Verrath*), und Napoleon, der sogleich fühlte, „der Abfall Yorks kann die Politik Europas ändern," schob wie gewöhnlich alle Schuld auf ihn, wie bei Leipzig auf die Sachsen,

---

*) „Lächerlich und zugleich den Verdruß verrathend ist," sagt Schlosser, „das Schimpfen nnd Schmähen der Franzosen über Verrath. Denn einmal wurde der Traktat von 1812 durch den Einmarsch der Franzosen in Pommern erzwungen, dann leisteten die Franzosen nie die für Lieferungen versprochene Bezahlung, sondern zahlten nicht einmal die Hälfte, wozu sie sich durch einen neuen Vertrag verpflichtet hatten. Wo ward Verrath geübt, wie bei den Franzosen! Niederträchtig aber war es, daß einige an Frankreich verkaufte deutsche Schriftsteller, z. B. die Zeiten von Voß, in dies Geschrei einstimmten. Uebrigens hatte auch Oesterreich seine Hülfstruppen zurückgezogen, Metternich hatte längst Winke von Preußens Absicht erhalten, und ermunternd, aber diplomatisch zweideutig geantwortet.

verlangte eine Aushebung von 350,000 Mann in Frankreich. — Der König von Preußen befand sich zu Potsdam in gefährlicher Lage, von Franzosen unter Augereau umgeben, die Berlin und Spandau besetzt hatten, während die preußischen Truppen in Schlesien und Pommern vertheilt lagen, und Napoleon ein neues Hülfsheer von 30,000 Mann forderte. Um Zeit zu gewinnen, ließ Hardenberg dem Könige, — der, unbekannt mit den Absichten, seinen Unwillen über die eigenmächtige Handlung Yorks auf eine so natürliche Weise äußern konnte, daß Augerau und Saint-Marsan getäuscht wurden, — die Genehmigung des Vertrages versagen, Kleist das Kommando des Yorkschen Heeres übergeben, und befehlen, jenen vor ein Kriegsgericht zu rufen. Aber während Hardenberg im Vorzimmer den franzosenfreundlichen Hatzfeld mit entschuldigenden Briefen des Königs nach Paris versehen ließ, hörte er in seinem innern Zimmer die preußisch-russischen Berichte, ließ Wittgenstein die Botschaft an York nicht durch, und York behielt nicht blos das Commando, sondern verstärkte auch sein Heer durch Werbung aus Preußen, und aus den zahlreichen deutschen Kriegsgefangenen in Rußland *).

York setzte sich indeß mit Bülow in Verbindung, um ihn zu einem gleichen Schritt zu bewegen (beide, wie Borstel, der am 27. Febr. seinen Ausmarsch aus Colberg dem Könige meldete, baten den König dringend: „Lassen Sie uns los!“) und mit ihm wirkten dahin der Präsident Schön, Auerswald und Dohna in Königsberg. Schön schrieb an York: „Ew. Ex. haben das Schicksal beim Schopfe gefaßt, wie jeder große Mann muß. Gott segne Sie!“ Es kam darauf an, die Kräfte der Provinz in Bewegung zu setzen; aber das war nicht leicht. Sie hatte nicht allein 1807 ungeheuer gelitten, so daß an Vieh allein 24 Millionen Thaler zu Grunde gegangen waren; sie hatte 1812 eine halbe Million Soldaten im Durchmarsche ernähren und

---

*) Mit Festigkeit setzte York sich aber auch den Uebergriffen der Russen entgegen. Als Palucci in Memel und Gumbinnen das königliche Eigenthum mit Beschlag belegt hatte, und von den Behörden verlangte, daß sie aus Petersburg Befehle einholen sollten, protestirte York den 6. Jan. von Tilsit aus sofort und energisch dagegen, und Stein's Brief an den Kaiser that der Sache sogleich Einhalt. Auf eine verdächtige Aeußerung Palucci's: „die Weichsel sei eigentlich die natürliche Grenze Rußlands,“ der damit dieselbe Redensart führte, wie die Franzosen in Bezug auf den Rhein, erwiderte der Regierungsrath Schulz, welchen man verhindern wollte, mit den Behörden in Memel in officielle Berührung zu treten: „Wir hassen die asiatische Apathie nicht weniger als die französische Despotie; das Land, welches die Russen jetzt als Befreier ansieht, wird sich dann feindlich gegen sie erheben!“ —

noch Lebensmittel auf den Weg liefern müssen, sondern außer dem vertragsmäßigen Pferden und Wagen noch 26,579 Wagen und 79,161 Pferde verloren, welche die Franzosen gewaltsam mitgenommen. Außerdem zeigten sich noch eigenthümliche Schwierigkeiten. Stein trieb, als russischer Bevollmächtigter, York und Bülow, auf die Franzosen loszuschlagen; dieser aber schrieb an York: „In Ihrer Lage würde ich wie Sie gehandelt haben, aber jetzt können wir ohne Befehl keine Operation beginnen; wir müssen in Erwartung der Kriegserklärung alle nöthigen Vorbereitungen treffen!“ Stein, nur auf den Sturz Napoleons denkend, betrieb einen Landtag zu Königsberg, um eine allgemeine Bewaffnung zu berathen, aber die Form desselben auf seine russische Vollmacht hin und unter seinem Vorsitz beeinträchtigte die Unterthanenpflicht. Jene traten dagegen auf, und Stein überließ das Präsidium an Schön. Schon am 9. Februar sandten die versammelten Stände von Ost- und Westpreußen und Litthauen ihren Entwurf zu einer allgemeinen Organisation der Landwehr ein, „welchen des Königs höchster Stellvertreter im Militär, der hochverehrte General-Lieutenant von York, der treueste Diener des Königs, der innigste Vertheidiger des Vaterlandes, entworfen habe.“ Beschlossen war, außer den 30,000 Mann, welche die Provinzen (von 1 Mill. Einw.) bereits an Bülow gestellt, noch 20,000 Mann Landwehr und 10,000 Mann Reserve nebst Kavallerie auf Kosten der Provinz auszurüsten.

York war den 8. Januar spät Abends mit 50 Husaren unbemerkt nach Königsberg gekommen; am 9ten Abends brachten ihm die Studenten ein feierliches Lebehoch, wobei Hans v. Auerswald, „derselbe,“ sagt Droysen, „den 1848 in Frankfurt Bubenhände ermordet haben, der Sprecher war,“ doch am 10ten wurde es bekannt, daß die Convention verworfen sei. Trotz dieser schlimmen Verhältnisse schritt York in der militärischen Organisation der Provinz kräftig fort; vermied aber klüglich das Ansinnen der Russen, die Offensive an der Oder zu ergreifen, und des Königs Entschließungen vorzugreifen, da Preußens Verhältniß zu Rußland noch nicht festgestellt war, und eine Administration für russische Zwecke jenem Ansinnen nicht förderlich war.

Yorks Lage war aber noch immer im höchsten Grade schwierig. Er wußte recht gut, daß seine That, obgleich seine glorreichste, nicht militärisch, sondern nur politisch zu rechtfertigen war, aber dadurch ward sie gerade zur Heldenthat, und hatte er auch in der Königberger Zeitung den 27. Januar 1813 erklärt: „daß, da weder zu ihm noch zu Kleist ein Befehl, das Commando abzugeben gekommen, und es im preußischen Staate nicht Sitte sei, daß ein General seine

Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen bekomme, er sich an die königliche Ordre vom 20. December halte, und seine Funktion als General und General-Gouverneur fortsetzen werde," so waren, blieb der König in der Gewalt der Franzosen und die Wehrkraft Preußens gebunden, die Russen nicht im Stande, etwas auszurichten; oder geschah dies dennoch, so war aller Gewinn eines selbstständigen Handelns für Preußen verloren; trat York zurück, so war die Auflösung der Truppen-Corps und die Insurrektion der Provinz die nächste Folge.

Der König, sich je mehr und mehr von dem Verlangen seines Volkes überzeugend, hatte im Januar auf den Antrag eines Bündnisses mit Rußland als Bedingung gefordert und zugesagt erhalten, daß das russische Heer ungesäumt die Weichsel und Oder überschreite, um die preußischen Heere, 110,000 Mann Linientruppen und 150,000 Landwehr, gehörig formiren zu können, die noch lange nicht mobil waren. — Das war nicht erfolgt, überwiegend mußte die Last des Krieges auf Preußen fallen; Stein und Anstetter waren den 25. Feb. nach Breslau geeilt, und hatten dem Könige die Lage der Dinge aufs Eindringlichste vorgestellt, Scharnhorst schloß den 26sten den Vertrag von Kalisch. Dem Könige schien der Abschluß übereilt, und er maß Stein die Schuld bei. Endlich hatte eine Commission von drei Generalen York in jeder Hinsicht für vorwurfsfrei erklärt, ein königlicher Armeebefehl vom 11. März machte diese Entscheidung bekannt, und übertrug York auch das Kommando der Bülowschen Truppen, „zum Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit und des ungetheilten Vertrauens*); zugleich kam die Ordre, über die Oder zu gehen, und sich,

---

*) Nach G. W. v. Raumer (s. Berliner Kalender 1849) hat der König selbst über diese That Yorks ein treffendes Zeugniß in einer Anmerkung gegeben, welche er der Schrift von Segur über den Feldzug von 1812 beigeschrieben, worin er sich also ausdrückt: „Die That des General York wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchen, und sich dann, wenns zur Verantwortung kommt, hinter eine höhere Autorität flüchten und ihre Fürsten Beschwerden bloß stellen, die zu vermeiden ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Diese Convention bietet ein bedeutsames Beispiel dar, wie ein treuer Diener durch die Umstände zu einem selbstständigen Entschlusse gedrängt, seinem Könige die ihm anvertrauten Truppen, und seinem Vaterlande den Vortheil einer augenblicklichen Entschließung sichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen, als ihm gebührte; indem, wenn der von ihm gethane Schritt zurückgethan werden sollte, nichts erforderlich war, als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihete, auch in diesem Falle, wie immer bereit, seine Treue mit seinem

wegen der nothwendigen Uebereinstimmung des Ganzen, unter Wittgenstein zu stellen; der Kaiser schickte den Alexanderorden, und Scharnhorst fügte die Bitte hinzu, sich über kleine Unannehmlichkeiten wegzusetzen. An dem Tage der Kriegserklärung, den 17. März, hielt York mit 24,000 Mann, begrüßt vom unaufhörlichen Jubel des Volks, seinen Einzug in Berlin. Von Berlin aus ließ Wittgenstein eine Abtheilung bis Hamburg vorgehen, eine andere belagerte Küstrin; während Blüchers 26,000 Mann nebst den ihm untergeordneten 12,000 Mann Winzingerode's den 20sten Dresden besetzt hatten. Die russische Hauptarmee konnte sich erst Anfangs April von Kalisch in Bewegung setzen, 50,000 Russen waren zur Belagerung der Festungen Danzig, Thorn, Modlin, Czenstochau zurückgeblieben; über das ganze verbündete Heer sollte der alte Kutusow den Oberbefehl führen: er ließ sich aber gehörig Zeit! Dagegen standen 50,000 Franzosen unter Eugen bei Magdeburg; in Franken und Thüringen sammelten sich Napoleons Schaaren und die Rheinbündler; Sachsen schwankte, der König unfähig, zu einem Entschluß zu kommen, verließ sein Land, 10,000 Sachsen und die Festung Torgau nebst ihren Uebergangspunkten an der Mittelelbe hätten wesentlich nützen können; Oesterreich ließ es noch bei schönen Worten, und äußerte dagegen seinen Verdruß über die heftige Aufregung der Völker. Im nördlichen Deutschland waren die russischen Streifkorps zu schwach, um eine allgemeine Erhebung zu unterstützen, und England, welches durch 30,000 Mann sie hätte über das ganze Land bis Holland verbreiten können, rührte sich nicht: daher konnte auch ein Marsch des Hauptheeres auf Thüringen nicht ausgeführt werden, so sehr die Preußen es auch wünschten. Der Vicekönig Eugen, welcher alle Truppen (50,000 Mann) bei Magdeburg zusammengezogen hatte, bedrohete sogar den 2. — 5. April Berlin; aber York und Bülow faßten ihn bei Danigkow und Möckern den 5. und 6. April dergestalt, daß er 900 Gefangene, 1 Kanone und 5 Pulverwagen verlor, wobei sich besonders Hünerbein und Platen durch Tollkühnheit auszeichneten, und mit dem preußisch-litthauischen Dragoner-Regimente mehrere französische Regimenter in wüthendem Anfalle vernichteten. Ueberhaupt bewiesen die Preußen hier schon jene altdeutsche Furie (furor teutonicus), mit der sie den ganzen Krieg durchkämpften. Der Sieg erhob mit Dörnbergs Erfolgen gegen Morand bei Lüneburg den moralischen Sinn des Heeres.

Leben zu besiegeln, wie er durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor- und nachher bewiesen hat." — Gewiß, das Opfer, was York darbrachte, war größer als das des Leonidas, Decius und Winkelried! —

In der Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai, übernahm York nach Blüchers Verwundung augenblicklich den Oberbefehl, erstürmte das Dorf Starsiedel trotz der fürchterlichen Kanonade, mußte es jedoch später wegen der Uebermacht wieder räumen, und deckte, als man die Idee aufgab (es fehlte hinreichender Schießbedarf), den Feind am folgenden Tage wieder anzugreifen, den Rückzug. Die Russen zeigten sich lau, die Preußen hatten mit solcher Tapferkeit gefochten, daß von 33,000 Mann 8000 todt oder verwundet worden. Auf dem Zuge nach Bautzen hatte York sich gegen die überlegene feindliche Macht mit seinem 5673 Mann, „welche fast zweimal vierundzwanzig Stunden ohne Murren auf schlechtem Wege marschirt und gehungert hatten," nicht allein tapfer behauptet, sondern auch die italienische Division bei Königswartha gesprengt, und bei Weißig den 19. Mai die auf Hoyerswerda vordringenden Feinde durch Bajonnetangriff und Corsevands Reiter dergestalt geschlagen, daß sie das mit Todten übersäete Schlachtfeld eiligst verließen, und Barclay dem Könige berichtete: „Die heroische Art, wie York und sein Corps sich gegen 15,000 Feinde bei Königswartha geschlagen, sei über alles Lob erhaben." Während des Waffenstillstandes (den 4. Juni) wurde Yorks Heer ansehnlich verstärkt und als erstes Armeekorps dem schlesischen Heere unter Blücher zugetheilt, Kleist und Bülow führten die beiden andern Abtheilungen. Mit den Hin- und Herzügen im schlechtesten Wetter beim Wiederanfang des Krieges war York wie die Russen nicht sonderlich zufrieden, weil sie Blüchers Zweck und den allgemeinen Kriegsplan der Verbündeten nicht kannten. York machte jenem darüber heftige Vorwürfe, die der hitzige Blücher eben so entgegnete, aber bald wieder in guter Laune meinte: „der York, der Schwerenöther, brumme wohl, aber er beiße auch." York vertheidigte durch die Landwehrmänner Goldberg gegen den Angriff Napoleons, half dann, als dieser unverrichteter Sache nach Dresden zog, am 25. und 26. August an der Katzbach Neys Korps zusammenpressen, verfolgte den Nachtrab Macdonalds bis zur Bober, schlug ihn nach fünfstündigem Gefechte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke bei Bunzlau abzubrechen, und das französische Heer in völlige Auflösung gerieth. Viele Tausende wurden mit dem Kolben todtgeschlagen oder gefangen oder ertranken in der Neisse und Bober, während York nur 300 Mann einbüßte, aber 30 Kanonen eroberte.

Um den Kampf zur Entscheidung und den übervorsichtigen Kronprinzen Bernadotte zum entschlossenen Vorschreiten zu bringen, hatte Blücher den kühnen Entschluß gefaßt, neben Napoleons Hauptmacht vor Dresden vorbei zu marschiren, in der Nähe von Torgau über die Elbe zu gehen und sich in dem Rücken der Franzosen bei Leipzig

aufzustellen, und diesen Entschluß mit eben so außerordentlicher Schnelligkeit als Gewandtheit ausgeführt. Als man ihn bei Bautzen glaubte, stand er plötzlich bei Jessen an der Elbe, und ließ in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober zwei Brücken schlagen. York sollte zuerst hinübergehen, fand aber auf dem einzigen schmalen Dammweg, wo er durch mußte, den General Bertrand mit 25,000 Mann in einer festungähnlichen, mit 60 Kanonen besetzten Stellung bei Wartenburg, und wurde mit einem heftigen Kreuzfeuer von verdeckten Batterien empfangen, daß ein Frontangriff auf das Dorf unthunlich schien; der Feind mußte umgangen werden. Mit seinem feinen Sinn für das Terrain fand York sich bald zurecht: während eine Abtheilung von vorne angriff, ging eine andere, bis an den Gürtel durch einen todten morastigen Elbarm, und erstiegen unter heftigem feindlichen Feuer den Damm. Für Reiter und Geschütz mußte unter unsäglichen Anstrengungen erst ein Weg durch die von Gräben durchschnittene Waldung gebahnt werden. „Ein Hundsfott, wer noch schießt!" rief General Horn, und drang mit dem Prinzen von Mecklenburg, Steinmetz und Hünerbein unter Kolbenschlägen auf den Feind ein; nun drang das ganze Corps Yorks auf Wartenburg vor, bis endlich die Franzosen von allen Seiten in die Flucht getrieben wurden. Die Mecklenburger holten 4 Kanonen mitten aus der feindlichen Colonne, ebenso die schwarzen Husaren. Die Franzosen verloren 11 Kanonen, 70 Wagen und 1000 Gefangene. Mit Erstaunen bemerkte auch die Generalität am andern Tage die Schwierigkeiten und die seltene Bravour, welche die Yorkschen Truppen bewiesen hatten, um die außerordentliche natürliche Festigkeit der Stellung durch Batterien im Centrum und linken Flügel gedeckt, die Uebermacht des Feindes, welche die Position für unüberwindlich hielten, ohne alle russische Mitwirkung zu überwältigen. Langeron war voll Lobes gegen York, der es kalt aufnahm, weil Müffling, welcher die Schlachtberichte schrieb, aus Rücksicht auf die russischen Generale ihnen sonst immer zu viel Ehre erwiesen. Blücher äußerte: „Der Schwerenöther, der York, ist schwer ins Feuer zu bringen; aber hab' ich ihn einmal drin, so ist keiner besser, als er." Als die Truppen nach dem Siege bei York vorbeizogen, nahm er vor dem zweiten Bataillon des Leibregiments, welches zuerst den Wall erstiegen, den Hut ab; es hatte bei Löwenberg einen Augenblick gewankt, und York ihm am Abend den Rücken gewandt, jetzt hatten sie sich den schwersten Posten erbeten! Die Preußen hatten 2000 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

Die wichtigste Folge dieses Treffens und des Elbüberganges war der raschere Umschwung, welcher dem ganzen Lauf des Krieges gegeben wurde, denn nun konnte der Kronprinz nicht umhin, mit dem

Nordheer über die Elbe zu folgen (4.—5. Oktober). Halle*) wurde besetzt, und dann ging's auf Leipzig. Auch hier ist das schlesische Heer zuerst auf dem Platze und erringt den Sieg bei Möckern, während die Oesterreicher bei Lindenau im Nachtheil bleiben und ihr Anführer Murveldt gefangen wird. Während Langeron den Marschall Marmont bei Wiederitsch, York ihn bei Möckern angriff, sollte Sacken zwischen beiden weit entfernten Orten die Verbindung erhalten. Bei Möckern hatte Marmont seine beste Kraft, 17,000 Mann, 3000 Reiter vereint, nebst 84 Kanonen, welche in den preußischen Reihen furchtbar wütheten. Zweimal stürmte der Major Hiller das wichtige Dorf, wo jedes Haus, jede Mauer zur Vertheidigung eingerichtet war; beim drittenmale wurde es unter dem Rufe: „Es lebe der König!" mit dem Bajonnet erstürmt; doch jenseit des Dorfes kann er nicht vordringen, der Feind überschüttet ihn mit Kartätschen, das Feld ist mit Leichen übersäet, aber die Feinde werden von der Landwehr, die mit Wuth angreift, zurückgeworfen. Mit Verstärkung rücken die Franzosen wieder vor. Der Prinz von Mecklenburg-Strelitz bringt ihn durch seine mit gefälltem Bajonnet vorrückende Brigade wieder zum Stehen, und behauptet sich in einem Theile des brennenden Möckern. Von neuem dringt der Feind vor, York hat nur noch die einzige Brigade Steinmetz übrig, er läßt sie vorrücken und Blücher um Unterstützung bitten: das Gefecht wird wieder hergestellt. Der Prinz von Mecklenburg zieht mit klingendem Spiel auf der Chaussee heran, stürmt auf die Zwölfpfünder los, sinkt selbst verwundet; das feindliche Feuer kann nur durch leichtes Geschütz zum Schweigen gebracht werden. Auf dem linken Flügel drang Horn, der Graf Brandenburg und Hünerbein, ohne einen Schuß zu thun, auf die Feinde ein, und riefen, wenn die Kartätschen ihre Reihen lichteten: „Vorwärts, wir müssen siegen!" Die Bataillonmassen wurden wie Schanzen mit dem Bajonnet gestürmt, während die Cavallerie einhieb, bis sich Alles

---

*) Halle wurde zum zweiten Male besetzt. Hier hatte Mancher der Offiziere und Freiwilligen studirt; die Proff. H. Steffens und K. Raumer im Blücherschen Hauptquartier fanden hier ihre alten Collegen, den trefflichen Heinrich v. Krosigk (den die Franzosen 1811 mit Blanc und Willisen 2c. ins Gefängniß nach Cassel geschleppt und im Herbst 1812 gegen Caution seines ganzen Vermögens losgelassen, der 1813 aber Weib und Kind in Sicherheit gebracht, Hab und Gut in Feindes Hand gelassen hatte, und in die Reihen seiner preußischen Kameraden getreten war, fand sein nahegelegenes Gut Popplitz zwar arg mitgenommen, aber seine braven Bauern hatten ihm den Pachtzins aufbewahrt, seine Bibliothek und selbst den Weinkeller gerettet; Schack, Borcke (der erste Ritter des eisernen Kreuzes), der alte tapfere Horn, der Graf v. Brandenburg u. a. versammelten sich Abends im Rathskeller und feierten das Hallische Studententhum.

in einen Knäuel auflösete. Unterdeß waren die Preußen auch über Möckern hinaus vorgedrungen, die Batterien wurden erstürmt, dann ließ York die brandenburger Husaren und die litthauer Dragoner einhauen, welche ihre Arbeit dergestalt vollenden, daß York ihnen zuruft: „Ihr gehört unter die Sterne des Himmels!" Als der herbeigerufene Sacken mit den Russen herankommt, ist der Sieg schon entschieden: die Franzosen hatten einen Verlust von 53 Kanonen, 1 Adler, 2 Fahnen, 2000 Gefangene, 6000 Mann todt oder verwundet; auch Langeron hat Wiederitsch erobert.

Es war ein Sieg durch die höchste Anspannung der Kraft, durch die begeisterte Hingebung der Offiziere und Soldaten, nach einem beispiellos mörderischen Kampfe errungen. 172 Offiziere und 5508 Gemeine waren todt oder schwer verwundet. Unter diesen (sie hatten an der Spitze ihrer Colonnen gekämpft) die Obersten Steinmetz, Prinz Karl von Mecklenburg, Lobenthal, Bernh. Katzler, die Majore Hiller, Seidlitz, Wollzogen, Sohr, v. Thile u. a.; unter jenen: Malzahn, Gödeke, Rekowsky; Graf Wedel ruft, tödtlich getroffen, noch den Seinen zu: „Kinder, rettet das Vaterland! uns helfe Gott." Krosigk, durch Kugel und Bajonnet zugleich getroffen, weiset die, welche bei ihm bleiben wollen, zu seinem Bataillon zurück: „Laßt mich nur hier, geht und thut eure Schuldigkeit!" und schleppte sich nach einem Erdhaufen und verschied: „Wer rückwärts gesehen, den hätte die Leiche noch gedroht;" und am Abend waren von 997 Streitern kaum noch 100 übrig. Hiller wurde in dem Augenblick, wo die Landwehrmänner den in Möckern eindringenden Feind zurückschlagen, verwundet und erzählt: „Ich sank mit dem seligen Gefühle, daß wir siegen würden, in Bewußtlosigkeit." — York hielt bei dem Angriff der zweiten Brigade mitten im Kugelregen. Eine Kugel schlägt zwischen uns und ihm ein; er sieht sich um, ob wir ruhig aussehen, nimmt die Dose aus der Tasche, macht sie auf, faßt eine Prise, steckt die Dose weg, vergißt aber die Prise in die Nase zu stecken. Seine Kanonen können gegen das schwere Geschütz des Feindes nichts ausrichten. „Die Kerls sollen sich wundern," ruft er, läßt schwereres herbeikommen, und ein furchtbares Kanonenfeuer beginnt. So trifft ihn auch der Graf v. Brandenburg, der freudestrahlend vom linken Flügel die Botschaft bringt: „Die Schlacht ist gewonnen, der linke Flügel hat alle feindlichen Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen;" aber gleich hinzufügt: „Erlauben Ew. Exc. die Bemerkung, daß der commandirende General etwas besseres zu thun hat, als mit den Husaren einzuhauen." York stutzt, und wendet mit den Worten: „Der junge Mann kann doch Recht haben!" sein Pferd. Lieutenant Sellin und Favrat hauen sich mit sieben Gemeinen in ein

geordnet zurückgehendes feindliches Quarré und holen eine bespannte Kanone heraus; Lieutenant Eberhard wird von einer Kartätschenkugel zu Boden gestreckt, eilt keuchend mit einer Kopfwunde den Seinen nach mit dem Ausrufe: „Nun, Kinder, ich muß auch mit in den Feind!“ Lieutenant Amstädt und Hübner gaben einander beim Verfolgen des Feindes die Hand, im nächsten feindlichen Quarré die ersten zu sein, und waren es! — Auch an andern Stellen hatten an diesem Tage die Preußen mit den Oesterreichern und Russen gleich hartnäckig gekämpft und geblutet:

Doch ihres Blutes uns geopferte Treu,
Und ihres Ruhmes furchtlos errungener Glanz
Leuchtet den spätesten Enkeln
Noch vor auf dem Pfade der Ehre!

Wie einst bei Leuthen, so ertönte durch das Dunkel der Nacht das feierliche: „Nun danket Alle Gott,“ und am Sonntage, den 17ten, war Feldgottesdienst. Am 18ten, als Blücher, um Bernadotte in Bewegung zu bringen, Langeron mit 30,000 Mann ihm zugegeben und nur York und Sacken mit 25,000 Mann behalten hatte, ließ er diesen über Gohlis vordringen, Yorks Corps auf Halle abmarschiren, und am 19ten kam die Nachricht, Leipzig sei mit Sturm genommen. York eilt an die Pässe der Saale, konnte sie aber nicht vor Napoleon erreichen, doch befreite Graf Henkel einen Zug von 4000 gefangenen Oesterreichern. Bei Freiburg an der Unstrut bedrängte York am 20sten die Feinde, konnte aber mit seinem Corps den Uebergang nicht hindern. Die Verfolgung der in Unordnung fliehenden Feinde hätte schon am 19ten von allen Seiten und nicht blos von den Preußen eifrig betrieben werden sollen, wie 1815 bei Waterloo, dann würde Napoleon, der bei Erfurt erzürnt über den Anblick ausrief: „Die Hallunken, sie werden alle zum Teufel gehen, und ich bis an den Rhein noch 80,000 Mann verlieren,“ noch weniger als 70,000 Mann über den Rhein gebracht haben.

Blüchers und Yorks dringender Wunsch, so bald als möglich über den Rhein zu gehen, wurde durch diplomatische Verhandlungen, durch des Kronprinzen von Schweden Abrathen*), durch Oesterreichs Neigung, Napoleon auf den Thron zu halten, verhindert. Endlich kam der Befehl, Schwarzenberg sollte durch die Schweiz, die schlesische

*) Er ließ durch Krusemark dem König von Preußen und dem Kaiser Alexander mittheilen: „Da beide wohl nicht auf den Thron von Frankreich Ansprüche machten, so würden Allerhöchstdieselben seine Hoffnung, falls Napoleon gestürzt würde, vielleicht nicht allzu kühn finden rc.“

Armee über den Mittelrhein, zwischen den Festungsreihen durchziehend, in Frankreich einrücken und sich in den Ebenen der Champagne die Hand bieten. Der Rheinübergang bot Schwierigkeiten dar, und konnte nur gelingen, wenn der Feind sich hier nicht concentriren konnte, denn da Blücher theils Mainz blokiren, theils seine rechte Flanke (durch Langeron und Saint-Priest) gegen Macdonald decken mußte, der zwischen der Mosel und Maas stand (denn Winzingerode war noch nicht heran gerückt, so konnte er und York nur mit 50,000 Mann vorrücken und bei Caub war der Uebergang, wenn der Feind Widerstand that, kaum möglich. Um die Franzosen zu täuschen, ließ Blücher sein Hauptquartier nach Frankfurt, mit dem Schein einer längern Dauer, verlegen. Dann wurde in möglichster Stille eine Brücke geschlagen, und in der Neujahrsnacht ließ York zuerst 200 Mann von Hünerbeins Brigade unter dem Grafen Brandenburg auf Kähnen hinübergehen. Alles ging vortrefflich; schon waren andere Truppen nachgekommen, ehe die Feinde aus Bacharach und Ober-Wesel herankamen aber schnell zurückgetrieben wurden. Marmont, der mit 20,000 Mann hinter der Saar stand (8. Januar), machte Miene, sich dort zu halten, Saarlouis zu verproviantiren, die Nationalgarden in die Festungen zu werfen; aber eifrig drängten die deutschen Truppen trotz der Mühseligkeiten und kleinen Gefechte mit wahrer Lust nach, Saarbrück wurde besetzt, die Saar überschritten, das Land zwischen diesem Fluß und der Mosel besetzt. — Doch die Schwarzenbergsche Armee von 110,000 Mann machte sehr langsame Fortschritte, man wollte an der Grenze des alten Frankreichs stehen bleiben, und selbst Hardenberg und Knesebeck, der Adjutant des Königs, neigten sich dem vorsichtigen österreichischen Diplomaten zu, und mißbilligten Blüchers gewagte Unternehmungen. — York hatte indeß Versuche gegen Thionville, Luxemburg und Metz machen müssen (20. — 24. Januar), und war ziemlich außer Verbindung mit Blücher gekommen, als Napoleon im Felde erschien. Um seinen gefährlichsten Gegner zu vernichten, bevor die große Armee unter Schwarzenberg herankomme, hatte er Blücher am 19ten bei Brienne mit der größten Heftigkeit angegriffen, dieser aber mit eben so viel Kraft als Besonnenheit das Gefecht abgebrochen. Zwei Tage verweilte Napoleon dort in räthselhafter Ruhe, die, wenn sie von dem großen Heere gehörig wäre benutzt worden, dazu hätte dienen können, ihn zu umringen, zu vernichten und den Krieg in fünf bis sechs Märschen nach Paris zu verlegen. Vergebens siegte Blücher am 1. Februar in geordneter Feldschlacht bei la Rothière (Brienne) über Napoleon: aus dem großen Hauptquartiere kamen andere Ordres, York sollte Vitry und Chalons nehmen, welche Macdonald besetzt hatte. Der tapfere Jürgas und Graf Henkel rückten am 3. Februar

gegen Poigny an der Moivre, welche nicht weit davon in die Marne fließt, griffen mit 4 Schwadronen Husaren und 2 der brandenburgischen Uhlanen-Regimenter, 2 Kürassier- und ein Chasseur-Regiment an. „Wie eine Windsbraut (erzählt Sprengel) fielen wir über die Franzosen her, und es war unser erstes, anständiges Gefecht in Frankreich. Sie hielten Stand; aber weichen mußten sie, und hätten wir sie mit den Zähnen herunterreißen müssen. Kräftige Säbelhiebe ins Gesicht brachten die Chasseurs in die Flucht; auch die Kürassiere, welche Anfangs mit ihren langen Pallaschen in Stichparade wie auf dem Fechtboden lagen, wurden von Zastrow kräftig in die Flanke gefaßt und bis ins Dorf verfolgt, dann als sie sich zum Uebergang über die Moivre zusammendrängten, zusammengehauen und über die Brücke gejagt." „Dies Gefecht," sagt Henkel, „wurde so geordnet abgemacht, wie ein Manöver auf dem Exerzierplatz." York rückte nun auf Chalons, welches Macdonald mit 12,000 Mann in guter Stellung behaupten wollte, ließ ihn zur Uebergabe auffordern und dann die Stadt bombardiren, und nöthigte dadurch seinen ehemaligen Chef von 1812, mit ihm zu unterhandeln und die Stadt zu verlassen.

„Ein energischeres Vordringen gegen Napoleon (sagt Droysen) lag nicht im Interesse Oesterreichs, es wünschte Frieden, ehe Napoleon auf äußerste gebracht werde; zu Chatillon war am 5. Februar ein Friedenscongreß eröffnet. Schwarzenberg hatte sich, statt verabredetermaßen auf Troyes zu marschiren, links geschoben. Die Verbindung zwischen beiden Heeren war völlig geschwächt. Das benutzte Napoleon, ließ 30,000 Mann der großen Armee gegenüber, und fiel plötzlich mit 40,000 Mann auf Blücher, der davon keine Ahnung hatte, bei Montmirail (den 11. Februar). Blücher hatte nur 17,000 Mann bei sich, York und Sacken, die abwärts standen, wurden eiligst herbei beordert. Letzterer ließ sich in der Meinung, daß ihm nur ein unbedeutender Feind entgegen stehe, auf dem Wege in einen Kampf ein, der durch die Zerstörung der Marnebrücke, des sichersten Rückzugsweges nach Chateau Thierry, höchst gefährlich wurde; York eilte unter den größten Schwierigkeiten zum Beistande heran, und trieb den Feind nach heftigem Kampfe aus einem Gehölze, wodurch Sacken, als der Abend hereinbrach, sich gerettet sah. Der Morgen brachte aber neue Gefahr; die feindlichen Flügel-Colonnen waren bedeutend vorgedrungen, Napoleon leitete ihre Bewegung und suchte mit 4000 Pferden die Gehöfte zu umgehen; die russische Cavallerie wich und gab die Flanke der Preußen Preis, auch die Dragoner, welche zur Stütze dienen sollten, zogen sich zurück, und von dem gewaltigen Andrang dieser Massen wurden auch die westpreußischen Dragoner und brandenburger Husaren unter Sohr zurückgedrängt. Nun mußten die noch bei keinem

Angriff zurückgeworfenen Litthauer einhauen; grimmig klapperten die litthauer Klingen auf den polirten pariser Helmen, trieben sie zur Flucht, aber dabei entstand eine Lücke, in welche sich die gesammte feindliche Kavallerie warf, so daß das Regiment auch geworfen und Horn mit seinen beiden Brigaden völlig in den Rücken genommen und abgeschnitten wurde. Doch dieser ordnete, zurückgehend, die Seinen in zwei festgeschlossene Vierecke; jeder Ansturz der feindlichen Reitermassen prallte an ihrer festen Haltung ab. Heftiger griff der Feind an; aber wenn die preußischen Bataillonsalven in solcher Nähe den Feind erschüttert hatten, griff Horn mit dem Bajonnet an, hieben die Husaren unter Sohr auf die Kürassiere ein: Horn ordnete sogleich wieder seine Fußgänger und setzte den Rückzug fort. Endlich erreichten die Preußen die Marnebrücke und stellten sich auf den Höhen hinter der Stadt Thierry. Der blutige Tag (York verlor 1300 und Sacken 1500 Mann), machte dem preußischen Heere Ehre, wie der vollständigste Sieg, und Sacken war gerettet worden! — Eben so tapfer und besonnen vertheidigte sich Blücher auf seinem gefahrvollen Rückzuge. Napoleon warf sich nun den 14ten auf den rechten Flügel der schlesischen Armee, und fügte ihm trotz der tapfersten Gegenwehr ungeheure Verluste zu, Kleist bahnte sich zwar mit dem Bajonnet den Weg, erreichte die alte Stellung bei Bergeres, aber er hatte von 8000 4000 Mann verloren. Seinen Zweck hatte indeß Napoleon dennoch verfehlt; er hielt Blücher jedoch fürs Erste unfähig auf dem Kampfplatze wieder zu erscheinen, und täuschte sich zu seinem Nachtheil diesmal wie 1815 bei Ligny; daher warf er sich auf die große Armee. Blücher eilte, sein geschmolzenes Corps wieder schlagfertig zu machen, und wartete nur auf die Aufforderung, dem großen Hauptquartiere zur Unterstützung vorzurücken, denn man wollte sich am 21sten hinter Troyes zur Schlacht bereiten. Blücher erklärte: am 21sten werde er mit 53,000 Mann und 300 Kanonen in Mery bereit stehen; aber auf dem Marsche kam in Folge der vielfach gewünschten Friedensunterhandlungen in Chatillon Befehl und Gegenbefehl. Kein Schlachtbefehl erschien, trotz aller Anforderungen Blüchers und Yorks; aber glücklicherweise ließ Napoleon sich von seinem gegenwärtigen Glücksschimmer blenden und brach die Verhandlungen ab. Blücher sollte indeß über die Aisne gehen, um Bülow und Woronzoff an sich zu ziehen; Napoleon rückte ihm nach, aber rasch überwältigte jener Soissons und damit den einzigen Uebergang, ehe jener ihn erreichte, und stellte sich bei Laon in trefflicher Stellung auf. Hier wollte Napoleon dessen linken Flügel umgehen und von Schwarzenberg trennen. Am 9. März stürmen die Franzosen mit großem Nachdruck heran, werden zwar tapfer zurückgeschlagen; aber gegen Abend gelingt es ihm, durch Mar-

mont das halbe Dorf Athis zu besetzen, und so hofft er am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern. Doch York und Kleist beschließen einen nächtlichen Angriff, und Blücher giebt seine Einwilligung. In tiefster Stille ziehen sie durch die Ruhe der Nacht, dem feindlichen Wachtfeuer und dem brennenden Dorf entgegen; Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, kommt zuerst an den Feind und wirft ihn mit dem Bajonnete aus Athis bis auf die Chaussee, hier dringt Horns Division vor, sieht dort die Batterien, stürmt mit Hurrah drauf und läßt sie nur einmal zum Schuß kommen, umgeht den feindlichen linken Flügel, wirft dessen Reiterei und fällt ihm in den Rücken, die Artillerie wird genommen, rasch rückt auch Kleist vor, und dringt in das französische Fußvolk ein, welches sich auf der Straße ordnen will. Nun verlieren die Franzosen die Fassung: Fußvolk, Reiterei und Artillerie flieht in wilder Unordnung gegen Fetieux. Zusammengehalten durch Trommel und Hörner (denn Freund und Feind konnte man nicht unterscheiden) dringen die Preußen unaufhaltsam vor, und wo die Feinde rasteten, wurden sie wie Vögelschwärme wieder aufgescheucht. Marmont hatte 45 Kanonen, 131 Munitionswagen, 2500 Gefangene und 1500 Todte und Verwundete verloren, sein Armeekorps war in Auflösung. Blücher, dem noch im Bette die Nachricht ward, rief: „Bei Gott, ihr alten Yorkschen seit ehrliche, brave Kerls, wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, so fiele der Himmel ein!“ — Napoleon griff zwar am folgenden Morgen wieder an, aber vergebens, dann zog er ab, und nur Blüchers Erkrankung verhinderte schlimmere Folgen. Schwarzenberg hatte indeß bei Arcis an der Aube den 20. März gesiegt, nachdem Napoleon den russischen General Saint-Priest den 14ten bei Rheims überfallen hatte. Da kömmt endlich der Befehl „nach Paris,“ die preußische Avantgarde erreicht den 28sten Meaux und rückt auf der Straße von Paris weiter. Von Dorf zu Dorf werden die Feinde zurückgedrängt, schon wird der Montmartre angegriffen, schon hat Blücher 84 Kanonen dort aufpflanzen lassen: als Paris capitulirt. Am Tage des Einzuges in Paris erhielt York das Großkreuz des eisernen Kreuzes, welches nach den Statuten nur ein Obergeneral nach einer entschiedenen Schlacht erhalten kann; folgte dann dem Monarchen nach London, wurde zum Grafen York von Wartenburg und zum commandirenden General in Schlesien ernannt.

Im Feldzuge von 1815 erhielt er das Commando des 4ten und 5ten Armeekorps, welches sich an der Elbe und Saale sammelte. Zu seinem Verdrusse kam er nicht in erster Reihe zum Schlagen, hatte aber den Schmerz, seinen ältesten Sohn in einem Gefechte bei Versailles den 1. Juli 1815 zu verlieren; er ließ die Leiche ins Vater-

land zurückführen, und in Klein-Oels begraben. Dies und der Tod seiner Tochter veranlaßte ihn, bei seiner kränklich gereizten Stimmung um seinen Abschied zu bitten, den er nach mehrfacher Weigerung des Königs als Feldmarschall erhielt, worauf er nach mehreren Schlaganfällen den 3. Oktober 1828 sein vielbewegtes verdienstliches Leben endigte. Am 21. Mai 1855 wurde das ihm vom Könige gesetzte Denkmal, neben Blücher's und Gneisenau's, enthüllt. —

Yorks Jugendjahre waren nicht mit Rosen bestreut, sondern bieten einen fortwährenden Kampf mit Gefahren, Hindernissen und abenteuerlichen Lagen: bald Entehrung und Schaffot, bald Ruhm und Lohn dar; sie hielten ihn lange in untergeordneten Verhältnissen, was bei Andern, z. B. Bülow, umgekehrt der Fall war, und ließen ihn das Bittere mancher Zurücksetzung und Verkennung fühlen; das hatte Einfluß auf sein ganzes Wesen und Gemüth. Er ward in sich zurückgezogen, einsilbig, kalt im Umgange, spröde und trotzig, namentlich wenn er sich zurückgesetzt glaubte. In der Armee galt er als der strengste, finsterste General, und war doch höchst geachtet, weil er unparteiisch verfuhr, und zwar große Anstrengungen verlangte, aber auch für seine Leute sorgte. In seinen Heftigkeiten und Rücksichtslosigkeiten, selbst in seinen Irrthümern, zeigt sich, wie in Steins Charakter, stets dieselbe Ehrenhaftigkeit, Lauterkeit und Valerlandsliebe. In Rußland wie in Frankreich zeigte er immer den gerechten preußischen Stolz, der König und Vaterland selbstständig wissen wollte. Vom Tugendbunde wollte er nichts wissen, hegte auch von einer Volkserhebung Anfangs keine große Erwartung, und hatte daher auch gegen Scharnhorst, Gneisenau, Müffling und andere Kraftgenies ein Mißtrauen. In seiner Kriegsführung ging Alles nach der strengsten Regel, er leitete Alles selbst, von seinen Untergebenen verlangte er nur Rapport und Gehorsam: daher hatten die großartigen Ideen des Blücherschen Hauptquartiers und Blüchers Wagehalsigkeit nicht immer seinen Beifall; er glich mehr dem Prinzen Heinrich oder Wellington. Dennoch war die Verschiedenheit der Charaktere eine gegenseitige treffliche Ergänzung; York zeigte zwar oft seine Selbstständigkeit gegen Befehle, änderte sie zuweilen nach eigener Einsicht, führte aber dann seine Sache mit Umsicht und Beharrlichkeit durch. Auf fürstliche Personen, die in seinem Heere dienten, nahm er keine Rücksicht, und ließ es ihnen fühlen. Als der Herzog Karl von Mecklenburg als Brigadechef zu ihm geschickt wurde, untersuchte er dessen Truppen bis auf das genaueste: Alles war untadelig, da fand sich aber ein Gewehrschloß nicht in Ordnung; sogleich wandte er sich um, sahe den Prinzen an und sagte: „Die Herren sollten daran denken, daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug da sind, Ver-

nachlässigung der Waffen ist unverantwortlich." Dann lud er den Prinzen zum Frühstücke ein, machte den freundlichen Wirth, und entließ ihn mit den Worten: „Ein glückliches Wiedersehen auf dem Schlachtfelde!" Beim Abmarsche aus Chalons war die achte Brigade des Prinzen Wilhelm nicht gleich angetreten. York fand ihn noch auf einem Bärenfelle Kaffee trinkend. „Wird die Brigade nicht antreten?" rief er, „aber das kommt davon, wenn die Herren sich nicht von den Pelzdecken trennen können." Augenblicklich sprang der Prinz auf und kommandirt: „Ans Gewehr!" und lächelnd ging's weiter. Beide Prinzen bekannten nachher dankend, daß sie die Zeit, wo sie unter seinem Befehle gestanden, für die schönste Zeit ihres Lebens betrachteten. Streng hielt York auf Zucht auch in Feindes Land, jede Art der Plünderung war ihm verhaßt. Selbst als der Brotmangel im März 1814 groß geworden, und die Soldaten, dem Beispiele der Russen folgend, sich einige Excesse hatten zu Schulden kommen lassen, redete er sie donnernd an: „Preußens Wahlspruch: Jedem das Seine, sei befleckt, des Vaterlandes Namen, ihren und seinen Ruhm hätten sie geschändet. Er wolle einen ehrlichen und keinen Räuberkrieg," und von jeder Kompagnie mußte ein Mann hervortreten und es mit Handschlag geloben. Seinem Offizierkorps war es Ehrensache, sich des Requirirens zu enthalten, obgleich es die Franzosen und Rheinbündler in Preußen so gut geübt hatten. In Pont-à-Mousson ließ er sich die Rechnung von 20 Couverts seines Tisches geben, und als der Hausmeister erklärte: „sein Herr würde es für eine Ehre halten, den berühmten General bewirthet zu haben," entgegnete York: „allerdings hätte er wohl Macht und Recht, das Schloß niederzureißen und Salz auf die Stätte zu streuen, da der Schloßherr als General sich einst unterfangen, in seines Königs Schloß zu hausen, als ob es ihm gehöre. Damit man aber den Unterschied zwischen einem preußischen und französischen General erkenne, so bezahle er die Rechnung," und er ließ sie doppelt bezahlen. — In Lobsprüchen war er einsilbig: es wirkte aber um so mehr: „Husaren, ihr habt euch brav gehalten; die habt ihr gut zugerichtet; denen wollen wir zeigen, daß wir Preußen sind ꝛc." Obgleich York sich nicht gern unterordnete, und daher auch mit Blücher leicht in Widerspruch kam, so erkannte er doch dessen Werth vielfach öffentlich an. Blüchers fast ausschließliche Berücksichtigung in England mochte wohl einige Eifersucht erregen. Als daher bei einem Gastmahle in Oxford einmal Blüchers nicht gedacht wurde, sagte ein hoher Offizier einer andern Armee: „Mich wundert, daß wir heute nicht, wie sonst, schon zehnmal des alten Blüchers Gesundheit getrunken haben." York erwidert: „Das wundert mich auch sehr, und Ihre Schuldigkeit wäre es, sie auszubringen; denn ohne ihn würden

wir Beide heute nicht hier sitzen." — Ebenso schrieb er später dankende und anerkennende Worte an seine Waffengefährten, z. B. an Horn zu dessen Jubelfeste. „York," sagt Arndt, „war eine entschlossene Gestalt, eine breite, gewölbte Stirn, voll Muth und Verstand, um den Mund ein hartes, sarkastisches Lächeln. Er sah aus, scharf wie gehacktes Eisen, und hat sich so gegen die Wälschen in vielen Schlachten erwiesen."

---

15) Friedrich Wilhelm v. Bülow,

der Sieger bei Dennewitz und Eroberer Hollands.

Es glänzt des Feldherrn Stab voran
In Bülow's tapfrer Hand;
Des Siegs Juwelen glänzen dran,
Groß-Beerens Diamant.
Wo dort Denn'witzens Schlachtfeld raucht,
Dort ward der Landwehr Kleid
In Ehrenpurpur heiß getaucht
Der Enkelwelt geweiht.

Stägemann.

Das freiherrliche Geschlecht Bülow hat sich seit Jahrhunderten im ganzen deutschen Norden, in preußischen, mecklenburgischen, hannovrischen, braunschweigischen, sächsischen, wie in schwedischen, dänischen und polnischen Hof-, Civil- und Militärdiensten ausgezeichnet. Schon in einer Urkunde des Jahres 1154 findet sich ein Bülow, der Grundstücke zu Bülow, bei dem mecklenburgischen Rhena an der lauenburgischen Grenze besaß, wahrscheinlich das Stammgut des Geschlechts, welches in Lauenburg seit 1470 die Erbmarschallswürde besitzt. Zwei Brüder aus dem hannovrischen Geschlechte, Ludwig Friedrich Victor Heinrich und August Friedrich Wilhelm machten sich in der Neuzeit, jener als preußischer Staatsminister und in den Grafenstand erhoben († 1825), dieser als Oberpräsident der Provinz Sachsen († 1827) um den preußischen Staat und die deutsche Sache verdient; am meisten aber der den 16. Februar 1755 zu Falkenburg in der Altmark geborne Friedrich Wilhelm, dessen glänzende Siege im Befreiungskriege ihm eine der ersten Stellen unter den vaterländischen Helden sichert.

Unter den Augen seines Vaters, der mit der Tochter eines Superintendenten verheirathet, auf seinem Schlosse wie ein wahrer Freiherr lebte, mit Gerechtigkeit und Wohlwollen für seine Untergebenen sorgte, und zugleich an geistiger Beschäftigung Freude hatte,

die französische Literatur nicht allein im Geiste seiner Zeit liebte, sondern sich auch mit Erfolg in französischer Dichtkunst versuchte, wuchs der junge Bülow nebst seinen Brüdern heran in ländlicher Natur, in welcher sie zuweilen wochenlang mit einer Summe Geldes in der Tasche und einer Flinte umherstreifen durften. Bei dem Unterrichte eines Hofmeisters und einer französischen Gouvernante lernten sie die gewöhnlichen Schulkenntnisse, Französisch und Lateinisch. Der siebenjährige Krieg, an welchem der Vater, der früher unter Schwerin gedient hatte, noch einmal selbst Theil nahm, indem er beim Einfall der Franzosen in die Altmark die plündernden Feinde mit einigen bewaffneten Landleuten überfiel; das lebendige Rechtsgefühl desselben, das bei seinem heftigen Gemüth ihn vielfach in Gerichtshändel verwickelte, seine Freigebigkeit und seine Neigung zu muntern Gesellschaften, welche sein Vermögen beeinträchtigten, seine Liebe zur Dichtkunst, Musik und Philosophie, welche später in schwedenborgianische Schwärmerei und gänzliche Abgezogenheit von der Welt ausartete, aus welcher er nur selten, und dann in langem orientalischen Gewande zum Staunen der Kinder und Dienstboten hervortrat: — das Alles mußte auf die aufgeweckten Söhne eigenthümlich einwirken, sie früh zum Nachdenken reizen, zum eigenen Urtheile nöthigen und ihre geistigen Kräfte vielfach anregen; aber auch neben dieser geistigen Tüchtigkeit einen Hang zu Abenteuerlichen und zu Sonderbarkeiten erzeugen. Dieser äußerte sich besonders in dem ältesten Bruder Karl Ulrich, welcher, mit hellem Kopf und tüchtigen Kenntnissen, erst in Militärdienste trat, dann bei Handelsunternehmungen in Amerika sein Vermögen einbüßte, und 1833, 83 Jahre alt, auf den Gütern seines Bruders starb; auch der vierte Bruder, Heinrich Diedrich, welcher, in der Militärakademie zu Berlin erzogen, dann von der Reise nach Amerika in Begleitung seines ältern Bruders zurückkehrend, mit Geist und Kühnheit sich auf die militärische Schriftstellerei legte, neue Lehren rc. aufstellte, aber von seinem unruhigen, hochfliegenden Geist hingerissen, durch seine Rücksichtslosigkeit, seinen Hohn und Witz über bestehende Einrichtungen sich heftigen Unwillen zuzog, und nach seiner beißenden Kritik des Feldzuges von 1805 auf Requisition des russischen Gesandten als Staatsgefangener nach Kolberg und 1807 nach Riga gebracht wurde, wo er wahrscheinlich gestorben ist. Der jüngste Bruder, Georg Wilhelm, diente im Befreiungskriege und starb 1838. Ein Sohn des früh verstorbenen zweiten Bruders, Friedrich v. Bülow, vertheidigte 1807 die Grenadierschanze bei Kolberg mit Standhaftigkeit gegen französische Uebermacht, zeichnete sich bei Halle und Dennewitz aus, und führte noch als Greis Degen und Feder gleich kräftig. Am berühmtesten aber wurde der dritte Bruder, unser Friedrich Wilhelm.

In seinem vierzehnten Lebensjahre trat er in preußische Kriegsdienste, und erst nach zehnjährigem Harren in strenger Unterordnung und Selbstverleugnung sehen wir ihn zum Lieutenant aufgerückt. Er hatte diese Zeit jedoch nicht in einem wüsten Treiben hingebracht, sondern mit der ganzen Gediegenheit seines Charakters ein höhres Ziel sich gesteckt, sich ernstlich mit den Kriegswissenschaften, mit Mathematik, Geographie und Geschichte beschäftigt, und seine schon im väterlichen Hause und durch das väterliche Beispiel gewonnene Liebe zur Musik so fleißig geübt, daß er mehrere Motetten, eine Messe, den einundfünfzigsten und hundertsten Psalm komponirte. Dadurch wurde er dem neuen Könige Friedrich Wilhelm bekannt, machte zwar nicht den ersten Feldzug gegen die Franzosen, wohl aber den zweiten 1793 als Major mit, wobei ihm zugleich die Führung des einundzwanzigjährigen, genialen, ungestümen, musikkundigen Prinzen Louis Ferdinand übertragen wurde. Bei der Belagerung von Mainz zeichneten sich beide durch die Entschlossenheit aus, mit welcher sie den feindlichen Ueberfall des Hauptquartiers bei Marienborn zurückschlugen. Nach dem Baseler Frieden bekam Bülow ein eigenes Bataillon im Städtchen Soldau in Ostpreußen, verheirathete sich 1802 mit einem Fräulein von Auer in Königsberg, wurde im folgenden Jahre Obristleutenant, erfüllte eifrig seine Pflichten, und nahm sich besonders der Bildung der jüngern Offiziere an.

So kam das Jahr 1805, Preußen hatte sich vom Kriege fern gehalten; wie früher der Herzog von Braunschweig, der Prinz Heinrich, der General Kalkreuth &c., welche Frankreich geneigt und Oesterreich abgeneigt waren, so war es auch bisher bei manchen Feldherren und Staatsmännern, welche darin Staatsklugheit fanden, geblieben. Napoleons Umgriffe, besonders aber seine Verletzung des preußischen Gebietes 1805 (während doch Preußen in Waffen seine Neutralität den Russen gegenüber aufrecht erhalten), mußten wohl eine Umstimmung in der Gesinnung hervorbringen. Die Nachgiebigkeit der Regierung nach der Schlacht bei Austerlitz, die falsche Stellung, in welche sich Graf Haugwitz durch Napoleon hatte verlocken lassen, die Stiftung des Rheinbundes &c. erregte im Volk und Heer den tiefsten Unwillen, den jedoch Bülow, an Redensarten keinen Gefallen findend, sondern in Thaten sein Vaterlandsgefühl und seinen Muth suchend, weder in dem Uebermaß, wie sein damals schon gefangener Bruder, noch in herrschender Weise zeigte.

Als unter einem Zusammenflusse ungünstiger Umstände der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand den 10. Oktober bei Saalfeld gefallen und am 14ten die Schlachten bei Jena verloren worden, war Bülows Bataillon in Ostpreußen bei der 24,000 Mann starken

Reserve geblieben. Kalkreuth und Lestocq sollten mit diesen die Oder decken, allein die Franzosen waren schon mit Uebermacht zuvorgekommen. Bülow mußte Thorn besetzen, um die Weichsel so lange zu halten, bis die Russen herbeikämen: und tapfer erwehrte er sich der feindlichen Angriffe; als aber die Russen Anfang December nicht bis Thorn vorgehen wollten, mußte dieser Punkt aufgegeben werden, um sich ihnen rückwärts anzuschließen. Dagegen vereitelte Bülow im Januar 1807 einen Handstreich Ney's gegen Königsberg. Am 5. Februar erlitt sein Bataillon von der feindlichen Uebermacht bei Waltersdorf, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit einen empfindlichen Verlust; allein er rief, obgleich selbst verwundet, am Abend bei Mohrungen seinen todtmüden Leuten muthig zu: „Muth, Kameraden. So wahr die Kerls uns heute tüchtig geprügelt haben, so prügeln wir sie dafür ein ander Mal!" Die Schlacht bei Eylau, den 7. und 8. Februar, die der verwundete Bülow nicht mitmachte, hielt Napoleon in seinem Siegeslaufe auf, beide Heere zogen sich zurück; die Franzosen belagerten Danzig, welches Kalkreuth, der nicht gerne unter Bennigsen stehen wollte, sich muthig vertheidigte. Die Hülfe, welche jedoch Bennigsen über die Nehrung schicken sollte, wohin Bülow beordert war, um ihm die Hand zu bieten, wurde dadurch vereitelt, daß jener den Seeweg wählte, und als die Hülfe ankam, hatten die Franzosen die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten. Bülow konnte nur mit Noth einen Theil seiner Truppen retten, Danzig mußte kapituliren, und die Feinde hatten einen trefflichen Stützpunkt an der Ostsee und das Belagerungsheer zur Verfügung. Jetzt erst entschlossen sich die Russen, welche auch Verstärkung erhalten, zum Angriff. Blücher wurde mit Preußen und Russen, denen sich Schweden und Engländer anschließen sollten, nach Rügen (6. Juni) geschickt, Bülow nebst Schills Schaar und Borstell waren auch dabei. Aber als sie sich eben anschickten, im Rücken der Franzosen vorzudringen und dem Kriege eine andere Gestalt zu geben, kam die Nachricht von der am 14. Juni verlorenen Schlacht bei Friedland, der am 9. Juli der unglückliche Frieden von Tilsit folgte, welcher den Staat verstümmelte und der brutalen Willkür Preis gab.

Bülow empfand das Unglück tief, aber er verzagte nicht, die neuere Kriegskunst der Franzosen hatte gesiegt; aber Mann gegen Mann, das fühlte auch der Soldat, stand man nicht im Nachtheil, Tausende dachten nur daran, Preußens Ehre und Macht herzustellen; allein Bülow, seit 1808 General-Major, hielt sich von den Entwürfen des Tugendbundes fern, sah zuvörderst auf die Gegenwart, und fürchtete die Theoretiker und Planmacher. Er war Blücher beigeordnet, der den Kern der beschränkten Heeresmacht in Pommern befehligte, und in

seinem Hauptquartiere Stargard aus Unmuth erkrankt war, und dessen Heftigkeit man bei dem düstern Unwillen Napoleons über jede Regung des Volksgeistes und jede neue Thätigkeit der Regierung fürchtete. Die Verwickelungen wurden 1809, als Oesterreich rüstete, noch größer. Preußen gerieth in außerordentliche Bewegung. Alles wünschte am Kampf Theil zu nehmen. Schill griff dem erwarteten Befehl vor, Blücher und Bülow rüsteten die Truppen zum Vorrücken. Doch Napoleon hatte sich, so ungelegen ihm der Kampf kam, vorgesehen, siegte an der Donau, nahm Wien, der Friede ward geschlossen, Rußland im französischen Bündnisse befestigt: in Preußen allgemeine Mißstimmung, die sich selbst zwischen Blücher und Bülow entspann. Letzterer fand als Mitglied des (über die ihrer Pflicht ungetreuen Festungskommandanten und Befehlshaber im Feldzug 1806) niedergesetzten Kriegsgerichts Gelegenheit, seine Gerechtigkeit, Billigkeit und Unparteilichkeit zu zeigen, und zog dann als Brigadier des pommerschen Fußvolks nach Treptow. Hier hielt der General v. York 1810 eine Inspektion: beider Charakter zog sie aber nicht zu einander; „Bülow ist," schrieb Scharnhorst versöhnend an letztern, „ein braver, gescheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülows sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich." Als York Oberbefehlshaber in ganz Preußen wurde und nach Königsberg ging, bekam Bülow 1811 die westpreußische Brigade in Marienwerder, und auch Blücher wurde nach Berlin abgerufen.

Da kam es zum Bruch zwischen Rußland und Frankreich, alle Neigungen drängten zum Bündniß mit jenem, die ganze Lage der Dinge zum Anschluß an Frankreich. Wohl würde das Heer, welches durch kluge Maßregeln leicht auf 120,000 Mann angewachsen wäre, sich freudig in den Kampf gestürzt haben; allein die Staatsklugheit konnte nicht rathen, schon jetzt das Aeußerste zu versuchen: 30,000 Preußen mußten sich daher unter Grawert und York dem ungeheuern Heere Napoleons anschließen, und Bülow trat an seine Stelle als Gouverneur von Ost-, Westpreußen und Litthauen, hatte aber alle mögliche Selbstbeherrschung anzuwenden, um Hogendorps Uebergriffen, den Napoleon zum General-Gouverneur in Preußen ernannt hatte, zu wehren.

Die Trümmer des großen französischen Heeres waren im elendesten Zustande noch vor Ende des Jahres über den Niemen zurückgekommen, York hatte sich von den Franzosen getrennt, und forderte nebst Stein am 13. Januar 1813 aus Königsberg den General Bülow zum sofortigen Anschluß auf. Aber dessen Truppen waren im Lande zerstreut und noch in der Bildung begriffen, der Vicekönig Eugen stand noch im Lande und suchte ihn unter französischen

Befehl zu bringen, starke Besatzungen lagen in den Festungen, die Hauptstadt der Monarchie und selbst der König war von Franzosen umgeben, Bülow unterließ aus diesen Gründen die Vereinigung, welche allerdings Großes verhieß, und antwortete: „In Yorks Lage würde er unbedenklich wie dieser gehandelt haben, ihm läge es aber ob, seine Truppen zur freien Verfügung des Königs zu halten, von welcher er nicht zweifle (er hatte in diesem Sinne an denselben geschrieben), daß sie ihren Wünschen entsprechen werde. Wir können jetzt ohne Befehl keine Feindseligkeiten beginnen; am zweckmäßigsten ist es jedoch in Erwartung der Kriegserklärung, alle nöthigen Vorbereitungen zu machen.“ Er wollte das Vordringen der Russen benutzen und bei Stargard sich aufstellen, um besser auf Berlin einzuwirken. Bülow, York und Wittgenstein kamen den 22. Februar zu gemeinschaftlicher Berathung in Konitz zusammen. Die preußische Kriegserklärung erfolgte am 17. März. Nun zogen die Russen mit den Preußen vereint durch die Lausitz gegen Meißen und Dresden, Wittgenstein über Berlin gegen Wittenberg und Magdeburg, wo der Vicekönig Eugen sich gesammelt hatte. Am 31sten zog Bülow in Berlin ein, und schon am 5. April erfocht er mit Borstell und Hünerbein den ersten Sieg bei Zehdenick und Möckern gegen 20,000 Mann, mit welchen Eugen aus Magdeburg gezogen war, und nahm den 2. Mai Halle; in allen diesen Gefechten zeigten die Preußen die entschlossenste Tapferkeit. Nach der Schlacht bei Lützen, den 2. Mai, und dem Zuge gegen die Elbe war es Bülows Hauptaufgabe, durch mancherlei Züge Berlin zu decken. Ein Anschlag in Gemeinschaft mit Wallmoden, und unter Mitwirkung der Schweden, welche in die Mark einrücken sollten, einen großen Angriff im Rücken Napoleons zu unternehmen, scheiterte an der Unentschiedenheit Bernadotte's, unter welchen Wallmoden stand. Dagegen entschloß sich Bülow, den 3. Juni, das wichtige Luckau zu zu nehmen, welches er in einem Gewaltmarsch vor dem Feinde erreichte, ihn nach erbittertem Kampfe zurückschlug und dadurch den Anschlag der Franzosen auf Berlin vereitelte. Da kam die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes, die überall Schmerz erregte: Bülow zog in die Mark zurück; aber er hatte mit einer Minderzahl von Truppen, die er erst bilden mußte, unter Mangel und Hemmnissen aller Art seine schwierige Aufgabe glänzend erfüllt, und der Kronprinz von Schweden, der in Stralsund zögernd stand, hatte sich seine Operationen erklären lassen, und die Taktik desselben bewundert*).

---

*) Ah, bien, bien! voila ce qui s'appelle opèrer en capitaine experimenté.

Der Waffenstillstand war endlich abgelaufen. Die Preußen unter York, Kleist und Bülow sollten Anfangs unter Blüchers Oberbefehl vereint werden, nachher wurde aber eine Mischung der verschiedenen Truppen beliebt, und Bülow mit Tauenzien dem Nordheere unter dem Kronprinzen zugesellt. Von vorne herein theilte dieser ihnen mit: „bei der Vielheit der verbündeten Feldherren und bei der Einheit, welche im französischen Heere herrsche, wo Napoleon den Kampf frei wählen könne, und wahrscheinlich ihn auf Berlin richten werde, sei Vorsicht nöthig und Wagniß zu vermeiden; vor ihm liege Wittenberg und Torgau, zur Seite Magdeburg, im Rücken Stettin, an der Niederelbe Davoust: daher müsse er sich an der Havel aufstellen." Bülow sahe aber, daß damit Berlin ohne Schwertschlag Preis gegeben werde, machte dringende Vorstellungen, berichtete an den König und erhielt, daß er zwischen Berlin und Potsdam, Winzigerode bei Brandenburg blieben und Tauenzien bis Treuenbriezen vorgeschoben wurde. Napoleon hatte den drei Heeren der Verbündeten drei andere gegenübergestellt, um jene zu trennen. Den Oberbefehl über das für Berlin bestimmte führte Oudinot, unter ihm Reynier, Victor, Bertrand. Es bestand, 70,000 Mann stark, außer den Franzosen aus Rheinbundstruppen und Sachsen. Die Reiterei führte Arrighi. Von Lucka, wo sie sich den 17. August vereinigten, ging der Marsch auf Berlin, den die französische Division Girard von Magdeburg aus unterstützen sollte. Die Streitkräfte des Kronprinzen, an Zahl überlegen, lagen weit auseinander; es lag daran, den Feind an der Nuthe aufzuhalten: dies geschah mit Entschlossenheit, dann zogen sich die Preußen auf Blankenfeld zurück, und die Franzosen hatten nur noch drei Meilen bis Berlin. Im Kriegsrathe, den 22sten, äußerte der Kronprinz wiederum Bedenklichkeiten, und wollte eine Stellung nördlich von Berlin nehmen, Bülow aber erklärte: „Berlin dürfe in keinem Falle ohne eine Schlacht aufgegeben werden, er und seine Krieger würden lieber mit den Waffen in der Hand vor Berlin fallen." Damit war aber auch sein Vertrauen auf den Kronprinzen hin: „Den hab' ich weg," sagte er. „Der ist nicht der rechte Mann, den wir brauchen." Am 23sten griff Bertrand den General Tauenzien bei Blankenfeld an, Reynier drang auf Groß-Beeren vor und Bülow meldete dem Kronprinzen, wie wichtig es sei, ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, weil er durch eine rasche Bewegung das Heer durchbrechen und Berlin erreichen könne. Der Kronprinz hatte aber schon den Rückzug nach Tempelhof befohlen, wo es zu einer Schlacht kommen sollte. Bülow fühlte die Nachtheile eines Rückzuges, er hatte die Vortheile eines Angriffs verkündet, und beschloß, dennoch anzugreifen. Er meldete es dem Prinzen, welcher, zwar erstaunt, keine Einwendungen

machte, aber auch keine Unterstützung zusagte. Im heftigsten Regen und erweichtem Boden ging es fort, um Tauenzien, der sich aufs tapferste vertheidigte, vor der Uebermacht zu retten.

Während Borstell den rechten feindlichen Flügel umging, donnerten die Kanonen gegeneinander, und dann beschloß Bülow den Sturm auf Groß-Beeren. Im Sturmschritt und Jubelgeschrei ging es mit Bajonnet und Kolben darauf los, trotz des feindlichen Kartätschenfeuers; kein Flintenschuß fiel, theils wegen des Regens, theils weil die kräftigen Landwehrmänner, „dies Gesindel," wie Napoleon sich auszudrücken beliebte, den Franzosen an Körperkraft überlegen, den Kolben auf deren Köpfe gut zu führen wußten. In wilder Unordnung flohen diese vor solchem Ungestüm in das Dorf, und trotz des verzweifelten Widerstandes der Sachsen wurde, was Stand halten wollte, auseinander gesprengt. Dann rückte der Prinz von Hessen-Homburg gegen die Anhöhe, wo der Feind seine Hauptstellung hatte, und nahm sie mit Kolben und Bajonnet. Die Sachsen sollten Reyniers Rückzug decken, sie wurden zum Weichen gebracht, und der Feind war Abends 8 Uhr auf allen Seiten geschlagen. Bernadotte sah ruhig zu; eine einzige nun erst ankommende schwedische Batterie von 4 Kanonen konnte den Flüchtigen blos noch einige Kugeln nachsenden. Der Feind verlor 3300 Mann und 26 Kanonen. Oudinot, von welchen Napoleon am 30. August und 3. September im Moniteur hatte melden lassen: daß er jetzt in Berlin sei, zog eiligst an die Elbe zurück; aber der Kronprinz war nicht zu bewegen, mit ganzer Macht nachzudringen, es wurden indeß leichte Reiter nachgeschickt, Tauenzien nahm den 28sten Luckau und machte 1000 Mann gefangen. Tags vorher war die Division Girard aus Magdeburg durch General Hirschfeld bei Hagelsberg fast aufgerieben. 3700 Mann gefangen. — Die Einwohner Berlins, welche mit Besorgniß jeden Kanonenschuß gehört hatten, kamen mit Wagen voll Lebensmitteln und nahmen Verwundete zurück. Bülow hatte an diesem Tage sein Feldherrntalent glänzend bewiesen; aber schmerzlich fühlte er die Fessel, welche ihn der Kronprinz auflegte. Wie er auch seinen Unwillen nicht verhehlte, daß in der Berliner Zeitung der Schlachterfolg den Dispositionen Carl Johann zugeschrieben war, der allerdings Anführer hieß. Erbittert über die Vereitlung seiner Absicht hatte indeß Napoleon den Marschall Ney mit Verstärkung dorthin geschickt, und Befehl gegeben, mit 80,000 Mann die Scharte auszuwetzen. Es gelang ihm, den Kronprinzen durch Querzüge zu täuschen; Bülow errieth aber bald Ney's Plan, Tauenzien bei Jüterbogk vom Nordheere zu trennen, und dann einen Flankenmarsch auf Berlin zu machen; und nahm seine Maßregeln. Die Scene von Groß-Beeren erneuerte

sich zwischen dem Kronprinzen, Bülow und Tauenzien. Bülow ließ dem Kronprinzen seinen Entschluß, an Tauenziens Seite zu rücken, melden, und obgleich dieser meinte, „die Preußen wollten nur schlagen und immer schlagen,“ so willigte er doch ein, machte die Disposition, verlangte aber wieder, Borstell solle (also ein Drittel des preußischen Heeres) aus Vorsicht zurückbleiben. Höchst erzürnt, sandte Bülow Borstelln den strengen Befehl, ihm zu folgen. Durch einen maskirten Parallelmarsch hielt er der feindlichen Operation die Wage, und als Tauenzien den 6. September bei Dennewitz unweit Jüterbogk mit Uebermacht angegriffen wurde, und sich tapfer wehrte, kam Bülow ihm zu Hülfe. Schon neigte sich der Sieg auf Seite der Preußen, des Feindes Stellung schwebte in großer Gefahr: da erschien der dritte französische Heerhaufen unter Oudinot auf der Wahlstatt. Es war ein heißer Tag für die 25,000 Preußen, denn von Schweden und Russen war nichts zu sehen; aber sie wichen nicht: war ein Dorf oder ein Hügel verloren, so stürmten sie wieder darauf ein. Ney, Oudinot, Reynier und Bertrand strengten alle Kraft an, aber ihr Zorn brach an dem eisernen Muthe der Preußen, von denen über die Hälfte todt oder verwundet das Schlachtfeld deckten. Bülow ließ den Kronprinzen und Winzingerode um Unterstützung bitten. Jener dachte, die schwer errungenen Lorbeeren sich zuzueignen, und erklärt, er käme mit 48 Bataillonen. Bülow sollte sich in die zweite Linie ziehen*). Erbittert darüber, und Borstells Ankunft gewiß, der die Gefahr kannte, seinen eigenen Einsichten zu folgen beschlossen und ihm seinen Heranmarsch gemeldet hatte, beschloß Bülow, die letzte Kraft aufzuwenden, um den Sieg völlig zu erringen. Borstells erster Angriff wird zurückgeschlagen, Bülow ließ von neuem angreifen, und während Tauenzien siegreich vordrang, donnerten ihm Bülows Kanonen bei Dennewitz in die Seite; die feindliche Division Duruette wurde in Auflösung gebracht, die französische Reiterei, welche die Lücken ersetzen wollte, wurde geworfen. Zuletzt kamen auch noch zwei schwedische Batterien. Bestürzt wich der Feind von allen Seiten, und eine allgemeine Verwirrung entstand. Vergebens hatte Ney sein ganzes Ansehen aufgeboten, die Flüchtlinge zu hemmen; Fußvolk und Reiter eilten verwirrt davon, und Ney, le brave des braves, schrieb an Napoleon: „Ich bin gänzlich geschlagen; Ihre Flanke ist entblößt,“ und an den Kommandanten in Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Truppen, sie versagen mir den Gehorsam und haben sich aufge-

*) La bataille est gagnée, j'arrive avec 48 bataillons, le général Bulow n'a qu'à se retirer en seconde ligne.

löset; nehmen Sie darnach Ihre Maßregeln.“ Nur Oudinots Corps, welches die Schweden und Russen beobachtet hatte, kam noch ziemlich gut nach Torgau. Der französische Schlachtbericht schob die Schuld auf die Sachsen und Würtemberger, welche sich doch so lange, auch noch bei Groß-Beeren, für eine schlechte Sache geopfert hatten: und als der würtemberger General sich beschwerte, die Seinigen würden immer auf die gefährlichsten Punkte gestellt, meinte Ney: „das sei ganz Recht: sie könnten, zu Grunde gehend, nicht gegen Frankreich fechten.“ Die Preußen hatten vollständig gesiegt und Wunder der Tapferkeit gethan, Bülow mit Besonnenheit, Raschheit und Unerschrockenheit ein mehr als doppelt so starkes Heer vernichtet. 10,000 Franzosen lagen auf dem Schlachtfelde, 15,000 wurden gefangen, 80 Kanonen und unermeßliches Geräthe erbeutet; aber 6000 Todte und Verwundete und 200 Offiziere bewiesen, mit welcher Hingebung jeder Preuße gefochten hatte. Dennoch that der Kronprinz in seinem Berichte, nachdem er allerdings das preußische Heer höchlichst belobt hatte, als sei durch sein Erscheinen um 5 Uhr (wo nichts mehr zu thun war) die Entscheidung hervorgebracht worden, und diese arglistige Darstellung ist auch in manche deutsche Geschichtsbücher übergegangen; aber Bülow erklärt in einem Briefe an den Hauptmann v. Thile deutsch und offen: „der Kronprinz ist für seine Person niemals auf dem Schlachtfelde erschienen, noch hat er irgend eine Veranstaltung getroffen oder Ordres gegeben; von Schweden haben wir nichts als zwei reitende Batterien gesehen 2c.,“ und in einem Briefe an seine Frau sagt er geradezu: „Die erbärmlichen Bülletins des Kronprinzen enthalten beinahe nichts wie Lügen.“ Wirklich rettete die Unthätigkeit des Kronprinzen noch einen Theil von Neys Heer. — Und diese Thaten geschahen gegen den berühmtesten Feldherrn Napoleons, und zwar hauptsächlich durch die Landwehr, von welcher Napoleon an Ney sagt: toute cette nuès de Cosaques et ce tas de mauvaise infanterie de landwehr, qui se replieront de tous côtes sur Berlin quand votre marche sera decidée.

Bülow hoffte nun den Uebergang über die Elbe, allein der Kronprinz wollte erst Wittenberg haben. Jetzt aber drang das schlesische Heer kühn aus der Lausitz hervor, und besonders der Heerestheil Yorks, welcher am 3. Oktober seinen Uebergang über die Elbe bewerkstelligte, Bertrand bei Wartenburg total schlug, und dadurch wurde auch der Kronprinz zum thätigeren Vorschreiten gezwungen. Endlich durfte Bülow auch den 5ten diesen Fluß überschreiten, es kam indeß zwischen ihm und dem Kronprinzen zu scharfen Erklärungen und Klagen beim König von Preußen, welcher Bülow zu begütigen suchte und seinen Patriotismus in Anspruch nahm.

Dem Kronprinzen blieb noch immer die Furcht, Napoleon werde sich auf das Nordheer werfen, sich mit den Truppen Davousts, den Dänen und Magdeburgs vereinigen; Bülow und Blücher meinten jedoch, daß man auch ohne das böhmische Heer den Feind bei Leipzig angreifen könne: „der Nimbus der Feldherrngröße Napoleons müsse schwinden;" sie trafen bestimmte Verabredungen, um nicht durch die Furchtsamkeit und egoistische Politik eines Fremdlings sich gehemmt zu sehen. Am 16. Oktober mußte Bülow mit Widerstreben den Donner der Schlacht bei Möckern vernehmen, ohne den schwerringenden Brüdern beistehen zu dürfen. Auf seine und des Lords Stewarts dringende Vorstellungen rückte Bernadotte zwar vor, und ließ Winzingerode mit 5000 Reitern, um Blüchers linke Flanke zu decken, da Bennigsen noch nicht herbeigekommen war, nach Taucha ziehen; sie kamen aber erst, als der Sieg schon errungen war. Blücher, Bülow und Winzingerode beschlossen nun in der Nacht auf den 18ten, wenn der Kronprinz sich weigere, an einem Tage, wo das Heil der Staaten und Völker auf dem Spiele stehe, nach Kräften mitzuwirken, daß die Preußen wenigstens sich nicht sollten hemmen lassen. Jener brach indeß am Morgen des 18. Oktober auf und marschirte auf Taucha, Bülows Heertheil voran, dieser Ort wurde genommen, und unter dem Volksliede: „Heil dir im Siegerkranz," die Schlacht eröffnet. In dem mörderischen Kampfe nahm Bülow die Dörfer Stünz, Sellershausen, Paunsdorf rc.: und Napoleon gebot den Rückzug. Am 19ten stürmte Bülow in dem furchtbarsten Feuer das äußere Grimmaische und das Ranstädter Thor, und rückte dann zuerst siegreich in die innere Stadt vor, setzte den blutigen Kampf fort, bis der Feind in wilder Verwirrung die Flucht suchte.

Der Kronprinz wandte sich nun, statt an den Rhein zu marschiren oder Hamburg zu nehmen, nach Holstein, um seine speciellen Händel mit den Dänen wegen Abtretung Norwegens erst auszumachen. Bülow erhielt den Auftrag, das preußische Westphalen wieder in Besitz zu nehmen, Borstell sollte mit einer abgesonderten Brigade Wesel umstellen. Bülow, dem noch 18,000 Mann blieben, zog am 16. November in Münster ein, um die Verwaltung zu ordnen. Sogleich richtete er seinen Blick auf Holland, wo das Volk, bitter getäuscht durch die napoleonische Herrschaft, unruhig wurde, Molitor nur 14,000 Mann hatte, weil man einen Angriff auf Holland noch vor einigen Wochen nicht für möglich gehalten. Bülow ließ sich nun vom Kronprinzen die Erlaubniß geben, seine Unternehmungen bei günstiger Gelegenheit weiter auszudehnen; und dieser, „der stets vom Rheinübergang abgerathen," nicht an eine Eroberung Hollands denkend, und meinend, daß, wenn auch dort eine Festung genommen

würde, man sie schleifen müsse, „weil man sie nicht behaupten könne,“ ertheilte sie; Bülow jedoch war entschlossen, sie in der weitesten Ausdehnung zu benutzen: er berichtete zwar, empfing auch Weisungen, handelte aber nach eignem Ermessen. Während er dann mit England, dem Prinzen von Oranien und in Holland Verbindungen anknüpfte, erließ er einen Aufruf an die Holländer und rückte den 23. November über die Grenze. Die Stadt Doesburg wurde erstürmt, Zütphen mußte sich den 24sten ergeben, das wichtige Arnheim mit einer tüchtigen Besatzung wurde unter Bülows Augen mit der größten Unerschrockenheit erstürmt, und endete mit völliger Niederlage der Franzosen, welche im blutigen Straßenkampfe ihren Kommandanten verloren. Dann beschloß er auf Utrecht vorzugehen, theils um dem Volksaufstande eine Stütze zu leihen, theils um die Zügel der Regierung von einem Hauptort im Innern des Landes zu ergreifen, theils um dem Prinzen von Oranien, der am 1. December bei Amsterdam gelandet war, die Hand zu reichen, theils um die russischen Streifschaaren unter Benkendorf nicht zuvorkommen zu lassen. Am 2. Dec. zog er in Utrecht ein, ging vereint mit Borstell über die Waal und Maas, während Benkendorf auf Dordrecht vordrang und die 5000 Engländer unter Graham sich gleichfalls in Bewegung setzten. Die Franzosen, denen Napoleon den General Decaen zum Anführer gegeben, beschlossen, sich in den Festungen Gertruydenburg, Breda, Herzogenbusch 2c. zu behaupten, bis Napoleon Verstärkung sende; und dazu hoffte der Kaiser Zeit zu gewinnen, weil die Alliirten am Rhein stehen geblieben waren. Macdonald rückte heran, und befahl ein allgemeines Vorrücken aus den Festungen, namentlich aus Antwerpen; durch kühne Gefechte wußte Bülow sich ihrer trotz des schwierigen Bodens und der Schwäche seines Heeres zu erwehren, bis der langsame Winzingerode heranrückte, Macdonald zur Verstärkung Napoleons abgerufen wurde, und der dritte Heertheil unter dem Herzog von Weimar herankam, und nun Bülow mit der Gesammtmacht in Frankreich einbrechen sollte. Herzogenbusch wurde den 26. Januar vom General Hube und Lieutenant Kretzschmar überrumpelt, Gorkum genommen, Major Helwig zog gegen Löwen. Aber die Engländer trachteten nach Antwerpen, und Bülow sollte helfen; doch Carnot war jetzt dort, man mußte sich auf die Einschließung beschränken, und Bülow konnte an die Vereinigung mit Blücher denken. Holland war durch ihn und seine Preußen befreit. Am 8. Februar zog er in Brüssel ein, und war am 16ten in Mons. Der Kronprinz, welcher seinen Zweck in Holstein erreicht hatte, kam den 11. Februar in Köln an, wollte seinen Oberbefehl wieder geltend machen, und ließ Bülow den Befehl ertheilen, in Mons seine Truppen zusammen zu ziehen und stehen zu

bleiben. Das war diesem doch zu toll! Gestützt auf den frühern Befehl aus dem großen Hauptquartiere, beschloß er sogleich, sich mit dem schlesischen Heere, welches in der Champagne Unfälle erlitten, und in welchem Preußens beste Kraft und Bedeutung lag, zu vereinigen, brach den 18ten mit allen Truppen, 16,000 Mann auf, stand am 24sten bei Laon, und Winzingerode in Rheims. Lafère wurde den 27sten erobert. Am 4. März fand die Vereinigung statt, Blücher zählte 63,000 Mann, Winzingerode 30,000 und Bülow 16,000 Mann. Das schlesische Heer, die eigentliche Treibkraft des Ganzen, war durch Strapatzen und unaufhörliche Kämpfe äußerlich sehr herunter gekommen, Bülows wohlgeputzte Leute machten dagegen einen eigenthümlichen Eindruck. In einer festen Stellung bei Laon wurde der Angriff Napoleons zurückgeschlagen. Als Bülow seine Truppen von Ney im Sturmschritt angegriffen sah, erklärte er gelassen: „Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, werde ich es auch hier," und schlug ihn zurück. Marmonts ganze Heeresabtheilung war aufgelöset, 46 Kanonen, 2000 Gefangene ꝛc. gingen verloren. Ein zweiter ungestümer Angriff Napoleons, der hauptsächlich Bülows Truppen traf, wurde gleichfalls zurückgetrieben.

Bülow stand bei Compiegne, als die Nachricht, das schlesische Heer rücke nach Paris, und der Befehl kam, ihm zu folgen. Indeß war der Montmartre erstürmt, Bülow zog am 31. März mit in Paris ein, wo er zehn Tage zubrachte, und zum General der Infanterie ernannt wurde. Im Schlosse zu Compiegne, wo er dann sein Hauptquartier nahm, kam am 11. April der Kronprinz von Schweden, und Bülow, der seine ehrgeizigen Wünsche in Bezug auf Frankreich kannte (die Haupttriebfeder seines bisherigen Benehmens) konnte sich nicht enthalten, darauf anzuspielen*), ja ihm seine früheren Versäumnisse vorzuhalten. Dann besuchte er mit den Fürsten London, wurde von seinem Könige in den Grafenstand als Bülow von Dennewitz**) erhoben, erhielt von allen Höfen Orden und vom Prinzen von Oranien einen reichgeschmückten goldenen Degen mit den Namen der eroberten Festungen, und wurde zum Oberbefehlshaber von Ost- und Westpreußen ernannt, so wie mit mehreren Gütern in Ostpreußen beschenkt. Bei seinem Einzuge in Berlin wurde er als dreimaliger Retter hochgefeiert: die Universität verlieh ihm in Nachahmung der englischen Sitte das Ehrendiplom eines Doktors der

*) Votre Altesse Royal arrive trop tard, Louis dix-huit est proclamé roi de France.

**) Tauenzien machte auf diesen Namen Anspruch, und grollte mit ihm, wegen des Titels: Wittenberg.

Philosophie; dort sah er auch seine zweite Frau (Schwester der ersten) und seine Kinder wieder, und zog dann mit ihnen nach Königsberg.

Noch einmal rief ihn Napoleons Rückkehr von Elba zu den Waffen, er erhielt unter Blücher das Commando der vierten Heeresabtheilung, die übrigen wurden von Ziethen, Pirch und Thilemann befehligt. Bülow erhielt, als Napoleon heranzog, von Blücher den Befehl, am 16. Juni von Hanut nach Gembloux zu marschiren, empfing ihn aber erst in Lüttich Morgens 5 Uhr, darüber kam er leider! zu spät: es wurde die Schlacht bei Ligny geschlagen und verloren. In Gembloux traf er das Heer auf dem Rückzuge. Darüber ist Bülow bitter getadelt worden vom Blücherschen Hauptquartier, besonders auch von seinen Gegnern, Grolmann, Müffling 2c.; nur Blücher, obgleich verletzt und leidend, dachte nur an das, was dessen frische Schaaren morgen thun konnten.

Wellington hatte indeß im Vertrauen auf Blüchers Hülfe, die er diesem am 16ten nicht geleistet, eine Schlacht auf den 18ten angenommen. Trotz der ungeheuern Anstrengungen konnten jedoch die Preußen nicht schnell auf den weichen, durchregneten Boden fortkommen. Schon war es 4 Uhr, Wellington hatte bereits seinen Rückhalt herbeigezogen, 10,000 seiner Krieger lagen auf dem Schlachtfelde. Da brach Bülow, obgleich erst 18,000 Mann beisammen waren, aus dem Walde bei Frichemont in die Feinde ein, und griff das Dorf Planchenois an, welches Napoleon aus allen Kräften vertheidigen ließ; um 6 Uhr kam Pirch und bald darauf rückte auch Ziethen heran. Napoleon machte zwar in der Noth einen allgemeinen, heftigen Angriff, um ihre Verbindung mit den Engländern zu hindern und Wellingtons Mittelpunkt zu sprengen. Aber Bülow nahm Planchenois, schlug mit Pirch den linken französischen Flügel: alle preußischen Heerestheile drangen auf Belle Alliance, als das von Blücher bezeichnete Ziel. Napoleons Heer gerieth in völlige Auflösung, der Verlust war ungeheuer!

Bei der Verfolgung der Feinde war Bülow in der Vorhut. Wo die Feinde sich setzen wollten, wurden sie auseinander gesprengt. Am 29. Juni stand er vor Saint-Denis, und am 4. Juli ergab sich Paris. Während der Friedensunterhandlungen wurde er nach Chartres verlegt, wo er den Geburtstag seines Königs, den 3. Aug., und die Schlacht bei Dennewitz, den 8. September, festlich auf dem eroberten feindlichen Boden beging, und kehrte dann über Wittenberg, wo er seine Truppen durch einen ehrenden Tagesbefehl entließ, nach Königsberg zurück, als General-Commandant von Preußen feierlich von den Bürgern empfangen.

Zuerst unter allen ruhmgekrönten Feldherren des Befreiungskrieges übereilte ihn jedoch der Tod, nachdem er 1815 eine Anstalt für er-

blindete Krieger gestiftet und Karlsbad besucht hatte, nach zwanzigtägiger Krankheit den 25. Februar 1816.

Die Trauer um ihn war groß; alle Offiziere trugen drei Tage einen Trauerflor, welche Ehre früher nur Schwerin und Seydlitz widerfahren war.

Voll Vaterlandsliebe und Bürgersinn bewies er als Feldherr unerschrockenen Muth, einen Unternehmungsgeist, den die Hoffnung auch im Unfalle nie verließ, verlor im Gewühl der Schlacht keinen Augenblick die Uebersicht des Ganzen, sondern beherrschte es mit Ruhe und Klarheit und freier Selbstständigkeit, und wußte jede Truppengattung aufs beste zu benutzen. Nicht rücksichtsloses Vorwärtsdrängen, wohl aber eine gemäßigte Kriegsweise lag in seinem Kriegssystem. Zucht, Ordnung und Menschlichkeit handhabte er mit großer Festigkeit, sorgte aber auch eifrig für das Wohl seiner Leute. Bei starkem Selbstgefühl handelte er gern nach eigener Ueberzeugung und ließ sich kein Unrecht bieten; allein wo es die Sache galt, bestimmte ihn kein Neid. Wo das Rechte befohlen wurde, war Niemand ein eifrigerer Vollstrecker fremder Befehle als er, und selbst bei aufbrausendem Zorn ließ er sich leicht begütigen und kein Groll blieb zurück. Seine edle, fröhliche Naturanlage, seine wissenschaftliche und musikalische Ausbildung führten ihn schon früh in die höchsten Kreise der Gesellschaft. Im häuslichen Kreise ruhig und heiter, war er als Bruder und Freund edel, treu.

Seine Marmorbildsäule von Rauch wurde nebst Scharnhorsts 1822 enthüllt, und ruft den Enkeln noch jene erhebende Zeit zurück, wo die Preußen an Heldenmuth und Tapferkeit, an Vaterlandsliebe und Ausdauer den Kämpfern bei Marathon nicht nachstanden, und ganz Deutschland ihnen nacheiferte.

---

16) Emil Friedrich Kleist,

der Sieger bei Nollendorf.

Auf, Waffenbrüder, auf! zum Kampf!
  Rief Kleist in edler Glut.
Da stürzten wir in Pulverdampf,
  Da floß der Feinde Blut.
Auf, rief der König, und ein Strom
  Von Helden brach sich Bahn.
Kein Tag von Griechenland und Rom
  Gleicht Tagen, die wir sahn.

Stägemann.

Neben York und Bülow tritt unter den großen Männern des Befreiungskrieges, deren Thaten uns zum Vorbilde, zur Lehre, zur

Warnung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit geschrieben werden, auch Kleist hervor. Er wurde im Jahre 1762 in Berlin geboren, und wohnte schon in seinem sechszehnten Jahre dem Feldzuge nach Böhmen bei, ward dann Adjutant des General v. Möllendorf, und ging als Kapitän im Generalstabe mit an den Rhein, wo er sich durch ein glückliches tapferes Gefecht am 2. Okt. 1792 den Verdienstorden erwarb.

Nach dem Basler Frieden Befehlshaber eines Grenadier-Bataillons, wurde er 1803 vortragender General-Adjutant des Königs. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt folgte er dem Könige, ward an Napoleon geschickt, um auf die vom General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu antworten. Von Gera aus hatte nämlich Napoleon am 12. Oktober einen Brief an den König geschickt, Frieden angeboten und Allianz: „der Krieg sei ein unpolitischer Krieg.“ War es ihm ein Ernst, oder sollte es nur Täuschung sein, um die Friedenspartei und den Herzog von Braunschweig sicher zu machen? Hielt er den Krieg für unpolitisch, warum reizte er Preußen so beleidigend, und forderte es gleichsam heraus! Genug, der Brief kam erst während der Schlacht in des Königs Hand, und als nun Kleist und Lucchesini bei ihm den 18ten eintrafen, spannte er die Forderungen so hoch (ganz Südpreußen bis an den Bug, das linke Weichsel- und Oderufer, die bedeutendsten Festungen 2c.), daß der Antrag verworfen werden mußte.

Die Winterschlachten in Preußen, denen Kleist beiwohnte, stellten zwar den Waffenruhm des Heeres, welches bei Pultusk und Eylau glänzende Beweise der Tapferkeit ablegte, wieder her; aber die geringe Zahl desselben, die Abhängigkeit von fremder, nicht zusammenhängender Hülfsleistung durch uneinige Generale, verhinderte kräftige Erfolge. Zum General-Major erhoben, stand er nach dem Frieden 1808 als Chef der westpreußischen Brigade in Frankfurt a. d. Oder, und wurde 1809 Commandant von Berlin, nachdem in Folge des Schillschen Auszuges Chazot, der Mitwissenschaft beschuldigt, diese Stelle niedergelegt hatte. In dem Feldzuge gegen Rußland 1812 stand er mit Grawert und Massenbach bei dem Yorkschen Hülfskorps, wo er sich in mehreren Treffen auszeichnete. Das ihm später nach Yorks Trennung von den Franzosen übertragene Ober-Commando trat er freilich nicht an; dagegen kam er gleich nach der preußischen Kriegserklärung wieder in Thätigkeit.

Im März 1813 befehligte er als General-Lieutenant das Blokadecorps vor Wittenberg, ging dann bei Dessau über die Elbe, nahm Halle ein, wurde aber von den über das thüringer Waldgebirge herannahenden Franzosen, welche zum Meister der Saale sich zu machen strebten, den 28. April mit 8000 Mann und 24 Kanonen

angegriffen, er schlug sie unter dem Brande der Vorstädte tapfer zurück; verließ jedoch den 9ten die Stadt, um sich mit der Hauptarmee über Skeuditz und Leipzig zu vereinigen, da die Züge der Franzosen in die Ebenen bei Leipzig gingen. Hier vertheidigte Kleist das Dorf Lindenau und die Brücke von Leipzig, deren sich Napoleon bemeistern wollte, um am rechten Ufer der Elster den Verbündeten in den Rücken zu kommen; allein auf seinem Marsch dahin wurde er unerwartet selbst den 2. Mai bei Lützen angegriffen. Kleist ging bei Mühlberg über die Elbe, um mit der nach der Lausitz ziehenden Hauptarmee wieder in Verbindung zu kommen. In der Schlacht bei Bautzen bestand Kleist einen schweren Kampf gegen die große französische Uebermacht, welche bei Burg über die Spree gehen wollte, zeigte hier zuerst sein Feldherrntalent, schlug sie namentlich durch die Grodno-Husaren so kräftig zurück, daß sie keine Verfolgung wagten, bis er, nachdem Miloradowitsch Bautzen verlassen, diesem folgen mußte. An dem Schlachttage, den 21sten, wurde er zu Barclays Unterstützung berufen, brachte das Gefecht zum Stehen, obgleich seine Abtheilung bis auf 3000 Mann gesunken war.

Am 4. Juni schloß er als Bevollmächtigter von preußischer Seite nebst Schuwaleff mit Coulaincourt den Waffenstillstand zu Pleischwitz unweit Jauer ab, während dessen wegen des Friedens unterhandelt werden sollte. Dieser Waffenstillstand wurde in Preußen und ganz Norddeutschland mit Schmerz aufgenommen, weil man einen halben Frieden fürchtete. Napoleon hatte auch seine alten Künste versucht, und durch Coulaincourt Alexander Zugeständnisse machen lassen wollen; dieser wurde aber nicht persönlich angenommen; eben so scheiterte auch der Versuch, mit Scharnhorst in besondern Verkehr zu treten. Der Waffenstillstand wurde Napoleon nachtheilig, denn Oesterreich erhielt noch zwei Monate Zeit zum Rüsten.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes und Oesterreichs Kriegserklärung gegen Frankreich wurde er mit seinem Corps und den Garden der großen böhmischen Armee beigesellt, und rückte mit ihr gegen Dresden, als Napoleon gegen Blücher sich gewandt hatte. Die Stadt war während des Waffenstillstandes stark verschanzt, von Napoleon zum Mittelpunkte seiner Bewegungen gemacht worden, und hatte ein Heer zur Besatzung. Die Verbündeten, welche in vier Kolonnen über das Erzgebirge gingen (Kleist über Zinnwalde nach Altenburg), konnten jedoch erst am Abend des 25sten August wegen des unaufhörlichen Regens, der grundlosen Gebirgswege &c. sich vor Dresden vereinigen; dadurch gewann Napoleon Zeit, auf die erste Nachricht von ihrem Vorrücken in fliegender Eile mit seinen Garden &c. zurückzukehren. Um 9 Uhr Morgens den 26sten war er in Dresden,

während die Verbündeten ihn noch in Schlesien glaubten, und in fortwährenden Zügen wogten seine Heeresmassen über die Elbbrücke; die Vorstädte waren überall mit Redouten besetzt, deren Kreuzfeuer sich gegenseitig unterstützten*). Um 4 Uhr Nachmittags begann dennoch der Angriff trotz der Ermattung und des Hungers der Truppen unter einem furchtbaren Kanonendonner, so daß selbst Kugeln in die Stadt flogen. Die beiden Hauptpunkte der französischen Verschanzung bildete der „große Garten" und der Moscinskische Park. Trotz des zerstörenden Feuers und des heftigen Widerstandes setzt sich Kleist in jenem fest und macht dann einen kühnen Angriff auf das Pirnaische Thor und den Antons Garten, während die Oesterreicher mit heldenmüthiger Anstrengung die Schanze vor dem Moscinskischen Park nehmen; aber der Hauptwall war nicht zu überwältigen, und deshalb mußte auch Kleist einen neuen Sturm von der andern Seite auf die Schanzen des Antons Garten aufgeben. Einige Bataillone der jungen französischen Garden wurden von den Preußen bis an den Antonschen Garten zurückgeworfen, aber von ihren ältern Kameraden mit Kugeln wieder ins Feuer gejagt. Am Pirnaischen und Rampischen Thore drangen Russen und Preußen siegend vor; allein sie konnten ihren Platz nicht behaupten. Die Redouten fielen bald dem Einen in die Hände, bald wieder dem Andern: eine schonungslose Erbitterung herrschte. Doch überzeugten sich am Abend die Heerführer, daß gegen Schanzen, Mauern und starke Heerhaufen zugleich der Kampf mißlich sei, und zogen sich in ihrer Stellung auf die Höhen zurück, welche sie am Morgen eingenommen. In der Nacht fiel ein heftiger Regen, während Napoleon immer neue Heerzüge vom andern Elbufer hatte herbeikommen lassen; er hoffte das feindliche Heer, das den Rückzug beschlossen, den ohnehin der Mangel an Lebensmitteln nöthig machte, gänzlich aufzureiben. Früh Morgens ließ er den Kern seiner Truppen nebst den Garden sich sammeln, und den feindlichen Mittelpunkt und rechten Flügel auf den Höhen von Recknitz und Scherrnitz beschießen, Murat mußte mit Reiterei und Fußvolk auf die Freiberger Straße rücken, um den linken Flügel der Oesterreicher

---

*) Waren die Verbündeten zu langsam in ihrem Vorrücken und Angreifen gewesen, so hätten sie jetzt, da sie mit 130,000 Mann zu kämpfen hatten, bei denen durch Napoleon Einsicht und Entschluß vereint war, zwiefach Ernst machen müssen. Es zeigte sich aber im böhmischen Heere Mangel daran, und nur im preußischen war bei den Generalen wie bei den Soldaten das rechte Herz zum Kriege. „Hätte man," sagt Odeleben, „den Sturm einen oder nur einen halben Tag früher unternommen, so mußte die Stadt fallen, und der Krieg bekam eine andere Wendung;" Schwarzenberg rieth dazu, Barclay wollte nicht.

anzugreifen. Dieser stand durch den Plauenschen Grund vom Hauptheere getrennt, und ein furchtbarer Regen verhinderte das Herannahen der Franzosen rechtzeitig zu erkennen. Da stürzten die geharnischten Reitergeschwader auf die zum Theil neuen Regimenter, welche ihre durchnäßten Gewehre nicht gebrauchen konnten; der linke Flügel wird gebrochen, die Brigade Meßko umzingelt und muß das Gewehr strecken; die übrigen schlagen sich unter Liechtenstein durch. Auf dem rechten Flügel verheidigt sich Roth mit 5000 Mann tapfer gegen 20,000 der jungen Garde unter Mortier, bis ihn Barclay de Tolly den Rückzug befiehlt, aber nicht nach Pirna, wie Schwarzenberg angeordnet, sondern, was böse Folgen hatte, und noch bösere hätte haben können, auf Reik und Prohlis; drei russische Cürassier-Divisionen sollen die Nachrückenden von Dresden abhalten, Barclay verweigert den Angriff: es bleibt bei einer bloßen Kanonade.

Das Centrum der Verbündeten steht aber unangreifbar auf den Höhen. Nur Kleist, auf dem rechten Flügel, wird vom Marschall Saint-Cyr angegriffen und bis Leubnitz gedrängt, allein nach mörderischem Kampf vom Prinzen August mit dem Bajonnet bis über Strehla zurückgetrieben, wobei die Franzosen noch mehr als die Verbündeten leiden; aber auch hier bleibt es bei einer Kanonade. Auf der Höhe hinter Räcknitz hatte der französische General Moreau*), früher Napoleons Nebenbuhler, und von ihm nach Amerika verbannt, nun auf Einladung des Kaisers Alexander im russischen Heere als Rathgeber, nebst dem Kaiser die Bewegungen beobachtet: da zerschmettert ihm eine Kanonenkugel beide Beine, und der gefeierte Sieger von Hohenlinden stirbt sechs Tage darauf zu Laun in Böhmen. Daß er schon am ersten Tage seiner Erscheinung auf dem Schlachtfelde gefallen, stellen die

---

*) Unter „die fünf Wunder Gottes in jener großen Zeit“: den frühen Winter, den Tod Kutusows, der ungern den Krieg in Deutschland fortsetzte, die Verblendung Bonapartes, „toller als Pharao, der mit Rossen und Wagen ins Meer fuhr;“ die Flucht von Elba, rechnet Arndt (1815), auch den Tod Moreau's. Hätte er und Bernadotte Großes gethan, so würde man gesagt haben: „Nur ein Franzose konnte die Franzosen schlagen!“ Dann würde man gepredigt haben: „Um Gottes Willen, nur nicht weiter, als bis an den Rhein!“ Und wir leichtgläubige, für den eignen Ruhm immer sorglose Deutsche hätten es nachgebetet. So fiel Moreau durch eine der ersten Kanonenkugeln, Bernadotte that fast nichts. Auch Wellington hatte es gerne, daß sein Lorbeer aus deutschem Blute grünete; aber wie er nachher gehandelt, scheint er mehr für die Franzosen, als für Deutschlands Ehre und Macht gefochten zu haben. Uns die Arbeit, Andern der Lohn der Arbeit: so ist es Jahrhunderte gewesen, und so wird's bleiben, so lange wir ein zwieträchtiges Volk sind: Alexander und Metternich hatten noch zu viel Furcht vor Napoleon und zu viel Vorurtheil für französische Kriegskunst!

Franzosen als ein Gottesgericht dar, weil er „gegen die große Nation und den Mann des Schicksals" gefochten; allein uns Deutsche würde er, wie Bernadotte, vielleicht mehr hinderlich als förderlich gewesen sein, den deutschen Feldherren und dem Volke, denen ohnehin das Vertrauen der Fürsten auf fremde Führer nicht erfreulich sein konnte, einen Theil des Ruhmes entrissen haben, den wir ihrem Muth, ihrer Klugheit und ihrem Gott vertrauenden Gemüthe verdanken!

Der Verlust der Verbündeten war bedeutend, obgleich nicht, wie die Stuttgarter Hofzeitung und Napoleons Bericht*) übertrieben: 30,000 Gefangene, 50 Fahnen und 50 Kanonen, wohl aber 15,000 Gefangene, 7 Fahnen und 16 Kanonen; doch die Franzosen verloren ebenfalls 5000 Todte und 18,000 Verwundete. Es war das letzte Lächeln des Glückes auf deutschem Boden! — Die Folgen der Schlacht hätten aber noch nachtheiliger werden können. Den Verbündeten war die eine Hauptstraße nach Freiberg abgeschnitten, und Napoleon hatte Vandamme über Pirna nach Peterswalde und Kulm mit einem auserlesenen Haufen gehen lassen, um auch die zweite Straße, welche durch Barclay's Schuld nicht besetzt war, abzuschneiden, und so hoffte er, da bei Kulm alle Wege aus dem Gebirge zusammenliefen, in den Bergklüften die durch Strapazen und Mangel erschöpften Feinde einzeln zu vernichten. Schon hat Vandamme, der den Marschallsstab gewinnen will, die Höhen erstiegen, schon war er ins Thal hinuntergegangen, wo ihm nur 8000 Russen unter Ostermann entgegen standen, und griff diese mit seiner Uebermacht den 29. August an, einen leichten Sieg hoffend, der dann den Verbündeten eine große Gefahr bereitet hätte. Doch Ostermann, obgleich er von Barclay Befehl zum Rückzuge hatte, wich nur Schritt vor Schritt, wenn auch die Hälfte seiner Leute bereits das Schlachtfeld bedeckte und ihn selbst eine Kugel den Arm wegriß. Immer dringender wurde die Gefahr. Der König von Preußen eilte von Teplitz mit einer reitenden Batterie seiner eigenen Garde herbei, auf sein Wort nahm ein österreichisches Kürassier-Regiment, welches zufällig dieses Weges zog, Theil an der Schlacht, und Vandamme wird an diesem Tage glücklich aufgehalten. Er stand jedoch auf einem für die Verbündeten gefährlichen Platz, und rechnete auf Napoleons Nachrücken, der aber ermüdet nach Dresden zurückgegangen war, weil er jenen für stark genug hielt, Ostermann zu überwältigen. Am 30sten übernahm Barclay den Angriff mit frischen Truppen, mit welchen er herangezogen war. Der

---

*) Blüchers glänzender Sieg an der Katzbach wurde fast gänzlich verschwiegen.

Kampf dauerte bis 3 Uhr Nachmittag; der Geyersberg schützte Vandamme's rechte Flanke, und von der Nollendorfer Höhe erwartete er Zuzug und Sieg. Da kam aber mit Kleist die unerwartete Entscheidung! Dieser hatte schon am vorigen Abend in Fürstenwalde die Lage der Dinge erfahren, und den Befehl erhalten*), über Geyersberg ins Thal zu rücken, und an der Schlacht am folgenden Tage Theil zu nehmen. Sein scharfes Auge sah aber ein, daß es nicht möglich sein werde, zu rechter Zeit die in das Teplitzer Thal einmündende Schlucht zu erreichen; daher zog er auf Grolmanns Vorschlag alle seine Corps zusammen, machte am 30sten einen kühnen Zug quer über den Kamm des Gebirges, den nächsten Weg ergreifend, stürmte (8 Uhr Morgens) den Paß vor Nollendorf in Vandamme's Rücken, wo dieser im ersten Augenblick die ersehnten Hülfstruppen erwartete. Kleist ließ sogleich angreifen. Mit Wuth vertheidigten sich die Franzosen, sehen sich immer mehr und mehr eingepreßt; das Regiment Colloredo umgeht ihren rechten Flügel und stellt die Verbindung mit den Preußen auch dort her, während russische und österreichische Husaren in ihr Fußvolk einhauen, die Preußen Arbesau erstürmen. Von allen Seiten umgangen, von vorn und im Rücken gedrängt, blieb nichts als Flucht, Tod oder Ergebung. Es entstand ein Kampf der Verzweiflung! Das Gemetzel war fürchterlich; binnen einer halben Stunde wurden die Infanterie-Kolonnen, welche sich bei Nollendorf in kleine Vierecke gebildet hatten, niedergehauen oder gefangen. Die hinter Kulm noch fechtende Abtheilung der Franzosen wurde abgeschnitten und gefangen; nur ein Theil der französischen Cavallerie kam, mit verhängtem Zügel die Flucht ergreifend, davon. Vandammes schönes Heer war aufgerieben, der Rückzug des Hauptheers auf Teplitz gesichert. 10,000 Gefangene, darunter der berüchtigte Vandamme selbst mit seinem ganzen Generalstabe und der Chef des Geniewesens, Haxo,

---

*) Die Franzosen, welche die Siege ihrer Feinde gerne dem Zufalle, der Witterung, dem Verrath ꝛc. beilegen, behaupteten, Kleist sei nur durch Zufall in Vandamme's Rücken erschienen; allein sein noch vorhandener Tagesbefehl vom 29sten zeigt, daß er mit Plan seine Truppen beorderte, wie er denn auch dem Könige von Preußen von der Abänderung benachrichtigte, damit darnach manövrirt werden könne. Barclay griff Vandamme so an, daß ihm nur der Rückzug auf der Straße blieb, woher Kleist kommen mußte.

**) „Kaum," so erzählten mir dort 1837 die bei dem preußisch-österreichischen und russischen Monumenten wachhabenden Invaliden, „wußte man Freund und Feind zu unterscheiden, so stark war das Handgemenge und die Verwirrung der Kämpfenden und Flüchtigen;" und zeigten mir die Stelle, wo endlich Vandamme selbst blutend und ohne Hut ꝛc. gefangen wurde.

nebst 81 Kanonen, 2 Adlern, 2 Fahnen fielen den Siegern in die Hände. 5000 lagen auf dem Schlachtfelde, unter ihnen der Prinz Reuß und der General Dumonceau. „Napoleon," berichtet Bignon, „verbirgt seine Unruhe, indeß ist die Schlacht terrible." Dennoch erzählt der Moniteur: „Kleist ist getödtet, die preußischen Soldaten warfen die Waffen weg und stürzten in Gräben und Gehölze."

Am ersten Tage der Leipziger Schlacht stand Kleist neben den Russen im Mittelpunkt der Schlachtordnung, nahm durch den Prinzen August Markkleeberg mit Sturm, während andere Abtheilungen Wachau ꝛc. eroberten. Die französische Schlachtlinie wich zurück, ihre wiederholten Angriffe konnten die verlornen Ortschaften nicht wieder gewinnen. Napoleon war jedoch nicht Willens, sie aufzugeben. Mit zwei gewaltigen Schlachtkeilen und den Garden machte er einen stürmischen Angriff; aber Kleist behauptet, obgleich der linke Flügel in Gefahr war, vom Mittelpunkt getrennt zu werden, mit ausharrender Tapferkeit Markkleeberg, bis der Rückhalt unter dem Prinzen von Homburg die Franzosen wieder zurücktreibt, und Kleist mit seinem Heertheil nach langer, blutiger Arbeit abgelöset werden kann; allein was auch Napoleon bei Wachau, wo der österreichische General Meerveldt gefangen wurde, gewann, es ging bei Möckern gegen Blücher und York dreifach verloren.

Während das verbündete Heer dem französischen an den Rhein folgte, wurde Kleist zur Einschließung des wichtigen Erfurt zurückgelassen; daher konnte er erst auf dem Zuge nach Paris im März 1814 sich wieder an seine Waffenbrüder, Blücher, York und Bülow, anschließen. Mit York vereint überfiel er Abends die Franzosen den 9. März bei Laon, und entschied den Sieg, trieb den 26. März die Marschälle Marmont und Mortier, auf die er unterwegs stieß, auseinander: Paris kapitulirte und Napoleon dankte ab. Der König, den er nach England begleitete, ernannte ihn zum Grafen mit dem Ehrennamen Nollendorf, und gab ihm den Oberbefehl über das Beobachtungsheer am Rheine und später Güter im Halberstädtschen, dann erhielt er das zweite deutsche Armeekorps, welches sich bei Trier sammelte. — Bei der ersten Nachricht von der Landung Napoleons (1815) ersuchte ihn der König der Niederlande bis an die Maas vorzurücken; als dieser erwiderte, die Verpflegung seiner Truppen außerhalb der Provinz Niederrhein sei nicht gesichert, zum Ankauf kein Geld, so übernahm der König die Verpflegung, und Kleist rückte an die Maas. Nun besetzten die Engländer die Gegend von Brüssel, und die holländische Regierung, deren Existenz doch von diesem Kampfe abhing, mutheten Blücher zu, entweder in die preußischen Provinzen zurückzugehen oder wie die Engländer die Bedürfnisse baar zu bezahlen.

Sie wollten die Vortheile genießen und jene sollten die Siege erkämpfen! Der rasche Gang der Ereignisse durch die Schlacht bei Waterloo und der zweite Einzug in Paris nahmen Kleist die Gelegenheit zu fernern Kriegsthaten. Nach dem Frieden wurde er kommandirender General der Provinz Sachsen und starb, allgemein betrauert, den 17. Februar 1823.

---

17) Neidhard v. Gneisenau,

„der Denker der Freiheitsschlachten."

Und Gneisenau, ein Held im Rath
Ein Held in heißer Schlacht,
Ein Sämann junger Schwertersaat
Zu Thrones Wehr und Wacht.

Stägemann.

Auf die Erhebung Preußens und die glückliche Führung des Freiheitskrieges hatte ein Mann wesentlichen Einfluß, der zwar als Sieger in Schlachten nicht genannt wird, weil er kein Oberkommando führte, der aber mit Scharnhorst an der Wiederherstellung des preußischen Heeres und später an den Siegen, welche dasselbe erfocht, einen so wichtigen Antheil hatte, daß Blücher ihn seinen Kopf zu nennen pflegte. Wie Scharnhorst und York, so war auch Gneisenau's Jugend nicht durch äußere Verhältnisse begünstigt: die innere Kraft seines Charakters und Geistes, „die allmächtige Zeit und das eiserne Schicksal" hatten ihn zum Manne geschmiedet, der in die Zeit und das Schicksal heilbringend einzugreifen vermochte. Wie Scharnhorst, Stein und Blücher gehörte er zwar dem speziellen preußischen Staate von Geburt nicht an, wurde ihm aber von der Vorsehung zur rechten Zeit zugeführt, wo seine und ihre Talente größern Spielraum und willige Anerkennung fanden.

Unter den Stürmen des siebenjährigen Krieges wurde er am 28. December 1760 zu Schilda in Sachsen geboren, wo sein Vater als österreichischer Hauptmann im Winterquartiere lag. Schon früh vaterlos geworden, erhielt er im Hause des Vaters seiner Mutter, eines Artillerie-Obersten in Würzburg, die erste Erziehung, besuchte später die Schule und Universität Erfurt, wo er als unbemittelter Schüler, wie Luther, an den Singechören Theil genommen haben soll. Der Coadjutor von Mainz, Dalberg, Statthalter von Erfurt, interessirte sich für ihn, lobte seine Planzeichnungen, tadelte aber die schlechte Handschrift, wodurch der junge Mann veranlaßt wurde, sich

mit Eifer auf ihre Verbesserung zu legen, so daß er später eine schöne Hand schrieb. Wohl mochte Dalberg, der nachmals ein so großer Verehrer Napoleons wurde, nicht ahnen, daß sein damaliger Schützling einst als ein so bedeutender Widersacher dieses Mannes auftreten werde. Da Gneisenau indeß keinen andern Besitz hatte, als seinen Adel und seinen Degen, so trat er in die Militärdienste des Markgrafen von Anspach-Bayreuth als Cadet und Unteroffizier, ging 1781 mit seinem an England überlassenen Regimente nach Amerika, kam jedoch schon nach bald erfolgtem Frieden 1783 nach Deutschland zurück, und trat, da 1785 das Fürstenthum an Preußen fiel, als Lieutenant in das Heer Friedrichs des Großen ein, wo er später eine so wichtige Rolle spielen sollte. Seit 1789 Hauptmann, machte er 1793 und 1794 die Feldzüge in Polen mit, und benutzte die Muße seines Garnisondienstes zum ernsten Studium der militärischen Wissenschaften; wobei ihm die Bibliothek und die Kenntnisse eines schlesischen Edelmannes treffliche Dienste leisteten; aber obgleich als der gelehrteste Offizier seines Regimentes geltend, blieb er doch fast zwanzig Jahre hindurch Hauptmann, bis der unglückliche Krieg 1806 seinen Talenten Spielraum und Würdigung verschaffte, so daß er in den folgenden neun Jahren bis zum General der Infanterie aufstieg. In dem ersten Treffen bei Saalfeld, den 10. Oktober, wo der tapfere, geniale, aber ungestüme, wilde, den Krieg fordernde Prinz Louis, nebst vielen Offizieren ihr Leben verloren, führte Gneisenau, von Feinden umringt, seine Bataillone mit Kühnheit und Gewandtheit glücklich zum Hauptheere zurück, und formirte dann, zum Major ernannt, in preußisch Litthauen ein Reserve-Bataillon. In Königsberg, wohin sich viele Versprengte begaben, hatte Scharnhorst ihn bald als einen kühnen, hervorragenden Mann erkannt und den König auf ihn aufmerksam gemacht.

Nach Colberg an die Stelle des alten elenden Loucadou als Commandant geschickt, gelang es seinem Eifer und seiner Einsicht, unterstützt von Schill und dem Bürger Nettelbeck, die Festung mit dem ausdauerndsten Muthe bis zum Tilsiter Frieden zu vertheidigen und dem Vaterlande und dem Könige zu erhalten, trotz der Mißgriffe, die der vorige Befehlshaber in der Vertheidigung gemacht hatte. Zum Dank dafür ernannte ihn der König zum Oberstlieutenant, dann zum Obersten und Mitglied der Kommission, welche die neue Organisation des Heeres leiten sollte, zum Chef des Ingenieur-Wesens und zum Inspektor der Festungen in Preußen. Mit Scharnhorst im Stillen aber rastlos zur Befreiung Preußens arbeitend, zeigte er sich als ein „durch und durch politischer Charakter im größten Style.“ Allein der allgewaltige Napoleon, der Preußens Erhebung

fürchtete, und daher mit eisernem Drucke auf dem Lande lastete, sah mit argwöhnischem Auge auf die Wirksamkeit kräftiger, einsichtsvoller und patriotischer Männer, wie Stein, Grolmann, Scharnhorst und Gneisenau: jener wurde geächtet, dieser nahm seinen Abschied, wenigstens scheinbar, und trat in den Staatsrath, setzte aber seine Thätigkeit im Stillen fort, während er im Auftrage Hardenbergs für mögliche künftige Fälle auf wichtigen, diplomatischen Sendungen nach Wien, Petersburg, Stockholm und London Verbindungen und Unterhandlungen anknüpfte, „welche alle den Zweck, Europa aus dem Joche Napoleons zu erlösen," so viel die Verhältnisse eine solche Kundgebung erlaubten, nicht aus den Augen ließen. Mit Scharnhorst und Blücher drang er schon 1809 darauf, daß Preußen zur Unterstützung Oesterreichs losschlagen möge, und der preußische Gesandte in Petersburg, v. Schladen, suchte auch Rußland durch eine Denkschrift von der Zweckmäßigkeit solches Unternehmens zu überzeugen. Obgleich das nicht geschah, und Napoleon in Erfurt pomphaft verkündigte, daß er „in Krieg und Frieden unwandelbar mit Alexander verbunden sei," so hinderte es diesen doch nicht, den König bei seinem Besuche auf bessere Zeiten zu vertrösten und nach Petersburg einzuladen. Auch 1812 wünschten die preußischen Patrioten, im Vertrauen auf einen Volksaufstand, den Krieg gegen Frankreich auf Leben und Tod, statt eines langsamen Hinsiechens. Im Anfange des Jahres 1813 kehrte Gneisenau, die Zeichen der Zeit erkennend, nach Preußen zurück, und sammelte sich mit Blücher und Scharnhorst (die alle, wie der König, in Gefahr standen, jeden Augenblick aufgehoben zu werden), um den König in Breslau. Er erhielt zuerst den Auftrag, die sogenannte russisch-deutsche Legion zu befehligen; weil aber diese noch nicht herangerückt war, so wurde er dem Heere Blüchers als General-Major und General-Quartiermeister zugesellt.

Nach der Schlacht bei Lützen und Scharnhorsts Verwundung leitete er den Rückzug des preußischen Heeres mit solcher Umsicht und Klugheit, daß Napoleon nicht eine Kanone erbeutete, sondern vierzig Kanonen verlor, und sich mit der Ehre begnügen mußte, das Schlachtfeld zu behaupten, welches ihm auch nur darum geräumt wurde, weil man bei Entfernung der russischen Verstärkungen und bei noch nicht vollendeter Rüstung Preußens nicht Alles auf einen Wurf setzen wollte. Nach Scharnhorsts Tode und dem Waffenstillstande wurde Gneisenau Chef des Blücherschen Generalstabes, und blieb von dieser Zeit an mit Schwert und Mund, mit Feder und Geist, in gegenseitiger Würdigung, diesem zur Seite. Auch während der Waffenruhe war Gneisenau nicht müssig, ihm war die Bildung der Landwehr in Schlesien übertragen, und binnen acht Wochen hatte er 50—60,000 Mann ver-

sammelt, und nicht allein möglichst eingeübt, sondern auch mit seinem Geiste beseelt, so daß sie, kaum gehörig mit Waffen versehen, unter Jubelgesängen ins Feld rückten, und an den darauf folgenden glänzenden Siegen der preußischen Armee den wirksamsten Antheil nahmen. In welchem genialen und großartigen Maßstabe er seine Entwürfe anzulegen verstand, davon legte er sogleich an der Katzbach den Beweis ab, und entwickelte dabei eine bewundernswürdige Thätigkeit und Geistesgegenwart, durch welche er mit Blücher harmonirte, daß Macdonalds Heer zu Grunde gerichtet und ein glänzender Sieg mit geringem Verluste errungen ward. Bei dem kühnen Zuge Blüchers von Schlesien an die Elbe und dem gefährlichen Uebergange über diesen Fluß bei Elster, dem Yorks Sieg bei Wartenburg folgte, wodurch Bernadotte aus seiner Unthätigkeit und Napoleon nach Leipzig gezogen wurde: zeichnete sich Gneisenau durch die Entwerfung des strategischen Planes aus, und leitete den Uebergang mit weiser Umsicht. Noch immer machte Bernadotte jedoch allerlei Winkelzüge*). Von seinem falschen Spiele war man seit der Schlacht bei Dennewitz im schlesischen Heere überzeugt, Blücher und Gneisenau haßten ihn daher mit aller Energie ihres Charakters. Letzterer war der Meinung, daß man durch mündliche Besprechungen mit ihm weiter kommen werde, als durch schriftliche Verhandlungen, und Blücher verabredete daher eine Zusammenkunft mit jenem am 7. Okt. zu Puchau, wollte jedoch die Rolle eines Dolmetschers nicht übernehmen, weshalb er sie Müffling übertrug und diesem eine Instruktion mitgab. Dieser erzählt in seinem „Leben": „Der Kronprinz fiel dem alten Blücher bei dessen Eintritt um den Hals, nannte ihn seinen cher frère d'armes, und schien in alle Vorschläge einzugehen; aber bei seiner Erklärung: ainsi nous sommes d'accord, machte er immer bedeutende Abweichungen; das Accordsein bestand darin, daß wir eine Schlacht wollten, jener nicht. Wir erwiderten ihm: Wenn wir uns mit 150,000 Mann hinter der Mulde verkröchen, so werde der große Zweck nicht erreicht, Napoleon werde mit überlegenen Kräften der Hauptarmee eine Schlacht liefern, und wir würden, ohne jetzt vorzurücken, zu weit entfernt sein, um daran Theil nehmen zu können." Der Kronprinz versicherte, das sei gerade seine Ansicht, und entließ den frère d'armes mit den größten Liebkosungen; am andern Morgen

---

*) Hatte ihm doch Adlercreutz, der tapfere Vertheidiger Finnlands gegen die Russen gesagt: „Hier auf diesen Feldern, wo Gustav Adolph und Torstensons unsterbliches Gedächtniß noch nicht verklungen ist, müssen unsere Schweden tapfer mit ins Feuer." — „Aber der Kronprinz," erzählt Arndt, „hat ihm dieses Wort nie vergessen und vergeben."

kam endlich der englische Gesandte, durch Gneisenau von dem verrätherischen Spiele des Franzosen überzeugt, und drohete mit Entziehung der englischen Subsidien, wodurch dieser etwas anderes Sinnes wurde.

Napoleon war indeß nach Leipzig gegangen, und hoffte das schlesische Heer zu überraschen; als aber Blücher, der auf Halle gezogen war, um sich mit dem von Böhmen heranrückenden Schwarzenbergischen Heere zu vereinigen, hinter die Saale zurückging, wurde er zweifelhaft, und brachte, wie Odeleben, der in Napoleons Gefolge war, erzählt, drei langweilige Tage in Düben zu, schien Anfangs auf Berlin rücken zu wollen: eigentlich wohl nur, um dadurch die Nordarmee wie das schlesische Heer wieder auf das rechte Elbufer zu locken, und so ihm den Angriff auf Schwarzenberg zu erleichtern. Blücher aber ließ sich nicht in die Falle locken, so sehr auch Karl Johann darauf bestand; er wollte, da er Schwarzenbergs Absicht kannte, bei Leipzig eine Schlacht zu liefern, nicht fehlen; der Kronprinz aber hatte sich wieder gegen Köthen gezogen, und Napoleon, glaubend, daß Blücher ihm gefolgt sei, gab Marmont Befehl, an dem Angriff auf das böhmische Heer Theil zu nehmen.

Am 16. Oktober entwickelte Napoleon wirklich sein ganzes Feldherrntalent, um das böhmische Heer bei Wachau zu schlagen, und wandte große Massen und übermäßige Anstrengungen an, um dessen Schlachtordnung zu durchbrechen, denn er bedurfte einen entscheidenden Sieg, weil am folgenden Tage Bernadotte, Colloredo und Bennigsen auf dem Schlachtfelde erscheinen konnten. Zwar errang er wirklich einige Vortheile, und schrieb sich den Sieg zu: aber sein Verlust war eher größer als geringer, die Gegner behaupteten nicht allein zugleich mit ihm das Schlachtfeld, sondern der unermüdliche Blücher errang auch nach heftigem Kampfe einen vollständigen Sieg über Marmont und Dombrowski's Polen, wobei York sich auszeichnete, und die Franzosen von der Landwehr-Reiterei, den litthauischen Dragonern und brandenburger Husaren so zusammengehauen wurden, daß ihre durchbrochenen Haufen in verworrener Flucht bis Eutritsch und Gohlis nahe bei Leipzig fliehen mußten, und nur Bernadotte's Zaudern eine größere Niederlage abwendete. Denn obgleich dringend aufgefordert, wie Blücher mitzuwirken, obgleich von diesem über seinen Schlachtplan unterrichtet, obgleich von Lord Stewart heftig angeregt, am 15ten nach Delitzsch zu gehen, Blüchers Flanke zu decken und zugleich mit ihm auf der Wahlstatt zu erscheinen: so that er doch das Gegentheil, blieb im Rücken der schlesischen Armee stehen, deren Sieg sonst noch allgemeiner gewesen wäre. Obgleich Blücher ehrlich seinen Verlust als bedeutend angab, so war dieser Sieg bei

Möckern doch ein furchtbarer Schlag für Napoleon, und Blücher erwarb sich dadurch ein um so größeres Verdienst, weil ohne sein Erscheinen, wodurch Marmont festgehalten wurde, dieser in dem Augenblick der Entscheidung auf dem Wachauer Schlachtfelde erschienen und Napoleon zu einem entscheidenden Siege verholfen hätte. So aber hatten die Heere fast mit gleichen Kräften bei Wachau gekämpft, ohne daß Napoleon dort bedeutend gewonnen*), während er bei Möckern bedeutend verloren hatte.

Auch am folgenden Tage, den Napoleon, statt klüglich an den Rückzug zu denken (der kaum noch ohne Schlacht auszuführen war), benutzte, um durch den gefangenen General Meerveldt einen Waffenstillstand zu unterhandeln, welcher ihn aus seiner schwierigen Lage retten könne, ruhete Blücher nicht. Die Franzosen hatten Eutritsch und Gohlis stark besetzt, und er fürchtete dadurch im Vorrücken am andern Tage zu lange aufgehalten zu werden; daher ließ er sie erstürmen, die französische Reiterei, welche zum Schutze bei Gohlis aufgestellt war, durch einen kühnen Angriff sprengen, und bis in die Leipziger Vorstadt jagen. Auch am 18. Oktober hatte die schlesische Armee unter Blücher's und Gneisenau's Leitung einen entschiedenen Einfluß auf die Befreiungsschlacht, wie denn sowohl die Siege an der Katzbach, bei Großbeeren und Dennewitz, der Uebergang über die Elbe und der Sieg bei Wartenburg die Grundlage jenes großen Manövers wurden, wodurch Napoleon in der Leipziger Ebene umringt und geschlagen wurde, so daß seines Bleibens in Deutschland nicht mehr war, und er die Flucht bis über den Rhein so eilig fortsetzen mußte, daß manche seiner Generale auf dem bunten Rückzug an die russische Flucht sich erinnerten**). Gneisenau's Verdienste bei allen Anordnungen vor und in der Schlacht fanden die verdiente Anerkennung; er wurde zum Generallieutenant ernannt, folgte dem schlesischen Heer an und über den Rhein, und nahm an dem Feldzuge in Frankreich, an den siegreichen Schlachten bei Brienne, Laon und Paris Theil; ward in Paris vom Könige zum General und Grafen erhoben und erhielt eine beträchtliche Domäne zum Geschenk.

Mit dem zu großmüthigen Frieden nicht sonderlich zufrieden, und neue Unruhen in Frankreich vorhersehend, rief ihn im folgenden Jahre

*) Die französischen Schriftsteller, Bignon 2c., geben Schwarzenberg Schuld, daß er viele Fehler gemacht: desto schlimmer für Napoleon, wenn er trotz dessen so wenig ausrichtete.

**) „Voyez cet homme; — voila de la manière, qu'il est sorti de la Russie!“ so erzählt Odeleben (s. Napoleons Feldzüge in Sachsen).

Napoleons Entkommen von Elba und sein triumphirender Zug nach Paris wieder zu den Waffen, und wiederum trat er als Chef des Generalstabes des Blücherschen Heeres auf. Bei Ligny wagte der kühne Blücher im Vertrauen auf Wellingtons Unterstützung und Bülows Ankunft mit bloß drei Heertheilen der ganzen Macht Napoleons die Spitze zu bieten. Das Heer machte, als die Hülfe ausblieb und Blücher von seinem Pferdesturz noch betäubt war, unter Gneisenau's Leitung einen wohlberechneten Rückzug über Tilly nach Wavre, wodurch Napoleon und Grouchy verwirrt wurden, und glaubten, die Preußen gingen auf Lüttich über den Rhein zurück. Bei Waterloo wollte Wellington den 18ten die Schlacht annehmen, wenn Blücher mit Einem Heertheil zu Hülfe komme, und dieser — blieb nicht allein nicht aus, sondern erschien mit seinem ganzen Heere. Die Franzosen, obgleich ihr Kaiser um seinen Thron, und obgleich sie (die mit Verletzung ihres Eides von ihrem Könige abgefallen waren, ohne einen Blutstropfen zu dessen Vertheidigung zu vergießen) mit Verzweiflung um den Sieg kämpften, der ihren Treubruch in den Augen der Welt reinigen sollte, erlitten eine größere Niederlage, als die Preußen bei Jena, ihre Flucht und Zersprengung erreichte eine solche Höhe, daß binnen vierzehn Tagen das stolze Heer vernichtet und der stolze Kaiser gestürzt war! Gneisenau erwarb sich das glänzende Verdienst, nicht allein die am 16ten geschlagene Armee in dem Zeitraum weniger Stunden wieder so zu ordnen, daß sie zum Siege geführt werden konnte, sondern auch die ihm übertragene Verfolgung mit solcher Umsicht, Kraft und Rastlosigkeit zu leiten, daß das französische Heer überall, wo es ruhen oder sich setzen wollte, aufgejagt und in so ungeordnete, regellose Flucht getrieben wurde*), daß keine zweite Schlacht mehr möglich war, und Marschall Ney in der Pariser Deputirtenkammer selbst erklärte: „die französische Armee existirt nicht mehr!"

Ueber den Gang der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens war Gneisenau höchst entrüstet. Daß man das linke Rheinufer unter mehre Fürsten zerstückelt, Straßburg und das gesammte Elsaß dem Feinde gelassen, und somit „das Thor Deutschlands geöffnet habe, nicht allein den Heeren Frankreichs, sondern auch, was noch gefährlicher sei, den zerstörenden Ideen, welche von dorther kommen:" erschien ihm ein großer Nachtheil und eine gewaltige Verkehrtheit. Mit allem Eifer wies er bei den Berathungen darauf hin, konnte

*) Der preußische Adlerorden, den Napoleon getragen, und den er, auf der Flucht eingeholt, aus dem Wagen springend, mit anderen Sachen in Gneisenau's Hände gelassen, verlieh der König diesem zum bleibenden Andenken.

aber nicht durchdringen. „Wir sind in Gefahr,“ schrieb er den 17. Aug., „einen neuen Utrechter Frieden zu schließen, und zwar aus denselben Ursachen. England und Rußland wollen nicht, daß den Franzosen ein Leid geschehe, höchstens soll man ihnen eine Contribution auflegen; Rußland will nicht, daß Preußen und Oesterreich gefahrlos an ihren westlichen Grenzen stehen und gedenkt sich an Frankreich einen immer bereiten Bundesgenossen zu erhalten. Und während England nicht will, daß die Continentalmächte Eroberungen machen, sorgt es ganz artig für sich, und Rußland muß ihm, wenn auch ungern, die „Sieben Inseln“ lassen. Die Franzosen intriguiren nach allen Seiten hin, und finden unbegreiflicher Weise Anklang. Preußen führt eine würdige Sprache; es verzichtet auf eigne Eroberungen, und will nur, daß seine Nachbaren stark werden auf Kosten Frankreichs, damit diesem ewigen Feuerheerde politischer Verwirrung ein Damm entgegengesetzt werde. Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusage zu naher Hülfe am 16. Juni nicht gehalten, den wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks am 18ten ritterlich zu Hülfe gekommen sind, den wir nach Paris geführt und eine zweite Schlacht erspart haben! Denn wir haben den Feind aufgelöset, und kein Britte hat seit der Schlacht am 18ten ein Gefecht bestanden. So viel Verdienst um ihn vergilt der Mann mit dem schnödesten Undank! Oesterreich, oder vielmehr Metternich, ist schwankend, unzuverlässig, auf Verbindungen mit Frankreich sinnend! &c.“ Eine Warnung für Deutschland, sich nicht auf fremde Unterstützung zu verlassen, eine Lehre, daß das Heil des Vaterlandes nur vom treuen Zusammenschließen seiner einzelnen Stämme abhange.

„Alle europäischen Mächte schienen,“ wie damals der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten in einer öffentlichen Rede richtig bemerkte, „nur noch (wie 1848—50) den Einen Zweck zu haben, die Kraft, die in Deutschland schlummert, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.“ „Wie müssen die Franzosen unser spotten,“ sagte der Rheinische Merkur, „daß die Deutschen, nach einem glänzenden Siege, wie die Geschichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befestigte Orte (Landau und Saarlouis) erlangt haben; daß sie noch dazu unter einander denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt.“ — Belgien, bis 1794 deutsches Land, kam nicht wieder an das deutsche Reich; Preußen, das doch in seinen Rheinlanden ein Bollwerk gegen Frankreich werden sollte, ward es nicht gegönnt, man fürchtete dessen Aufschwung; der Prinz-Regent von England hatte damals den Gedanken, seine Tochter mit dem Kronprinzen der Niederlande zu vermählen, darum machte er den

Vorschlag, Belgien mit Holland zu vereinen, um beide zu beherrschen, und dadurch wurde auch die freie Rheinschifffahrt eine Täuschung; Ostfriesland wurde mit Hannover vereint, und Preußen dadurch von der Nordsee ausgeschlossen; Elsaß und Lothringen, dessen Wiederbesitz nicht allein die Politik der Sicherheit wie das Recht des Siegers forderte, sollte Anfangs dem Erzherzog Karl, der eine nassauische Prinzessinn heirathete, zu Theil werden, und Preußen war dem nicht entgegen: allein das schien zu viel für Oesterreich, und eben so wenig erhielt es der Kronprinz von Würtemberg mit einer russischen Kronprinzeissinn verlobt, dem auch eine Zeit lang zugleich Baden zugedacht war, damit am Oberrhein, von welchem sich Oesterreich zurückgezogen, ein starkes Bollwerk stehe. Rußland schob durch Polen einen Keil zwischen Preußen und Oesterreich, und Preußenland, dem man den Besitz ganz Sachsens beneidete, wurde in zwei große Stücke zertheilt, und dadurch einem neuen Friedrich die Aufgabe gestellt, sie durch Hannover, Hessen rc. zu vereinigen.

Ueber die Perfidie der Diplomaten gegen Deutschland war man im Blücherschen Hauptquartiere besonders erzürnt, Gneisenau sprach die Ueberzeugung aus, daß das dreifache Primat der Waffen, einer Constitution und der Wissenschaften, Preußens Stellung zwischen den mächtigen Nachbaren sichern müsse. — Auch über das damals angefochtene Turnen erklärte er sich besonnen. Die Sache schien ihm gut, aber die Jahnschen Turngesetze bedenklich; er erkannte bei seinem hellen Geiste, wie man bei den volksthümlichen Bestrebungen und bei dem Turnwesen auf beiden Seiten gesündigt habe. Daher zog er sich zurück, legte seine Stelle als commandirender General in den Rheinprovinzen 1816 nieder, und lebte mit Bewilligung des Königs, bei dem man ihm demagogischer Bestrebungen verdächtig zu machen gesucht, mit vollem Gehalte theils in Berlin, theils auf seinem ihm vom Könige geschenkten Gute Erdmannsdorf bei Hirschberg. „Es ist unmöglich," äußerte er richtig, „sich einer streitenden Partei beizugesellen, und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben, muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um seinen Mitstreitern nicht zu schaden." Doch 1821 übertrug ihm der König die Stelle eines Gouverneurs von Berlin, ernannte ihn 1825 zum Feldmarschall und Präsidenten der Militärangelegenheiten im Staatsrathe. Beim Ausbruche der französischen Juli-Revolution und des Aufstandes der Polen erhielt er 1831 den schwierigen Posten eines Gouverneurs von Posen. Die verhängnißvolle Pariser Revolution, so manches Unheil in ihrem Schooße tragend, hatte die Gemüther auf eine bedenkliche Weise aufgeregt; das Bestehende sollte einer neuen Ordnung der Dinge weichen.

Gneisenau forderte, daß die höhern Stände Neid und Scheelsucht verbannen, und sich mit Einsicht und Kraft dem einbrechenden Unheil entgegenstellen sollten, welches sich zuletzt im Einbruch roher Fäuste in das Vermögen der Besitzenden Luft machen, und Alles, was durch Talent, Rang und Vermögen ausgezeichnet ist, begraben werde. Wer aber Anfangs deren Führer sei, werde später unter die Geächteten gehören: das predige die Geschichte, namentlich die französische." Der thatenlose Wirrwarr jener Tage war für Gneisenau eine traurige Zeit. Als in Posen ein Pest-Cordon gegen die damals herannahende Cholera gezogen wurde, und im Juni 1831 die Nachricht von Diebitsch Tode kam, brach er in die Worte aus: „Wer doch für's Vaterland wie Schwerin sterben könnte!" und schon am 24. August raffte ihn selbst jene Krankheit hin. Die Leiche wurde erst in Wormsdorf beigesetzt, und dann, nachdem die Familiengruft in Sommereschenburg fertig geworden, in Gegenwart des Königs mit großer Feierlichkeit dorthin gebracht. Die Armee legte auf des Königs Befehl acht Tage lang Trauer an. Seine (wie Yorks) Bildsäule, welche der jetzige König hatte anfertigen lassen, wurde den 21. Mai 1855, dem Tage der Bautzener Schlacht enthüllt. Beide, zur Rechten und Linken der Statue Blüchers, nur etwas kleiner als diese, stehen auf granitnem Fußgestelle, mit der einfachen Inschrift: „Friedrich Wilhelm IV. dem Feldmarschall Grafen Gneisenau (York) im Jahre 1854."

Gneisenau war ein Mann von kräftiger, einnehmender Gestalt *): der Bau stattlich, die Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, stark von der Hüfte bis zur Fußsohle, an Füßen und Gelenken zierlich und beweglich, in Haltung und Schritt ein geborner Held. Diesen Leib, kräftigen Wuchses, etwas über Mittellänge, krönte ein prächtiger Kopf: eine offene, helle, breite Stirn, volles dunkeles Haupthaar, schöne große, blaue Augen, die eben so freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine gerade Nase, ein voller Mund, rundes Kinn, ein Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine längliche vernarbte Grube, welche, wie er lächelnd zu erzählen pflegte, ihn oft Aerger und Langweile mache, wenn die Leute wissen wollen, in welcher Schlacht er sie erhalten, und er sie mit der schlechten Antwort abfertigen müsse: ein Füllen sei der Held, der sie dem Knaben geschlagen. — Dieser schöne Mensch war eine leidenschaftliche, feurige Natur; kühne Gedanken und Triebe wogten unaufhörlich in ihm hin und her; sein Angesicht, immer übergossen von einer wallenden, geistigen Fluth, welche seine Gesichts-

*) Vergl. Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen. III.

züge selten stille stehen ließ. Diese Geistigkeit, die auf seinem edeln Antlitze sich im beweglichsten Wechsel abspiegelte, drückte die Gefühle der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuths auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. „Ich habe," bezeugt Arndt, „an keinem Manne einen so geschwinden Wechsel der Gesichtszüge gesehen, so daß kein Gemälde den, der ihn gekannt, befriedigt."

Diese edle Gestalt war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt. Das Edle, Hochherzige, Stolze leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen Zügen und Bewegungen, und man mußte in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung stille stehen und ausrufen: „Sieh', hier einmal ein ganz wohlgeborner, harmonischer Mensch!" Bei allem gewaltigen Ungestüm, bei allem Abscheu vor den Feigen und Schlechten, bei seiner unendlichen Beweglichkeit besaß er doch die seltenste Herrschaft über sich selbst und seine Triebe und Gefühle, und selbst im Unmuth und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schmeicheleien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt und seine Stimme behielt den Klang des Helden; sie verwirrte, verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken. Diese erhabene, edle Art seiner Haltung in Bewegung, Rede und Gebärde war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben; aber es entging Niemand, sie war durch Uebung ausgebildet. Der Jugenderziehung verdankte er freilich wenig, aber aus eigenem Triebe ergänzte er sie in der Folge, von glücklichen Anlagen unterstützt, durch Selbststudium, so daß er nach allen Seiten hin die Bildung eines edlen Mannes errang: daher auch seine volle Achtung vor jeder Geschicklichkeit, Kunst und Wissenschaft.

In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Witz, würde er in einem englischen Parlamente, durch den Feuerstrom seines mächtigen Geistes getragen, ein glänzender Redner gewesen sein, während er in Gesellschaft der bescheidenste, liebenswürdigste Mann war, frei von Spott, Hohn und Uebermuth, der lieber hören als lehren, lieber unterrichtet werden, als unterrichten wollte.

Im häuslichen Kreise, als Vater unter seinen Kindern, als Freund unter seinen Freunden, in Anerkennung fremden Verdienstes, selbst mit eigener Verleugnung, zeigte er sich als edler Mensch. Willig nahm er den zweiten Rang ein, und verband sich ohne Scheelsucht mit Blücher, der eben so redlich diesen „seinen Kopf" hochschätzte. Als Gneisenau sich einst mit General v. Hüser über Blüchers Gefahr bei Ligny und die Folgen unterhielt, wenn er nicht wiedergekommen wäre, und dieser erwiderte: „Da hätten wir Sie ja gehabt!" antwor-

tete er ihn bescheiden unterbrechend: „Glauben Sie denn, daß Einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können? Sein „Vorwärts" blitzt in seinen Augen, und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben." Und wie er 1812 in seinen Briefen an Münster rc. von den Verdiensten Dörnbergs, Chazots, Boyens, Grolmanns, Clausewitz, Bracklows, Lützow's rc. voll herzlicher Anerkennung spricht, so zeigt sich sein edler Charakter auch in seinem Urtheile über Schill (in einem Briefe an Bärsch, Königsberg, den 2. Februar 1809), der damals der Held des Tages schien. „Seien Sie unbesorgt, daß die in Berlin unserm Schill widerfahrene Ehrenbezeugung meine Eifersucht rege machen könnte; Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten: mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Thaten vollführt werden; wir müssen daher solche verherrlichen, so weit wir können. Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur daran, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen: in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Mich plagt kein Ehrgeiz! Mit solchen Gesinnungen kann man nicht Eifersucht gegen einen andern hochverdienten Mann haben, wenn ihm auch das große Publikum etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt!" — An Schill selbst schrieb er den 29. Nov. 1808: „Vor Allem werden Sie nicht ungeduldig! Es ist Nichts verloren, und Umstände können verbessern, was die Menschen verdorben haben. Unsere Gegner haben einen Sieg davon getragen, sie sollen die Früchte davon nicht genießen, sondern mit Interessen zurückgeben, wessen sie uns jetzt berauben. Fügen Sie sich in Alles, und wenden Sie Ihren Einfluß an, daß man sich ruhig verhalte. Laut gewordener Unwille könnte Alles verderben!" — Seine Jugend war arm und bedrängt gewesen, sein Mannesalter nicht reich, obgleich ihm seine Frau, eine geborne v. Kottwitz, ein kleines Rittergut zugebracht hatte. In der Noth und Bedrängniß der Franzosenzeit hatte er auf seinen diplomatischen Sendungen dem Staate sogar Opfer gebracht; aber dennoch wäre es diesem hochherzigen Manne nicht möglich gewesen, in fremden Ländern als Sieger nach welscher Art, gleich Soult, Massena rc. allenthalben zu plündern, zu requiriren und zu rauben. — Der König erhob ihn später in den Grafenstand und machte ihm eine bedeutende Schenkung, und er ließ sich das Glück gefallen; aber auch im Glücke blieb er Herr seines Muthes und Herzens, immer fern von Hoffart und Habsucht, großmüthig, hülfreich, freigiebig; immer gleich einfach und mäßig in Speise und Trank, voll Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in geselligen Kreisen, ein leuchtender Mittelpunkt, wie die allbelebende Sonne.

Wie er seinem preußischen und deutschen Vaterlande und seinem Könige gedient hat mit seinem Feldherrnblick, seiner entschlossenen Festigkeit, seiner kalten Ruhe in Gefahren, seiner unermüdeten Thätigkeit und der Klarheit seiner Befehle selbst im Getümmel der Schlacht: das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Nachlebenden geschrieben, und wird, wir hoffen es, in den deutschen Jahrbüchern auch künftig nicht ungeschrieben bleiben. Wer kann berechnen, was ein Mann erster Ordnung wie dieser, obgleich er immer in der zweiten, in immer verdeckter und oft belauerter Stellung unter Hardenberg und Blücher gestanden gedacht, entworfen, gewirkt, wie oft seine Einsicht und Klugheit, sein Geist und seine Kühnheit Andere mitbegeistert und mitgeholt oder gar zuweilen übergeistert und überholt hat? Denn Gneisenau war auch ein politischer Charakter im großartigen Styl; sein beweglicher, geflügelter Geist durchflog, wenn er nicht im Feldlager gebunden war, die verschiedensten Bahnen des Lebens und Strebens. In jenen Jahren der Schmach 1810—1812 hat Gneisenau's Muth und Freundlichkeit Alles empfangen und aufgenommen, was nur noch einen deutschen Zorn und deutsche Hoffnung in seiner Brust hatte, und selbst Menschen von den verschiedensten und überspanntesten Ansichten waren ihm willkommen, wenn er nur den rechtlichen Willen für das Vaterland sahe. Das Eine große Gefühl erfüllte sein ganzes Herz, seine ganze Seele, sein ganzes Gemüth, daß das Vaterland gerettet und verherrlicht, daß ein stolzer Königsthron wieder zur verlornen Glorie aufgerichtet werden sollte!

---

18) Gebhard Leberecht v. Blücher,

der „Arm der Freiheit".

Er ist der Mann gewesen, da Alles versank,
Der muthig zum Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar grimmig und hart
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

E. M. Arndt.

Unter den großen Männern, welche in den Gang und die Geschicke ganzer Völker und mächtigen Staaten als Werkzeuge einer höhern, ewig waltenden Macht mit Erfolg eingriffen, und den Verhältnissen eines großen Theiles der Menschheit eine neue Richtung gaben, nimmt Blücher einen glänzenden Standpunkt ein. Kein anderer der gerühmten Heerführer, deren Europa's Völker in dem letzten halben

Jahrhundert viele aufzuweisen haben, kann, Napoleon allenfalls ausgenommen, in dieser Beziehung mit ihm verglichen werden.

Aus einem uralten Geschlechte in Mecklenburg, dessen Name vielleicht von dem Gute Blücher zwischen Boitzenburg und Lübthen stammt, und dessen Glieder schon im dreizehnten Jahrhundert auf den Bischofstühlen von Lübeck und Ratzeburg saßen, wurde unser Blücher seinem Vater, der früher in hessischem Dienste Rittmeister gewesen, dann auf seinem väterlichen Gute zu Rensow lebte, aber in Folge der Unruhen zwischen dem Fürsten und Ständen auf einige Zeit nach Rostock gezogen war, den 16. December 1742 geboren. Der Vater, dem ausländischen, süßlichen Modewesen feind, und daher schon bei der Taufe auf echt deutsche Namen, Gebhardt Leberecht, für seinen Sohn bestehend, kaufte sich 1747 im Dorfe Rastrow an, und bestimmte, bei beschränkten Mitteln und weil schon drei ältere Söhne Kriegsdienste genommen hatten, die beiden jüngern zur Landwirthschaft, und ließ ihnen daher auch nur einen diesem entsprechenden Unterricht geben, welcher überhaupt beim Landadel jener Zeit nicht über etwas Lesen, Schreiben, Rechnen rc. hinausging. Desto mehr übten die lebhaften, wilden Knaben bei Landwirthschaft, Reiten, Fahren, Jagen ihre körperlichen Kräfte. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges, in welchem Mecklenburg von Preußen besetzt wurde, weil der Herzog sich feindselig bewiesen hatte, fürchtete jedoch der Vater eine erwachende Neigung seiner Söhne zum Soldatendienste, und schickte sie daher zu seinem Eidam, den Rittmeister v. Krackwitz auf Rügen, wo sie unter Wagnissen aller Art ihr wildfröhliches Leben fortsetzten, bis Schweden unvermuthet an dem Kriege Theil nahm, und der Anblick ihrer Reiter und Trompeter eine so unwiderstehliche Kriegslust bei ihnen erregte, daß sie, trotz des Widerspruches ihrer Verwandten, als Junker bei den Schweden eintraten. Diese ernteten jedoch keine Lorbeeren, und unser Blücher wurde 1758 auf der Feldwacht, wo er in keckem Uebermuth die Bellingschen Husaren angriff, von diesen gefangen. Der tapfere Belling gewann ihn lieb, bot ihm preußische Dienste an, die Blücher aber ablehnte, weil er der schwedischen Fahne geschworen, bis Belling einen gefangenen Offizier losgab, und Blücher dagegen seinen Abschied von Schweden erhielt. Nun focht er bei Kunnersdorf, erwarb sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Kühnheit die Zuneigung seiner Obern, so daß er 1761 schon Premier-Lieutenant und Adjutant war; bei Freiburg wurde er den 29. Oktober 1762 verwundet. Streitigkeiten, in welche ihn seine Jugendhitze verwickelte, und bei welchen ihm das Schwert stets locker in der Scheide saß, bewogen Belling, ihn in die Schwadron des strengen, aber erfahrnen Majors Podscharli zu versetzen, welcher

ihm Zuneigung schenkte, ihn mäßigte und für seinen Stand herausbildete. Das Garnisonleben war jedoch dem regen Geist des jungen Mannes verhaßt; sein gesunder Sinn und edler Charakter gingen jedoch nicht unter dem gewöhnlichen Treiben verloren. Obgleich der ärmste Offizier, war er doch immer gut ausgerüstet. Der polnischen Unruhen wegen ließ Friedrich 1770 Bellings Corps an die Grenze rücken, übergab aber dasselbe, weil Belling bei Beleidigungen der Polen, Gleiches mit Gleichem vergalt, dem General v. Lossow, der den jungen Blücher, seit 1771 Stabsrittmeister, mit ungewohnter, kalter Strenge behandelte. Als dieser einst einem katholischen Geistlichen, auf welchem der Verdacht ruhte, Urheber der an einzelnen Soldaten verübten greuelvollen Mordthaten zu sein, eigenmächtig auf den Richtplatz führen und mit blindgeladenen Gewehren schrecken ließ, wurde er mit Härte bestraft, und zugleich bei der nächsten Dienstbeförderung übergangen. Unwillig, und wie er glaubte, an seiner Ehre verletzt, schrieb er zuletzt an den König: „Der v. Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen v. Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen: ich bitte Ew. Maj. um meinen Abschied.“ Friedrich setzte dem Trotz einen Verhaftbefehl entgegen, damit Blücher sich eines Bessern besinnen möge: allein dieser wiederholte nun sein Gesuch und der König schrieb 1773: „Er kann sich zum Teufel scheeren.“ Damit hatte Blücher seinen Abschied; es ging ihm aber wie Ziethen und Schwerin: das Herz hing an den Dienst. Zwar verheirathete er sich mit der Tochter des Obersten Mehling, der im Polnischen große Güter hatte, und ihm das Gut Gerissunde gab. Dann kaufte Blücher ein eigenes Landgut bei Stargard, und erwarb sich bei seinen Standesgenossen solche Achtung, daß der Adel des Kreises ihn zum Landrath wählte, und selbst dem Könige blieben die Verdienste, welche er sich durch Verstand und Sorge für das allgemeine Beste erwarb, nicht verborgen. Friedrich gab, wenn er zur Musterung nach Pommern kam, ihm mehrmals Audienz, lieh ihm zur Verbesserung seiner Güter Geld ohne Zinsen; vergebens suchte Blücher jedoch im bayerischen Erbfolgekriege eine Anstellung im Heere. Endlich nach fünfzehn Jahren (23. März 1787) wurde er durch Bischofswerders und Göckingks Empfehlung bei einer Truppenmusterung, wo er durch kühne Behandlung seines Pferdes und durch kriegerische Haltung die Augen des neuen Königs auf sich gezogen, zum Major seines früheren Husaren-Regiments ernannt, seine Bestallung auf den 14. April 1779 zurückdatirt, und er damit dem Major v. Jägersfeld vorangestellt. Schon im September 1787 machte er den Zug der Preußen nach Holland mit, wo keine Lorbeern zu gewinnen waren, weil die Patrioten stets

beim ersten Angriff davon liefen; Blücher ward aber 1788 Oberstlieutenant und 1790 Oberst. Im Feldzuge gegen die revolutionären Franzosen stand er 1793—1795 unter Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels am Niederrhein. Es ging ihm wie vielen höchst achtungswerthen Personen, welche sich Anfangs freueten, daß die Franzosen aus langer Unterdrückung sich erhoben; aber bald sich von den ränkevollen und blutgierigen Machthabern, welcher eine größere Tyrannei mit größern Greueln an die Stelle setzten, mit Widerwillen abwandten. Blücher erwarb sich mit seinem schwarzen und braunen Husarenregimente durch Herzhaftigkeit, Geistesgegenwart und kühne Unternehmungen im preußischen wie im österreichischen Heere einen ausgezeichneten Ruf. Die Franzosen wurden 1793 aus Breda, Antwerpen ꝛc. vertrieben, die Oesterreicher unter Coburg, die Preußen unter Knobelsdorf, die Engländer unter York rückten in das französische Flandern ein; zersplitterten aber ihre Kräfte, weil Alles nach den Regeln der Kriegskunst gehen, Zeit, Ort und Umstände dabei oft unberücksichtigt blieben. Hier machte Blücher auch die Bekanntschaft mit dem gelehrtesten Offizier des österreichischen Heeres, Obersten Mack, und doch welch' anderes politisches Ergebniß hatte das Wirken dieses Mannes des Wissens, als Blüchers, des Mannes des Könnens, der That! — In Flandern soll er einst sein Quartier in Homme nehmen, fand den Ort vom Feinde besetzt, vertrieb und verfolgte ihn bis nach Fleurs bei Lille; da überfiel ihn die französische Reiterei, und als er sich zurückziehen wollte, suchte feindliche Infanterie ihn von der Straße abzuschneiden. Blücher bedachte sich nicht lange, hieb diese zusammen, ehe die Reiterei herankam, und eilte dann zurück. Einen französischen Offizier, der ihm persönlich nahe kam, hieb er nieder und nahm dessen Pferd mit. Bei den Angriffen der Franzosen, den 7. Mai, auf Saint-Amand war es besonders Blüchers meisterhafte Bewegung, welche sie zum Rückzuge nöthigte; bei dem Angriff Coburgs auf das französische Lager zu Famars, den 23. Mai, erstürmten die Preußen die Schanzen von Hasnon und Marchiennes. Am 25. Juli überfiel Blücher eine Abtheilung Franzosen bei Sainghin, vernichtete es und nahm 4 Offiziere, 95 Gemeine und 40 Pferde. Bei dem Marsche nach Luxemburg sah er am 12. September eine Abtheilung Oesterreicher von der Uebermacht hart bedrängt, eilte aber, trotz der Ermüdung der Seinen, zur Hülfe; der Feind verlor 400 Mann. Coburg dankte verbindlich, und die Einwohner von Luxemburg äußerten: „In sechs Wochen haben wir Franzosen und Oesterreicher genug, aber keine Thaten gesehen; die Preußen kommen Abends an, schlagen die Franzosen und setzen ihren Marsch fort.“ Im September erhielt er mit seinem Regimente die Vorposten des Hauptheers bei Saint-Wendel.

Bei dem Angriffe des Herzogs von Braunschweig auf die feste Stellung der Franzosen bei Bliescastel, wie in den siegreichen Schlachten bei Kaiserslautern den 30. November, wo die Feinde 6000 Mann einbüßten, zeigte Blücher eben so viel Scharfblick und List, als Muth und Entschlossenheit; am folgenden Morgen war er wieder hinter ihm her, und berichtete lakonisch dem Herzog: „Der Feind retirirt nicht, er flieht! Ich folgte ihm nach Homburg, gerieth aber in Gefahr, abgeschnitten zu werden, weil der österreichische Parteigänger Szekaly, dem eine Kriegskasse in die Hände gefallen, mir nicht gefolgt war;" aber auch hier wußte Blücher sich aus der Schlinge zu ziehen. Bei einer Rekognisirung, welche ihm der Herzog auftrug, drang er bis Zweibrücken vor, wo die Franzosen alle Weinkeller versiegelt und für Eigenthum der Nation erklärt hatten. Er ließ die Siegel abreißen, und blieb so lange, bis die Bürger das Ihre zurückgenommen hatten, und behandelte die feindlichen Einwohner stets mit freundlicher Schonung, wie er auch für seine Soldaten eifrig besorgt war, zwar Anstrengung forderte, aber sie nicht nutzlos aussetzte. Verwundeten Kriegsgefangenen nahm er sich stets menschenfreundlich an, und wußte aber auch die Franzosen, welche gefangene preußische Husaren unmenschlich umgebracht, durch Drohungen der Wiedervergeltung zur Menschlichkeit zu zwingen. Bei Kirweiler waren die Franzosen 6000 Mann stark vorgerückt, und Blücher hatte bloß sein Husarenregiment bei der Hand. Rasch stellte er jedoch dem Feinde ein Bataillon entgegen, umging mit den andern eine Anhöhe, und griff sie mit solchem Ungestüm an, daß er einen glänzenden Sieg errang und der Feind 600 Mann und 6 Kanonen verlor. Zum General-Major befördert (4. Juni) und mit Truppen verstärkt, gab es täglich blutige Gefechte. Mit Uebermacht drangen die Franzosen vor (13. Juli); Blücher rief den Seinen zu: „Haltet heute nur aus, es gilt Preußens Ehre!" und die Mannschaft wich keinen Schritt, obgleich sie dreimal ihre Patronen verschossen hatten; da lockte Blücher den Feind mit einer kühnen Schwenkung aus seiner vortheilhaften Stellung, stürzte dann mit seinen Husaren auf ihn ein, nahm den General Laboissiere, 1 Obersten und 80 Mann gefangen. Der Uebermacht mußte das Heer jedoch weichen, und Blücher deckte durch kühne Unternehmungen den Rückzug. Am 18. September überfiel er das feindliche Lager auf dem Patteberge, und es gelang ihm hier, wie bald darauf bei Hochspeier, durch übermenschliche Anstrengung den Feind zu werfen, dann trug er zum dritten Siege der Preußen bei Kaiserslautern, den 20. September 1794, der den Franzosen 7000 Mann kostete, wesentlich bei. Zwar hatten Hohenlohe und Möllendorf über seine zur „Unzeit" gewagten Unternehmungen Manches zu tadeln. Der König gab ihm jedoch den

rothen Adlerorden. Dieser Sieg war die letzte Waffenthat der Preußen, welche nach dem unglücklichen Rückzuge der Oesterreicher aus den Niederlanden sich ebenfalls auf das rechte Rheinufer ziehen mußten. Blücher hieß schon damals der zweite Ziethen: er hatte dem Feinde 4000 Gefangene, 1500 Pferde, 5 Fahnen, 11 Kanonen genommen, und sein Regiment bloß 6 Mann als Gefangene eingebüßt. Nach dem Baseler Frieden erhielt Blücher sein Standquartier zu Aurich, wo er sich zum zweiten Male, mit der Tochter des Kammer-Präsidenten v. Colomb verheirathete, und zog dann als Befehlshaber der Vorhut des zum Schutze der Neutralität des nördlichen Deutschland aufgestellten, aus 25,000 Preußen, 15,000 Hannoveranern und 2000 Braunschweigern unter dem Herzog aufgestellten Heeres nach Münster, und wußte durch seine Persönlichkeit die Abneigung der katholischen Einwohner, wie der französischen Emigranten zu überwinden.

Manche Wünsche über Erneurung des Krieges gingen nicht in Erfüllung, Friedrich Wilhelm III. hatte bei seiner Thronbesteigung manche bessern Einrichtungen im Staatshaushalte ꝛc. zu machen, und Blücher, eben General-Lieutenant geworden, erhielt nach dem Frieden von Lüneville 1801 den Auftrag, Erfurt, Mühlhausen und Münster im Namen des Königs in Besitz zu nehmen, und wurde den 19. Februar 1803 Gouverneur der letzteren Stadt und ihres Gebietes. Die Besetzung Hannovers durch die Franzosen (1803) brachte ihn wie den Staat in eine mißliche Lage, wobei fremder Uebermuth und eigne Ansicht vielfach mit der friedlichen Politik und den Befehlen der Regierung in Streit kam. Indeß führte er dort wie in Pyrmont ein munteres Leben, spielte gern und hoch, weil das Wagen ihm Bedürfniß war; sein Gradsinn, seine Männlichkeit war aber in der Zeit der Schlaffheit und Selbstsucht viel werth, verursachte ihm aber manchen Kampf, und seine Ansicht, daß mit Kraft dem Umsichgreifen Napoleons gewehrt werden müsse, manchen Verdruß.

Unvermeidlich schien der Krieg, als die Franzosen von Hannover aus durch das neutrale preußisch-anspachische Gebiet gegen Oesterreich zogen. Das preußische Heer stand schlagfertig, Hannover wurde von Preußen besetzt, englische, schwedische und russische Kriegsschaaren landeten im nördlichen Deutschland, Graf Haugwitz ging mit einer Kriegserklärung an Napoleon, wofern dieser nicht Deutschlands Sicherheit gewährleisten wollte; ließ sich aber, ohnehin der Allianz mit Frankreich geneigt, erst von diesem hinhalten und nach der Schlacht bei Austerlitz einschüchtern (s. Karl Wilhelm Ferdinand), glaubte dann vielleicht durch Erwerb Hannovers (was Napoleon nicht zu verschenken und er ohne Englands Beistimmung nicht anzunehmen hatte), dem Staate, dessen Grenzen dadurch allerdings sehr verbessert wurden,

einen großen Dienst geleistet zu haben, entzweite ihn aber mit den bisherigen Freunden und erregte Unwillen in ganz Deutschland und selbst in Preußen.

Neue Ränke und Treulosigkeiten zwangen Preußen endlich, im Herbst 1806 das Schwert zu ziehen. In Unterhandlungen verging kostbare Zeit; die Friedenspartei glaubte nicht oder wollte nicht glauben, daß Napoleon angreifen würde, und dieser hatte den preußischen Gesandten Lucchesini zu täuschen gewußt. Während sich jedoch 57,000 Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig, 23,000 Preußen und 20,000 Sachsen unter Hohenlohe, 27,000 Preußen (wobei Blücher war und die Vorhut des ganzen Heeres erhielt) unter Rüchel (also 127,000 Mann) bei Erfurt sammelten und Reserven unter Eugen von Würtemberg zusammengezogen wurden, organisirte Napoleon 200,000 erlesene Truppen bei Würzburg, dessen Großherzog, Bruder des deutschen Kaisers und früher in Toskana, sich ganz in seine Arme geworfen, und brach mit ihnen den 7. Oktober plötzlich an der Saale hervor, während der preußische Feldherr ihn von der entgegengesetzten Seite erwartete und das Saalthal unter Tauenzien nur schwach besetzt hielt. Bei Saalfeld fiel am 10ten der Prinz Louis, welcher, von seiner verwegenen Hitze hingerissen, gegen Befehl vorgedrungen war, und sich lieber niederhauen, als gefangen nehmen ließ. Dadurch wurde der linke Flügel der Preußen überflügelt, der wichtige Saalpaß bei Kösen und Naumburg mit seinen Magazinen gingen verloren, und am 14. Oktober die Doppelschlacht bei Jena-Auerstädt. Blücher trieb zwar die Franzosen bei Hassenhausen zurück. Der Herzog beschloß einen Hauptangriff, wollte aber erst alle Truppen heran haben; dadurch gerieth Blücher in eine sehr bedrängte Lage, denn die Feinde standen ihm in Uebermacht und geschlossenen Schaaren, reichlich von Geschütz unterstützt, entgegen; jetzt aber machte Napoleon, der eine entscheidende Schlacht wünschte, den Angriff. Der Herzog fiel (s. oben), und hatte vergessen, einen Rückzugsort zu bezeichnen. Trotz der Tapferkeit, womit sich einzelne Heertheile schlugen, und der Unterstützung frischer Truppen, welche der König selbst herbeiführte, trotz der Abtheilungen, welche noch gar nicht zum Schlagen gekommen waren, und die Schlacht einen Augenblick zum Stehen brachten, drangen die Franzosen heftiger vor. — Jetzt gab man voreilig die Schlacht verloren und gebot den Rückzug. Blücher sucht voll Erbitterung den König auf, erbietet sich, mit dem kampffähigen Theil des Heeres noch einen Hauptangriff zu machen, und erhält die Erlaubniß. Er eilt eben, sich auf den Feind zu stürzen, als der Befehl kommt, nach Weimar zu retiriren, weil man dort, mit Hohenlohe vereint, am folgenden Tage die Schlacht erneuern wolle; Blücher muß den Rückzug

decken. Hohenlohe war aber an demselben Tage bei Jena geschlagen und sammt Rüchel verwundet; auch hier ist also die Verwirrung vermehrt durch die Nachrichten von gegenseitigen Niederlagen, und keine Vorkehrungen für den Rückzug sind getroffen, der deshalb verderblicher wird, als die Schlacht. Denn der Verlust derselben entstand nicht durch Mangel an Tapferkeit des preußischen Heeres, sondern durch Napoleons Feldherrntalente und die kraftvolle Einheit der Leitung, wodurch die einzelnen preußischen Heerestheile gesprengt und einzeln aufgerieben wurden. Was sich den 15ten bei Sömmerda gesammelt hatte, wurde vom Könige dem General Kalkreuth übergeben, wobei Blücher den Nachtrab führte. Während die Franzosen eifrig nachdrängten, fanden sie den Weg von Weißensee auf Sondershausen bereits mit französischen Dragonern unter Klein besetzt, während Lasalle von der linken Seite kam. Ermüdet und ungeordnet war den Preußen das Durchschlagen kaum möglich. Da rettete Blüchers Kriegslist. Von einem Trompeter und einigen Offizieren begleitet, sprengt er an die Feinde und verlangt den Befehlshaber zu sprechen. Man will ihm die Augen verbinden, er erklärt: „So lange ich lebe, will ich auch sehen können," man läßt ihn durch, und er meldet Klein, es sei bereits ein Waffenstillstand geschlossen und der Friede eingeleitet, und beruft sich auf den Obersten Massenbach, der allerdings behaupten konnte, daß ein Brief des Kaisers mit Anträgen vom König beistimmend beantwortet sei. Klein ließ sich täuschen, gestattete nicht allein den Durchzug nach Greußen, sondern gab sogar einen Offizier mit, um Lasalle vom Waffenstillstand zu benachrichtigen; glücklich erreichten sie Nordhausen. Hier fand Blücher eine ehrenvolle Aufforderung des Fürsten von Hohenlohe, einen Entwurf zum weiteren Rückzuge über den Harz zu machen. Mit Knesebeck ordnete er ihn in drei Züge unter Hohenlohe, Kalkreuth, er selbst übernahm den Zug des Geschützes, als den gefährlichsten: die Vereinigung sollte unter den Kanonen Magdeburgs erfolgen. Obgleich die Feinde schon bis Halberstadt streiften, erreichte er den 21sten Wolfenbüttel, verabredete mit dem Herzoge von Weimar bei Sandau über die Elbe zu gehen, und traf hier am 24sten ein, nachdem er mit völlig entkräfteter Mannschaft in sieben Tagen 34 Meilen zurückgelegt und einen bewunderswürdigen Rückzug gemacht hatte! Wären hier die andern beiden Führer zur rechten Zeit eingetroffen, so würde, gestützt auf Magdeburg, dem Feinde ein schnelles Vorrücken auf Berlin und gegen die Oder sehr erschwert worden sein. Statt dessen erhielt er von Hohenlohe, der bei Magdeburg vom Commandanten Kleist keine Unterstützung gefunden, den Befehl, auf Prenzlau zu marschiren, wo die Vereinigung statt finden solle, um Stettin und

die Oder zu erreichen. Obgleich Blücher erklärte, daß er die Nachtmärsche mehr als den Feind fürchte, so war er doch den 28sten schon zu Boitzenburg unweit Prenzlau angekommen, als die niederschlagende Nachricht kam, Hohenlohe habe dort vor Mürat und Lannes das Gewehr gestreckt. Blücher, mit 12,000 Mann durch diese beiden Feldherren von der Oder und durch Bernadotte im Rücken und der andern Seite bedroht, kam in die bedenklichste Lage. Rasch entschloß er sich, dennoch den Kampf nicht aufzugeben, die nach Mecklenburg entkommenen Schaaren an sich zu ziehen, bei Lauenburg über die Elbe zu gehen, um Magdeburg zu gewinnen, oder in Westphalen, wo Lestocq noch mit einigen Truppen stand, sich zu halten, und so viel Feinde als möglich von der Oder abzuziehen. Lannes, Soult und Bernadotte folgten indeß mit 80,000 Mann unablässig und unter beständigen Gefechten, worin Blücher jedoch (1.—3. Okt.) alle Angriffe glücklich abschlug. Schon hatte er den Major Grafen Chazot mit 80 Jägern nach Boitzenburg geschickt, um den Uebergang über die Elbe vorzubereiten, als dieser melden mußte, die Franzosen hätten ihn von der Elbe abgeschnitten. Er selbst wünschte dringend für die ermatteten Menschen und Pferde nur einen Ruhetag, wies aber Bernadottes Aufforderung, sich zu ergeben, mit lachendem Munde ab; ihm blieb jedoch nichts übrig, als sich nach Lübeck zu werfen, was bereits kurz vorher eine Abtheilung Schweden, welche im Lauenburgischen gestanden, gleichfalls gethan hatten. Dort hoffte er sich zu halten. Hier ließ er Abends den 5. November sein Geschütz aufpflanzen und die Trave besetzen. Doch schon am folgenden Morgen erfolgte der Angriff der Franzosen, denen es gelang, sich des Burgthors zu bemächtigen, und zwar durch einen Mißgriff des Herzogs von Braunschweig-Oels, der einen Ausfall thun ließ, und als dieser zurückgeworfen wurde, sein Geschütz nicht gegen die mit eindringenden Franzosen gebrauchen konnte. Blücher kämpfte muthig gegen die feindlichen Massen von Straße zu Straße, und, schon aus der Stadt vertrieben, griff er sie noch einmal muthig, aber vergebens an; und zog dann nach Ratkau*). Bereits war Travemünde in Feindes Hand, keine englischen Schiffe vorhanden, die Dänen unter Ewald standen drohend an der holsteinischen Grenze. Bernadotte bot von neuem eine Capitulation an; die Truppen litten an Allem Mangel, Blücher am heftigen Fieber, und heiser vom lauten Befehlen, daß er kaum sprechen konnte: da

*) Lübeck wurde drei Tage lang schonungslos und unter barbarischen Unthaten geplündert, welche der dort lebende Franzose Villers in seinen Schriften beschreibt (s. Wurms Programm).

ließ er durch Scharnhorst für seine 9000 Mann einen ehrenvollen Vertrag unterzeichnen, wobei er noch, trotz des Widerstrebens der Franzosen, beifügte: nur „Mangel an Lebensmitteln und Pulver" hätten ihn dazu genöthigt. Blücher ging nun auf sein Ehrenwort nach Hamburg; aber er hatte den Glauben an Preußens Tapferkeit aufrecht erhalten, und bewahrte den Glauben an dessen Wiedererhebung so treu in seiner Brust, daß er in Hamburg das: „Schlagt nur, wir werden Euch schon wieder schlagen," oft genug hören ließ. Obgleich ihm nun in Hamburg seine Biederkeit viele Freunde erwarb, so lag er doch dem Könige dringend an, ihn auszuwechseln. Das geschah, als Schill den französischen General Victor aufgefangen hatte; und schon sechs Tage nach erhaltener Nachricht brach Blücher von Hamburg auf, mußte aber erst auf Napoleons Verlangen in dessen Hauptquartier nach Finkenstein, und sich dort die Vortheile auseinandersetzen lassen, welche für Preußen aus einem Separatfrieden und einer Allianz mit Frankreich hervorgehen. Nach vierzehn Tagen konnte Blücher ins Hauptquartier der Preußen und Russen nach Bartenstein gehen. Hier schlug er einen Zug in den Rücken der französischen Armee vor, landete am 31. Mai mit 7000 Mann auf Rügen, wo England und Schweden Hülfstruppen senden sollten, worauf er alle in Norddeutschland zerstreueten Preußen an sich ziehen und durch einen Aufstand Magdeburg an sich bringen wollte. Doch gerade jetzt hatte Schweden Waffenstillstand gemacht, die kostbare Zeit verging; als endlich die deutsch-englische Legion auf Rügen gelandet war und Schweden am 13. Juli den Waffenstillstand aufkündigte, hatten Rußland und Preußen den 7. und 9. Juli bei Tilsit Frieden geschlossen und Preußen war dadurch um die Hälfte seines Landes gekommen. Den unmuthigeu Blücher konnte der schwarze Adlerorden vom Könige darüber nicht beruhigen; eine schwere, drückende Zeit begann für ihn als Gouverneur von Pommern, ein bitterer Kampf gegen den Uebermuth der Feinde, gegen die Schlingen, worin sich der Löwe gebunden sah, gegen die Wespenstiche feiger Schriftsteller, welche dem Unglücke Hohn zugesellten, dem Sieger Weihrauch streueten*), nach dem Muster der französischen Blätter selbst dem biedern, wohlmeinenden, wenn auch übel berathenen und unentschlossenen König und der trefflichen Königinn reichlichen Wermuth einschenkten, deren Vertrauen auf das

*) Der Verf. erinnert sich noch, welchen erbitternden Eindruck die „Feuerbrände des Kriegsraths von Cöln," die „Denkschriften Massenbachs ꝛc." damals bei dem Volke und auf ihn selbst, einen kaum fünfzehnjährigen Knaben, hervorbrachten. Was deutsch fühlte, mußte sich dieser Niederträchtigen schämen!

Volk und des Volkes Vertrauen auf die Regierung erschütterten, und auch Blücher nicht verschonten. Dieser sollte bei aller ihm nachgerühmten Tapferkeit die Capitulation von Prenzlau durch zu spätes Erscheinen verschuldet haben; Blücher forderte den Schreiber auf, sich zu nennen: es war der Major v. Massenbach, früher General-Quartiermeister des Fürsten von Hohenlohe, der gerade seine eignen Mißgriffe und Irrthümer auf diese Weise bedecken wollte. Blücher bat den König nun um ein Ehrengericht, welches ihn auf das Ehrenvollste von aller Schuld frei sprach*); aber der Unmuth über den Druck, den Preußen fort und fort litt, schwächte sogar seine Gesundheit, und manche hielten seine Aeußerung, daß Napoleon gestürzt und Preußens Macht wieder hergestellt werden würde, für Wahnsinn. Doch hatten Scharnhorst und Bülow Mühe genug, den Ungestüm des alten Feldherrn zu mäßigen, um die gefährliche Lage des Staates nicht noch zu verschlimmern.

Bei der Stimmung, welche 1809 in Norddeutschland herrschte, drang Blücher mit Eifer darauf, die Waffen durch ein allgemeines Aufgebot zu ergreifen, Stettin und Küstrin zu überrumpeln und in Westphalen einzufallen. Mit tiefem Schmerz sah er Dörnbergs, Schills und Oels Unternehmungen scheitern, Oesterreich besiegt, die treffliche Königinn Louise am gebrochenen Herzen sterben, und dadurch dem König „das Theuerste, die fromme, edle Gemahlinn" entrissen, und „Deutschland blutend aus tausend Wunden in tiefster Erniedrigung"; „Pech und Schwefel," meinte er, „müsse vom Himmel regnen, wenn es auf der Haut brenne, lerne man schon sich wehren." Ein solcher Weltbrand schien endlich 1812 zu nahen, und Blücher übte freudig und unaufhörlich seine Truppen; als aber Preußen der

---

*) Blücher selbst erklärte, der gütige Autor habe ihm wohl einen Festungs-Kommandanten gleichstellen wollen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewissen vertrauete Festung aus lauter Herzensgüte übergebe, damit sein und seiner Verwandten Häuser nicht zerschossen würden. So schmerzlich es ihm auch gewesen, seinem Vaterlande Mecklenburg und den braven Bewohnern von Lübeck Ungemach zufügen zu müssen, so würde er dennoch die Besetzung der Stadt nicht unterlassen haben, und wäre befolgt, was er befohlen, so würde sein Zweck, die Feinde so lange zu beschäftigen, bis die Russen herbeigekommen, und dadurch Preußen und Schlesien zu retten, im größern Maße erreicht worden sein. Indeß mußten selbst die Franzosen bekennen: „Le vieux chef de troupes legères à montré dans cette lonque retraite, à quel point le courage, la constance et la fermeté de caractère peuvent supplièr aux talens etc."; daß es dem Alten auch nicht an Talent fehlte, zeigte er den Franzosen später, und hier hatte er Scharnhorst zur Seite, der Lübecks Besetzung billigte.

Nothwendigkeit nachgab, und sogar den Franzosen gegen Rußland beistand, schonte er, der 1809 zum General der Cavallerie ernannt worden, die Franzosen ꝛc. in Wort und That nicht mehr, so sehr Bülow ihn niederzuhalten suchte; daher er das General-Commando dem General-Lieutenant Tauenzien übergeben mußte, jedoch mit der geheimen Zusicherung, im Falle eines Krieges ihn zur höchsten militärischen Stelle zu erheben. Blücher ging nun auf sein Gut Künzendorf bei Neisse, welches ihm der König für seine Verluste und Forderungen gegeben hatte; hier fand er auch Scharnhorst, der, um Napoleons Verdacht abzulenken, seine Stelle im Kriegs-Ministerium niedergelegt hatte.

Der Rückzug der Franzosen aus Rußland erhob das jugendliche Herz des einundsiebenzigjährigen Feldherrn zur vollsten Begeisterung, er wollte sogleich losschlagen; die Verhältnisse des Staates erheischten jedoch Vorsicht, bis die rechte Stunde erschienen war. Der König ging nach Breslau, und Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Knesebeck u. a. folgten dahin. Nun erfolgte das Bündniß mit Rußland den 1. März und der Aufruf an Volk und Heer am 17. März: Blücher erhielt den Oberbefehl über die Hauptmacht in Schlesien mit dem ihm höchst erfreulichen Auftrage, bevor Napoleon mit einem neuen Heere heranrücke, so weit als möglich vorzudringen, und er zeigte sich als der rechte Mann der That. Den Cottbusser Kreis sogleich wieder für Preußen in Besitz nehmend, zog er am 30. März in Dresden ein, wo Davoust die schöne Elbbrücke gesprengt hatte, rief die Sachsen zur Vereinigung, und seine Truppen zur strengsten Mannszucht unter ihren „deutschen Brüdern" auf*). Am 2. April rückte Blücher auf Altenburg vor, wo er, durch höhere Befehle gehemmt, erst am 14ten anlangte, und hier wiederum vierzehn Tage ruhen mußte, weil die Russen nicht

*) Der Beitritt des Königs von Sachsen würde den Verbündeten das Vorrücken sehr erleichtert haben; er, allerdings in bedenklicher Lage, war erst nach Regensburg, dann nach Prag gegangen, um sich Oesterreichs Politik, wie er sagte, anzuschließen. Dadurch setzte er sein Land allen Greueln des Krieges aus, wobei seine französischen Freunde die schlimmsten waren: wie der sächsische Oberst Odeleben, ein Verehrer Napoleons, in seinem „Napoleons Feldzug in Sachsen" gesteht, „der, zugleich die Verdienste rühmt, welche sich der General-Lieutenant Gersdorf, die egoistische Politik Sachsens leitend und die Spionerie eines Fouché's, Savary und Davoust übertreffend, um Napoleon und die Franzosen erwarb. So lieferte er diesem eine Abschrift der wichtigen Convention von Trachenberg, also den Feldzugsplan, für 250 Napoleonsd'or! Und solcher Schande rühmt man sich noch?" sagt Schlosser.

herankamen, und Kutusow, dem es mit einem Kriege außerhalb Rußlands nie rechter Ernst gewesen, Verstärkung erwarten wollte. Erst Kutusows Tod bei Bunzlau und Wittgensteins Ernennung brachte die Marschordre; für den eigentlichen Zweck freilich zu spät. Zwar hatte der streifende Major v. Hellwig am 13ten die Bayern unter Rechberg bei Langensalza überfallen und fünf Kanonen als erste Siegeszeichen und „Vorboten größerer Kriegsbeute“ gebracht; Blüchers Sohn, Husaren-Major, bei Eisenach am 15ten ein herzoglich sächsisches Bataillon gefangen genommen, und der Alte sie so herzlich als Waffenbrüder willkommen geheißen, daß sie sogleich in preußische Dienste traten; aber Napoleon hatte Zeit gefunden, sein Heer bei Erfurt zu sammeln, und den 29. April bei Naumburg sich mit seinem Stiefsohn, Eugen, der von Magdeburg und Halle gekommen war, zu vereinigen, und den 30sten, 120,000 Mann stark, über Weißenfels auf Leipzig vorzurücken. Dahin zogen nun auch die Verbündeten mit 80,000 Mann, unter Wittgensteins Oberbefehl, in der Absicht, nach Scharnhorsts Plan die Franzosen auf ihrem Marsch anzugreifen, zu durchbrechen und aufzurollen, und Odeleben gesteht, daß der überraschte Napoleon an diesem Tage und in dieser Richtung keine Schlacht erwartete. Wittgenstein führte indeß den Stoß nicht kräftig genug aus, und traf bei Groß-Görschen zuerst auf Ney, der sich hartnäckig wehrte; der von Hecken und Gräben durchschnittene Boden hinderte die überlegene Reiterei der Verbündeten, und Blücher sah sich mit derselben auf die Behauptung der Dörfer angewiesen, während er die Feinde bei Lützen umgehen und eine Entscheidung herbeiführen wollte. Von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten, die Tapferkeit der neuen preußischen Freiwilligen übertraf jede Erwartung! Zweimal drangen sie wüthend vor, Kaja ward genommen, ganze französische Bataillone nahmen die Flucht, da ließ Napoleon, der auch hier sein Feldherrntalent nicht verleugnete, die junge Garde unter Mortier mit 80 Kanonen vorrücken, die brennenden Dörfer kamen wieder in seine Gewalt; Groß-Görschen, der Mittelpunkt des Schlachtfeldes, ward jedoch von den Verbündeten behauptet. Man brach die Schlacht ab; in der Nacht machte jedoch Blücher mit seinen Reitern einen Angriff auf das feindliche Lager und setzte es in Allarm, bis ihn ein Hohlweg hemmte; einige hundert Schritte weiter, so war der Kaiser mit seinem Gefolge gefangen. Blücher wollte sowohl den Franzosen zeigen, daß keine Entmuthigung herrsche, als Wittgenstein, was mit solcher Reiterei auszurichten sei. Zehntausend Verbündete, darunter 8000 Preußen, welche sich leidenschaftlich in den Kampf gestürzt hatten, lagen auf dem Schlacht-

felde*), und größer (15,000) war die Zahl der Franzosen; jene hatten auch 12 Kanonen und 800 Gefangene genommen, diese kein Siegeszeichen und nur wenig Schwerverwundete in ihre Gewalt bekommen. Bei besserem Oberbefehl wäre ein glänzender Sieg den Verbündeten zu Theil geworden! Blüchers Benehmen fand überall, auch bei dem Kaiser Alexander, der ihm den St. Georg-Orden zuschickte, die wärmste Anerkennung. Er wollte am folgenden Tage den Kampf erneuern, und Leipzig, welches Lauriston am Tage vorher genommen hatte, wieder gewinnen; Wittgenstein fand das verwegen, und befahl den Rückzug, die Fürsten wünschten ebenfalls nicht Alles auf den ungewissen Erfolg einer Schlacht zu setzen. Mit Unwillen leistete Blücher Folge: „Immer noch die alte Leier!" wiederholte er, „rückwärts wollen sie mit ihrer Gelehrsamkeit den Sieg suchen. In's Teufels Namen, vorwärts liegt er, druf! Dann geht's, anders nicht!" — Die Verbündeten zogen den 12. Mai in das feste Lager bei Bautzen, während Napoleon den König von Sachsen drohend nöthigte, von Prag nach Dresden zu kommen**). Zu Blüchers Verdruß zeigten Wittgensteins Befehle, daß er es wieder auf Vertheidi-

*) Scharnhorst war stark, Blücher schwächer verwundet; der Prinz von Homburg fiel: sein Denkmal steht in Görschen, und in der Nähe bezeichnet ein anderes den Platz, wo die Monarchen sich während der Schlacht aufhielten (s. meine Reise durch Sachsen nach Böhmen und Oesterreich. Bd. I.). Napoleons Büllets schätzt die Zahl der Verbündeten auf 150 bis 200,000 Mann, um seinen sogenannten Sieg glänzender zu machen, der auch wirklich den alten Glauben an seinen Glücksstern auffrischte. Die Preußen waren aber 33,350, die Russen nur 35,775 Mann stark, denn ihre Infanterie war größtentheils zurück.

**) „Ich will," hieß es, „daß der König sich erkläre, dann werde ich — sehen, was ich zu thun habe; wenn er gegen mich ist, wird er Alles verlieren, was er hat." Er mußte den Franzosen seine 12,000 Mann Soldaten überlassen, deren Reiter Napoleon sehr zu statten kamen, Torgau übergeben, obgleich der Commandant Thielemann erst 6 Tage vorher des Königs Billigung erhalten hatte, die Festung ihnen nicht zu eröffnen. Volk und Heer waren nicht damit zufrieden und Thielemann ging zu den Verbündeten über. Dem Könige selbst wurde diese undeutsche, von den Franzosen freilich gepriesene Bundestreue sehr verderblich, „während," wie Schlosser sagt, „ein Tyrann, wie der König von Würtemberg, und ein Franzosenfreund, wie der König von Bayern, welche Deutschland verkauft hatten, durch den von Oesterreich übereilten Rieder Vertrag durchschlüpften." — Aber hatte denn Napoleon des Sachsen-Königs Anhänglichkeit verdient, welche mit den Pflichten gegen sein Land im Widerspruche stand? Poniatowski bildete in Polen Konföderationen, regte seine Landsleute für Napoleon auf, hatte 50,000 Mann unter Waffen. Etwa für den König von Sachsen, als Großherzog von Warschau? Nein, er sah für sich ein Königreich unter französischem Vasallenthum im Hintergrunde. Napoleon benutzte die Polen blos für seine Zwecke.

gung abgesehen habe, während jener die Franzosen angreifen wollte, ehe sie alle beieinander waren. Napoleon, der mit Uebermacht erschien, und durch Ney die rechte Flanke der Verbündeten umgehen ließ, und dadurch die Festigkeit ihrer Stellung aufgehoben hatte, konnte doch am 20sten nach fünfstündigem Kampfe nur die Stellungen des Vordertreffens überwältigen. Blücher stand noch trotzig auf denselben Hügeln, die er von Anfang eingenommen. Am folgenden Tage wurde die russische Vorhut unter Barclay zum Rückzug von Gleina nach Baruth genöthigt, wobei Preitiz verloren ging, und Blüchers Rückzugspunkt gefährdet wurde. Dieser ließ daher sogleich Ney angreifen und trieb ihn hinter Klein-Bautzen zurück; aber jetzt wurde er durch Soult und Ney mit einer Menge Geschütz in der Fronte und im Rücken angegriffen und er mußte die lang vertheidigten Höhen von Kreckwitz verlassen; York kam zur Unterstützung zu spät. Die Wiedereroberung hätte zu viel Blut gekostet, daher wurde die Schlacht wiederum abgebrochen. — Napoleon aber gereichte der Kampf seiner 140,000 Mann gegen 90,000 Russen und Preußen nicht zum Segen; er hatte 30,000 (die Verbündeten 13,000 Mann) eingebüßt, keine Gefangenen und nichts als fünf unbrauchbare Kanonen gewonnen, und rief daher unmuthig aus: „Wie, nach solchem Gemetzel kein Erfolg, keine Kanone, kein Gefangener?" Und wo er heftig nachdrängte, da donnerten ihm Kanonen entgegen, welche am 22sten den Jäger-General Kirgener und den Marschall Düroc, des Kaisers Freund und Jugendgenossen, hinwegrafften. Am 26sten legte Blücher den Franzosen bei Haynau einen Hinterhalt, ließ Dolffs mit 3000 Mann auf ein gegebenes Zeichen einhauen, die französischen Vierecke sprengen, 1500 Mann niederhauen, 3—400 Mann gefangen, 11 Kanonen nehmen, während die Preußen nur 70 Mann, darunter jedoch den tüchtigen Oberst Dolffs, verloren. Wie anders, wenn statt des schwerfälligen Wittgenstein der kühne Blücher den Oberbefehl geführt hätte! Unter Barclay de Tolly ging's nicht besser. Der Rückzug*) an die böhmische Grenze nach Schlesien, wie der Waffenstillstand am 4. Juni, waren Blücher höchst verdrießlich, jedoch zeigten Napoleons geringe Erfolge (denn früher hätte er nur nach bedeutenden Vortheilen eingewilligt),

---

*) Die neuern Denkschriften haben die bisher unerklärliche und Blücher verhaßte rückgängige Bewegung erklärt. Die durch den Gewaltmarsch von Moskau bis Dresden erschöpften Russen wollten ihre Armee hinter die Oder führen, um sich dort in sechs Wochen schlagfertig zu machen, Munition herbei zu schaffen ꝛc. Aber wie ging es dann mit Oesterreichs Beitritt? und die preußische Armee stand allein! Daher zog man nach Schlesien und unterhielt die Verbindung mit Böhmen, daher bewilligte man den Waffenstillstand!

und gewährte ihm keinen Vortheil (l'armistice fut une faute: sagt Thibaudeau). Hoffte er in dieser Zeit entweder seinen Schwiegervater Franz oder den Kaiser Alexander, dem er auf Kosten Oesterreichs verschwenderisch Concessionen anbot, auf seine Seite zu ziehen, oder jedenfalls sich aus Frankreich, Italien und den Rheinbundstaaten ansehnlich zu verstärken, so war doch der Gewinn auf Seiten der Verbündeten größer; Oesterreich fand Zeit, sich vollends zu rüsten und die Russen Verstärkungen an sich zu ziehen: um Oesterreichs Beitritt willen hatte man auch die Verbindung mit Böhmen sich stets zu erhalten gesucht. Endlich brach den 16. August der Krieg wieder los. Der Starrsinn Napoleons hatte nicht einmal Danzig, Warschau, die Elb- und Weser-Departements und Illyrien herausgeben wollen, und doch mußte er bei einiger Besonnenheit fühlen, daß er ein gefährliches Spiel treibe! Er konnte aber seinen alten Trotz und seine Prahlerei auch in Briefen gegen Metternich und Kaiser Franz nicht lassen. Nach dem zu Trachenberg verabredeten Feldzugsplan stand das Hauptheer, 230,000 Oesterreicher, Preußen unter Kleist und Russen unter Wittgenstein, unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg und den drei Monarchen in Böhmen; das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, 150,000 Mann, worunter nur 20,000 Schweden nebst Preußen unter Bülow und Tauenzien, Russen unter Winzingerode und Wallmoden; das schlesische Heer 90,000 Mann unter Blücher, wovon 40,000 Preußen unter York, die übrigen Russen unter Langeron und Sacken: griff Napoleons Hauptmacht die eine dieser Armeen an, so sollte sie ausweichen und die andern dann nachrücken. Blücher erklärte jedoch, daß ihm frei stehen müsse, den Feind, wo er es zweckmäßig finde, anzugreifen, und war der Erste auf dem Platze; „die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende nehmen; er werde schon den Takt ohne Noten schlagen.“ Blüchers Stand war jedoch schwierig, die Mehrzahl seines Heeres bildeten Russen, deren eifersüchtige Generale erst nicht recht gehorchen wollten und Blücher für einen „alten Tollkopf“ hielten; an Gneisenau hatte er jedoch nach Scharnhorsts Tode eine treffliche Stütze. Am 19. Aug. traf Blücher Ney mit 20,000 Mann, von den übrigen französischen Heerhaufen getrennt, bei Grodizberg, und machte sogleich einen Angriffsplan, der das ganze Corps dieses sogenannten „Tapfersten der Tapfern“ genöthigt haben würde, die Waffen zu strecken, wenn Langeron nicht, auf geheime Instruktionen gestützt, den Gehorsam verweigert hätte. Indeß war Napoleon selbst mit seinen Garden ꝛc. herbeigekommen, um Blücher zuerst einen Schlag zu versetzen, der sich aber, um Napoleon hinzuhalten, nun seinerseits hinter die Katzbach zurückzog. Sobald er jedoch bemerkte, daß

Napoleon eiligst, den 23sten, nach Dresden, dem Mittelpunkte seiner Stellung, gegen das heranrückende böhmische Heer umgekehrt sei (nachdem er 70,000 Mann unter Macdonald in Schlesien gelassen, 90,000 Mann unter Oudinot gegen Berlin geschickt hatte): beschloß Blücher, den 26sten anzugreifen, obgleich Langeron und York viele Einwendungen machten. Die Franzosen hatten aber ihrerseits schon den Uebergang über die Katzbach und „wüthende Neisse" begonnen; Blücher ließ sich jedoch, obgleich die Schlacht nun am rechten Ufer des Flusses statt finden mußte, bei der Nachricht, „der Feind stehe ihm im Rücken", nicht irre machen; er hatte hier, wie bei ähnlichen Gelegenheiten nur Eine derbe Antwort. Zum ersten Male als Oberfeldherr eines ganzen Heeres eine Schlacht lenkend, malte sich Freude in seinen Zügen: jeder Zoll ein Held! „Heute gilt's!" rief er seinen schlagfertigen Schaaren zu; und als der Kanonendonner vom Taubenberge zeigte, daß der Feind die Neisse überschritten, fuhr er fort: „Nun, Kinder, habe ich Franzosen genug herüber, — nun, vorwärts!" und mit dem Rufe: „Es lebe der König!" setzten sich die Truppen unter strömendem Regen in Bewegung. Kein Gewehr ging los, der Boden war ein Morast, von den Bergen brauseten die Bäche; aber mit Kolben und Bajonnet drangen die begeisterten Preußen wüthend ein. „Heut' geht's gut, Vater Blücher!" riefen die Soldaten; „Wird noch besser kommen, paßt man uff!" war die Antwort. Da sprengte die feindliche Reiterei heran, die Gewehre konnten nicht abgefeuert werden, und Langeron, in der Meinung, Blücher werde die Schlacht nicht annehmen, hatte seine Kanonen gegen Jauer vorausgeschickt! — Da stellte sich Blücher selbst, von Begeisterung glühend, an die Spitze der Reiterei, und warf sich unwiderstehlich auf die französische; zur rechten Zeit fiel die russische dieser in die Flanke, und die Franzosen, durchbrochen, umwickelt, wurden niedergeritten, niedergehauen oder nahmen die Flucht, Tausende kamen in der Neisse und Katzbach um, Tausende bei der eifrigen Verfolgung, welche Blücher sogleich am Morgen bewerkstelligte, und wodurch er den Verlust der Feinde erst recht groß machte; täglich und stündlich wurden Gefangene eingebracht, aber unaufhörlich rief Blücher den Seinen zu: „Nur vorwärts! Ihr erspart dadurch eine neue Schlacht." Es war ein Wirrwarr unter den Franzosen, wie an der Beresina, die Reiter warfen die Fußgänger nieder und setzten über ihre Leiber, diese stießen mit dem Bajonnet gegen ihre eigenen Reiter: alles drängte und kämpfte, um sich zu retten, unbekümmert um das Schicksal der Niedergetretenen (s. Wirth). So verschlangen in vier Tagen vier Gebirgsbäche Schlesiens Macdonalds schöne Armee. An der Queis machte Blücher einen Ruhetag, ließ Victoria schießen, ein Te Deum singen, und dankte dem Heere,

welches Mühe und Entbehrungen willig getragen, und durch seine Tapferkeit ganz Schlesien befreiet, 18,000 Gefangene gemacht, 103 Kanonen ꝛc. erobert habe, und doch fand man nachher noch 2000 Gefangene, 2 Kanonen ꝛc. mehr, als er angegeben. Das war ein wirklich glänzender Sieg mit verhältnißmäßig geringen Opfern. — Eben so wichtig war der Sieg von einer andern Seite betrachtet. Alle Eifersüchtelei und alles Mißtrauen war im Heere verschwunden: Langeron fühlte, daß Blücher selbstständig zu handeln verstehe; Yorks starrer Sinn beugte sich, Sacken zeigte Vertrauen und Dankbarkeit, als er merkte, wie warm Blücher seiner in den Berichten gedacht; die Russen sahen in ihm ihren Suwarow erstanden, und nannten ihn nach seinem donnernden: Vorwärts! Die preußischen Soldaten, wie die Bewohner Schlesiens vereinigten sich in seinem Lobe, Deutschland vernahm die Siegesnachricht mit Frohlocken, und die drei Monarchen ehrten den Feldherrn mit neuen Orden und Dankschreiben.

War auch an demselben Tage die Schlacht bei Dresden verloren gegangen (Napoleon hatte sich in seinem Vertrauen „auf die österreichische Langsamkeit" nicht getäuscht), so hatte doch die Schlacht bei der Katzbach und die vier Tage später erfolgte Schlacht bei Kulm (30. August) Alles wieder gut gemacht (s. Kleist). Blücher rückte gegen die Lausitz vor; als ihn jedoch Napoleon nochmals überraschen will (4. September), zieht er sich gegen die Katzbach umsichtig zurück, dem böhmischen Heere einige Ruhe zu schaffen. Napoleon mußte in aufreibenden Märschen wieder nach Dresden zurück, wo er viel zu lange verweilte, obgleich er eine Thätigkeit entwickelte, die im Felde nur von Blücher und im Kabinette von Stein aufgewogen wurden. Den 13. und 17. September drang er bis Nollendorf vor, mußte sich aber mit Verlust zurückziehen. Die Schlachten bei Groß-Beeren, den 23. August, und bei Dennewitz, den 6. September (s. Bülow), verschlimmerten seine Lage. — Indeß rückte Bennigsen mit Verstärkung aus Polen herbei; er sollte an Blüchers Platz treten, und dieser zum Hauptheere ziehen; doch Blücher machte Gegenvorstellungen, und zwar durch einen vertrauten Offizier, der zugleich mündlich Blüchers Absicht aussprach, nur so viel Truppen in Schlesien zu lassen, als zur Deckung der Hauptstraße diene, mit seiner Hauptmacht aber rechts ab, sich zum Nordheere wenden, um die Schweden in Bewegung zu setzen und den Krieg zu einer Entscheidung zu bringen. Er erhielt die Beistimmung der Monarchen, ließ dem schwedischen Kronprinzen melden, daß er sich ihm nähern und mit ihm vereint kämpfen wolle. Mit großer Klugheit wußte er seine Absicht dem Feinde zu verbergen, und ließ deshalb verschiedene verstellte Angriffe machen, bis Bennigsen in Zittau den 25. September angelangt war; dann zog er unbemerkt rechts ab,

und stand nach einem allgemein bewunderten kühnen und geschickten Marsch am 2. Oktober bei Jessen an der Elbe, wie er dem Kronprinzen gemeldet, der jedoch keine Anstalten zum Uebergange gemacht hatte, sondern ruhig in Coswig saß, dem französischen General Bertrand gegenüber. Letzterer sehend, daß dort nichts zu fürchten sei, eilte, was die Preußen nicht voraussetzen konnten, in die stark verschanzte Stellung bei Wartenburg, und, konnte er auch den Brückenbau der Preußen nicht hindern, so wurde dadurch doch der Uebergang bedenklich. Nachdem Blücher an Bernadotte die stachelnde Anfrage gemacht, „wo denn das Nordheer den Strom überschreiten werde," und seinen „Prinz Eugen, der edle Ritter" ꝛc. singenden Soldaten zugerufen hatte: „Vorwärts, Kinder, gut' ausgehalten, Wartenburg muß erstürmt werden, die Brücke lasse ich hinter uns abbrennen;" von Einigen brummend die Antwort erhielt: „Das wäre nicht nöthig zu sagen, die Brücke brenne oder nicht, sie würden ihre Schuldigkeit thun." Nachdem er sie besänftigte: „so ist es nicht gemeint; wir kennen uns ja!" wurde der Feind mit der äußersten Tapferkeit angegriffen und mit dem Bajonnet geworfen (s. York). Endlich ging die Nordarmee auch über die Elbe (wodurch der Krieg eine neue Wendung und Endigung erhielt), und Blücher, der sich bei Düben mit derselben vereinigte, machte dem Kronprinzen den Vorschlag, auf Leipzig vorzurücken. Der Kronprinz machte aber zu seiner Sicherung noch manche wunderliche Zumuthungen (s. Gneisenau), besonders als Napoleon, einsehend, daß er in Dresden eingeschlossen werde, 28,000 Mann unter Saint-Cyr dort zurücklassend, selbst herankam, und Blüchern, den er noch in Schlesien glaubte, bei Düben den 10. Oktober überraschen wollte. Dieser war aber schlau hinter die Saale gezogen, um sogleich bei der Hand zu sein, und dem böhmischen Heere die Hand zu bieten. Vier Tage lang (10.—14. Oktober), zu einer Zeit, wo jeder Augenblick kostbar war, blieb Napoleon unschlüssig, wie er seine Ehre als Feldherr retten könne, und wohin er sich wenden solle in Düben, und Fain erzählt, daß seine Marschälle und Soldaten sich nach Frieden gesehnet. Endlich entschloß er sich für den Zug nach Leipzig. Am 15. Oktober erhielt Blücher die Nachricht, das nachgerückte böhmische Heer wolle am folgenden Tage eine Schlacht liefern, Lindenau und Wachau angreifen, das schlesische und Nordheer möge zugleich vordringen. Hocherfreut machte Blücher seine Einrichtungen, meldete sie dem Kronprinzen, und traf, hoffend, „der Schwedenprinz werde doch nicht so weit des Teufels sein, und ihn im Stiche lassen," mit Bülow und Tauenzien, York und Winzingerode die bestimmte Verabredung, im entscheidenden Augenblick mehr ihrem deutschen Herzen, als ihrem un-

deutschen Befehlshaber zu folgen. Am 16ten griff Blücher Marmont bei Möckern an, Yorks Heerestheil hatte die schwierigste Aufgabe (s. York), aber am Ende des blutigen Tages hatten die Preußen den Sieg erfochten, 2000 Gefangene gemacht, 43 Kanonen ꝛc. genommen, und am andern Morgen verjagte der unermüdliche Greis die Feinde über die Parthe bis ans Hallische Thor, als die Nachricht kam, die Schlacht solle erst am folgenden Tage erneuert werden. Napoleon suchte nämlich am 17ten theils durch Sendung des gefangenen Grafen Meerveldt auf Kaiser Franz zu wirken, theils sich zu verstärken; als jenes nicht glückte, wurde dieser Verzug ihm nachtheilig, weil die Verbündeten sich durch Bennigsen ꝛc. viel ansehnlicher verstärkten. Nun machte der Kronprinz, der noch bei Halle zurückgeblieben war, den Vorschlag, Blücher solle ihm seine Stellung einräumen und über die Parthe zurückgehen; Blücher schlug dieses zweckwidrige Begehren ab; dann zu einer Unterredung eingeladen, forderte jener, daß Blücher ihm, damit er selbst über die Parthe gehen könne, 30,000 Mann zur Verstärkung überlassen solle. Dies war aber jetzt die größere Hälfte seiner Preußen; endlich erklärte der kluge Blücher: „Gut; dann wolle er aber selbst mit kommen,“ hoffend, so das Nordheer mit sich fortzureißen und doch York und Sacken am rechten Partheufer nicht aus den Augen zu verlieren. Früh am 18. Oktober eilte Blücher zu Langeron, und hörte, daß er vom Kronprinzen Befehl habe, nach Taucha zurückzugehen und dort mit dem Nordheere über die Parthe zu gehen. Das Widersinnige dieser Anordnung, wodurch die rechte Zeit verloren gehen konnte, bewog Blücher, dem Befehle zum Trotz, sogleich den Uebergang an Ort und Stelle zu erzwingen, indem er Bülow bitten ließ, seinen Marsch am linken Ufer zu beschleunigen, damit es der offensiven Bewegung Langerons nicht an Unterstützung mangele. Von der Hauptarmee her erschallte der Donner der Kanonen, und Blücher, fürchtend, daß Schwarzenberg mit Uebermacht angegriffen werde, eilte bei Mockau, ehe noch Bülow sich blicken ließ, über den Fluß, um einen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich zu ziehen; auch Bülow rückte auf Paunsdorf. Die Sachsen verließen hier die verhaßten Fahnen Napoleons, und gingen zu Blücher über*), der sie mit Herzlich-

*) Französische Schriftsteller benutzten dies, ihnen den Verlust der Schlacht beizumessen: 30,000 Sachsen, behaupten sie, wären übergegangen und hätten sogleich gegen die Franzosen gekämpft; dadurch sei eine Lücke in der Schlachtreihe entstanden und der Sieg Napoleon entgangen. Das ist völlig unwahr; die Sachsen waren auf 4166 Mann zusammengeschmolzen, hatten Stundenlang auf die Erlaubniß ihres Königs geharret, und sich dann hinter die Alliirten zurückgezogen; auf die Entscheidung der Schlacht

keit empfing, zwei würtembergische Regimenter folgten. Ein großer Halbkreis von Heeren umgab Napoleon; an das schlesische schloß sich das Nordheer an der einen Seite, Platows Kosacken standen an der andern, Bennigsen stand zwischen diesen und dem Hauptheere. Blutig wurde um Schönefeld vier Stunden lang gestritten, Blüchers „Vorwärts" donnerte durch die Reihen, am Abend wurden die Franzosen bis Reudnitz zurückgeworfen; Bülow nahm Paunsdorf, die Oesterreicher Holzhausen, die Preußen unter Ziethen Zuckelhausen; hartnäckig hielt Napoleon Probstheida, den Mittelpunkt seiner Stellung, von wo aus er schnell große Haufen auf die in weiten Kreisen heranrückenden Verbündeten senden konnte. Aber gegen Abend war der Bogen bereits zu einem schwachen Dreiecke geworden; brach ein Schenkel, so war Leipzig noch vor Abend erstürmt und Alles verloren: Napoleon kämpfte und sorgte nur noch für den Rückzug, welcher um Mitternacht auf dem einzigen Auswege nach Lindenau begann. Ihn sollten die Polen, Badener, Darmstädter und einige Franzosen in Schanzen, Gräben ꝛc. decken. Um 10 Uhr verließ der Kaiser selbst die Stadt und konnte kaum durch das Gewirre der Flüchtigen kommen; dem Könige von Sachsen hatte er den Rath gelassen, sich so gut es gehen wolle, mit den verbündeten Herrschern abzufinden. Die Verwirrung der abziehenden Haufen wäre unendlich vermehrt worden, wenn die Verbündeten die Stadt hätten bombardiren lassen; allein auch Blücher befahl bei dem Angriff auf das Hallesche Thor keine Granaten zu gebrauchen, damit Leipzig nicht in Brand gerathe. „Es wäre grausam, den Einwohnern ein Uebel zuzufügen, das sie nicht verdient haben." Wie Verzweifelte vertheidigten indeß die Franzosen die Thore, Blücher ließ neue Angriffe gegen das Hallesche Thor machen, stellte sich selbst an die Spitze; endlich stürzten sich zwei Jägerregimenter auf die Parthebrücke und drangen unter Hörnerklang um 11½ Uhr in die Vorstadt, auch die übrigen Thore wurden genommen, und von allen Seiten drangen die Kämpfenden in die Stadt. Die Franzosen suchten verwirrt die Flucht; aber auf Napoleons Befehl

---

hatte dies nicht den mindesten Einfluß. Der alte rechtliche, aber bigotte König von Sachsen, der sich von Dresden nach Leipzig schleppen ließ, und dort gefangen ward, wird freilich seiner Treue wegen gerühmt, seine Leute aber des Verraths beschuldigt, als sie wie die Würtemberger und Westphalen die Reihen verließen, worin sie der Egoismus ihrer Herrscher gestellt hatte (s. Schlosser), während auf Napoleons unmenschlichen Befehl alles Vieh fortgetrieben, alle Wälder und Fruchtbäume vernichtet und Sachsen in eine Wüste verwandelt werden sollte, was nur durch das Vorrücken der Alliirten gehindert wurde (s. Odeleben).

wurde, um das Nachsetzen zu hindern, die einzige Brücke nach Lindenau über den Elster-Mühlgraben, gesprengt, sobald er hinüber war; die Schuld wurde dann auf einen voreiligen Sapeur geschoben. Viele ertranken in der Elster, durch welche sie sich zu retten suchten: so Poniatowski, eben noch zum Marschall ernannt, Macdonald kam glücklich durch, Bertrand, Lauriston, Reynier wurden nebst 15,000 Kampffähigen und 23,000 Lazarethkranken gefangen, 25,000 verwundet, 300 Kanonen, 900 Pulverwagen, 130,000 Gewehre erbeutet, und von 172,000 Mann, die bei Leipzig gefochten, kamen kaum 90,000 Mann über die Saale; kein Zweifel mehr, daß Napoleon sich in Deutschland nicht mehr halten könne! doch lagen auch 22,000 Russen, 15,000 Preußen, 8000 Oesterreicher und — 300 Schweden auf der blutigen Wahlstadt. Blücher wurde, an der Spitze seines Generalstabes einreitend, von den Einwohnern jubelnd und von den Monarchen als Deutschlands Retter begrüßt, auch Schwarzenberg und Bernadotte sprachen warm ihre Anerkennung aus.

Blücher jedoch wollte von Ruhe nichts wissen; „Napoleon muß vom Throne herunter" blieb sein lautes Bekenntniß, und hätte es von ihm abgehangen, er hätte wie an der Katzbach den Rückzug noch verderblicher gemacht, und den Feind wenigstens bei Hanau ereilt, und mit Wrede (denn Bayern hatte mit Oesterreich unterhandelt*) und mit einem österreichisch-bayerischen Heere sich Napoleon in den Weg gelegt) vernichtet. Im Hauptquartiere wollte man jedoch dem ermüdeten Heere erst einige Ruhe gönnen. Blücher hatte York schon in der Nacht des 18. zum 19. Oktober an die Saale geschickt und folgte mit den übrigen; am 21sten ließ er bei Weißenfels eine Brücke über die Saale schlagen. Unter den Arbeitern war ein alter Zimmermeister, der als Lehrling 1757 an der Brücke gearbeitet hatte, welche Friedrich auf seinem Zuge nach Roßbach errichtet hatte. Diesen nahm Blücher lustig bei der Hand: „Komm, alter Kamerad, wir Beide sind hier die

---

*) Bayern, dessen König bereit war, für Napoleons Ruhm und Frankreichs Herrschaft Leib und Blut seiner Unterthanen hinzugeben, und der, wie Schlosser sagt, mit dem König von Würtemberg Napoleons bester Spion gewesen, hatte, da die eignen Unterthanen schwierig und die Staatslage gefährlich geworden, schon früher heimlich mit Oesterreich unterhandelt; der vielgetreue und daher von den Franzosen viel gepriesene König von Würtemberg hatte Napoleon davon benachrichtigt. Am 8. Okt. hatte Bayern mit Oesterreich den Vertrag von Ried geschlossen, und Tyrol und Salzburg wieder an Oesterreich gegen Entschädigung abzugeben versprochen, dagegen von Oesterreich die Souveränität bestätigt erhalten, welche zeigte, daß Metternich nicht an die deutsche Kaiserkrone, noch an Wiederherstellung des deutschen Reiches dachte.

Altmeister, wir wollen vortanzen" und jubelnd folgte das Heer. Die Feinde, welche alle den nächsten Rettungsweg auf Freiburg einschlugen, erlitten auf dem Rückzuge zwar noch manchen Schaden; aber Napoleon hatte Eile, hielt sich nirgends auf; und so gelang es ihm, obgleich die Wege auf zwei Stunden zu beiden Seiten voll Trümmer und Leichname lagen (nachdem Wrede sich drei Tage unnütz in Würzburg aufgehalten und die Besetzung der Pässe von Wertheim und Gelnhausen versäumt hatte), Hanau frühzeitig zu erreichen, und sich den 29. bis 31. Oktober, wenn auch mit großem Verluste, durchzuschlagen*). Am 2. November sah Napoleon und sein 60,000 Mann starkes Heer zum letzten Male die Ufer des Rheines!

Blücher schickte seinen Gneisenau mit einem Entwurfe, sogleich über den Rhein zu gehen und gegen den unvorbereiteten Feind auf Paris vorzudringen, ins Hauptquartier der Monarchen. Allein hier saßen die Monarchen zu Gericht; der Rheinbund war aufgelöset, die Friedenspartei regte sich nebst den Privat-Interessen. Oesterreich wünschte Napoleons Entthronung nicht, der Schwedenkronprinz rieth vom Rheinübergang ab, und hoffte bei etwanigem Umschwung der Dinge des Kaisers Nachfolger zu werden. Noch bot man Napoleon die sogenannten „natürlichen Grenzen" an, d. h. die Rheingrenze; zum Glück schlug der stolze Mann nicht ein. Der russische Minister und Metternich wollten um jeden Preis den nationalen Aufschwung Deutschlands einengen: Metternich sah darin die Keime einer gefährlichen Revolution; Alexander wollte Frankreich stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig werde; man gab lieber die Kaiserkrone, das Symbol der Einheit, auf; den Preußen allein war es mit der Erhebung Deutschlands und der Schwächung Frankreichs ein rechter Ernst. Darin liegt der Schlüssel so mancher Erscheinungen, und das Mißtrauen und der Neid, mit welchem man Preußens Streben betrachtete! Blücher rechnete mehr auf den durch ihn geweckten Nationalgeist der Deutschen, Belgier und Holländer, als auf die kalte, langsame Bewegung Schwarzenbergs. Zu seinem großen Verdrusse mußte er sich noch zwei Monate gedulden. Von den zwölf Festungen, welche die Franzosen noch besetzt hatten, war indeß Dresden, Stettin, Danzig, Modlin, Zamosk und Torgau mit 70—80,000 Mann und 2400 Kanonen in die Hände der Alliirten gefallen, Wittenberg wurde den 13. Januar von Tauenzien erstürmt,

---

*) Die Franzosen ertheilen dem Siege bei Hanau unermeßliche Lobsprüche; der einzige Vortheil aber war, daß sie glücklich durchkamen, und Napoleons Ruhm etwas wieder stieg, sonst bot der Weg von Hanau bis Hochheim ein gräßliches Schauspiel dar. Wrede verlor 8000 Mann, Napoleon eben so viel und noch 10,000 Gefangene und Nachzügler.

Küstrin und Glogau ergaben sich im März und April; nur Magdeburg, Hamburg und die Citadelle von Erfurt blieben bis zum Pariser Frieden in den Händen der Franzosen.

Endlich kam der Befehl zum Einmarsch in Frankreich. Blücher that, als ob er seine Winterquartiere in Frankfurt nehmen wollte, und ging dann plötzlich bei Koblenz, Kaub und Mannheim in der Mitternachtsstunde des neuen Jahres geräuschlos über den Rhein, trieb die überraschten Franzosen aus ihren Schanzen, und redete sogleich mit den Bewohnern ein ernstes Wort, indem er ihnen erklärte, daß er gegen Napoleons Grundsätze, kein Dorf von seinen ungerechten Eroberungen herzugeben, kämpfe; wenn sie diese vertheidigen wollten, so möchten sie es auf ihre Gefahr versuchen; er versprach den ruhigen Bürgern Schutz, drohete denen, welche vom Augenblicke des Einrückens an nicht alle Verbindung mit dem französischen Heere aufhören ließen, mit dem Kriegsgerichte. Zu seinen Soldaten sprach er in seiner einfachen Weise: „Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen in euren Namen Sicherheit versprochen: Ihr müßt es halten"!*). — Am 17ten war er in Nancy, der Hauptstadt des alten Lothringens, befreiete hier 400 gefangene Spanier, und beschloß dann, weil ihm genaue Nachrichten von dem Vordringen Schwarzenbergs durch die Schweiz (deren Neutralität Napoleon, weil sie ihm den Süden deckte, jetzt bewilligt, die Alliirten aber nicht anerkannt hatten) fehlten, und er einen Angriff Napoleons gegen denselben fürchtete (zugleich aber auch um das Hauptheer, das sich bis zum 23sten in Langres aufgehalten, statt schnell nach Troyes vorzurücken, in eine heilsame Bewegung zu bringen): auf Chalons vorzudringen, und sich dadurch dem Hauptheere zu nähern. Er stand am 26sten zu Brienne, wo Napoleon die Kriegskunst erlernt hatte. Allein Napoleon, durch dies Vordringen beunruhigt, war von Paris herbeigeeilt, und erkannte, daß Chalons der Centralpunkt sei, von dem er ausgehen müsse, wenn er die Vereinigung beider Heere hindern wolle. Plötzlich erschien er den 29sten bei Brienne, wo Blücher nur mit 20,000 Mann stand, während York, Kleist und Sacken noch fern waren. Schon drangen die feindlichen Grenadiere in den Schloßgarten; doch Blücher ließ sich nicht irren, und wollte

---

*) Mit der hochgerühmten Neigung der Elsasser, die Waffen zu ergreifen, oder gar mit der Erhebung des ganzen Volkes, sah es nicht sonderlich aus; was Fain davon erzählt, stimmt nicht mit Coulaincourt, welcher dem Kaiser (im Januar und Februar) die Wahrheit schreibt: „la soumission des habitans encourage les puissances étrangères; il n'y a plus d'energie en Françe!

beim ersten Zusammentreffen nicht ohne Kampf das Feld räumen. Er verließ erst um Mitternacht die Stadt, als Napoleon sie in Brand geschossen, trat zu Bar sur Aube mit dem Hauptheere in Verbindung, forderte es zum schleunigen Angriff der Franzosen, welche hätten zerdrückt werden können, auf; hieß aber bei den Friedensleuten nur „der alte Haudegen, dem das Alter nicht Weisheit gebe.“ Endlich erhielt er, weil sein Heer noch nicht beisammen war, die Heerestheile Giulay's und des Kronprinzen von Würtemberg zur Verstärkung, so daß er 50,000 Mann hatte, und mit diesen griff er den 1. Februar Napoleons feste Stellung, die ihren Mittelpunkt in la Rothière hatte, im dichten Schneegestöber an. Einige Dörfer in der französischen Schlachtreihe werden erstürmt, Napoleons linker Flügel wird dadurch entblößt, vergebens eilt er selbst mit seinen Kanonen herbei und überschüttet sie mit Kugeln. Wrede läßt die Reiter einbrechen, das Fußvolk und die Kanoniere niederreiten und 16 Kanonen nehmen. Den Schlüssel der französischen Stellung bei la Rothière greift Blücher selbst an; es entsteht ein gewaltiger Kampf, immer neue Verstärkung wird von beiden Seiten herbeigeführt. Schon war es 10 Uhr Abends, und noch behaupteten die Franzosen den festen Kirchhof. Da stellt sich Blücher selbst an die Spitze der Sackenschen Reserve und ruft: „Ihr nennt mich Marschall Vorwärts! Nun, ich will euch zeigen, was Vorwärts heißt: Marsch, in Gottes Namen!“ und nach einer halben Stunde harten Kampfes ist die Schlacht gewonnen und der letzte Schimmer der Unüberwindlichkeit Napoleon's auf französischem Boden erloschen. — Napoleon hatte 8000 Mann und 82 Kanonen verloren, machte aber doch den Franzosen weiß: il n'y a pas eu de bataille à la Rothière; doch Alexander läßt auf diese Siegesbotschaft dem Feldherrn sagen: „Er habe damit allen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.“ Ganz Frankreich erschrak: sechs Tagemärsche waren die Feinde nur noch von Paris, und Blücher drängte unaufhörlich dazu. Aber Schwarzenbergs Langsamkeit, die Friedensunterhandlungen zu Chatillon standen im Wege. Nicht vereint, sondern getrennt, beschloß man fortzumarschiren. Blücher sollte über Chalons und Meaux, Schwarzenberg an der Seine über Troyes gegen Nogent; dadurch wurden sie aber zu weit auseinander gerückt, und Napoleon konnte jede Blöße benutzen. Durch 20,000 Mann alte Soldaten, die er aus Spanien auf Wagen hatte kommen lassen, verstärkt, überfiel er den 10. Februar bei Champ Aubert Sackens Nachtrab unter Alsufieff und rieb dessen 6000 Mann auf; dann wurde Sacken den 11ten bei Montmirail über die Marne zurückgetrieben, wo York ihm zu Hülfe kam; Blücher war mit Kleists Heerschaar nach Montmirail herbeigeeilt, fand aber jenen, mit dem er sich vereinigen wollte, bereits seitwärts über den Fluß gewichen, und

wurde nun selbst bei Vauchamp am 14ten von einer großen Uebermacht wüthend angegriffen; seine linke Flanke war nicht gesichert, und Schwarzenberg in 9 Tagen kaum 6 Meilen weiter gekommen. Gelang es Napoleon, welcher mit ungeheuern Resultaten prahlte, und im Moniteur vom 13ten sagte: „l'armée Prusse est detruite," diesen Heertheil zu überwältigen, wo Blücher, Gneisenau, Kleist, Müffling und Prinz August sich befanden: so war die Seele des schlesischen Heeres dahin. An Sieg gegen Napoleons ganze Macht konnte man ohnehin nicht denken, daher befahl Blücher den Rückzug: aber nie zeigte er und Gneisenau ihre Talente und die Truppen ihre Tapferkeit glänzender, als in diesen Tagen der Gefahr. Auf der Ebene zwischen Champaubert und Etoges wurde die schwache Reiterei von 8000 französischen Cavalleristen und dem Fußvolk gedrängt und von allen Seiten wüthend angegriffen. Blücher ließ das russische Geschütz gegen sie richten, beständig die Trommel schlagen, um die Leute in der Dunkelheit zusammen zu halten; und überall, wo die Gefahr am größten wurde, hörte man seine Stimme und merkte Gneisenau's ordnenden Geist. Endlich erreichte das Heer nach vier schweren Stunden auf flachem Boden, wo nicht Gräben noch Mauern schützten, den Wald von Etoges; doch das Dorf war bereits von Franzosen besetzt, aus allen Gassen und Häusern ergoß sich ein mörderisches Feuer. Doch Kleist bahnte um 10 Uhr Abends mit dem Bajonnet den Weg; man athmete wieder auf, und am folgenden Mittag kam Blücher mit 9000 Mann unverfolgt nach Chalons. Es war ein schwerer Tag gewesen, der 14. Februar, 5000 Mann waren getödtet. Blücher hatte sich persönlich so der Gefahr ausgesetzt, daß sein Adjutant Nostitz ihm zurief: „Wenn Ew. Exc. sich hier, wo noch Nichts verloren ist, todtschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches sagen;" er selbst sagte nachher zu Gneisenau: „Da es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen ist, so wird's schon wieder gehen, und wir werden noch Alles gut machen!" Am 16ten und 17ten trafen York und Sacken nach schweren Kämpfen wieder ein. Mit Schmerz sah der Greis sein Heer auf 50,000 Mann zusammengeschmolzen; obgleich jene beiden sich durch kühnes Selbstvertrauen zu weit hatten hinreißen und seinen Befehl nicht gehörig beobachtet hatten, so nahm er doch wegen ihres bewiesenen Muthes in seinen Berichten alle Schuld auf sich. Und wenn auch in seiner Umgebung manche bittere Bemerkung fiel, „daß die Friedenspartei im Hauptquartier sie absichtlich im Stiche gelassen," so dachte Blücher doch nicht daran, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; sondern antwortete auf Schwarzenbergs Anzeige, daß er rückwärts bei Troyes sich concentriren und eine Schlacht annehmen werde, wenn Bülow dazu am 22sten oder

23sten mit 30,000 Mann erscheinen könne, — er selbst werde den 21sten mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mercy an der Seine zur Schlacht bereit sein. So hatte Napoleon seinen Plan, Blücher zu vernichten, doch nicht erreicht, aber selbst viele Leute verloren. Dagegen hatte er, sich gegen Schwarzenberg wendend, bei Montereau den Kronprinzen von Würtemberg genöthigt, nach langem Widerstande den 18ten die Brücke zu räumen, Soissons wieder genommen, und war den 24ten in Troyes eingezogen; Augereau hatte von Lyon aus die Oesterreicher gegen Genf gedrängt. Napoleon, durch diese einzelnen Erfolge verblendet, hatte, trotz der Warnungen des Kaisers Franz, Metternich's und Colaincourt, „daß ein völliger Umsturz des Bestehenden drohe, daß man ein Ende in der Sache machen müsse, damit Frankreich Frankreich bleibe," die Friedensunterhandlungen von Chatillon, wo ihm Frankreich in den Grenzen von 1792 angeboten worden, glücklicherweise abgebrochen (Je ne cederai jamais ni la Belgique ni Anvers). Nun schlossen Preußen, Oesterreich und Rußland den Traktat von Chaumont: „jeder Staat sollte 150,000 Mann stellen." Vergebens hatte indeß Blücher in Mercy die Meldung zu einer Schlacht erwartet, Schwarzenbergs Heer war zurück beordert. Da schickte Blücher, fürchtend, mit in den Rückzug verwickelt zu werden, den Oberst v. Grolmann zu dem Könige und dem Kaiser von Rußland, zeigte die nachtheiligen Folgen, das Unnöthige eines Rückzuges, erbot sich, wenn ihm Winzingerode und Bülow, welche von Belgien her vordrangen, bestimmt zugewiesen würden, allein auf Paris vorzudringen, „er scheue so wenig den Kaiser der Franzosen, als dessen Marschälle." Ohne die Antwort, die nachträglich zustimmend war, zu erwarten, rückte er wieder vor, hoffend, die Feinde vom Hauptheere abzulenken und dieses nachzuziehen. Am 3. März nahm Winzingerode Soissons. Bülow vereinigte sich mit ihm und, am folgenden Tage, mit dem ihm entgegen kommenden Blücher. Napoleon kam zu spät, um das zu hindern, forderte aber durch eine Proklamation das Volk zum Aufstande auf. Jetzt war das Blüchersche Heer 100,000 Mann stark, aber mit Staunen sahen die wohlgenährten und gekleideten Soldaten Bülows die durch Strapatzen aller Art abgemagerten und abgerissenen Leute Blüchers. Es war im Lager bitterer Argwohn, daß Blücher die Offensive nur darum ergreifen solle, um die Preußen vollends aufzureiben, damit sie Oesterreichs und Rußlands ungeschwächter Kraft gegenüber beim Frieden nicht mitreden könnten; dazu war Blücher in Laon erkrankt, Gneisenau, der für ihn eintreten mußte, fühlte sich durch Bülows und Yorks Sinn und Ruhm beengt, und zauderte, die Verantwortung auf sich zu nehmen. Man nahm eine feste Stellung bei Laon; Napoleon machte am 9ten einen hef-

tigen Angriff, der abgeschlagen ward, und zugleich Marmont von Napoleon trennte. Dies benutzten York und Kleist, überfielen ihn in der Nacht und erlangten einen glänzenden wohlfeilen Sieg (s. York). Dennoch blieb Napoleon, ohne anzugreifen, den folgenden Tag stehen, und wurde zu Yorks Verdruß von Gneisenau nicht angegriffen; endlich zog er den 11. März ab, und erklärte in seinem Kriegsbericht: er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden. Das sagte er aber nicht, daß er in nutzlosen Kämpfen die Kräfte verschwendet hatte, welche er gerade jetzt so sehr bedurfte, und die französischen Schriftsteller wollen nach ihrer Weise nicht gestehen, daß der Angriff auf die Höhen von Laon mit ihrer völligen Niederlage endigte, und daß die drei Tage, an welchen sie nach ihren Berichten lauter glänzende Siege erfochten, höchst verderblich für sie waren (La perte n'ètoit rien pour les Alliès; celle de l'armée Française ètoit desastreuse, gesteht Bignon). Blüchers Fieber und Augenübel hatten ihn diesmal gerettet. Indessen hatte die schlesische Armee durch Tettenborn und Winzingerode ihre Verbindung mit dem Hauptheere wieder angeknüpft. Hier war endlich der Entschluß durchgedrungen, die Offensive wieder zu ergreifen und den Friedenscongreß aufzulösen. Napoleon griff Schwarzenberg bei Arcis sur Aube den 21sten heftig an, sahe aber bald, daß er es nicht mit einem abgesendeten Corps zu thun habe, und brach die Schlacht mit einem Verluste von 4000 Mann ab. — Jetzt blieb ihm nur die Wahl, sich auf Paris zurückzuziehen und die Hülfsmittel dieser Stadt zu benutzen, oder sich in den Rücken des Feindes zu werfen, ihn dadurch zum Rückzug an den Rhein bewegen und das Volk aufzuregen. Er wählte das letzte, als das kühnste, und zog nach Troyes, erwartend, daß die Feinde ihm nachgehen würden, und erklärte prahlend: „Man hat von Frieden geredet; ich unterhandle nicht mit Gefangenen.“ Doch im großen Hauptquartiere faßte man endlich den Entschluß, Napoleon marschiren zu lassen und mit aller Macht auf Paris zu ziehen; der Ruf: „Gegen Paris!“ begeisterte das ganze Heer! Blücher brach sogleich auf. Bei Fere Champenoise traf er auf die Marschälle Marmont und Mortier, welche Napoleon zu folgen Befehl hatten, und schlug sie mit Schwarzenbergs Hülfe, daß sie 9000 Mann und 30 Kanonen verloren und nach Paris zurückeilten; und an demselben Tage wurden 10,000 Mann unter Pacthod, welche Vorräthe ihrem Kaiser zuführen sollten, aufgerieben. So erreichte man Paris, wo die Kaiserinn-Regentinn und Napoleons Bruder, der aus Spanien geflüchtete König Joseph, am 29sten unter lächerlichem Gepränge mit der ganzen Regentschaft und 3000 Mann der besten Truppen, welche zur Vertheidigung nützlicher gewesen, nach Blois zogen. Am folgenden Tage rückte man in mehreren Abtheilungen gegen

die Stadt. Der kranke Blücher, dem das Schwerste zugedacht war, die Erstürmung des Montmartre, schwang sich aufs Pferd, „den Krebsschaden der Zeit und Welt operiren zu helfen," und setzte sich später, mit einem grünseidenen Damenhut als Augenschirm, in einen Wagen und ertheilte seine Befehle. Der Montmartre wurde erstürmt; Blücher pflanzte, als die Uebergabe nicht gleich erfolgen wollte, vierundachtzig schwere Kanonen gegen die Stadt auf. Sie capitulirte, und am 31. März zogen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland unter dem Jubel nicht allein ihres Heeres, sondern auch des leichterregten, leichtsinnigen Volkes in Paris ein!

Napoleon, getäuscht durch Winzingerode und Czernitchef, welche ihm nachgesendet worden, und hinter denen er das ganze Heer vermuthete, erfuhr endlich durch einen Kourier die Gefahr der Stadt; er eilte seinem Heere voran nach Fontainebleau, wo seine Marschälle ihn verließen, und er, von ihnen gedrängt, seine Absetzung unterschreiben mußte; er behielt den leeren Kaisertitel, erhielt 2 Millionen Einkommen und die Insel Elba. — Blüchers Weissagung war in Erfüllung gegangen, er selbst aber mit den milden Friedensbedingungen*) nicht zufrieden; doch ließ er die Victoria des Brandenburger Thores einpacken und nach Berlin senden. — In England, wohin er die Monarchen auf spezielle Einladung des Prinz-Regenten begleitete, wurde er überall vom Volke mit stürmischem Jubel empfangen; die übrigen Feldherren, und selbst Wellington, ernteten geringeren Beifall. Der König hatte ihn zum Fürsten Blücher von Wahlstadt ernannt, der Prinz-Regent überreichte ihm sein mit Edelsteinen besetztes Bildniß, die Universität Oxford ernannte ihn, nebst Wellington und Metternich, zum Doctor des bürgerlichen Rechtes, die Stadt überreichte ihm das Bürgerrecht in goldener Kapsel 2c. „Ich muß über mich wachen," erklärte er bescheiden, „daß ich nicht zum Narren werde," und wirklich hatte er vor Allen, die ihn sehen, sprechen oder umarmen wollten, fast keinen Augenblick Ruhe. — In den Niederlanden, Westphalen, Braunschweig und Preußen empfing ihn lauter Jubel überall, wo er nicht unerkannt durchkommen konnte. An des Königs Geburtstage, den 3. August, ernannte ihn die Berliner Universität zum Doctor der

*) Frankreich behielt leider! sein Gebiet vor 1792; es mußte aber alle Festungen außerhalb dieser Grenze räumen, und Alles, was zu den Festungen gehörte, darin lassen (53 Festungen mit 12,600 Kanonen, Munition, Kriegsschiffen, Montur 2c. an Werth 1500 Mill.), ferner dem Könige von Preußen die Schuldverschreibungen über 140 Mill. zurückgeben, und für den Raub der Hamburger Bank Ersatz versprechen, der freilich dürftig ausfiel (s. Gneisenau und Stein).

Philosophie. Der König, welcher sich selbst Empfangsfeierlichkeiten verbeten hatte, ließ indeß den zurückkehrenden Garderegimentern, als Repräsentanten des Heeres, am 7ten ein Empfangsfest bereiten. Im Thiergarten stellte sich der König an ihre Spitze, und in dem Augenblick sank die Umhüllung der neugeschmückten Victoria auf dem Brandenburger Thore. Unmittelbar nach dem Könige und den Prinzen ritt Blücher, von Bülow und Tauenzien begleitet, in die festlich geschmückte jubelnde Stadt, überall mit Begeisterung empfangen. — Nur der Gang der Dinge auf dem Wiener Congresse machte ihm Aerger, Frankreich war ihm zu mächtig geblieben, es zeigte keine Spur von Dankbarkeit, die Interessen des deutschen und preußischen Vaterlandes schienen ihm nicht genug vertreten. Heftig sprach er sich darüber aus und faßte selbst einen Groll gegen Hardenberg; bei tieferer Einsicht in die Staatsverhältnisse würde er vielleicht manches gelobt, wenigstens die Schwierigkeiten erkannt haben, mit denen Hardenberg zu kämpfen hatte; ihm blieb aber die Ahnung: „die Sache ist noch nicht aus, wir halten nur Rasttag."

Und mitten unter dem Taumel und den Wirren des Congresses kam plötzlich die Nachricht, Napoleon sei mit **1100** Mann in Cannes am 1. März gelandet. Die entgegengeschickten Truppen, unzufrieden, weil sie nicht mehr die Herren spielen konnten, und großmüthig bei Tausenden der Kriegsgefangenschaft zu früh entlassen, waren für ihn gewonnen, die Offiziere gingen zu ihm über: ohne einen Blutstropfen zu verlieren, war Napoleon in Paris und der König verjagt; der König Murat von Neapel brach schnell seinen Frieden mit Oesterreich. — Doch die Hauptmächte schlossen ihre Verhandlungen, erneuerten ihren Bund, erklärten Napoleon in die Acht, als „treulosen Störer des Friedens," und die Masse des Volks stimmte freudig ein: von allen Seiten strömten Freiwillige herbei zum Kampfe. Vergebens waren Napoleons und seines Ministers Fouché Täuschungskünste, sie scheiterten, und Fouché war ihm auch so wenig getreu, als es Talleyrand gewesen*). — Napoleon und die Seinen rüsteten

*) Die ganze innere Verworfenheit der französischen Feldherren und Staatsmänner kam zum Vorschein. Sie schwören dem König, und gehen zu Napoleon über; verrathen jenen, und dann wieder diesen. Der König giebt dem Marschall Ney das Commando der Truppen gegen Napoleon; er küßt jenem mit scheinbarer Inbrunst die Hand, vergießt Thränen, läßt sich $\frac{1}{2}$ Million schenken, um seine Schulden zu bezahlen, und verspricht, „den Tiger in einem Käfig gefangen zu liefern," — aber sobald er mit Napoleon zusammentrifft, geht er zu ihm über, erzählt diesem die Abschiedsscene, und fügt lachend hinzu: „Ich habe innerlich recht über das dicke Schwein gelacht." Und welch' ein Lärm, als der König den meineidigen Verräther nachher erschießen ließ!

eifrig. Die Alliirten beschlossen, drei Armeen aufzustellen: eine unter Schwarzenberg am Oberrhein, eine russische am Mittelrhein, und eine unter Wellington und Blücher in Belgien; aber die Oesterreicher hatten zuerst mit Murat zu kämpfen, den sie jedoch bald aus seinem Reiche trieben, die Russen waren noch fern; nur die Preußen, 100,000 Mann unter Blücher *) (in vier Heerestheilen unter Ziethen, Thielemann, Bülow, Pirch) und Wellington mit 80,000 Mann (worunter 25,000 Mann Engländer, 20,000 Niederländer, die übrigen Hannovraner, Braunschweiger) lagen von der Maas bis zum Meere vertheilt. Blücher kam den 19. April in Lüttich an, ließ seine Truppen sogleich bis Namur und Charleroi vorrücken. Ende Mai kam ihm der Befehl, da ein Theil von Sachsen an Preußen gefallen war, die dazu gehörigen sächsischen Truppen einem preußischen Heertheil beizuordnen. Für Sachsen und Preußen wäre eine gänzliche Vereinigung wohl am zweckmäßigsten gewesen, und auf dem Congresse hatte man den in Leipzig gefangenen König von Sachsen Belgien, ein bis zu 1794 zu Deutschland gehöriges katholisches Land, angeboten; allein England band Belgien an das protestantische Holland, dessen Erbprinz der englischen Kronprinzessin zugedacht war, andere beneideten Preußen um eine solche zweckmäßige Abrundung seiner Grenzen, es mußte sich mit der Hälfte Sachsens begnügen; die sächsischen Truppen waren dagegen aufgereizt worden, und suchten am 1. Mai Blüchers Wohnung zu stürmen. Dieser verließ die Stadt, beorderte einen Theil nach Namur, den andern nach Aachen; als aber letzterer dem ersten folgte, ließ er jedes der drei Bataillone von preußischen Truppen umzingeln, und zwang sie, das Gewehr zu strecken, sieben Anstifter anzugeben, welche erschossen wurden; er schickte dann alle über den Rhein zurück. Am 15. Mai verlegte er sein Hauptquartier nach Namur, und war emsig bemüht,

*) Blücher hatte sich in dem vorigen Feldzug einen europäischen Ruf erworben, es war also kein Grund vorhanden, ihm das Commando der preußischen Armee zu versagen; aber Gneisenau war der Planentwerfer, die Generale York, Tauenzien, Kleist, Bülow hatten gleichfalls ganze Armeekorps geführt, großen Ruhm und große Schlachten gewonnen; im preußischen Heere herrschte ferner nicht eine so eiserne Disciplin wie bei Wellington, der selbst die hohen Offiziere (wie Rob. Wilson in Spanien erfuhr) absetzen und nach England schicken konnte; man gab daher lieber Blüchers Armeekorps unter Generale, die jünger waren als Gneisenau; Tauenzien und York blieben im Innern des Landes, Bülow bildete die Reserve in den Rheinprovinzen, Kleist erhielt das Corps bei Trier. Zur Verbindung und zu gegenseitigen Verabredungen war der General Müffling in Wellingtons Hauptquartier geschickt, der, eifersüchtig auf Gneisenau, zwar seine Aufgabe völlig lösete, aber in seinem „Leben“ über die Operationen mehr zu Wellingtons Gunsten urtheilt, als recht ist.

sein Heer völlig schlagfertig zu machen, um sogleich loszuschlagen. Nur mit Mühe ließ er sich noch zurückhalten, traf aber mit Wellington die Verabredung, am 1. Juli anzugreifen oder angegriffen, einander gegenseitig aufs kräftigste und schnellste zu unterstützen. Doch Napoleons Absicht war, ihnen zuvorzukommen, erst den Einen und dann den Andern möglichst zu vernichten. Hinter dem Schirme seiner Grenzfestungen konnte er Alles vorbereiten. Auf wen der erste Angriff gerichtet sein mußte, konnte ihm nicht lange zweifelhaft sein; griff er Wellington an, so würde Blücher mit rücksichtsloser Kühnheit zur Hülfe herbeigeeilt sein: dasselbe war von dem bedächtigen Wellington nicht zu befürchten, der ohnehin seine Truppen noch in weiten Quartieren auseinander liegen hatte, und noch in Brüssel mit seinen Adjutanten auf einem Balle war, als, am 15ten, die Nachricht kam, die Vorposten seien angegriffen. Napoleon schwenkte sich gerade gegen die Stelle, wo die Heere der Verbündeten zusammenstießen, also am schwächsten waren, griff an der Sambre den 15ten das erste preußische Armeekorps unter Ziethen an, nahm Charleroi, fand aber so starken Widerstand, und verlor, ohne Gefangene zu machen, so viele Leute, daß er fühlen mußte, er werde einen schweren Kampf zu bestehen haben. Bourmont und zwei Obersten gingen zu Blücher über und verließen seine Sache. Blücher gab mit großer Geistesgegenwart allen seinen Heertheilen Sambref zum Vereinigungspunkt, wohin sich Ziethen zurückziehen konnte, und wo man Wellington am nächsten stand; dahin verlegte er selbst sein Hauptquartier und stellte dort sein Heer auf, obgleich Bülow mit seinen 35,000 Mann noch von Lüttich nicht eingetroffen war, entschlossen, kaum 70,000 Mann stark, es hier mit der ganzen feindlichen Macht von wenigstens 100,000 Mann aufzunehmen, bis Bülow komme, oder Wellington die versprochenen 20,000 Mann über Quatrebras zur Hülfe sende. Napoleon schickte Ney gegen Quatrebras, um Wellington entfernt zu halten, und griff dann St. Amand an, um den rechten preußischen Flügel zu durchbrechen und ihn von den Engländern zu trennen; Blücher ließ das Dorf wieder nehmen, doch der Feind setzte sich wieder in Bewegung, nachdem Gerard in Ligny eingedrungen war. Da nahm Blücher zwei frische Brigaden, rief ihnen zu: „Kinder, haltet euch brav! Laßt diese Nation nicht wieder über euch Herr werden. Vorwärts!“ und warf den Feind über den Bach zurück. Auch Thielemann wurde von Grouchy angegriffen; das Gefecht blieb unentschieden, der Feind hatte aber eine günstige Stellung. Mit großer Erbitterung wurde um die Dörfer gekämpft, neue Massen wurden herbeigeführt, immer noch hoffte Blücher auf Wellingtons oder Bülows Hülfe. „Vorwärts,“ rief er, „wir müssen etwas gethan haben, ehe die Engländer kommen!“ und erstürmte St. Amand.

Und wäre jetzt die erwartete Hülfe gekommen, so würde der Feldmarschall seinen Sturmangriff auf den linken feindlichen Flügel gerichtet und die Schlacht entschieden haben. Aber die Engländer kamen nicht, sondern die Nachricht, Wellington habe bei Quatrebras zu thun, Bülow sei, durch Hindernisse und Mißverständnisse abgehalten, noch zu weit zurück. Schon brach die Dämmerung an, und die Schlacht war immer noch unentschieden: da ließ Napoleon frische Garden und Kürassiere gegen Ligny vordringen und das Dorf zugleich im Rücken angreifen. Löwenmüthig kämpften die Preußen gegen die mit Uebermacht vordringenden Feinde, welche den Zusammenhang der Schlachtordnung bedroheten. Da zog der alte Held die letzten drei Reiterregimenter, obschon sie bereits bedeutend gelitten, heran, setzte sich an ihre Spitze und hieb wüthend in die geschlossenen Reihen der feindlichen Kürassiere; aber zurückgeworfen und eifrig verfolgt, erhält sein Pferd einen Schuß und stürzt mit ihm zusammen: „Nostitz, nun bin ich verloren!" ruft er seinem Adjutanten zu, der sogleich vom Pferde springt, und sich mit gezogenem Säbel neben ihm stellt; die Franzosen jagen vorbei, sie werden indeß von den Preußen zurückgetrieben, und stürmen wieder an beiden vorüber. Als die ersten Preußen kommen, läßt Nostitz das todte Pferd aufheben, und den alten, vom Sturze betäubten Helden herausziehen und eiligst zurückbringen. Die Vorsehung wachte über ihn: sein Tod oder seine Gefangenschaft würde ein großes Mißgeschick gewesen sein! Kräftig hielten die Fußbrigaden den Angriff der Kavallerie auf, bis in der Dunkelheit der Nacht mit rascher Umsicht dem Heere die Richtung auf Tilly und Wavre gegeben wurde, um nach dem frühern Plane den Engländern so nahe als möglich zu bleiben. Die Schlacht war eigentlich unentschieden, sie wäre siegreich ausgefallen, wenn die englische Hülfe und Bülow nicht ausblieben! Der Verlust war auf beiden Seiten gleich (12,000 Mann); 21 preußische Kanonen hatten sich in der Dunkelheit in den Hohlwegen verfahren: sonst gewann Napoleon nichts als das Schlachtfeld; auf jeden Fall konnte er den Sieg nicht verfolgen. „Die Franzosen gestehen selbst, daß die Preußen bei Ligny vortrefflich geleitet wurden, und im Kampfe eben so viel Muth als Uebung bewiesen."

Blücher brachte die Nacht gequetscht und mit Schmerzen an allen Gliedern in einer Bauernhütte zu, sagte aber unverzagt zu Gneisenau: „Wir haben Schläge gekriegt, und müssen es wieder ausbessern." Auf die Nachricht des Rückzuges wollte man im englischen Heere sich nach Brüssel zurückziehen; Blücher indeß war schon am folgenden Morgen trotz seiner Schmerzen zu Pferde, meldete Wellington, daß er wieder vorgehen werde, das gab den Engländern neuen Muth, und ihr Feldherr ließ Blücher sagen, er werde auf den folgenden Tag die

Schlacht bei Mont St. Jean annehmen, wenn er auf den Beistand zweier preußischer Heertheile rechnen könne. Blücher erwiderte: er werde nicht mit zwei Corps, sondern mit der ganzen Armee kommen, um, wenn Napoleon am 18ten nicht angreife, am 19ten vereint eine Schlacht zu liefern. Hatte Napoleon einen Fehler dadurch begangen, daß er Wellington nicht den 17ten angriff, so hatte er sich in Blücher völlig verrechnet, wenn er glaubte, dieser würde an den Rhein zurückkehren, und „dahinein die Preußen zu stürzen, war der Befehl, mit welchem er Grouchy und 38,000 Mann zu ihrer Verfolgung am Mittage des 17ten abschickte. Blücher hatte ihn über die Richtung des Zurückgehens völlig getäuscht: man suchte ihn auf dem Wege nach Namur, und er stand bei Wavre, dem englisch-deutschen Heere näher gerückt. Und noch zögerte Napoleon, seine ganze versammelte Macht so bald wie möglich angreifen zu lassen: er hielt große Parade, und erst um 11 Uhr, viel zu spät, rückte er mit 70,000 Mann gegen Wellington's 64,000 heran. Ein wüthender Kampf begann um die Höhen von St. Jean, St. Lambert und das Vorwerk la Haye Sainte. Dieses ging um Mittag verloren, jene konnten nur mit der größten Anstrengung gehalten werden, denn Napoleon fühlte, daß es sich hier um die Krone, und seine Befehlshaber und Soldaten, daß es sich um Abwaschung des Treubruchs gegen ihren König handele! Boten über Boten riefen Blücher zur beschleunigten Hülfe. Dieser war schon in der Morgendämmerung zu Pferde gewesen, und hatte voll Ungeduld vorwärts getrieben; jedoch bei Wavre zwang eine Feuersbrunst, von der Straße abzubiegen, der Boden war uneben und durchweicht, die Bäche angeschwollen, der Transport des Geschützes besonders schwierig, die Truppen strengten beim unaufhörlichen Vorwärtsrufen alle Kräfte an, und bei schlammigen Hohlwegen von St. Lambert entstand ein Gemurmel: es gehe nicht! Doch Blücher rief ihnen zu: „Kinder, wir müssen vorwärts; es muß gehen, ich habe es Wellington versprochen. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Es war 4 Uhr geworden, und Wellington rief: „Ich wollte die Preußen wären da oder die Nacht. Endlich wurde Bülow mit 30,000 Mann bei St. Lambert gesehen (Napoleon glaubte, es sei Grouchy), und die Gefahr erkennend, ließ Blücher nicht auf die Nachkommenden warten: um 5 Uhr drang er und Ziethen gegen la Haye Sainte, Bülow nahm Planchenoit, besetzte die Straße nach Charleroi und schnitt den Franzosen den Rückzug ab, denn die Preußen hatten es sogleich auf große Erfolge abgesehen, und meinten, sie wollten sich die Franzosen einmal von hinten besehen. Thielemann meldete, daß er von Grouchy an der Dyle heftig angegriffen worden; erhielt aber vom vorwärtsdrängenden Blücher, der wußte,

wo die Entscheidung liege, die Antwort, „er möge sich nach Möglichkeit wehren." Napoleon stellte nun seinen Rückhalt unter Mouton gegen die Preußen, sammelte seine Garden zu einem großen Angriffskeil gegen Wellington, um ihn zu durchbrechen; die Engländer hatten einen schweren Stand, aber in diesem gefährlichen Augenblick kamen die Preußen mit Ungestüm den Franzosen in den Rücken, Ziethen ließ seine Kanonen schmettern, Wellington mit der letzten Anstrengung seine Schlachtlinie vorrücken; Bülow umzingelte mit der Reiterei vier Bataillone der Garden und hieb sie nieder*); Blücher nahm das von der jungen Garde wüthend vertheidigte Dorf Planchenoit (9 Uhr), wodurch der Feind von der Landstraße nach Jemappe abgeschnitten war: Alles gerieth in wilde Flucht. Jubelnd rief Blücher: „Seht, da kommen sie auf die Reise! Druf, druf! vorwärts! — Bei Belle-Alliance trafen Blücher und Wellington zusammen, und beredeten, was nun zu thun sei; des letztern Heer war so erschöpft, daß, wenn auch Sieger, er doch den Sieg nicht hätte benutzen können. Blücher folgte dem Feinde jedoch sogleich auf den Fersen, und trug Gneisenau auf, „den letzten Hauch vom Pferde und Mann daran zu setzen." Die Beute war unermeßlich, die Landstraße mit Geschütz, weggeworfenen Gewehren, Tornistern bedeckt; aber wo sich die Franzosen zu setzen versuchten, wurden sie von den Preußen auseinander gejagt. Bei Jemappe mußte Napoleon eiligst ohne Hut und Degen aus dem Wagen springen und seine Schätze zurücklassen. Wagen, Mäntel und Fernglas nahm Blücher, Hut, Degen und Juwelen sandte er seinem Könige, Geld u. dergl. überließ er den Soldaten; ebenso gings im Mondenschein bei Quatrebras und Frasnes. Die Franzosen hatten in der Schlacht 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen ꝛc. verloren; aber durch die rasche Verfolgung wurde das französische Hauptheer gänzlich aufgelöset; nur Grouchy entkam durch geschickte Wendungen**). — Schon am 29sten stand Blücher im Angesichte von Paris (Wellington war noch um zwei Tagemärsche zurück)

*) Das viel gerühmte, und auch von deutschen Schriftstellern nachgesprochene: „die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" ist, wie ähnliche in französischen Berichten, eine in Paris verfertigte Phrase; der General Cambronne erklärte später selbst: „Bei Waterloo hatte ich nicht Zeit, an bon mots zu denken." Dasselbe gilt, wie Clausewitz (Feldzug 1815) treffend sagt, von allen in der St. Helena'schen Einsamkeit fabrizirten, und auf die öffentliche Meinung berechneten Prahlereien, welche aus der Geschichte einen Roman machen, denen dennoch es an gläubigen Seelen und einfältigen Nachsprechern nicht fehlte."

**) Am 21. Juni langte Napoleon zu aller Schrecken in Paris an; aber vergebens war sein Bemühen, sich jetzt zu behaupten; Fouché trat als Republikaner auf und stürzte ihn, wie er Robespierre gestürzt hatte. Napoleon

und antwortete dem Kriegsminister Davoust, welcher Einstellung der Feindseligkeiten und Waffenstillstand verlangte, in deutscher Sprache: „Er werde seinen Sieg verfolgen, Davoust möge sich hüten, durch unnützen Widerstand die Verwünschungen von Paris auf sich zu laden, wie die von Hamburg.“ — Die Franzosen sollten diesmal nicht so wohlfeil durchkommen, Blücher ließ sich durch keine Ränke irre machen. Als man Paris von der Einquartierung verschont wünschte, erwiderte er: „Die französische Armee hat es sich in Berlin wohl sein lassen; kein Preuße, der mir gefolgt ist, soll zurückkommen, ohne zu sagen, daß die Pariser ihn bewirthen mußten.“ Eben so schlug er die Sicherung des Museums ab. „Meint ihr, uns wie im vorigen Jahre um das zu betrügen, was ihr aus unsern Schlössern und Kirchen geraubt habt?“ war seine Antwort. Die Brücke von Jena wollte er sprengen lassen, und als Talleyrand durch den preußischen Gesandten Einrede einlegte, erklärte er, „es würde dennoch geschehen, und ihm lieb sein, wenn Herr Talleyrand sich zuvor darauf setzen wollte;“ dann machte er Müffling zum Commandanten der Stadt und legte ihr 100 Millionen Contribution auf. Die Franzosen wußten indeß bei den Fürsten diese letzten Maßregeln abzuwenden, worauf Blücher im Namen seiner Armee den unsterblichen Brief an den König schrieb: „Ich habe von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen bestimmt. Da sie denselben nun nicht erhalten können, so wird die ganze Armee gern auf diesen Sold verzichten, weil sie ihn sonst aus dem preußischen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte; ich aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühsam zusammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieses Land zu bereichern.“ Der Friede, „welcher den Deutschen nach glänzenden Siegen nichts als zwei befestigte Orte einbrachte, aber nicht Metz, nicht Straßburg rc.,“ blieb ihm ein Greuel, und in derben Worten äußerte er sich über die Diplomaten, „deren Federn verdärben, was die Schwerter gewonnen.“ Um die Franzosen zu regieren, meinte er, bedürfte es anderer Kerls und des Kantschu's! Leidend und mißmuthig traf er den 21. Jan. 1816 in Berlin ein; ein Haus, welches der König ihm am Brandenburger

---

mußte von Neuem entsagen, und wollte sich von Rochefort nach Amerika begeben, allein Fouché gab Wellington einen Wink. Napoleon sah sich genöthigt, dort englische Schiffe zu betreten, wurde ehrenvoll, aber, obgleich er die englische Großmuth auf die Probe stellte, als Kriegsgefangener behandelt, und nach St. Helena gebracht, wo er am 15. Oktober ankam, und den 4. Mai 1821, 51 Jahre 8 Monate 20 Tage alt, starb. Was hätte sein Verstand Gutes wirken können, wenn er nicht von Egoismus beherrscht worden wäre!

Thore schenkte, „damit er der heimgeführten Victoria nahe wohne,“ und bedeutende Güter in Schlesien, die er schon früher erhalten, entschädigten ihn nicht. Schöne Tage verlebte er jedoch in Rostock (August) und in Hamburg (im September 1816) unter allgemeinem Volksjubel. Ende August 1819 erkrankte er auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien. Der König eilte tröstend zu seinem treuen alten Diener; aber schon am 12. September beschloß er sein ruhmgekröntes, für Preußen, Deutschland und Europa höchst verdienstvolles Leben. Das ganze preußische Heer trug auf Befehl des Königs acht Tage lang Trauer, eben so die Bürgergarden in Hamburg und andern Orten.

Ein Denkmal ziert seine Grabstätte. Sein treffliches Marmor-Standbild von Rauch in der Nähe des königlichen Palastes vom Könige 1826, ein anderes in Breslau von der Provinz Schlesien errichtet, und ein drittes ehernes in Rostock (kurz vor des Helden Tode enthüllt, und von Schadow gearbeitet, mit Göthe's Inschrift: „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg bewußt und groß: So riß er uns vom Feinde los“) — ehren sein Andenken bei den Fürsten wie beim Heere und Volk, und mahnen zu gleicher Hingebung und Vaterlandsliebe.

Und mit Stolz gedenkt das deutsche Vaterland seines Helden und Befreiers, der würdig als Feldherr und Mensch neben Herrmann und Friedrich steht. Nicht Geburt, Glücksgüter und Standesverhältnisse erschlossen ihm eine glänzende Laufbahn: unter Mühseligkeiten und Hindernissen, oft zurückgeworfen, wenn er dem Ziele sich nahe glaubte, ohne gelehrte Kenntnisse und große, wissenschaftliche Theorien schwang er sich zum Oberfeldherrn, zum Besieger des für unüberwindlich gehaltenen ersten Heerführers seiner Zeit auf, genoß alle Ehren, die ein, nicht vom Herrscherstamm entsprossener Mann zu erreichen vermag, wurde der gefeiertste Held seines Volkes, und blieb auch im Frieden der Abgott des durch ihn begeisterten Heers, dessen Liebe und Vertrauen höchstens Napoleon in gleichem Grade besaß. Fürsten und Völker riß er durch seine Kühnheit, seinen Feuereifer, seine wunderbare Raschheit fast wider Willen dem Einen Ziele, welches ihm vorschwebte, zu; entflammte Preußen, Deutsche und Russen mit wunderbarer Kampflust, verlor in verzweiflungsvollen Lagen nie den Muth, die Geistesgegenwart, das Vertrauen zu sich, zu seinem Volke und zu dessen gerechter Sache, vollführte oft mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften bei einsichtsvoller Leitung so viele und große, auf das Schicksal nicht blos Preußens oder Deutschlands, sondern aller europäischen Staaten und Völker Einfluß äußernden Thaten, daß die gefeiertsten Helden Frankreichs: Ney, Soult, Moreau, Davoust &c. ihm gegenüber unbedeutend erscheinen: — Dieser Mann kann nicht ein bloßer vom Glück begünstigter Krieger gewesen sein; er war ein Mann, ein ganzer

Mann, und was er war, war er durch die Kraft seiner Seele, durch die Gediegenheit seines Charakters, durch seine ganze Persönlichkeit!

Blüchers Persönlichkeit umfloß, nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen, etwas Eigenes; es ging von ihm Etwas aus, das anzog und festhielt; man konnte den Blick von ihm nicht wenden, und fühlte es, daß er ein heroischer, ungewöhnlicher Mensch war, Entschiedenheit und Kühnheit in seinem ganzen Wesen. Im Glück wie im Unglück behauptete er diesen angeborenen Sinn. In böser Zeit sprach er von einer bessern, stärkte die Schwachen, ging mit aufrechtem Haupte umher und erheiterte seine Umgebung. Seine heitre Ruhe mitten in der Beweglichkeit, hatte etwas Gebietendes: man machte Platz, wenn er kam, und war stille, wenn er redete; auch bei fröhlichen Gelagen hatte er etwas vom Feldmarschall. Eine herrliche Gestalt, groß, schnell, seine Glieder noch fast wie eines Jünglings, fest und scharf gezeichnet; seinen normalen Körper hielt er stets gerade und sein Schritt war weit, fest und sicher. Man sah mit Wohlgefallen in sein offenes, blühendes Gesicht, auf seiner hohen gewölbten Stirn und in den Augen konnten Götter wohnen; mit Schönheit und Hoheit war aber hier auch Schwermuth ausgedrückt; seine Nase war wohlgeformt und lang; sein Auge hellblau und geistreich, feurig und schlau, konnte sich auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn verdunkeln; sein Mund, beschattet von einem starken, herabhängenden Bart, war gutmüthig, satyrisch (hier saß immer Husarenlist gesammelt) und sein Kinn rund und schön; in starker Hand hielt er seinen gewaltigen Säbel, und die hübsche Husaren-Uniform mit dem fließenden kurzen Mantel und den vielen Schnüren, umschloß knapp seinen nervigen, starken Leib. Er saß gut und geschlossen zu Pferde, ritt das muthigste leicht und das wildeste gehorchte ihm. Unter seinen Kameraden und in Gesellschaft war er stets froh und lustig, offen und witzig. Ueberall sich gleich bleibend, meinte und wollte er den Sieg der guten Sache, schätzte und liebte die Menschen, als die nöthigen Werkzeuge, durch die er gefördert und herbeigeführt werden konnte. Er war zutraulich, gesprächig, populär, nicht aus Klugheit, um einen Zweck zu erreichen, sondern aus wirklicher Gesinnung, weil ihm so ums Herz war. Mit dem Bauer und Bürger, dem gemeinen Mann, und vor Allem mit seinen Soldaten, ging er cordial, wie mit seines Gleichen, um. Einen Jeden nannte er und behandelte er wie seinen Kameraden, stopfte im Felde seine Pfeife aus seines Nebenmannes Beutel, trank mit ihm aus einer Flasche und theilte eben so gern von dem Seinen mit! Seine Art, heranzureiten, anzusehen, anzusprechen, hatte etwas Herzgewinnendes, und

wenn man vor ihm Ehrfurcht hatte und ihm gehorchte, so vertrauete man ihm auch, folgte, wo er hinging, und wo er war herrschte fröhlicher Muth. Das läßt sich nicht nachmachen, und wenn man es nachmacht, so hält's nicht vor; was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zum Herzen. Wie Ziethen im siebenjährigen Kriege, so nannten ihn auch die Soldaten: „Vater Blücher!" — Mitten in der Schlacht an der Katzbach kommandirte er auf einmal: „Halt, Kameraden! Das ist heute eine Schlächterarbeit; laßt uns ein wenig stille halten, einen Trunk nehmen und eine Pfeife stopfen." Nachdem dies geschehen, Mann und Roß sich verschnauft hatten, ist er wieder der Erste mit dem Zuruf: „Nun drauf, in Gottes Namen, bald sind wir damit fertig!" und die fliehenden Franzosen wurden in die brausenden Fluthen der Katzbach geworfen. Einem bei Waterloo verwundeten Offizier mußte der Arm abgenommen werden; Blücher hielt ihn während der Amputation, gab ihm die Nacht sein Bett und legte sich auf einen Strohsack. — Unzählige Beispiele zeigen seinen Muth und seine Todesverachtung. Seine Umgebungen hatten immer alle Mühe, ihn von persönlicher Theilnahme an einzelnen Angriffen, besonders wenn sie nicht gleich günstig ausfielen, abzuhalten. Als er im Schlosse von Brienne plötzlich in der Nacht von französischer Reiterei angegriffen wurde, konnte ihn Gneisenau nur durch den Zuruf: „Wollen Sie im Triumph in Paris eingeführt werden?" dahin bringen, sein Pferd in Trab zu setzen. Und zum Rückzuge im Februar 1814, als nach der Trennung der verbündeten Heere Napoleon mit seiner ganzen Macht auf Blücher fiel, brachte ihn erst Nostitz durch die Worte: „Wenn Excellenz sich hier, wo noch Nichts verloren ist, todtschießen lassen, wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben." — Im größten Kugelregen rauchte er bei Ligny ruhig seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte eines Kanoniers angezündet hatte.

In der Nacht vor der Schlacht bei Waterloo lag Blücher ermüdet von den Strapatzen des vorigen Tages und schlief fest und ruhig. Da kam ein Courier von Wellington mit der Anzeige, daß dieser am folgenden Morgen eine Schlacht zu liefern gedenke, wenn er auf Blüchers Hülfe rechnen dürfe. Blücher schrieb eigenhändig darunter: „Nicht mit zwei Abtheilungen, sondern mit dem ganzen Heere bin ich morgen zur rechten Zeit da!" kehrte sich um und schlief sofort ruhig wieder ein. Am anderen Morgen that er Alles, um den Marsch zu beschleunigen. Obgleich bei dem unaufhörlichen Regen, den schlechten und schmalen Wegen die Truppen unsägliche Beschwerden auszustehen hatten, so trieb er unaufhörlich, um Wellington nicht ohne

Hülfe zu lassen, und trug es diesem nicht nach, daß er am 16ten ihm die versprochene Unterstützung nicht zugeführt hatte.

Als Blücher in der Schlacht von Ligny betäubt und zerschlagen unter seinem stürzenden Pferde hervorgezogen worden, war sein unerschrockener Muth nicht im mindesten erschüttert. „Wir haben Schläge bekommen," sagte er zu Gneisenau, „wir müssen es wieder ausbessern!" Obgleich er bedeutende Schmerzen litt und sich nur mit Beschwerlichkeiten bewegen konnte, war doch sein Kopf frisch und sein Herz munter. Selbst ordnete er am andern Morgen den Bericht an den König, und als ihm dann der Wundarzt die gequetschte Seite mit Spiritus einreiben wollte, erwiderte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Dinge besser beikommen!" ließ sich Champagner bringen, trank dem Kourier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur dem Könige, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!" In seinem Tagesbefehl, den 17ten, hieß es: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!" So setzte er sich am 18ten wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn die gequetschten Glieder schmerzten, und schickte den Wundarzt, der ihn noch einreiben wollte, weg mit den Worten: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins hinauskommen!" Eben so offen als einfach, und grell von den französischen prahlerischen Bülletins abstechend, sagte er nach dem Siege bei Waterloo in einem Armeebefehle: „Zwei Schlachten in drei Tagen habt ihr geliefert; die erste war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Von jeher war die Meinung, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine neue Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dargethan! Die meineidige Armee, ausgezogen, die Welt zu beherrschen und zu plündern, ist aufgelöset; einige Tage Anstrengung von Eurer Seite wird sie vollends vernichten!" 2c. — An Schwarzenberg schrieb er am 19. Juni eigenhändig: „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Ich denke, die Bonapart'sche Geschichte ist nun wohl vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß."

Was aber Blücher wahrhaft groß erscheinen läßt, ist die Gerechtigkeit, mit welcher er die Verdienste Anderer anerkannte und geltend machte. Bei einem großen Bewillkommnungsfeste in der Freimaurerloge wies er in einer langen Rede auf die Männer hin, die ihm thätig zur Seite gestanden, und gedachte Scharnhorsts mit den Worten: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben."

Als er beim Besuche in Oxford nebst dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen und Wellington feierlich zum Doctor der Rechte erklärt werden sollte, fand er das spaßhaft, und sagte mit wackerm Scherze: „Dann müssen sie Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir gehören einmal zusammen.“ In einer Gesellschaft fragte er, ob Jemand seinen Kopf küssen könne, und als man es verneinte, sprang er auf und küßte seinen Gneisenau. Bei einer andern Gelegenheit unterbrach er die Lobrede mit den Worten: „Was ist's, das ihr rühmt: es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“ Eben so anerkennend brachte er einst die Gesundheit Schwarzenbergs aus, über dessen Zaudern im Felde er oft gezürnt hatte: „weil er drei Fürsten in seinem Hauptquartier gehabt, und doch Siege erfochten habe.“

Blücher's, Gneisenau's, Müffling's u. a. preußischer Generale beständiges Ziel war, Napoleon zu entthronen, daher ihre Unzufriedenheit über die Zögerung am Rhein, weil die Fürsten den Angriff jenseits für gefährlich hielten. Sie erwiderten: „entweder das französische Volk ist endlich nüchtern und friedliebend geworden, und dann haben wir in einigen Monaten den Frieden, oder es greift zu den Waffen, und dann leben wir mit einer halben Million Soldaten auf französische Rechnung, und das ist der beste Dämpfer der Kriegslust.“ Doch erließ man eine Bekanntmachung, welche aussprach, daß man nur gegen unersättliche Eroberungslust Napoleons streite.

In Nancy, der ersten größern französischen Stadt, wurde der Einzug mit einem großen Pomp gehalten; die dortige Zeitung sollte jene Erklärung wo möglich zur Kunde von ganz Frankreich bringen. Der Maire mußte den Feldmarschall mit feierlicher Rede und zwar in deutscher Sprache empfangen, und das Concept vorher einreichen. Voll Angst erschien er und seine Begleiter und sprach in künstlichen Redensarten, um nicht den Zorn Napoleons auf sich zu laden. Die kaiserlichen Ausdrücke mit seltsamer Laune nachahmend, antworete Blücher in soldatischer Derbheit: „Meine Herren, ich bin mit den Gesinnungen zufrieden, welche Sie mir in Ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorsehung unsere Waffen auf Frankreichs Boden geführt! Ganz Europa ist durch die unersättliche Ehrsucht dessen, der Frankreich seit vierzehn Jahren unumschränkt beherrschte, endlich aus seiner falschen Sicherheit geschreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse, des Tajo stehen auf dem Gebiete des einst so glücklichen Frankreich. Alle sind, einst Freunde, durch den alles zerstörenden Ehrgeiz eines Einzigen, dessen Feinde geworden. Gott hat endlich ein strenges Gericht gehalten, und 600,000 Franzosen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt.“ Die Gesichter

verklärten sich jedoch, als Blücher auf die napoleonischen Beamten loszog, und die droits réunies für aufgehoben erklärte. Beim Diner trank Blücher auf das Wohl der Stadt; der General Sacken sprach dann: „Ich ersuche Sie, meine Herren, mit mir ein Glas auf das Wohl von Frankreich zu leeren, auf den Frieden und die Freundschaft dieses schönen Landes mit allen Völkern Europa's, die ihm freundlich die Hand reichen, und erwarten, daß es auf eine würdige Art einschlage (die Franzosen erhoben ihre Hände). Wir sind gekommen, um Euch Glück und Freiheit zu bringen; aber Ihr werdet selbst einsehen, daß dies nur unter einer Bedingung möglich ist: Tod und Verderben dem Tyrannen, der zu lange schon die Geißel des französischen Volks und die Qual Europa's gewesen!" Da senkten sich die Hände und die Gesichter wurden blaß. — Ins Französische übersetzt gingen diese Reden nach allen Richtungen. „Napoleon muß herunter!" das blieb Blüchers Meinung auch nach der Einrückung in Frankreich; daher waren ihm die Friedenspartei und die Unterhandlungen zuwider. „Wir müssen nach Paris!" antwortete er Schwarzenberg. „Napoleon hat in allen Hauptstädten Europa's seine Visite gemacht, wollen wir weniger höflich sein. Ehe er nicht vom Throne ist, werden wir keine Ruhe bekommen;" diese Entschiedenheit riß Andere hin, und bewirkte endlich den Marsch nach Paris, als Napoleon sich in ihren Rücken warf. — Schon am Vorabend des Ausmarsches Blüchers aus Breslau 1813 trank Hardenberg dem muthigen Feldherrn und seinen Gefährten auf Waffenglück zu, und fragte: „Wo sehen wir uns wieder?" Rasch erwiderte Blücher: „In Frankfurt am Main." Dies traf ein, und bei einer ähnlichen Frage antwortete Blücher: „Im Palais royal." Dieser auf ein bestimmtes Ziel gerichteter Sinn des Preußen-Feldherrn wie des Ministers Stein, d. h. der Charakter beider, hat Wunder gewirkt; Zwischenfälle verzögerten, hinderten aber nicht.

Mit den beiden Friedensschlüssen war Blücher, als zu gelinde für den Uebermuth der Franzosen, sehr unzufrieden. Er hoffte mit vielen Deutschen, daß die Franzosen wenigstens Elsaß und Lothringen wieder herausgeben müßten. Als die erste Nachricht von Napoleons Entweichung von Elba nach Berlin kam, trat Blücher am frühen Morgen in das Schlafzimmer des englischen Gesandten, und weckte ihn mit den Worten: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländischen Meere?" und als jener den Vorwurf, daß sie die Insel unbewacht gelassen, nicht ablehnen konnte, empfahl er sich mit den Worten: „Wir müssen nun von vorne anfangen, und daran sind die Engländer Schuld!" Dann ging er in Feldmarschallsuniform „unter den Linden," und das Volk freuete sich jauchzend dieses

Zeichens. Nach dem Siege bei Waterloo und der Capitulation von Paris wollten die französischen Abgeordneten, daß die Stadt wie im vorigen Jahre von Einquartierung frei bliebe, Blücher erwiderte: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben!"

Mit der Diplomatie befaßte sich Blücher nicht, ja, er empfand großen Widerwillen gegen die Diplomaten, und sprach sich darüber derb aus. Bei einem großen Gastmahle, welches Wellington in Paris gab, wobei Blücher zwischen ihm und dem englischen Minister Castlereagh saß, brachte er den Toast aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!" — Dem Fürsten Hardenberg erklärte er bei dem zweiten Friedensschlusse, an welchem dieser wohl weniger Schuld hatte, als die Großmuth Rußlands und Englands: „Ich wollte nur, daß ihr Herren von der Feder einmal ein scharfes Plänkerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erfahret, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben die Fehler wieder gut machen muß, welche ihr so leichtsinnig begeht!

Im Andenken an den Uebermuth und die Härte, welche die Franzosen so lange in Deutschland und namentlich in Preußen planmäßig geübt hatten, wollte er auch mit ihnen kurzen Prozeß machen, und mit dem Maße messen, womit sie gemessen hatten. Beim Umherreiten in der besiegten Hauptstadt Frankreichs war ihm ein Dorn im Auge auch die Brücke, die man prahlend die „Brücke von Jena" genannt hatte; er wollte sie sprengen lassen: man machte Vorstellungen, bat, und besonders der französische Minister Talleyrand wandte sich an den preußischen Gesandten Grafen Golz. Aber Blücher sagte laut: „Sie wird gesprengt, und es wäre mir lieb, wenn Monsieur Talleyrand sich zuvor darauf setzte, welches ich bitte, ihm wissen zu lassen." Dem Marschall Davoust, der ihm 1815 mit Waffenstillstandsvorschlägen kam, schrieb er in deutscher Sprache: „Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?" Er wollte den Hochmuth der Franzosen demüthigen!

Blücher besaß, ohne es zu wissen, die wahre Popularität und in derselben die Macht der Rede. Alles, was er sagte, floß ihm unvorbereitet aus dem Herzen, einfach, wahr und natürlich. Darum gewann er alle Herzen, darum war man stets, wenn er ausgeredet hatte, seiner Meinung. Prof. Steffens erzählt, daß Blücher bei einem Mahle zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst auf dem Schlosse zu Wartenberg das Wort genommen. „Nie hörte ich," sagte er, „eine ergreifendere Rede; nie eine Darstellung des großen Kriegers anschau-

licher, herrlicher, lebendiger vortragen; der fast unwillkürliche Erguß seiner Rede wurde ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung," und Prof. Arndt erzählt, wie er ihn in Lüttich **1815** nach dem Aufstande der Sachsen reden hörte: „Er stand in prächtiger Haltung da, wie ein Gott Mars, und sprach noch prächtiger. Ich erinnere mich noch der Schlußworte: „Nein, die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie hier vom Aufstande der Deutschen gegen ihren General gehört haben. Wir sind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachsen und keine Preußen, wir sind alle Deutsche, wollen Deutsche bleiben und als Deutsche siegen oder sterben. Ich habe es geschworen, und ihr schwöret es mit mir: ich komme nur als Leiche oder als Sieger über den Rhein zurück." Hier fühlte ich wieder, welche Kraft es war, die diesen gewaltigen Menschen, diesen durch keine besondern Kenntnisse, weite Ansichten und Einsichten geschmückten Feldherrn gleichsam zu einem deutschen Panier gemacht hatte." — Blücher hatte die besondere Gabe, durch ein Witzwort oder durch muntere Einfälle seine Umgebung in Heiterkeit zu versetzen, oder einem übertriebenen Berichte, welcher gewöhnlich im Hauptquartier in Gegenwart aller Offiziere mitgetheilt wurde, den etwanigen Nachtheil zu nehmen oder ins richtige Geleise zurückzuweisen. Bei Haynau meldet ein Adjutant: Napoleon stehe im Rücken. „Sagen Sie Ihrem Commandeur, daß ich mich außerordentlich freue, denn dann ist der Kerl auf dem rechten Wege, uns eine Ehre zu erzeugen, zu welcher er nur von hinten kommen kann." Unter schallendem Gelächter ritt der Adjutant zurück. Aus dem Schlafe aufgerüttelt, die Meldung einer kühnen Bewegung Napoleons anhörend, gab er die Antwort: „da kann er die schönsten Schmiere kriegen!" gab für den Fall einige Befehle und drehte sich gelassen um zum Weiterschlafe. Einem Regimente, das im Februar **1814** stark gelitten hatte und schweigend vorübermarschirte, rief er zu: „Nun, Kinder, ihr sollt noch so lange in Frankreich bleiben, bis ihr alle französisch gelernt habt!" Und es zog munter weiter. Bei Troyes wurden russische Plänker plötzlich zurückgedrängt, wobei ein Schuß Blüchers Fuß traf; es fand sich der Stiefel zerrissen, der Fuß unverletzt. „Das ist schlimm," sagte Blücher, „wir haben mehr Doktors als Schuster bei uns!"

Blücher war, wie Ziethen, kein Freund von vorhergemachten künstlichen Planen, wußte aber, wie dieser, seine Anordnungen auf der Stelle zu treffen, aber auch in Gneisenau's u. a. Gedanken einzugehen. Als unter Ausbreitung von Spezialkarten von den kommandirenden Generalen zu Halle der Plan zur nächsten Schlacht bei Leipzig berathen wurde, saß Blücher während der Zeit in einem andern Zimmer beim Kanzler Niemeyer auf dem Sopha und rauchte stillvergnügt

und unter zutraulichen Gesprächen ruhig seine Pfeife, wie im Schooße des Friedens. Als er heraus gerufen wird, sagt er: „Nun, ihr Herren Schriftgelehrten, was habt ihr Gutes ausgeheckt?" Wie er zugehört, erwiderte er, gleich Ziethen: „Das mag wohl das Rechte sein, aber ich kann von Allem Nichts brauchen; wenn ich mit meinen Jungens auf das Champ de bataille komme, werde ich schon sehen, was zu thun ist. Nun, Herr Kanzler, noch eine Pfeife." — Blücher war ein militärisches Genie, und seine Schuld ist es nicht, daß die Schlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 verloren ging: das Unglück lag in der Combination des Ganzen, wogegen der Einzelne, auch der Kräftigste, Nichts vermochte. Sein muthiger, fast verzweiflungsvoller Zug nach Lübeck, sein Hineinwerfen in diese Stadt, wo er, auf ihren Straßen muthig kämpfend, den Tod suchte, aber nicht fand, beweiset sattsam, weß Geisteskind er war. Diejenigen, welche ihn als einen tollkühnen Haudegen denken, haben von ihm ein unrichtiges Bild. Wäre er nur dies gewesen, so hätte er zwar einzelne glückliche Coups ausführen; aber den klugen und listigen Gegner nicht besiegen und die große Sache nicht herrlich hinausführen können. Bei aller Bravour und Raschheit verfuhr er doch mit Ueberlegung und Vorsicht; handelte, freilich einen weisen Rathgeber, den trefflichen Gneisenau, zur Seite, nach einem bestimmten Plane, und zog sich oft zurück, wo er einsah, daß er nicht glücklich durchkommen konnte. Blücher war ein klarer Kopf und dachte sich Alles in bestimmter Abrundung; aber seine Verstandesbildung bestand nicht in gelehrten Theorien, sondern einer vernünftigen praktischen Umsicht. Er beurtheilte Menschen und Umstände sehr richtig, und nahm nach ihnen mit hellem Blick und richtigem Takt seine Maßregeln. Bei aller Geradheit und Offenheit war er doch klug, er wußte an sich zu halten, zu gehorchen, zu schweigen. „Durch Schweigen Niemand sich verräth," war seine sprichwörtliche Redensart.

Edle Naturen bleiben unter allen, auch den glänzendsten Umständen, sich gleich. Nichts an ihnen ist geschminkt, Alles ist ehrlich und wahr. Der Schwache ist ein Werk der Umstände, und nimmt die Farbe des Augenblicks an, der gerade gilt. Blücher, als er der Held des Tages und sein Name in ganz Europa geehrt und gefürchtet worden war, war und blieb stets derselbe, auch bei Hofe und in der Nähe des Königs. Er, eine starke, energische Natur, wußte nichts vom Hochmuthe, sondern erschien immer treuherzig und bieder, als Fürst und General-Feldmarschall war er ganz derselbe, wie er als Major und Oberst gewesen. Ein Mann von Grundsätzen, ruhete er fest auf sich und leistete daher so viel; so lebendig er war, so hatte er sich doch in seiner Gewalt, und wußte,

wie seine Umgebungen, so sich selbst zu beherrschen. Als er unter dem Zujauchzen der Bevölkerung Frankfurts nach Beendigung des Krieges in diese alte deutsche, prächtige Stadt seinen Einzug hielt, hatten die Stände der Grafschaft Mark (wo Blücher früher lange sein Standquartier gehabt) eine Deputation zur Beglückwünschung dorthin geschickt, und der Herr v. Plettenberg, ein früherer Bekannter Blüchers, die wohlgesetzte, ehrerbietige Anrede an ihn zu halten hatte, warf er, sobald er jenen erkannte, den Säbel in die Scheide, sprang vom Pferde und umarmte ihn im Angesichte des versammelten Publikums: „Freund," rief er dem corpulent gewordenen Redner zu, „wie bist Du dick geworden! Laß das Haranguiren! Komm, laß uns nach alter Weise Eins trinken!" Und Blücher und Plettenberg gingen Arm in Arm die Treppe zu dem für Blücher bestimmten Quartiere hinan. Als Blücher bei einem Besuche seiner Geburtsstadt Rostock einen Jugendgespielen erkannte, und dieser ihn Durchlaucht nannte, rief er ihm lächelnd zu: „Ei, närrischer Kerl, was fällt Dir ein? Ich denke, wir nennen uns wieder, wie ehemals!"

Als Blücher nach der Schlacht bei Lübeck Kriegsgefangener war, lebte er einige Zeit in Hamburg, wo er sich durch seine Biederkeit und fröhlich muthige Gesinnung viele Freunde erwarb, und gewiß, hätte er 1813 das Nordheer kommandirt, die Stadt wäre nicht wieder in die Hände der Franzosen gefallen. Zur Zeit seines Glückes und seines Ruhmes war er in Stettin, und alle seine Verehrer in Hamburg baten ihn schriftlich dringend, daß er doch herüber kommen und sie besuchen möchte; hätten sie trübe Tage mit einander getheilt, so wünschten sie auch die guten mit einander zu genießen. In einer verbindlichen, schön geschriebenen Antwort bedauerte er, daß er vieler Geschäfte wegen, die seine Gegenwart in Berlin nöthig machten, nicht kommen könne. Als er unterschreiben wollte, wurde es ihm wieder leid, und er schrieb unter denselben Absagebrief eigenhändig: „Ich will doch kommen!" Er sah Hamburg unter ganz veränderten Umständen wieder, früher gedrückt und beengt von lästigen Fremden und Blutsaugern, deren Wesen und Sprache ihm ein Greuel war; jetzt erlöset und frei, sich selbst und seiner Unabhängigkeit wieder gegeben. Sein Empfang brachte die ganze Stadt in freudige Erregung, die an die Auftritte in England erinnerten. Straßen, Fenster und Dächer waren mit Menschen bedeckt. Man gab sich der allgemeinen Freude hin, den berühmten Mann, der so viel für die gute Sache Deutschlands gethan, bei sich zu sehen, und der Jubel brach los, so oft er sich auf den Straßen sehen ließ, oder zu einem ihm veranstalteten Feste kam. Von Zeit zu Zeit stand er still oder mußte im Gedränge still stehen. Er hielt Volksreden aus

dem Stegreife, populär, herzlich, in kurzen, klaren, kernhaften Sätzen; obgleich er bei den lauten Vivats sagte: „Kinder, ich danke Euch; aber übertreibts nicht!" so begeisterte er und seine stattliche heldenmüthige Gestalt um so mehr die Menge. Ein Fest drängte das andere; das Ehrenbürgerrecht wurde ihm verliehen, und mit Thränen der Rührung sagte er beim Abschiede: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege sonst." Er blieb vom 12.—22. September 1816.

Mitten in dieses öffentliche Geräusch fällt eine stille, häusliche Scene, die in ihrer Sinnigkeit und Tiefe das Auge mit Thränen des Danks und der Rührung füllt. Blücher verehrte den unsterblichen Klopstock, hatte ihn persönlich gekannt, geliebt, und war oft dessen erhabenen christlichen Humanität froh geworden. Beide Naturen waren zwar in ihren Richtungen verschieden; aber Blüchers Heldenseele hatte Sinn für alles Große und Schöne, und so derb der Mann war, so kindlich war er zugleich. Darin lag für Klopstock eine sympathetische, anziehende Kraft; er erkannte in Blücher das Außerordentliche, und dieser segnete mit Tausenden das Andenken des großen Dichters. In dieser Harmonie hatte es seinen psychologischen Grund, daß Blücher durch seinen Freund, den Kaufmann v. Hostrupp, bei der Wittwe Klopstock anfragen ließ: „ob und wenn er sie besuchen dürfe?" Sie bejahete dies freudig, und erwartete den berühmten alten Helden zum Frühstück. Die ehrwürdige Matrone empfing ihn, schwarz gekleidet, ehrerbietig, unten an der Treppe des unscheinbaren Hauses, über dessen Thür jetzt in Stein gehauen steht: „Hier lebte und starb Klopstock!" Nur von diesem, von seinen Verdiensten, seinen Werken, besonders seinen Oden und Liedern, von seiner Einfachheit und Liebe gegen den Heimgegangenen war unter beiden an Alter gleichen Leuten bei dem einfach geschmückten Frühstückstische die Rede. „Der König von Dänemark," sagte endlich die Wittwe, „hat vor Jahren meinem seligen Klopstock 20 Flaschen vorzüglichen Cap-Wein geschenkt. Wir haben lange, und immer nur an festlichen Tagen oder bei außerordentlichen Gelegenheiten davon getrunken. Nur noch Eine Flasche ist übrig. „Hebe sie," sagte der Verewigte, „sorgfältig auf bis zu einem seltenen Ehrenfalle. Dieser ist jetzt gekommen; meinem Hause ist Heil widerfahren durch Ew. Durchlaucht Gegenwart. Mir und dem Weine geschieht Ehre, wenn Sie ihn trinken." „Auf das Andenken Klopstocks: Er lebe in Verehrung und Liebe in unsern Herzen!" rief der Fürst. Man trank still und gerührt, und „dies Todtenopfer machte das kunstlose Zimmer zur Halle der Ewigkeit. Ihre heiligen Schauer ergriffen die Herzen; es wurde nicht mehr geredet, aber helle Thränen liefen aus den Augen des

Helden. — So zeigte Blücher, obgleich ganz Soldat und gern durchgreifend, auch im Umgange mit gebildeten Frauen, ein sanftes Wohlwollen und einen zarten Takt; daher auch die Königinn Louise ihn bis an ihr Ende auszeichnete, und an seiner muthigen Entschiedenheit und Ritterlichkeit Wohlgefallen hatte, und in ihm beim tröstenden Blick in eine bessere Zukunft den sieghaften Helden sahe.

So war Blücher im Frieden wie im Kriege, als Feldherr und Mensch immer der ganze Mann von Kopf und Herz, von Geist und Charakter; sich seiner Kraft bewußt, und daher ein Feind niederer Ränke; im Kriegsgewühl ein Fels, im Freundeskreise ein Kind. Segen seiner Asche!

---

19) Staatsminister Freiherr v. Stein,

„der deutschen Freiheit Grundstein,“

Alles Bösen Eckstein,
Alles Guten Grundstein,
Deutscher Ehre Schlußstein.
Arndt.

Wie in der Zeit, als unser Volk aus seinem Schlafe erwachte und seine Ketten zu schütteln und abzuwerfen begann, es ihm nicht fehlte an Männern verschiedener Art und Natur, welche bereit waren, „mit dem Schwerte zu lösen, was das Wort nicht gelöset hatte,“ so mangelte es ihm nicht an Staatsmännern aller Art, welche zwar weniger in die Augen fallend, aber nicht weniger heilsam, wenn auch weniger gefährlich, doch nicht weniger beschwerlich für des Vaterlandes Wohl mit der Feder zu kämpfen und das Erkämpfte auf zweckmäßige Weise zu ordnen hatten. Wie neben einem Blücher ein Gneisenau und Scharnhorst, ein York und Bülow, so erweckte die Vorsehung neben Stein einen Hardenberg, Metternich, Gagern, Münster u. a., nur daß diese nicht immer Ein Ziel, die Niederwerfung des Feindes, sondern auch die Interessen ihrer Staaten zu verfechten hatten. Stein hatte, wie Blücher, Einen Zweck vor Augen, die Erhebung des gesammten Vaterlandes allen Partikular-Interessen gegenüber, und riß, wie dieser, durch seine kühnen Anschläge und seinen gewaltigen Charakter Alles mit sich fort; beide führten unser Volk zur Freiheit und Selbstständigkeit, und wenn manche Wünsche und Hoffnungen unter dem Drange der Verhältnisse unerfüllt blieben oder bleiben mußten: so war es ihre Schuld nicht. Das Mögliche haben sie uns errungen!

Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein, wurde, aus einem uralten rheinfränkischen Reichsfreiherrngeschlecht, den 26. Okt. 1757 auf dem Schlosse Stein bei Nassau an der Lahn geboren. Schon früh gaben die schöne Natur, das Leben in Feld und Wald seinem Körper Kraft und Gewandtheit, seinem Geist einen frischen Muth und seinem Herzen treue Liebe zur Heimath. Des Vaters biederer, obgleich heftiger Charakter, sein thätiges Leben als mainzischer Geheim- und rheinischer Ritterrath, und der Mutter klarer Sinn und kindlich frommes Gemüth hatten seinem Geist und Charakter die echte Richtung auf alles Höhere verliehen, welche zu keiner Zeit seines Lebens seinem kräftigen Streben fehlte, und es durch demüthigen, Gott vertrauenden Sinn veredelte. Im sechszehnten Jahre ging er auf die Universität Göttingen, um die Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren; zur Geschichte fühlte er sich schon früh hingezogen, und die großen Zeitereignisse konnten an einem so hochherzigen Jüngling nicht ohne tiefen Eindruck vorübergehen. Es war die Zeit, „wo Friedrichs Thatenruf über den Erdkreis scholl," und das Nationalgefühl wieder weckte, wo Klopstock, Lessing, Herder, Möser und andere große Dichter nnd Schriftsteller eine deutsche National-Literatur gründeten, wo Kants Philosophie neue wissenschaftliche Bahnen eröffnete, wo die Jugend, von edler Begeisterung erfüllt, sich an einander schloß, Bürger, Voß, Holty, Stollberg, Leisewitz und andere Dichter des Hainbundes Stein nahe standen, und Brandes und Rehberg mit ihm jene Jugendfreundschaft schlossen, welche der Frühlingsgottesdienst des Lebens ist.

Wie Luther und Blücher, so war auch Stein in seinem Wesen und Streben mehr auf das Praktische und Kräftige hingezogen, die Spekulation blieb ihm fremd, aber sein glaubensvoller Sinn trug ihn „durch die Irrgänge und Mühsale des Lebens." Nachdem er 1777 Göttingen verlassen und einige Zeit in Wetzlar den Kammergerichts-Prozeß studirt hatte, besuchte er verschiedene deutsche Höfe, lernte in Regensburg die Reichstagsgeschäfte kennen, ging nach Wien und Ungarn, und über Dresden nach Berlin. Nachdem er durch einen Familienvertrag, welcher die Güterzersplitterung verhindern sollte, zum Stammhalter und Haupterben der Familie eingesetzt war, wär es sein dringender Wunsch, durch die unabhängige Stellung, welche er nunmehr gewonnen hatte, dem Vaterlande nützlich zu werden. Die deutsche Kleinstaaterei, wo im Militär der größte Stratege und Taktiker die Aussicht hat, als Oberlieutenant und der feinste Diplomat als Rath zu sterben, und zwar ohne Einfluß auf das Ganze, war ihm widerlich. Als Reichsritter zog es ihn wohl nach dem Kaiserhause hin, allein protestantischer Sinn und das neue politische

Leben, welches von Friedrich dem Großen ausgegangen war, entschied für Preußen, und Stein wurde 1780 Referendar im Bergwesen, begleitete den Minister desselben, seinen Gönner Heinitz, auf Reisen in das Harz- und Erzgebirge, und warf sich mit aller Energie seines Geistes so eifrig auf das Fach, daß er schon 1782 Oberbergrath war, und 1784 überdies die Leitung der westphälischen Bergämter übernahm, weshalb er nach Ruhr an der Wetter zog, und hier unter den kernhaften Bewohnern der Mark und unter unmittelbar auf die Natur und Menschen sich beziehenden Geschäften sich sehr wohl befand, und zugleich die Nichtigkeit des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit, dem auf die Wirklichkeit gerichteten Bestreben gegenüber, kennen lernte. Kaiser Josephs Streben, seine Hausmacht zu vermehren, und Bayern gegen die österreichischen Niederlande als „burgundisches Königreich" zu vertauschen, die geistlichen Fürstenthümer an seinen Neffen zu bringen, war gefährlich, Mainz hatte bei Friedrich angefragt, ob auf seinen Beistand gegen Oesterreich zu rechnen sei, und dieser schloß 1785 den deutschen Bund. Heinitz empfahl den 27jährigen Stein zu einer Sendung an die Höfe von Mainz, Zweibrücken, Baden und Darmstadt, und dieser vollführte den Auftrag mit glänzendem Erfolge, gewann aber immer mehr Abneigung gegen die Diplomatie, und lehnte deshalb den Gesandtschaftsposten nach Haag und Petersburg ab, machte aber als Geheimer Oberbergrath eine längere Reise nach England zur Besichtigung der Eisenfabriken und Bergwerke, betrachtete aber zugleich mit offenen Augen die übrigen Staatseinrichtungen dieses Landes, „welche auf persönliche Freiheit, selbstthätige Wirksamkeit und regelmäßig gegliederte Körperschaften beruhend, und einen gesunden, religiös-sittlichen Volksgeist entwickelnd," ihm sehr zusagten.

Beim Ausbruche des Revolutions-Krieges sah er die Gefahr. Voll Zorn, daß Mainz dem Franzosen Cüstine niederträchtig hingegeben, berieth er mit seinem gleichgesinnten Bruder, dem Oberst Stein, preußischen Gesandte in Mainz, und dem Feldmarschall Wallmoden, was zu retten sei, rüttelte die Landgrafen von Hessen auf, betrieb ihre Verbindung mit Preußen und Hannover. Frankfurt wurde den 2. December 1792 mit Hülfe der Handwerksburschen befreit. Dann reisete er nach Wesel, um für die Verpflegung des Heeres zu sorgen, bewaffnete die Trainknechte, um den Franzosen die Insel Büderich vor der Festung wieder zu entreißen. Mit der Familie Wallmoden in Gießen und Kassel einige Wochen lebend, verheirathete er sich, nachdem er 1793 Präsident in Cleve geworden, mit der Tochter des Grafen, und bezog das Schloß zu Cleve, wo er in ernster Thätigkeit für den Wetter-Kreis unter den Unruhen des Krieges ein glück-

liches häusliches Leben führte, welches durch die laute Anerkennung seiner Verdienste von Seiten des Volks noch verschönert wurde. Als Oberpräsident sämmtlicher westphälischen Kammern konnte er dann von Minden aus seine Thätigkeit, seine Einsicht und Kraft zum Besten einer halben Million Menschen und auf ein Gebiet von 182 Quadrat-Meilen ausdehnen. Die Lage des Vaterlandes erfüllte sein Herz mit tiefem Schmerz! Die Unentschiedenheit Preußens, die vergeblichen Siege des Erzherzogs Karl, „welcher Deutschland zweimal von dieser Räuberhorde, der sogenannten französischen Armee, befreit," das Schicksal des Prinzen Louis Ferdinand, Sohn des jüngsten Bruders Friedrich des Großen, der mit herrlichen Gaben des Körpers und Geistes ausgerüstet, als zwanzigjähriger General bereits Lorbeeren errungen, und nun aus Mangel ansprechender Thätigkeit im wilden Leben, trotz Steins ernsten Briefen, unterzugehen schien, waren eben so viel Ursachen seines Kummers. Um nicht unter französischer Herrschaft zu stehen, verkaufte er seine Herrschaft Landskron am linken Rheinufer, kaufte dafür die Herrschaft Birnbaum an der Warthe, und betrachtete sich nun als Angehöriger Preußens. Nach dem Lüneviller Frieden, welcher denen, die jenseits des Rheines Besitzungen verloren hatten, Entschädigungen diesseits zugesprochen, erhielt Preußen die Stifte Quedlinburg und Hildesheim, die Reichsstädte Nordhausen, Goslar, Mühlhausen, die westphälischen Stifter Paderborn ꝛc., nebst Erfurt und Eichsfeld, und Stein wurde bestimmt, die letzteren zu übernehmen, ein Geschäft, das große Umsicht und edle Gesinnung erforderte, besonders wegen des im Lande vorherrschenden Katholizismus und der bisherigen guten Verwaltung Fürstenbergs. Auch dieses Geschäftes entledigte sich Stein mit der ihm eigenen Klugheit und religiösen Duldsamkeit; er belobt den Bischof Fürstenberg wegen Beförderung eines religiösen Sinnes, dessen Verlust alle Philosopheme nicht zu ersetzen vermögen; er bekennt, daß der Domdechant Spiegel ein Mann von großen Geistesgaben und Geschäftsthätigkeit sei; er gesteht, daß in den Kreisen der Fürstinn Gallizin „der Christenname der Haupt-, der Katholik Beiname sei," und meint, wenn Stollberg im Katholizismus Ruhe und das ursprüngliche Christenthum finde, man ihn deshalb nicht, wie Voß ꝛc. hart beurtheilen müsse. Spiegel ward nachher Erzbischof von Köln, und sein Nachfolger derselbe Domherr von Droste, dessen Beschränktheit Stein damals veranlaßte, Spiegel und Fürstenberg ihm in die Gymnasial-Commission beizugesellen.

Schmerzlich berührte ihn in mehr als einer Beziehung bei der französischen Besitznahme Hannovers, daß Deutschland, daß Preußen nicht dem Einmarsche sich entgegen stellten, daß England nicht die preußische

Bedingung annahm, daß Wallmoden von den Ministern den unglaublichen Befehl erhielt, das Bajonnet seiner kleinen, aber muthvollen Armee „mit Moderation" zu gebrauchen, so daß endlich der Kampf ganz unterblieb.

Während Stein als Oberpräsident mit Blücher als commandirenden General von Westphalen das Schloß in Münster bewohnte, während der Reichsverband immer lockerer geworden, und einige Fürsten, wie die hessischen und pfalzbayrischen, die Güter der Reichsritterschaft an sich rissen, wollte Nassau diesem Beispiel (31. Dec. 1803) folgen; Steins Güter Frücht und Schweighausen wurden im Besitz genommen. Da legte Stein einen kräftigen Protest ein und schrieb: „Deutschlands Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wird durch Consolidirung der wenigen reichsritterlichen Besitzungen mit den sie umgebenden kleinen Territorien wenig genesen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe. In dem letzten harten Kampfe ist das Blut des deutschen Adels geflossen; Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme, und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer. Wird der ritterliche Verein zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalte in einem Lande und einem erweislich siebenhundertjährigen Familieneigenthum. Das ist hart, härter aber noch, ein solches Opfer nicht einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern der gesetzlosen Uebermacht — doch giebt es ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit." Dieser Brief erschien gedruckt, machte Aufsehen, und damals schützte Steins Güter noch der Kaiser.

1804 wurde Stein als Staatsminister für Handel und Zollwesen nach Berlin berufen. Bonaparte hatte sich die Kaiserkrone aufgesetzt, und Oesterreich mit Rußland und England ein Bündniß gegen ihn geschlossen; Preußen weigerte den Beitritt, und als Rußland es mit sich fortzureißen drohete, sandte es seine Truppen an die östliche Grenze; die Franzosen verletzten nun freventlich das preußische Gebiet in Ansbach: das öffnete die Augen. Kaiser Alexander kam nach Berlin; Stein u. a. riethen zum Kriege, ein geheimes Bündniß ward geschlossen. Preußen sollte in Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich feste Friedensbedingungen verlangen oder den Krieg erklären. Haugwitz und andere Räthe des Königs, feige und käufliche Frie-

densfreunde zögerten, und als die Schlacht bei Austerlitz geschlagen, schloß jener einen Bund mit Frankreich und nahm Hannover an. Der allgemeine Unwille gelangte nicht zu dem Könige, die Kabinetsräthe Beyme, Lombard 2c. hatten sich zwischen ihn und die Minister gedrängt. Stein, so entrüstet er selbst war, suchte Vincke zu besänftigen, und schrieb den 3. Januar 1806: „Hätte eine große geistige und moralische Kraft unsern Staat gelenkt, so würde sie die Coalition, ehe der Stoß bei Austerlitz kam, zu dem großen Zweck der Befreiung Europa's von der französischen Uebermacht geleitet haben. Diese Kraft fehlte; ich kann dem, welchen sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, kein Newton zu sein: ich erkenne," fügt er hinzu, und dieser Sinn erhielt ihn aufrecht, „hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig, als Glauben und Ergebung." Stein legte jedoch die Hände dabei nicht in den Schooß; als Englands Kriegserklärung erfolgte, so übergab er dem Könige eine energische Denkschrift über die fehlerhafte Organisation des Cabinets und die Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz. Der König folgte dem Rath nicht. Die süddeutschen Staaten schlossen mit Napoleon den Rheinbund (12. Juli 1806), priesen ihren neuen Protektor, „dessen Absichten stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend sich gezeigt hätten," und der ihnen aber bald (wie bei seinem Consulat-Antritt dem Directorio) bewies, daß sie einen Herrn über sich erhalten, wie es ihnen nie der deutsche Kaiser gewesen, obwohl er ihnen nach unten, gegen ihre Unterthanen, jede Bedrückung frei gab. Kaiser Franz legte die Kaiserwürde nieder, und erklärte, wozu er auch nimmermehr ein Recht hatte, seine deutschen Provinzen aller Pflichten gegen das deutsche Reich ledig. Andere, z. B. Dänemark in Bezug auf Holstein, folgten, und der Herzog von Nassau eignete sich die die Landeshoheit über Stein's Herrschaft zu.

Das deutsche Volk war im Stiche gelassen, und sein unveräußerliches Recht auf sein Dasein als Volk und staatliche Einheit gebeugt. Napoleon zeigte bald seine „Absichten mit Deutschland." Einen norddeutschen Bund unter Preußen, den er Anfangs in Aussicht gestellt, und den König aufgefordert, den Kaisertitel anzunehmen, hintertrieb er nachher, Wesel wurde mit Frankreich vereint, Fulda, welches dem Prinzen von Oranien zugetheilt worden, versprach er Hessen, wenn es dem Rheinbunde beitreten wolle, Hannover wurde insgeheim England angeboten, die französischen Heere blieben in Deutschland stehen 2c. Diese Treulosigkeiten brachten endlich den König dahin, Verbindungen mit England, Schweden, Rußland anzuknüpfen. Am 9. August setzte man das Heer auf Kriegsfuß, aber so langsam und unentschlossen, daß

zwei Brüder des Königs, der Prinz Louis Ferdinand, der Prinz von Oranien, Blücher, Rüchel, Pfull und Stein dem Könige eine Schrift überreichten, worin sie Aenderung des Kabinets und kräftige Kriegsmaßregeln vorschlugen*). Der König gab, höchst aufgebracht, Verweise; man erwartete noch Erklärungen von Paris, bis die Franzosen im Oktober in das Saal-Thal vordrangen, und das Unglück von Jena und Auerstädt die preußische Armee vernichtete und den Staat ins Verderben brachte. — Stein hatte, obgleich krank, die Gelder gerettet, war am 20. December nach Danzig gegangen, hatte des Königs Zutrauen gewonnen, welcher Haugwitz und Lombard entläßt, Stein das Ministerium des Aeußern ertheilt, Hardenberg aber gegen Beyme nicht annimmt. Stein soll nun das Finanz-Depart., Rüchel das Militärwesen und Zastrow die auswärtigen Angelegenheiten übernehmen; aber jener glaubend, daß so Alles beim Alten bleiben werde, remonstrirt, und der gereizte König wirft ihm vor, daß er ein trotziger, hartnäckiger Staatsdiener sei, auf sein Genie und seine Talente pochend, leidenschaftlich nur seine eigne Meinung für die wahre halte. Augenblicklich nimmt Stein (Königsberg, den 3. Jan. 1807) seine Entlassung, und zwei edle, wohlmeinende Männer trennen sich in dem Augenblick, wo der Eine in gefährlichster Lage des Andern am meisten bedarf, und dieser jenem am liebsten dienen mochte. Das rasche Zufahren des Einen konnte sich mit dem langsamen Bedenken des Andern nicht vereinigen; Stein ging zum großen Bedauern aller Vaterlandsfreunde auf sein Gut in Nassau, und beschäftigte sich mit den Denkschriften über die Bildung der Staatsbehörden. Der König hatte Hardenberg wieder sein Vertrauen zugewendet und dieser einen

---

*) Der König, in seiner Jugend von Staatsgeschäften fern gehalten, sich selbst daher mißtrauend, und, bevor das spätere Unglück seinen Charakter stählte, energische Schritte im entscheidenden Augenblicke scheuend (ce qu'une noble fierté, un elan de courage ou de colère lui a un moment inspiré presque toujours la reflection y fait renoncer, sagt Laforet). Von Natur bieder und rechtlich, trauete er den freundlichen Worten Napoleons und Talleyrands zu leicht, die doch keinen andern Zweck hatten, als, de jetter l'irrèsolution dans l'esprit du roi et de gagner le tèms nécessaire pour concentrer ses forces sur les points decisifs, und dann die Maske abzunehmen, obgleich er sich später vielfach beklagte, wenn Andere eine solche angenommen. Zum Frieden geneigt, hoffte der König noch immer, und schrieb noch am 20. Sept. an Hirschfeld: „Wenn wir, ohne den Degen zu ziehen, unsern Zweck erlangen können, nämlich die nöthige Sicherheit für die eigenen Staaten, dann desto besser, und Luchesini (der Italiener, sein Gesandter in Paris) behauptete immer (vergl. Lefebre und Thibaudeau) noch, Alles lasse sich friedlich ausgleichen. Knobelsdorf und andere französisch Gesinnte ließen sich auch leicht täuschen.

ehrenhaften Vertrag mit Rußland zur gemeinsamen Fortsetzung des Krieges geschlossen; aber Ränke vereitelten die kräftige Thätigkeit des Heeres, Alexander ließ sich durch Napoleon täuschen, Preußen stand verlassen. Der Friede nahm Preußen die Hälfte seines Umfangs, beschränkte es auf 5 Millionen Einwohner, mußte Glogau, Stettin, Küstrin in den Händen der Franzosen und eine französische Armee so lange im Lande lassen, bis die Contribution von 180 Millionen bezahlt sei, dazu durch den Beitritt zur Continentalsperre allen Handel vernichten, sein Heer auf 42,000 Mann reduziren. Rußland nahm von Napoleon den preußischen Bezirk von Bialystock mit einigen hunderttausend Seelen an. „Das Urtheil des Kaisers Alexanders," sagt Bignon mit Recht, „war damals sehr wenig ausgebildet, wenn er glauben konnte, daß solche Art, Preußen in seinen Schutz zu nehmen, für den Beschützer ehrenvoll sein könne." — Napoleon verlangte Hardenbergs Entlassung, und dieser empfahl seinem Könige Stein, „als den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglücke wieder aufrichten könne," und der König willigte ein.

Am Tage der Unterzeichnung des Tilsiter Friedens*) schrieb Hardenberg im Namen des Königs die Einladung zur Rückkehr an Stein. „Der König," hieß es darin, „wird Ihnen bestimmt sein ganzes Vertrauen schenken, und Ihnen die Sorge für die Herstellung des Staats, wie die Wahl der Mittel und Personen überlassen. Von dem, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen, sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu Allem bestimmen, was gut und nützlich ist. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen, und Denjenigen zu schätzen, welcher ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst." Diesen Brief begleiteten andere. Die Fürstinn Louise Radziwill, Schwester des unglücklichen Prinzen Louis Ferdinand, „dessen Verlust sie noch immer beklagt, dessen Loos sie aber unter gegenwärtigen Verhältnissen segnet," sagt: „Versagen Sie

---

*) Wenn es wahr ist, daß Napoleon dem Könige, der Hardenberg nicht glaubte entbehren zu können, gesagt habe: „Prenez le baron de Stein; c'est un homme d'esprit," so gab er keinen Beweis seines gerühmten Scharfblicks, und zwei Jahre später lautete es anders. Einen Mann konnte Napoleon ohnehin nicht brauchen; er wollte nur Werkzeuge, wozu sich seine Räthe und Generale auch sklavisch benutzen ließen.

sich unsern Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam, wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen uns aussöhnen könnten. Der preußische Gesandte in Wien, Graf Finkenstein, und Sie allein werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, und was eben so schlimm ist, der Dummköpfe, auszurotten, welche die vorzüglichsten Ursachen unsers Verderbens sind," und Niebuhr traf gewiß in Steins Gemüth den rechten Fleck, wenn er schrieb: „Der Beruf, ein so ganz zu Grunde gerichtetes Land aus dem Verderben herauszureißen und im Innern herzustellen, schmerzensvoll, wie der Anblick, und gigantisch, wie das Unternehmen, dunkel wie die Zukunft — wird Sie nicht abschrecken."

Und Stein, obgleich als die Briefe durch einen Feldjäger über Wien und Hamburg erst im August an ihn gelangten, diktirt, schwer erkrankt, seiner Gemahlinn sogleich einen Brief, der also beginnt: „Ew. Majestät Befehle — befolge ich unbedingt, und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben." Stein selbst fühlte sich neu belebt, und im September war er auf dem Wege nach Memel. Seiner Schwester Mariane, Dechantinn von Wallerstein in Hessen (s. Dörnberg) übergab er sein Testament, sah unterweges mit Schmerz die Noth, welche der Krieg hervorgebracht, den glühenden Zorn, welcher, wie in ihm, so innerlich im Volke kochte, aber auch mit tiefer Verachtung die Feiglinge und Weichlinge, welche den Franzosen den Hof machten. Den König fand er niedergedrückt vom Glauben an ein unerbittliches Verhängniß, das ihn verfolge, die Königinn wehmüthig, voll Besorgniß und voll Hoffnung. Mit starker Hand griff Stein in das Ruder des Staats. Den vaterländischen Geist zu wecken, den Gemeingeist anzuregen, die ganze Masse der Nationalkraft durch Theilnahme an ihre National- und Gemeinde-

---

*) Es gereicht der preußischen Regierung zu hohen Ehren die rührende Klage, welche die westphälischen Märker 1807 an den König in treuherzigem Plattdeutsch richteten, als sie durch den harten Frieden von ihm losgerissen wurden: „Dat Hardt im Lieve wull uns breken etc." („Das Herz im Leibe wollte uns brechen ꝛc.") Eben so klagten die Ansbacher und Bayreuther, als sie, gegen Hannover vertauscht, an Bayern kamen, und noch zehn Jahre später fleheten sie auf dem Wiener Congreß um Wiedervereingung mit Preußen, und mit Jubel begrüßten die Neufchateller den preußischen Adler.

angelegenheiten aufzuregen, und den Staat intensiv zu kräftigen: das war sein Ziel. Schon am 9. Oktober erschien das königliche Edikt, welches dem Bürger und Bauern erlaubte, adelige Güter zu kaufen, und dem Adel, bürgerliche Güter und Gewerbe zu betreiben; die Gutsbesitzer erhielten den freien Gebrauch des Grundeigenthums, das Recht, mehrere Güter zu vereinigen oder auch ihre Grundstücke zu theilen, den Landbewohnern wurde jede Art Erbunterthänigkeit und Hörigkeit abgenommen. Den Schuldnern wurde am 24. Nov. ein Indult (Nachsicht) bewilligt in Betreff der Auszahlung, wofern sie ihre Zinsen richtig zahlen würden; eine Anwendung desselben auch auf die Zinsen setzte indeß viele Kapitalisten in große Verlegenheit. Um den Bürgerstand zu heben, erschien am 19. November 1808 die „Städteordnung," nach welcher den Bürgern die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten überlassen wurde. Jede Stadt wählt nach ihrer Bevölkerung eine Anzahl „Stadtverordneter," von denen jährlich immer ein Drittel erneuert wird, die Rechte der Gemeinde zu vertreten, die Verwaltung des städtischen Vermögens zu beaufsichtigen, Geldleistungen zu bewilligen und gehörig zu vertheilen. Am 16. December 1808 wurde ein Staatsrath errichtet, welcher, unter unmittelbaren Leitung des Königs, die oberste allgemeine Verwaltung des ganzen Staates in Händen hat, unter ihm stehen die Ministerien des Innern, der Finanzen (Staatseinkünfte), des Krieges, der Justiz (Rechtspflege), des Cultus (der geistlichen und Schulangelegenheiten) und der auswärtigen Verhältnisse, so wie Polizei-, Forst- und Gewerbwesen; überall aber hatte Stein bei der Verwaltung die möglichste Sparsamkeit eingeführt*). Diese zweckmäßigen Einrichtungen fanden in dem kräftigen Sinn des Volkes, welches vom Verderben der Zeit, von Leichtsinn und Genußliebe nicht unberührt geblieben, durch die Feuertaufe des Unglücks jedoch gereinigt war, einen lebendigen Anklang. Regierung und Volk wurde durch das gemeinschaftliche Unglück geeinigt, sobald der König sich mit patriotischen Männern umgab; — was freilich Napoleon und seine Schergen bald zu hindern suchten. Man opferte gern und willig nach dem Beispiele des Königs, der sein Silbergeschirr in die Schmelze schickte, weil die Staatskassen erschöpft waren, weil die Beamten in den abgetretenen Ländern am linken Elbufer, welche nicht in westphälische Dienste treten wollten, wie 7000 preußische Beamte, welche aus dem neuen Großherzogthum Warschau schonungslos, trotz aller Vorstellungen beim sächs. Hofe, ausgewiesen worden, nach Preußen kamen, und dem Könige

---

*) Vgl. Manso, Geschichte des preußischen Staates.

um Hülfe baten, und die Franzosen, im Glücke immer übermüthig, jeden Vertrag verletzten, sobald es ihrem Vortheil angemessen schien, und das Land unverschämt aussogen. Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, wurde nach Paris geschickt, um persönlich mit Napoleon die Herabsetzung des Restes der Contribution auf 40 Millionen, in Jahresfrist zu zahlen, zu verhandeln; aber vergebens appellirte der Prinz an die Großmuth des Kaisers, vergebens schilderte er das Unglück des Landes; vergebens erbot er sich, mit seiner Gemahlinn, der edlen Prinzessinn von Homburg, deren Bruder nachher heldenmüthig bei Lützen fiel, in persönlicher Haft desselben bis zur pünktlichen Bezahlung zu bleiben. Napoleon kannte nur den Vortheil des Augenblicks, schuf sich aber dadurch für die Zukunft in Preußen den erbittertsten Gegner, und antwortete dem Prinzen: „Das ist sehr edel, aber es ist unmöglich.“ Ja, als Anfangs 1811 die Hälfte der ganzen Schuld abbezahlt war, und nun vertragsmäßig die Festung Glogau zurückverlangt wurde, machten die Franzosen neue Rechnungen, und als auch diese berichtigt worden, neue Vorwände: Preußen sollte dem Rheinbunde beitreten; es wollte sich aber so nicht erniedrigen.

Die politischen Verhältnisse Europa's ließ Stein nicht außer Acht. Als der von Napoleon thöricht begonnene spanische Krieg losbrach und das spanische Volk gegen ihn aufstand, arbeiteten auf des Königs Befehl und unter seiner lebendigsten Theilnahme Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, nebst Boyen und dann Clausewitz an der Wehrhaftmachung des ganzen Volks: allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Aufsteigen nach Verdienst ohne Rücksicht auf Geburt, Abschaffung des Kamaschendienstes und herabwürdigende Strafen; und dies schuf einen neuen Geist im ganzen Heere. Scharnhorst (mit Stein und Blücher innigst vereint) erklärte beide für die zwei Männer, die ganz ohne alle Menschenfurcht sind. Den Tugendbund hielt Stein zwar für unpraktisch und trat nicht bei, — wenigstens stand sein Name nicht auf der Liste, obgleich „er fester, edler Beschlüsse Großmeister zu sein würdig war“ und als Protektor galt, weshalb Napoleon gegen Schwarzenberg die Preußen die „Jakobiner des Nordens“ nannte; — dagegen fühlte er, daß es nothwendig sei, „in der Nation das Gefühl des Unwillens über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich gehaltloser werdenden Volke den Gedanken der Selbsthülfe, der Aufopferung des Lebens und Eigenthums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, zu erregen und zu leiten.“ Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch

Deutsche*) und das auf den Fahnen der Landwehr ausgedrückt werden. Stein wollte einen gemeinsamen Kampf im Verein mit Oesterreich, Nährung des Zündstoffes in den abgetretenen preußischen Provinzen, in Hessen 2c., Entfernung aller Schwächlinge 2c. Der König, die Vorschläge prüfend, aber durch die 1806 und 1807 gemachten Erfahrungen mißtrauisch gegen die Kraft und den Willen seines Volkes, wie gegen Oesterreich, wollte auch Rußlands und Englands Beistand, die Unterhandlungen begannen. Alexander kam durch Königsberg zum Congreß von Erfurt, und rieth zum Erwarten günstiger Umstände. Da fiel ein Brief Steins vom 15. August an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein in die Hand der Franzosen, worin gesagt wurde, die Erbitterung in Deutschland nähme täglich zu, es sei rathsam, sie zu nähren, Verbindungen in Hessen und Westphalen zu erhalten und sich auf gewisse Fälle vorzubereiten. Dieser Brief wurde im Jonrnal de l'Empire abgedruckt, und fand auch in einigen Berlinern, vaterlandsverrätherischen Lokalblättern Eingang. Dem Hauptmann v. Thiele (später Minister), Blüchers Adjutant, wegen erschwerter Zufuhr von Montirungsstücken nach Berlin geschickt, wurde das Blatt vom Marschall Soult vorgelegt; sogleich eilte er mit Courierpferden nach Königsberg, und brachte es dem Minister, der eben auch nach Erfurt abreisen wollte, jetzt aber sogleich zum Könige ging, und um seine Entlassung bat. Der König wollte jedoch Alexanders Rückkehr erst erwarten, schickte den Minister des Auswärtigen, Golz, nach Erfurt, und Stein schrieb an Alexander, die Sache in das rechte Licht zu setzen. Golz ließ sich durch die Franzosenfreunde in Berlin einschüchtern, unterschrieb den Pariser Vertrag, erlangte aber so wenig wie Kaiser Alexander keine weitern Erleichterungen für Preußen, als das Versprechen sofortiger Räumung des Landes und der Festungen Glogau, Küstrin, Stettin nach Zahlung der auf noch 140 Mill. berechneten Schuld. Napoleon wartete noch. Stein und seine Gleichgesinnten benutzten die Zeit. Er legte am 26. September dem Könige einen Artikel vor, welcher das Land mit des Königs wohlthätigen Absichten und Grundsätzen der Landesverwaltung bekannt machen sollte, und dieser genehmigte den Abdruck. Doch Alexander (der wie Napoleon

---

*) In einer vertraueten Berathung mit Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolmann schlug Stein (s. Pertz) vor, der König solle beim Ausbruch des Krieges den Adel für aufgehoben erklären, und hinfort nur den Adel anerkennen, der sich im Kriege auszeichnen würde. Dieser Vorschlag zeigt von Steins vorurtheilsloser Gesinnung, und widerlegt Schlossers Ansicht. Warum sollte nicht der Adel bleiben, wenn er sich durch Verdienste adelte, und galt das Verdienst, was hatte ein Mann wie Stein bei solcher Einrichtung zu fürchten, zu verlieren?

in Erfurt eine, wiewohl nur affektirte Freundschaft zur Schau trug, um die Augen der Welt dabei zu blenden und zu imponiren*), rieth zum Anschlusse an Frankreich und Steins Entlassung, die der König ihm endlich am 24. November 1808 unter Bezeugung seines Schmerzes und Anerkennung seiner Verdienste ertheilte. Stein forderte seine Freunde zum Ausharren auf in einem Rundschreiben, welches die Hauptpunkte seines politischen Testaments enthält. „Die Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen; wer Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab; allgemeine National-Repräsentation als Mittel der höchsten Gewalt, um die Wünsche des Volkes bekannt zu machen und ihren Bestimmungen Leben zu geben, Reform des Adels und Aufhebung der Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande; allgemeine Wehrpflicht, Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen, Belebung des religiösen Sinnes unter dem Volk durch Entfernung unwürdiger Geistlicher, und leichtsinniger und unwissender Candidaten, Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußern Gottesdienstes, und endlich Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts der Jugend durch methodische Anregung der gesammten Geisteskräfte von innen heraus."

Endlich räumten die Franzosen Preußen, um nach Spanien zu gehen. Am 10. December kam Schill, dann der König nach Berlin. Stein wollte bis Mitte Januar bei den Seinen dort bleiben, dann nach Breslau reisen, wo der Bischof ihm eine Wohnung angeboten hatte; Napoleon kam aber mit einem neuen brutalen und unerhörten Gewaltstreich dazwischen, welcher Stein ächtete, für vogelfrei erklärte und seiner Güter beraubte**). So verfuhr er mit gemeiner Verachtung aller Formen gegen den Premierminister eines befreundeten

*) „Butturlin rühmt mit Recht seinen Kaiser," sagt Schlosser, „daß er in Erfurt seine Rolle feiner gespielt, als Napoleon, und mit griechisch-slavischen Trug den italienisch-französischen besiegt habe: und in der That, den Betrüger zu betrügen, ist der höchste Triumph."

**) Dies merkwürdige Zeugniß des französischen Despotismus im neunzehnten Jahrhundert lautet:

Décret impérial:

1) Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne est declaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin.

2) Les biens que le dit Stein posséderait, soit en France soit dans les pays de la confédération du Rhin seront séquestrès. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout où il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos alliès.

En notre camp impérial de Madrid, le 16. Dec. 1808.

Napoléon.

Monarchen polizeilich, wie man gegen einen Landstreicher verfährt, und bewies, daß seine Schmeichler ihn über Recht und Schicklichkeit irre gemacht. Nicht genug: der französische Gesandte, welcher Stein diese Achtserklärung zustellen ließ, hatte sogar den Befehl, alle politischen Verhältnisse mit Preußen abzubrechen und Berlin zu verlassen, wofern Stein noch in Preußen anwesend sei oder gar in Diensten stehe. Das Decret wurde zu gleicher Zeit in allen Theilen Deutschlands, welche dem französischen Heere gehorsam waren, bekannt gemacht, verdeutscht an allen öffentlichen Orten angeschlagen: es fehlte auch nicht an blinden Franzosenfreunden, welche über Stein's Beginnen vor dem Abgott die Knie nicht beugen zu wollen, die Hände über den Kopf zusammen schlugen. Dennoch hatte die vielgerühmte Weisheit Napoleons, mochte er nun durch diese Maßregeln die deutschen Diplomaten, oder wie durch die ungesetzliche Erschießung des Buchhändlers Palm, eines Unterthanen nicht Frankreichs, sondern eines mit demselben verbündeten Staates, das Volk schrecken wollen: einen großen Mißgriff gemacht! Er erbitterte jedes rechtschaffene Herz in Deutschland, er gab seinen Gegnern ihre Führer an, umgab Stein selbst bei Vielen, die seinen Namen damals zum ersten Male hörten, mit einem Märtyrerglanze, um den sich Alles schaarte, was Deutschlands Befreiung mit Inbrunst hoffte. Weder Napoleon noch seine ihm (so lange er ihnen Geld und Würden zu verleihen hatte) kriechend und knechtisch anbetenden Franzosen kannten wahre Tugend und den Volkscharakter, und glaubten durch Polizei und Spione herrschen zu können. Wie schlimm mußte es um einen Thron stehen, wenn Männer, wie Stein, Verschwörungen dagegen anzettelten und Dekrete, wie diese, ihn schützen sollten.

Am 5. Januar war Stein zum letzten Male mit seinen Freunden zusammen. Der Major v. Röden sprach: „Ew. Excellenz werden jetzt durch die Franzosen ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es ihnen mit unserm Blute wieder erobern;“ dann eilte Stein nach Schlesien, um mit einem österreichischen Passe über die Grenze zu gehen; denn schon wurde in Preußen förmlich auf ihn gefahndet und seine Güter bereits in Beschlag genommen: der Fürst-Primas, der einst so gepriesene Dalberg, an welchem er wegen der letztern geschrieben, ließ ihn feigherzig im Stich. Der österreichische Minister Stadion gewährte ihm im Namen des Kaisers eine Freistatt in Brünn, wo er am 1. März mit den Seinen wieder vereinigt ward. Hier mit Familienangelegenheiten beschäftigt, und seine Freunde, welche sich immer einsamer fühlten, durch Briefe aufrichtend, gab ihm die Rüstung Oesterreichs neue Hoffnung. Heer, Volk und Regierung waren vom besten Geiste beseelt, aber Kaiser Franz war kein Mann

der That, Steins Thatkraft hätte hier heilsam wirken können; allein wenn man ihn auch in Wien hochschätzte, er wurde nicht berufen, an der Leitung der großen Angelegenheiten Theil zu nehmen. „Man setzte dem Fluge des Adlers den Gang einer Schnecke entgegen; aber selbst nach dem unglücklichen Ereignisse an der Donau, die Schills und Dörnbergs Pläne zu nichte machten, hob der Sieg bei Aspern in Deutschland überall neue Hoffnungen. Rühmend erwähnt Stein in seinen Briefen des Geistes, welcher im Volke herrsche, obgleich man ihn nur theilweise frei ließ. Ein englisches Heer in Norddeutschland, vereint mit den Kräften, welche dort versammelt waren, und an der Spitze einen deutschen Mann: das war sein Streben. Dazu sollte der Prinz von Oranien dienen, dem er das erhebende Bild seines Ahnherrn Wilhelm vor die Seele stellte. „Hessen, Hannover, Braunschweig und Oranien-Fulda sollten einen deutschen Bund unter dem Schutze des deutschen Kaisers bilden, zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit von fremder Gewalt und zur Zerstörung des Rheinbundes." Doch bald ward die Schlacht bei Wagram geschlagen und über den Frieden unterhandelt. Genz schrieb darüber: „So wenig wahre Größe auch in unserm Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dieses Zeitalter zu bezwingen, der Widerwille zu lebendig: er kann es nicht durchsetzen. Die Unterjochung Europa's wird ihm nicht gelingen." Stein antwortet: „Auch ich glaube, daß das Bonapartische Gebäude nicht von Dauer sein werde; es beruht auf faulen Grundlagen und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt darin nicht Ein Zug von Edelmuth, Größe, Menschlichkeit: Alles ist auf den Einzelnen und den knechtischen Sinn seiner Umgebung berechnet. Doch ist es ein großes Unglück, wenn eine Zeit lang alle Macht in den Händen dieses Mannes und seiner deutschen und ausländischen Hospodaren liegt: daher ist es thöricht, an irgend einen erträglichen Frieden zu denken. Die Annäherung der Franzosen trieb ihn nach Troppau; obgleich der Rath André ihm seine Vermittelung bei Napoleon vorschlug, so wollte er sich doch vor diesem nicht demüthigen, und als Davoust nach Brünn kam, und hörte, Stein sei abgereiset, sagte er: „Daran hat er wohl gethan, ich hätte ihn in die Citadelle setzen lassen." Steins Schwester wurde unedel verfolgt (s. Dörnberg). Nach dem Frieden ging er wieder nach Brünn, und während er sich mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigte, ließ er die Hoffnung auf die Befreiung des Volkes nicht sinken, und richtete seinen Blick besonders auf die Erziehung der Jugend, erkundigte sich bei Kriegsrath Scheffner nach den Fortschritten des preußischen Unterrichtswesen, welches durch die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau, durch Gründung der Universität zu Berlin, durch

Umformung der Gymnasien, durch Sendung junger Schulmänner zu Pestalozzi u. a. Erziehern und Erziehungsanstalten, um anregendere Unterrichtsmethoden kennen zu lernen, durch Berufung tüchtiger Erzieher, durch Stiftung von Volksschulen und Turnanstalten einen kräftigen Aufschwung gewann. In einer Denkschrift gründet er, wie Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" seinen Glauben an eine bessere Zukunft, auf Bekämpfung des Sklavensinns, der Genußliebe, der Trägheit und auf Anregung kräftiger, edler Grundsätze, welche sich namentlich in den obern Klassen so verderblich äußere. Er wünscht, daß die Regierungen die Leselust der Nation benutzen möge, auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu wirken durch ausgezeichnete Gelehrte; dagegen aus demselben Grunde den elenden und verderblichen Schriftstellern entgegen zu treten, welche die Franzosenherrschaft aus vorgegebener Unpartheilichkeit als wohlthätig darzustellen sich nicht entblöden, den vaterländischen Sinn, das Nationalgefühl durch ewigen Tadel alles Bestehenden noch mehr niederschlagen, Mißtrauen unter den deutschen Volksstämmen und Regierungen erzeugen, und so in den Gemüthern alle Hoffnung und allen Muth methodisch tödten.

Noch immer war das Maaß der Leiden des Vaterlandes nicht gefüllt, immer trüber der Horizont, als nach dem drückenden Frieden wahrscheinlich in Folge eines Geheimartikels desselben die verhängnißvolle Heirath mit der österreichischen Kaiserstochter erfolgte, und Napoleon auf dem Gipfel seines Glückes zu stehen schien. Es war eine schmachvolle Zeit! Stein's sittliche Gefühl war verletzt, er schrieb: „Und man hat Hofer ermorden lassen? Die Heirath, von welcher man so glänzende Erfolge erwartet, hat nicht einmal bewirken können, diesen braven, kräftigen Mann zu retten; er hat die Zahl der Blutzeugen vermehren müssen?" Der General Pozzo di Borgo, Napoleons Landsmann und Gegner, schreibt den 6. März 1810 an Stein: „Napoleon regiert nicht, er spielt auf dem Erdkreise; aber es ist Niemand als Gott erlaubt, mit der Welt zu spielen. Leider wird die Zahl derer, welche den Nachkommen ein Beispiel geben sollen, geringer; ich hoffe, in dreißig Jahren*) werden die Stimmführer der Zeit solcher Beispiele nicht mehr bedürfen; die Tyrannei und das Glück dieser Menschen sind dann nicht mehr. Hätten Sie die Truppen

---

*) Die Vorsehung that mehr, als er zu bitten und zu verstehen vermochte; nach drei Jahren bedurfte man keines Beispiels mehr, sondern gab es. Der Mann, die Männer waren da!

gesehen, welche gestern Berthiers Zug (er holte die Braut ab) begleiteten, Sie würden gesagt haben: „Nein, das deutsche Volk ist nicht bestimmt, mit Füßen getreten zu werden; ein Mann wird kommen, weiter bedarf es nichts!“

Tief ergriff Stein, wie tausend deutsche Herzen, der Tod der edlen, musterhaften Königinn Louise, den 19. Juli 1810 in dem frühen Alter von fünfunddreißig Jahren, und seinen tiefen Schmerz drückte er in mehreren Briefen an die Prinzessinn Wilhelm aus. Der rasche Fortschritt in Preußen war durch Steins Entfernung in manchen Stücken gehemmt; nur Scharnhorst setzte seine Bestrebungen für die Bildung des Heeres mit Erfolg fort. Altenstein vermochte die Finanzlage nicht zu verbessern, Hardenberg, welcher über diesen Punkt den 16. September 1810 mit Stein an der böhmischen Grenze eine geheime Unterredung hielt, übernahm als Staatskanzler die Leitung des preußischen Staates, wie einst Stein. Wenn auch ohne dessen Kraft, verstand er doch, was Stein nicht konnte, die Franzosen mit ihren eigenen Künsten zu schlagen, und meisterhaft eine doppelte Rolle zu spielen, welche nicht allein 1813 die Franzosen, sondern auch seinen eignen König täuschte. Das zeigt die Wuth, mit welcher französische Schriftsteller von seiner Falschheit und Treulosigkeit reden: er schlug sie mit ihren eignen Waffen; er verstand es auf der einen Seite, ganz französisch zu scheinen, und auf der andern ganz deutsch zu sein, und blieb die Stütze der patriotischen Verbindung wahrhaft deutscher Männer, obgleich Napoleon seine Zustimmung zu Hardenbergs Stellung an die Bedingung geknüpft hatte, daß man in Berlin alle rechtlichen deutschen Männer zurücksetze (les ennemis du prince de Hatzfeld sont les miens, ceux qui l'attaquent m'attaquent, schrieb Napoleon an seinen dortigen Minister, als man den Verräthereien des Fürsten und seiner Freunde auf die Spur gekommen war), entferne, und alle undeutschen Spione und Verräther in Ehren halte. — Stein lebte indeß in Prag, unterrichtete seine Tochter zum Theil selbst, und namentlich in der Geschichte, z. B. der französ. Revolution, um ihr die richtige Ansicht über ihre Stellung im Leben und einen entschiedenen Abscheu gegen diese wilden Gewaltthaten zu geben. 1811 verlebte er und seine Familie einige Tage mit seiner schwergeprüften Schwester Mariane (s. Dörnberg) in Teplitz; aber das Elend des Vaterlandes ließ ihm keine Ruhe. Wo die französischen Waffen herrschten, gab es staatliches und häusliches, sittliches und ökonomisches Elend. Aller Verkehr lag darnieder, ungeheure Summen wurden von den Franzosen unter jeglichem Vorwand erpreßt. „Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen, und es raubten und praßten bis zu den Kleinsten die Kleinen; jeder

schien nur besorgt, es bliebe was übrig für morgen. Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung; Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages." Die männliche Jugend in französische Regimenter vertheilt, folgte der französischen Trommel auf allen Schlachtfeldern ehrlos für fremde ehrlose Zwecke. Die Unterthanen des Rheinbundes waren der Stoff des Krieges, die Fürsten Werkzeuge zur Herbeiziehung derselben; das alte Band zwischen Fürsten und Völker war durch ewige Tauschereien und Wechsel der Herren erschlafft. Zu dem französischen König von Westphalen und dem französischen Großherzogthum Berg kam noch die Aussicht auf zwei neue ausländische Regenten, denn der Fürst-Primas hatte zu seinem Nachfolger im Erzbisthum Regensburg den Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, und im Großherzogthum Frankfurt Napoleons Stiefsohn, den Prinzen Eugen, den Schwiegersohn des Bayern-Königs ernannt, (wie Jerome des Würtembergers Schwiegersohn war) und der Erbprinz von Baden Napoleons Stieftochter, Stephanie Beauharnois, heirathen mußte. Und während der Kirchenstaat, Süd-Tyrol, Wallis, ganz Holland mit Frankreich unter den nichtigsten Vorwänden verbunden wurden, gefiel es auch Napoleon, die ganze deutsche Nordküste bis Hamburg und Lübeck, sammt dem Herzogthume Oldenburg, welches der Schwager Kaiser Alexanders besaß, durch einen Federstrich mit der „großen Nation" zu vereinigen. Dänemark, Schweden und Rußland waren durch diese übermüthigen Umgriffe, die doch im Grunde nichts als Mißgriffe waren, bedroht; Preußen und Oesterreich gebunden: die Universal-Monarchie schien vor der Thür, und deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsche Gesetze, deutsche Sitten und Volksthümlichkeit mußte nach und nach in große Gefahr kommen.

Schon die Sperre alles Handels, die Jagd auf Kolonial- und das Verbrennen englischer Waaren mußte durch die Verarmung und den Schmuggel, welcher dadurch erzeugt wurde, nachtheilig auf den Charakter des Volkes hinwirken, obgleich die Franzosen sie zu einer ergiebigen Geldquelle zu benutzen verstanden. Ein Heer von Spionen, für welche Bignon allein jährlich 150,000 Franken verwendete, durchzogen nicht allein Deutschland, Polen, sondern auch Oesterreich und Rußland, und briefwechselten in Geheimschrift. Davoust, Daru ꝛc. träumten immer von Conspirationen, machten den Tugendbund zum Schreckmittel, organisirten „ein ganzes Heer von deutschen Verräthern und französischen Schurken," welche Gespräche belauschten, vertraute Briefe eröffneten, verdächtigen Schriften nachforschten: alle Festungen waren voll Staatsgefangener.

Der Bruch zwischen Frankreich und Rußland wurde indeß unvermeidlich, aber Preußen kam dadurch 1811 in die höchste Gefahr. Doch Hardenbergs Meisterschaft wußte das Staatsschiff durch die Klippen zu lenken*).

---

*) Es gab damals manche Anzeichen, daß Napoleon mit dem Plane umgehe, den preußischen Staat vor dem Ausbruche des Krieges mit Rußland völlig zu vernichten, Glogau war nicht geräumt, die Besatzung der Festungen vertragswidrig vermehrt. Einen Kampf auf Leben und Tod wünschten Scharnhorst wie Stein, Blücher wie Gneisenau u. a.; im Stillen hatte man gerüstet, und Hardenberg war davon unterrichtet, er mußte sich aber eben so vor des Königs Bedächtlichkeit, wie vor Napoleons Spionen hüten. Seine diplomatischen Vorschläge zeigen darauf hin, der König kannte aber den Zweck nicht, und Napoleon durchschauete ihn nicht Neutralität war nicht durchzuführen, eine Verbindung mit Rußland hätte den Staat zum Kriegsschauplatze gemacht und vernichtet, ehe ein Russe hätte zu Hülfe kommen können. Alexander selbst hatte das gefühlt. Ein eigenhändiges Schreiben des Königs, und außerordentl. Gesandten, v. Schladen, Schöler, Knesebeck, gingen 1811 u. 1812 nach Petersburg. Der König wünschte den Frieden, und beschwor den Kaiser im Namen der Freundschaft, ihn nicht zu nöthigen, an einem Kriege gegen ihn Theil zu nehmen. Die Russen aber wußten, was Napoleons Frieden zu bedeuten hatte. Hardenberg bewog den König im April 1811 in eine Verbindung mit Frankreich zu willigen, seine Vorschläge an Napoleon waren aber klug berechnet, so daß im Nothfall durch eine Kriegsrüstung auch andere Zwecke erreicht werden konnten. Der General v. Krusemark mußte in Paris eine ansehnliche Hülfe anbieten, wenn diese 1) blos unter einem preußischen General gestellt werde, 2) nicht zertheilt, und 3) Glogau dem Traktate gemäß geräumt werde, wobei die Erlassung des Restes der Contribution vorausgesetzt wurde. Dadurch aber gewann Preußen 1) daß es sein stehendes Heer von 50,000 Mann auf das Doppelte vermehren durfte, 2) eine Anzahl tüchtiger und fürs Vaterland glühender Befehlshaber in Thätigkeit setzen, und 3) die drückende Last der Schulden abwälzen konnte. Napoleon mochte dunkel einen Argwohn hegen, die Stimmung in Deutschland war ihm bekannt; aber er fürchtete die Volksmasse nicht, sobald sie sich nicht an ein organisirtes Heer lehnen könne. Monate lang beobachtete es ein dumpfes Schweigen. Indeß verstärkte Preußen seine Festungen, legte befestigte Lager bei Colberg, Pillau und in Schlesien an. Arnim v. Boytzenburg ging nach Prag, um mit seinem Schwager Stein über Landwehr 2c. sich zu besprechen. Er wie der treffliche Stadion starben um diese Zeit. Da that Hardenberg einen neuen kühnen Schritt. Er ließ durch Krusemark Ende August 1811 den Vorschlag der Allianz erneuern, und zuerst andeuten: daß die Finanzen freilich in einem schlechten Zustande wären, als Folge der politischen Lage, die Russen an der Grenze, die sächsisch-polnische Armee kaum drei Märsche von Berlin, in Danzig eine ganze französische Armee, die vier preußischen Festungen doppelt so stark besetzt, als im Traktate bestimmt sei; die statt 10,000 auf 23,000 Mann vermehrte Besatzung in den Oderfestungen koste dem preußischen Staate allein monatlich 250,000 Thaler. Dann wurde erklärt: Allgemein herrsche der Glaube, daß es auf eine Vernichtung Preußens abgesehen sei, Napoleon habe den Antrag einer engern Verbindung mit Preußen nicht angenommen; daher

Im Februar 1812 kam endlich der Traktat zu Stande. In demselben verpflichteten sich beide Mächte, „einander gegen jede europäische Macht beizustehen", verbürgen sich ihre Staaten im gegenwärtigen Umfange, wodurch allerdings das Bestehen Preußens garantirt war; aber nach den geheimen Artikeln mußten Spandau, Pillau und Königsberg französische Besatzung einnehmen; ferner wurde bezeichnet, wo keine französischen Truppen sich aufhalten oder durchziehen sollten, und bestimmt, daß alle Lieferungen beim Durchzuge baar bezahlt und von der rückständigen Contribution abgezogen und für diese Opfer eine Gebietsvergrößerung gegeben werden sollte." Es zeigte sich aber bald, wie wenig Treue und Glauben Napoleon und die Franzosen zu halten geneigt waren, Augereau erhielt den Befehl, das Land zwischen der Elbe und Weichsel zu überwachen, genau zu erkunden, wo die preußischen Truppen, welche nicht zum Contingente gehören, sammt den Kriegsvorräthen sich befänden, und Eckmühl und Davoust sollten Preußen während des Durchzuges fast wie ein feindliches Land behandeln, die eignen Vorräthe nicht angreifen, sondern Alles aus den preußischen Provinzen beziehen ꝛc. ꝛc. Zahlungen wurden nicht geleistet. Nicht einmal die gehoffte Vermehrung des Heeres wurde geduldet, obgleich die preußische Regierung erklärte, daß sie zur Küstenbewachung, zur Garnison ꝛc. noch 24,000 Mann brauche; sie durften keine Truppen ausheben, kein Heer zusammenziehen ꝛc. Sehr richtig sagt Schlosser: „Wenn französische Schriftsteller, wie Bignon, der doch selbst einige Artikel im Vertrage mit Preußen für höchst unpolitisch und völlig unnütz erklärt, wie Fain ꝛc. jene feindseligen Befehle selbst anführen und dennoch 1813 von einem schmählichen Verrath der gemeinschaftlichen Sache reden, weil Preußen einem abgezwungenen landesverderblichen Vertrag abbrach: so ist das eine elende Sophisterei; gleich einem mit der Pistole auf der Brust abgenöthigten Versprechen. — Wie York und Massenbach mit den preußischen Offizieren im russischen Hauptquartier in Verbindung standen, so

---

gestehe der Staatskanzler, daß auch Preußen Kriegsrüstungen gemacht, und man dem französischen Gesandten auf die Frage: was wollen sie mit diesen Truppen thun? erklärt habe, daß Preußen nur mit den Waffen in der Hand fallen werde (mourir l'épée à la main, et ne jamais succomber avec deshonneur). Indem man auf diese Weise zu verstehen gab, daß Napoleon ein anderes Preußen als 1806 finden würde, fügte man politisch hinzu, die Rüstung sei eigentlich für Frankreich, wenn es den Bund mit Preußen annehme. „Dem französischen Gesandten," heißt es ferner, „wird gemeldet, daß unsere Festungen in gutem Stande sind, und daß wir, sobald uns ein Zeichen gegeben wird, 100,000 Mann aufstellen können." Auf diese eben so feine, als würdige Weise wurde gedroht, ohne zu prahlen und zu pochen. Es wirkte!

wußte auch Hardenberg, was vorbereitet wurde oder vorging. Von ihm scheint auch der Brief des Königs vom 20. December 1812, worauf York sich stützt, veranlaßt, wodurch diesem gewissermaßen unbedingt Vollmacht ertheilt wird, Alles zu thun, was er zur Erhaltung der Truppen unter seinem Commando nöthig finde.

Der Vertrag mit Frankreich machte, daß Scharnhorst, Gneisenau und Boyen ihre Entlassung nahmen, Clausewitz, Chazot, Pfuel, Dohna, Golz, Lützow, Schladen, Eugen von Würtemberg und viele andere ausgezeichnete Offiziere nach Petersburg gingen. Eine deutsche Legion sollte dort gestiftet werden. Pfuel entwarf den Plan zu einem Feldzug, der auf Napoleons Charakter besser berechnet, als der französische auf den Geist Alexanders. Da lud dieser Stein in einem freundlichen Schreiben vom 27. März 1812 aufs inständigste zu sich ein. Diese Männer waren es, welche den Kaiser zum standhaften Beharren bei dem Entschlusse eines verzweifelten Krieges, trotz der herrschenden Friedenspartei, bewegten (vgl. Bignon, Arndt, Dorow, Mémoires d'un homme d'ètat IX.). Stein, welcher am 19. Mai den Brief erhielt, antwortete schon am 23sten, er werde kommen, „Wer sein Vaterland verloren hat, ist ein Abenteurer; ich muß Vaterland und Freiheit am Ende der Welt suchen," und verabredete mit Gruner*), der in Prag blieb, die Maßregeln, um im Rücken der französischen Armee Verbindungen anzuknüpfen, die Couriere auffangen zu lassen und ihre Heeresmacht zu beobachten. Er kam den 12. Juni krank in Wilna an, wo ihn der Kaiser sehr gütig aufnahm. Ein Glück für den Kaiser, der hoher Gedanken fähig, aber weich war, an Stein einen Mann zu finden, der bestimmt wußte, was er wollte; ein Segen für Deutschland, daß dieser seine Gedanken in Alexanders Seele einhauchen konnte. Die Kühnheit seiner Plane, die Selbstständigkeit seiner Ansichten imponirte wie sein rüstiges, kräftiges Wesen den Kaiser; Stein wurde in Rußland eine Macht gegen die Franzosen, trat jedoch nicht in russische Dienste, sondern behielt sich eine freie Wirksamkeit vor. Nach dem Verluste Moskaus, bezeugt Wollzogen, war in Petersburg Jeder, der Kaiser mit eingeschlossen, niedergeschlagen. Stein, der Einzige in des Kaisers Umgebung, der zur energischen That rieth, und bei seinem großen Einfluß auf des Kaisers weiches Gemüth durchdrang. Schon am 18. Juni übergab er diesem eine Denkschrift, worin er ihm die Stimmung in Deutsch-

*) Gruners Thätigkeit blieb französischen Spähern, preußischen Franzosenfreunden und der österreichischen Polizei nicht verborgen; er wurde den 22. September verhaftet, seine Papiere nach Wien gebracht; Metternich ließ aber den französischen Gesandten nicht mehr erfahren, als er wissen sollte.

land auseinander setzte. Diese solle man benutzen, Arndts „Geist der Zeit,“ in Schweden gedruckt, „und mit großer Kraft und unerschrockener Wahrheit geschrieben,“ durch Gruner in Deutschland verbreiten lassen, mit Schleiermacher in Berlin, Steffens und Bredow in Breslau, Heeren in Göttingen, Luden in Jena sich verbinden, durch Gruner eine deutsche Zeitung gegen Napoleons lügenhafte Bülletins (Kriegsberichte) herausgeben, die deutschen Truppen desselben nach Rußland einladen, sie unter die Herzöge von Braunschweig und Oldenburg, Gneisenau und Chazot ꝛc. stellen, und bei ihnen wenigstens eine richtige Ansicht über den Krieg verbreiten; ein schwedisch-englisches Heer solle an der Nord- und Ostsee landen, als Stütze einer allgemeinen Erhebung in Norddeutschland, ein Central-Ausschuß und nicht etwa blos die vertriebenen Fürsten leite die Geschäfte, jacobinisire aber nicht die besetzten Lande, organisire jedoch die Massen: Alles mit Einheit, Kraft, für die Freiheit der deutschen Nation, der die Fürsten so gut als die letzten Unterthanen ihren Vortheil zu opfern verpflichtet sind.“ „Mir sind,“ schreibt er den 1. December an Münster, „in diesem Augenblick großer Entwicklung die Dynastien völlig gleichgültig, es sind bloße Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten: das ist das Interesse der Nationen und ganz Europa's.“ Der Kaiser billigte Alles, schloß in Drissa mit England und der Türkei Frieden und mit Schweden einen Vertrag, der ihm erlaubte, Finnland und Petersburg von Truppen zu entblößen, eilte dann nebst Stein nach Moskau, sein Volk zum Kampfe aufrufend, und ging nach Petersburg zurück, „wo sich bei dem Gemisch der Bevölkerung keine solche nationale und religiöse Aufregung, sondern viel feige Friedensliebe findet.“ Stein trifft dort den 9. Aug. ein. Er läßt Arndt, diesen deutschen Kernmann, nachkommen (14. August), der im Ton der Bibel seinen von ächter Vaterlandsliebe und glühenden Zorn gegen Napoleon erfüllten „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann herausgiebt, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll.“ Stein selbst legte dem Kaiser eine Denkschrift vor, über Deutschlands künftige Verfassung, über die Bildung eines Verwaltungsrathes für Deutschland, Norddeutschland im Bündniß mit Preußen, Süddeutschland mit Oesterreich.

Mit seinem Muthe, seiner sittlichen Kraft, seinem Witz und seiner Liebenswürdigkeit drang er (s. Arndt) stärkend und belebend in die höchsten Kreise der Gesellschaft, wußte an den Tafeln und Theetischen immer auf seinen Zweck hinzuwirken, und das in einer Zeit,

wo es immer dunkler am politischen Horizonte ward, wo die französischen Heere immer tiefer in Rußland eindrangen, die Schlachten bei Smolensk unter Barklay de Tolly, bei Borodino am 9. September unter Kutusow, nebst Moskau verloren gingen, Rostopschin die Stadt in Brand setzte, und die Friedenspartei des Großfürsten Konstantin, Kutusow's, Romanzow's u. a. nach Frieden riefen. Stein blieb unverzagt, und sagte zu Arndt: „Ich habe schon zwei-, dreimal im Leben mein Gepäck verloren; es kann sein, daß wir gar nach Orenburg die Fahrt antreten müssen. Es ist ein erbärmliches Volk die meisten Menschen.“ Doch Alexander hatte an den Kronprinzen von Schweden und Hardenberg erklärt, er werde keinen Frieden machen, wenn auch beide Hauptstädte verloren gingen, und müßte er sich auch bis Kasan zurückziehen; daher möge Preußen sich mit Oesterreich über den Beitritt verständigen, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden. Stein arbeitete mit Eifer, um vom Rückzuge den möglichsten Gewinn zu ziehen, er briefwechselte mit Münster und Gneisenau und unterhandelte mit England.

Das neunundzwanzigste Bülletin ließ endlich errathen, daß die große Armee vernichtet und Napoleon entflohen sei. Stein wandte alle Kraft an, den Sieg zu benutzen. Deutschlands alte Grenzen, die Vogesen und die Maas, Rußlands Erhaltung beim Kriege und seine Abhaltung von deutschem Boden im Frieden: war sein Hauptgedanke. Darum unterhandelte er eifrig mit England, lud Münster, Gneisenau, Wallmoden ein, von England herüberzukommen: „Was machen Sie in England, wenn sich Franzosen und Russen in Deutschland herumtummeln.“ Dem Kaiser theilte er seine Gedanken mit, wie der Krieg in Deutschland zu führen sei: Aufhebung des Rheinbundes, Einladung an alle Deutsche zur Eroberung der Freiheit, Schonung der Einwohner, aber Anspornung zur Thätigkeit gegen den Feind, zugleich drang er auf die Entfernung Romanzow's. Wirklich geht Alexander zum Heere an die Grenze, nimmt Stein mit und läßt Romanzow zurück. Yorks Trennung vom französischen Heere zeigt, was zu erwarten stand, und riß fort. Am 24. Juni 1812 war Napoleon prunkend mit 500,000 Mann über den Niemen gegangen und sechs Monate später kamen davon kaum 50,000 Mann dahin zurück, nachdem er selbst am 6. Dec. verkleidet mit wenigen Begleitern*) durch Polen und Deutschland entflohen war. Am 1. Ja-

*) F. (Förster, Pandora I.) erzählt in einem Briefe an Theodor (Körner) in Wien: Dresden, den 14. December 1812: „Obschon Mitternacht vorüber ist, muß ich Dir schreiben, um mich zu besinnen, ob es ein Trugbild der Nacht, oder wirklich war, was ich erlebte. Es war 1 Uhr vorbei,

nuar **1813** verließen Murat und die Franzosen Königsberg, und am **1.** Januar **1814** ging Blücher über den Rhein, und vier Monate später, den 2. April, war Napoleon entthront: der von diesem den **16.** December **1808** geächtete Stein zog im April **1814** in die Hauptstadt seines Feindes ein, der geächtet in St. Helena starb; die kühnsten Erwartungen der Sterblichen waren übertroffen! Ueber Wilna eilte Stein, von Arndt begleitet, nach Gumbinnen, wo Schön Regierungspräsident war, auf welchen er und York, wie auf den früheren Minister Grafen Dohna rechnen durften, dann nach Königsberg, wo die neue Ordnung der Dinge eingeleitet werden sollte. Stein hatte dazu vom Kaiser eine ausgedehnte Vollmacht erhalten, die Kriegs- und Geldmittel Ost- und Westpreußens (welches von den Russen besetzt, von seiner Regierung getrennt war, ohne daß die künftigen Verhältnisse geordnet waren) zum Kampfe gegen Frankreich in Thätigkeit zu setzen, darüber zu wachen, daß dies mit Treue geschehe, das französische Eigenthum mit Beschlag zu belegen, die Landwehr nach dem vom Könige **1808** gebildeten Plane zu organisiren ꝛc.

---

als ich gestern Nacht aus dem Hause Deiner Eltern, vom Schneegestöber getrieben, der Brücke zueilte. Da höre ich vor Dr. Segert's Wohnung französisch und deutsch durcheinander fluchen, ein Wagen auf Schlittenkufen, den Postillon ins Horn stoßen und den Doktor verdrießlich rufen: „Je suis le docteur Segert et vous cherchez Monsieur Serra?“ Ich trete heran und führe die Reisenden zum französischen Gesandten:... Zwei eingepelzte Knecht-Ruprechts-Gestalten wickelten sich aus den Fußsäcken. Der Erste, ein stattlicher Mann, war so steif gefroren, daß er seinen noch ungeschicktern Gefährten nicht zu helfen vermochte. Halb gefällig, halb neugierig trat ich heran, und sogleich legte der kalte Schneemann mir seine Fausthandschuh auf die Schultern, als ob ein Eisbär mit seiner Tatze mich anrührte. Der Handschuh fiel ihm herab, und ich unterstützte ihn nun mit meiner Hand, und führte ihn zur Thür; diese sprang auf. Zwei Kammerdiener mit Wachskerzen, der Gesandte selbst einen Armleuchter in der Hand, treten uns entgegen; die volle Beleuchtung fiel wie ein Blitz auf das Gesicht des Gastes: ich erkannte sie sogleich wieder diese feurigen Sterne, die ich im Frühjahr hier so oft in der nächsten Nähe gesehen. Es war der Kaiser Napoleon! Freund, welche Gedanken drängen sich nun durch mein Gehirn; ich sitze wachend hier wie in einem Fiebertraum. Das Zeitungsblatt mit dem neunundzwanzigsten Bülletin liegt auf meinem Tisch, die große Armee ist vernichtet, gänzlich vernichtet... War mir doch eben, als hätte ich einen Dolch aus meinem Mantel gezogen, und mit dem Ausrufe: „Europa, ich gebe dir Frieden!“ in das Herz des Todfeindes des Vaterlandes und Freiheit gestoßen! Doch nein, Brutus, ich beneide dich nicht um deine That! Cäsar, du sollst fallen, aber nicht durch feige Mörderhand; wir wollen unsere Sache mit dir ritterlich auskämpfen, dir nach gutem Fechtgebrauch die richtige Mensur geben, Wind und Sonnenlicht gleich vertheilen: so ist das wahrhafte Gottesurtheil an dir vollzogen worden.“

„Seine Sendung,“ hieß es schließlich, „hört in dem Augenblick auf, wo ein Abkommen mit dem Könige getroffen sein wird.“ Steins Standpunkt bot sehr große Schwierigkeiten dar. Zwar ehemaliger Minister Preußens, war er doch jetzt durch eine fremde Macht autorisirt; zwar die ersten Männer des Staates, die Feldherren des Heeres wußten, daß es galt, die Monarchie zu retten und den König mit fortzureißen; aber sie hatten von diesem keinen Befehl, durften ihn seinen Feinden gegenüber nicht compromittiren, und konnten nicht wissen, ob die russische Regierung nicht auch die Umstände zu ihrer Ländervergrößerung etwa bis an die Weichsel benutzen würden. Stein überließ daher Landwehr und Landsturm den Landesbehörden, und that um der Sache willen Verzicht auf den Ruhm. Indeß war der König nach Breslau gegangen, Blücher zu ihm geeilt, Scharnhorst hatte das Kriegsministerium wieder übernommen. Der König hatte einen Aufruf erlassen, und die herbeiströmenden Freiwilligen gaben ihm den Glauben an sein Volk, das seit 1806 tief erschüttert war, wieder. Als er einst am Schloßfenster stand und achtzig Wagen mit Freiwilligen von Berlin auf dem Schloßplatz eintrafen, da antworteten auf Scharnhorsts Frage, ob er sich jetzt überzeuge, die rollenden Thränen aus seinen Augen. Der König und das Kabinet erkannten ihre Stellung und ihre schwierige Aufgabe, und ergriffen rasche, kräftige Maßregeln. Stein kam den 25. Febr. an, und schilderte dem Könige die Lage der Sache, und am 27sten und 28sten war das Bündniß mit Rußland geschlossen, der Kampf auf Leben und Tod eröffnet: Deutschlands und Europas Befreiung, Preußens Wiederherstellung im Umfang und der Kraft vor 1806 der Zweck*).

Der ganze deutsche Norden glühte für Deutschlands Sache. Leider konnte man ihn von Berlin aus nicht gehörig unterstützen, Engländer kamen nicht, die Weigerung des Sachsen-Königs, trotz der Wünsche seines Volks, dem Bunde beizutreten, Oesterreichs Unentschiedenheit, Kutusows zögernder Geist hinderten ein rasches Vordringen ins Innere Deutschlands, und gaben Napoleon Zeit, seine Kräfte

---

*) Prof. Steffens war der erste, der in Breslau öffentlich vom Katheder seine Studenten aufrief und sich selbst in Reih' und Glied stellte. Diesem hatte Stein einst von deutscher Grübelei geredet, welche hindere, die Gegenwart zu begreifen; er erhielt jedoch die treffende Antwort: „Die Jugend hat sich in Masse erhoben, doch sind auch viele zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette eingehen, daß kein einziger Angestellter unter diesen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als die zwei speculativ grübelnden Deutschen: Fichte und Schleiermacher!“ —

zu sammeln, und benutzte sie mit seiner gewohnten Thätigkeit, gebot doch sein unumschränkter Wille über Frankreich und den Rheinbund. Die Schlachten bei Lützen und Bautzen wurden ehrenvoll geschlagen, endlich erfolgte Oesterreichs Beitritt, Stein begleitete Alexander und Friedrich Wilhelm ins große Hauptquartier nach Prag, und half mit seinen besten Kräften, hochgeachtet und gepriesen von Fürst und Volk. Lächerlich und den Aerger verrathend, sagten freilich französische Blätter: Der berüchtigte Stein ist der Gegenstand der Verachtung aller ehrlichen Leute (?). Er wollte den Pöbel gegen die Eigenthümer aufrühren (?). Man kann sich nicht vom Erstaunen erholen, daß Herrscher, wie der König von Preußen und besonders der Kaiser Alexander, den die Natur mit so vielen schönen Eigenschaften ausgerüstet hat, ihren Namen zur Stütze eben so verbrecherischer als gräßlicher (?) Umtriebe hergeben konnten. Eben so lügenhaft sagte der Bautzner Schlachtbericht: Die Bautzener hätten ihre Freude über das Glück geäußert, sich von Stein, Kotzebue und den Kosacken wieder befreit zu finden. — Nach Oesterreichs Beitritt suchte Metternich unsern Stein aus Alexanders Umgebung zu entfernen; beide hatten verschiedene Ansichten; dieser sah nur Ruhe, wenn Napoleon entthront war, jener wollte ihn nur bis über den Rhein zurücktreiben.

Glorreiche Siege wurden erfochten und blutige Schlachten geschlagen, Deutschland von der Tyrannei befreit, und willig hatten Tausende ihr edelstes Blut vergossen. Stein erhielt die Gesammtverwaltung der befreieten Länder, Repnin wurde Gouverneur von Sachsen. Doch konnte jener nicht durchsetzen, daß alle Rheinbundländer: Hessen, Hannover, Braunschweig 2c. bis zum Frieden einer allgemeinen Verwaltung unterworfen würden, was alle disponibeln Kräfte Deutschlands vereinigen, den Krieg, wie die spätern Einrichtuntungen sehr erleichtert hätte. Er wünschte, da eine Theilung Deutschland in zwei große Massen, Oesterreich und Preußen, nicht möglich war, die Wiederherstellung und verbesserte Gestalt der Kaiserwürde, des Reichstages und der Reichsgerichte; aber Oesterreich und Metternich waren dem entgegen, die Fürsten und Aristokraten setzten ihr ganzes Vertrauen auf Metternich, und arbeiteten Preußen und den Freunden Steins entgegen. Obgleich der König von Würtemberg erst am 2. November seinen Frieden schloß, die Regimenter, welche übergegangen waren, kassirte; obgleich der Großherzog von Baden durch Bignon dem Kaiser Napoleon sein Bedauern zu erkennen geben ließ 2c. (beide fürchteten einen Aufstand in Masse mehr, als die Franzosen), obgleich sie erst zum Bunde sich entschlossen, als ihre Truppen übergegangen waren und ihre Völker abzufallen drohten, sicherte Oesterreich und Metternich Bayern und den Rheinbundfürsten die Souveränität,

wodurch die Zerstückelung Deutschlands sanktionirt ward. In allen Verträgen war nur für die Fürsten, nicht für die Völker gesorgt, und wo etwas von den alten Ständen vorkam, geschah es Stein, Hardenberg, Humboldt rc. zu Gefallen. Von dem Eifer, mit denen die Rheinbündler Napoleons gehorsame Diener gewesen, zeigten sich im Bunde gegen ihn wenig Spuren. Dennoch unterhandelte Stein für Deutschlands Interesse mit England, Rußland und Oesterreich, und folgte dem Kaiser Alexander den 13. November nach Frankfurt, weil Metternich, der von der Vernichtung Napoleons nichts wissen wollte, und mit den Franzosen unterhandelte, auf jenen Fürsten einen Einfluß zu üben begann.

In Frankfurt wurde er wieder der Mittelpunkt aller Verwaltungsgeschäfte der eroberten Länder, und genoß ein solches Vertrauen, daß Offiziere der verbündeten Heere dem Prof. Vogt die Frage vorlegten: Ob Stein nach den Reichsgesetzen zum Kaiser gewählt werden könne, was dieser unbedenklich bejahete. Dieser folgte Alexander nach Langres, arbeitete Metternichs Friedensunterhandlungen entgegen, und der Langsamkeit, mit welcher der Krieg fortgeführt ward. Blüchers Siege bei Brienne und la Rothière wurden nicht benutzt, sondern er, vom Hauptheere isolirt, der Uebermacht Napoleons ausgesetzt. Ohne Steins festen Willen, welchen er Alexandern mittheilte, ohne Blüchers Schwert, der allein unternahm, Paris zu gewinnen, ohne Napoleons Uebermuth, der bei Glückslächeln die Forderungen steigerte: wäre dieser Kaiser geblieben und Paris nicht von den Verbündeten erobert worden. Ohne ihn, sagt selbst Gneisenau, wären die russischen Armeen vielleicht nicht über die Memel gezogen.

In Langres und Chaumont war indeß bestimmt worden, Deutschland durch eine Bundesverfassung zu vereinigen. Stein schlug, da die Kaiseridee nicht durchzuführen war, die Bildung einer obersten, leitenden und ausführenden Behörde, eines Direktoriums vor, bestehend aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover. „Es solle die Bundesversammlung leiten, die von derselben ausgehenden Gesetze ausführen, die innern und äußern Angelegenheiten beaufsichtigen, und das Recht haben, Krieg und Frieden zu beschließen. Die Bundesversammlung besteht aus den Abgeordneten der Fürsten und Hansestädten, nebst Abgeordneten der Provinzialstände zu gleicher Vertretung. Der Bundestag, vor welchem die Bundesgesetzgebung, die Auflagen für Bundeszwecke, die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesgliedern, zwischen Fürsten und Unterthanen gehören, ist jährlich nur sechs Wochen versammelt und ernennt einen Ausschuß. In

jedem Bundesstaate werden Landstände gebildet, die sich jährlich versammeln, um über die Landesgesetze und Steuern zu stimmen."

Stein hatte etwas Kräftigeres vor Augen, als einen Staatenbund, nämlich einen Bundesstaat, dessen Bildung die Begebenheiten von 1848 unnöthig gemacht haben würde, und den zu erstreben das Parlament in Frankfurt sich zum Ziele hätte setzen sollen.

In Paris war er, wie Gneisenau an die Prinzessinn Louise schreibt, noch immer so geistreich, als ehedem, nur durch häufigen Widerspruch noch etwas stachlichter und heftiger. Hier, wo er Alexandern über seine Central-Verwaltung Bericht erstattet, fügt er hinzu: „Deutschland wagt zu hoffen, daß Ew. Majestät mit dessen Anstrengungen zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes zufrieden, ihm eine Verfassung sichern, welche ihm seine politische und bürgerliche Freiheit verbürgt, und daß Sie keinen Plan gefaßt, der darauf hinausginge, einem Corsen oder Franzosen im Schooße Deutschlands eine Versorgung zu geben." — Doch Alexandern fehlte die Festigkeit, die Franzosen schmeichelten seiner Humanität: „er ließ," schrieb Stein an seine Frau, „Marschälle und Minister mit ihrem Raubgute ins Privatleben zurückkehren." Zu früh hatte man beim Einmarsch in Frankreich erklärt, daß man keinen Krieg gegen Frankreich führe, es groß und stark lassen wollte, sogar une etendue qu'elle n'a jamais connue sous ses rois. Dies deutet auf eine Kabale, die Talleyrand in Paris angesponnen. Talleyrand u. a. machten Napoleon zum einzigen Sündenbock, und doch mußte der Leichtsinn und die Entsittlichung des Volkes neue Bewegungen fürchten lassen. Gneisenau schreibt: „Das Schlimmste ist, daß Kaiser Alexander durchaus nur Großmuth gegen die Franzosen üben will, daß die Franzosen dies wissen und drauf bauen, daß Hardenberg der einzige ist, der eine feste Sprache führt, aber nicht unterstützt wird, daß Metternich, mehr arglistig als verständig, keine höhere, sondern blos persönliche Politik verfolgt, daß die Engländer unwissend und gleichgültig gegen das, was auf dem Continente nöthig ist, sich von Metternich leiten lassen: so kam Preußen und mit ihm Deutschland nicht zu seinem Rechte. Die Werke deutscher Kunst und Wissenschaft, die Napoleon geraubt, blieben in Paris, Straßburg ward nicht abgetreten, Landau blieb französisch. — Die Monarchen gingen nach England, Stein nach Deutschland, und bat Alexander auf dessen dringende Anfrage, was er für ihn thun könne, blos um die Fortdauer seiner Gnade und seines Schutzes. In Nassau wie in Frankfurt ward Stein feierlich als „Deutschlands Befreier" von Fürsten und Völkern begrüßt. Hardenberg hatte einen Entwurf über Deutschlands Verfassung ausgearbeitet, den Stein mit berieth, und den sie durch den Grafen Solms-Laubach an Metternich schickten,

um ihn dafür zu gewinnen. Statt Wiederherstellung eines Kaiserthums, das in Franz und Metternich seine Hauptgegner hatte, oder der Theilung in Süd- und Norddeutschland: sprach Hardenberg die Idee eines Bruderstaates aus. Oesterreich und Preußen treten, jenes mit Salzburg, Tyrol und was es vielleicht am Oberrhein erhalten wird, dieses mit Allem, was es links von der Elbe besitzt, in den Bund, und für diese Theile den Bundesgesetzen unterworfen, schließen als europäische Mächte mit demselben ein unauflösliches Bündniß, und garantiren denselben Verfassung und Integrität. Auch die Niederlande und Schweiz werden zu einem beständigen Bündnisse mit Deutschland eingeladen. Die Bundesstaaten werden in sieben Kreise eingetheilt, jede mit Kreisobersten und Direktoren. Die Landesherren sind durch die Bundesakte beschränkt, die Standesherren haben gewisse Ehrenrechte, jeder Unterthan hat deutsche Bürgerrechte, jedes Land eine ständische Verfassung. Eine Bundesversammlung findet in Frankfurt statt, bestehend 1) aus dem Direktorio: Preußen und Oesterreich, 2) aus dem Rath der Kreisobersten und dem Rath der Fürsten und Stände. Dieser letztere versammelt sich jährlich zur Erledigung der Geschäfte. Bundesgericht, Bundesfestungen, starke Militärverfassung. Diese Einrichtungen würden den beiden großen Mächten einen gewaltigen Einfluß gegeben und Deutschland stark und kräftig gemacht haben.

Um auf diese künftige ständische Verfassung vorzubereiten, schrieb Arndt auf Steins Anregung „über künftige ständische Verfassung," und Görres, im „deutschen Merkur," der jedoch bald in Bayern, Würtemberg und Baden verboten ward. Den Reichsrittern sollten ihre Rechte bewahrt bleiben, aber untergeordnet dem höhern Zweck des Bundes; durch Obersten Rühle ließ Stein den Entwurf einer deutschen Kriegsverfassung ausarbeiten.

Auf dem Congresse, wo Stein, keiner der Mächte angehörend, blos als vertrauter Rathgeber Alexanders für die deutschen Angelegenheiten auftrat, war er durch seinen reinen Charakter und seine ganze Persönlichkeit „für sich selbst ein Macht". In unabhängigen Verhältnissen zu den russischen Ministern, den preußischen nahe, weil er einsah, daß in Preußen die Zukunft Deutschlands liege, nahm er auch Deutschland gegen Preußen in Schutz, wo es nöthig schien; aber die Partikular-Interessen regten sich bald zu sehr. Dem Grafen Münster wurde er fremder, weil dieser zu sehr hannovrische Vergrößerungspläne begünstigte; Wrede war ihm, als Franzosenfreund, zuwider, „der für Deutschlands Größe kein Herz hatte;" die würtembergischen Gesandten handelten nach der „sultanischen Politik" ihrer Herren. Stein hatte es mit den Ränken großer und kleiner Staats-

männer zu thun. Als Münster auf Steins Erinnerung meinte, er werde eben so wenig den Hannoveraner, als Stein den Preußen ganz abstreifen können, antwortete dieser: „Es ist mir leid, daß Sie in mir einen Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken; ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgültig: es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten: das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's, es kann auf dem Wege alter, verfaulter Formen nicht erhalten werden.“ Der Verfassungs-Entwurf war unter Metternichs Hand auf zwölf Punkte zusammengeschmolzen, welche dem Staatenbunde zur Grundlage der Unterhandlung dienen sollten; weggelassen waren die Paragraphen zu Gunsten der Mediatisirten und der Reichsritterschaft, das festzustellende Minimum, das landständische Recht, das Recht der Unterthanen zu Beschwerden; ferner, die, welche sich auf Preßfreiheit, auf freien Besuch der Universitäten, Kriegswesen, Bündniß mit den Niederlanden 2c. Fünfundzwanzig Fürsten und die vier freien Städte erklärten sich in einer Note mit dem Verlangen Preußens und Oesterreichs einverstanden, wünschten Bundes- und Landesverfassung und als Schlußstein die Herstellung der Kaiserwürde. Aber die Könige von Napoleons Gnade machten die meisten Schwierigkeiten: Bayern und Würtemberg wollten sich weder nach oben in die Bundes-, noch nach unten in die Landesverfassung fügen. Talleyrand hatte die Hand im Spiel, hier wie in der sächsischen Angelegenheit. Vorzüglich widerlich war Stein die Gegenwart Talleyrands auf dem Congresse, daher seine Forderung: „Frankreichs Dazwischenkunft in den innern Angelegenheiten Deutschlands muß auf die wirksamste Weise verhütet werden.“ Talleyrand (s. Savary, mémoires), der von Murat 300,000 Dukaten erhalten, um gegen Ferdinand von Sicilien zu wirken, hatte vom König von Sachsen mit einem Andern einige Millionen genommen, um das Preußen bestimmte Sachsen retten zu helfen, das doch seit dem dreißigjährigen Kriege stets fremden Einflüssen gehorcht hatte, er manövrirte gegen Preußen. Sollte aber Preußen wieder hergestellt werden, so konnte es am besten durch Sachsen geschehen, dessen König bis zum letzten Augenblick es mit Napoleon gehalten, Sachsen gewann dabei, wenn es als selbstständiges Land mit Preußen vereint ward: daher trieb Stein zur vorläufigen Besitznahme durch Prinz Wilhelm. „Selig ist der Besitzer,“

würde es auch hier geheißen haben. Die Vereinigung der übrigen deutschen Staaten mit den verbündeten Mächten hätte leicht den Widerstand jener Staaten gebrochen, und zwar unter allgemeinem Beifallsruf der ganzen Nation, welche sich dem Lande verpflichtet fühlte, aus welcher Begeisterung, Bildung und Thatkraft kam. Aber andere Angelegenheiten zogen Preußen und Oesterreich ab. Zwar bekam Stein die Verwaltung des linken Rheinufers und Repnin sollte Sachsen an Preußen übergeben, und Preußen hielt ehrlich und offen, was es versprochen; aber andere konnten Preußen seinen Ruhm nicht verzeihen, fürchteten seine Popularität, seine volksthümliche Heerverfassung*), und halfen das Feuer der Zwietracht tapfer anblasen; ja, die verrätherische Politik Metternichs, Talleyrands und Castlereaghs ging so weit, daß Franz am 3. Januar ein unnatürlich heimliches Bündniß „gegen seine mit ihm unter einem Dache wohnenden Verbündeten und Gastfreunde, Alexander und Friedrich Wilhelm, schloß." Schon wurden Truppen zusammengezogen, und der Wahnsinn war nahe daran, zum Vortheil eines Anhängers von Napoleon einen neuen Bürger- und französischen Krieg zu beginnen.

Endlich schlugen, auf diesen Bund gestützt, Metternich, Talleyrand und Castlereagh eine Auskunft vor, „die ihrer ganz würdig war;" 800,000 Sachsen wollte man (wie eine Heerde) an Preußen überlassen; die übrigen sollten bei ihrem Könige bleiben. Dieser wollte nicht einwilligen; allein da kam die Nachricht von Napoleons Landung (die übergroße Milde Alexanders hatte es den Bonapartisten möglich gemacht, in steter Beziehung mit ihrem Abgott zu bleiben), und zwangen ihn und seine Freunde zur Nachgiebigkeit. Der Congreß schloß jetzt in Eile ab! — Oesterreich hatte nur an sich gedacht und die Abrundung seiner Grenzen: es nahm Venedig und Salzburg und gab die Niederlande und Vorder-Oesterreich auf, welches Deutschland an diesen Grenzen einen mächtigen Schutz gewährt hätte, und schloß sich gegen das übrige Deutschland, als Ausland, ab; Belgien, bis 1794 deutsches Land, kam England zu gefallen an

---

*) Ueber den wichtigen Punkt der Verfassungen in den Bundesstaaten sprach sich Preußen, sagt der bayerische Prof. Böttiger in Erlangen, bei weitem am liberalsten aus. Während die andern nur die alten Feudal-, Ministerial- oder bloße Provinzial-Stände wollten, verlangte Preußen Vertretung aller Klassen der Nation mit dem Rechte der Bewilligung, Beschwerdeführung, bei Gesetzen mit berathender Stimme; auch bei der Debatte über Ein oder Zwei Kammern zeigte sich Widerspruch; es blieb bei der allgemeinen Zusage: In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung statt finden (Art. XIII.). Auch den Juden zeigte sich Preußen am günstigsten.

Holland, zwei widerstrebende Nationalitäten wurden zusammengeschmiedet; Preußen gab seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf zusammenhängenden Landesbesitz auf, und erhielt zwei durch Hannover und Hessen getrennte Ländermassen, die eine künftige Einverleibung wenigstens eines dieser Länder zur Nothwendigkeit machen, und eine Vertheidigungslinie von Memel und Rußland, bis Saarbrück und Frankreich; es verlor zu Englands Freude die unmittelbare Lage an der Nordsee, die ihm neuerdings die Erwerbung eines Seehafens für eine preußische Kriegsflotte nöthig machte 2c.; es arrondirte sich durch das Land zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, Schwedisch-Pommern und halb Sachsen, und erhielt ein Gebiet an beiden Seiten des Rheines mit 1⅓ Mill. größtentheils katholischen Einwohnern 2c. 2c. Diese Stellung, wohinein es durch die kurzsichtigen Ränke seiner Gegner wider Willen gedrängt wurde (Stein, Blücher 2c. waren deshalb auch gegen Hardenberg aufgebracht*]), macht es ihm glücklicherweise nothwendig, mit Deutschland ganz zu verwachsen, und darin wird es, und zugleich Deutschland, seine Stärke finden. „Es kann sich nicht aufgeben," sagt Pertz, „ohne zugleich Deutschland aufzugeben, dessen Leben und Größe seitdem an Preußens Leben und Größe unauflöslich geknüpft ist. Der Gedanke, Preußen zu zertrümmern, um aus seinen Trümmern,

---

*) Hardenberg wurde in diesem Unmuthe hart beurtheilt. Es wurde ihm Schuld gegeben, daß er Preußens Interessen schon früher bei Kalisch, Reichenbach, Chaumont 2c. nicht beachtet; Blücher, der ihm den Toast zubrachte: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verlieren, was die Schwerter gewonnen," war so böse auf ihn, daß er nach „Hippel's Beiträgen" diesen alten Freund fast gefordert hätte. Die Gerechtigkeit verlangt aber, daß die Umstände berücksichtigt und auch andere Urtheile gehört werden. Preußen war auf dem Wiener Congreß durch Hardenberg und den geistvollen W. v. Humboldt, wie durch die Staatsräthe Jordan, Küster, Stägemann, Varnhagen 2c. gewiß würdig vertreten; Stein stand ihnen zur Seite. Varnhagen erklärt, daß Preußens Betheiligung bei dem Kongresse in keinerlei Hinsicht eine zurückstehende gewesen, daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünschte, doch immer ein außerordentlicher gewesen. Wenn, fügt er hinzu, eine sehr verbreitete Meinung noch heute diese Ansicht oft mit bitterer Anklage und schweren Seufzern bestreiten möchte, so ergiebt sich hieraus nur die Höhe der Ansprüche, zu welcher die Nation sich durch die Erfolge gesteigert hatte." Gewiß ist es, daß Hardenberg nicht Schuld war, wenn ein mehreres vorläufig nicht erreicht werden konnte. Er und Humboldt unterzeichneten mit der Erklärung, daß sie zwar gewünscht hätten, der Bundesurkunde eine größere Ausdehnung, Festigkeit und Bestimmtheit zu geben, es aber für besser gehalten, vorläufig einen weniger vollkommen, als gar keinen zu schließen; die weitere Entwickelung bleibe Frankfurt vorbehalten.

mit dem übrigen Deutschland gemischt, ein neues kräftigeres Deutschland aufzurichten; dieser Plan, den der Wahnsinn des Jahres 1848 auswarf, gleicht dem Wahnsinn der Töchter des Pelias, welche die Glieder ihres Vaters zerstückelten, um sie aus dem Zauberkessel zu einem verjüngten Leben wieder hervorgehen zu sehen!"

Obgleich mit österreichischen, russischen und preußischen Orden begabt, hatte Stein nicht Lust, zum zweiten Mal nach Frankreich zu folgen. Die verbündeten Herrscher hatten ihn zum Dank eine Besitzung am Rhein, den Johannisberg, zugedacht, den Napoleon an seinen Marschall Kellermann geschenkt hatte: dieses köstliche Gut kam jedoch an Metternich.

Napoleon war indeß am 13. März von den acht Mächten in die Acht erklärt, weil er durch den Friedensbruch den Schutz der Gesetze verwirkt*): das deutsche Volk jubelte darüber und ging noch einmal freudig in den Kampf.

Bald standen 150,000 Preußen unter Blücher an der französischen Grenze, und ehe die übrigen Oesterreicher und Russen herbeikamen, schlug Blücher bei Ligny, rettete mit Wellington zwei Tage darauf bei Waterloo, so daß Metternich selbst gestand, die Oesterreicher hätten unter ähnlichen Umständen sechs Wochen gebraucht, um wieder kampffertig zu sein, und die Franzosen zugaben, daß sie bei Ligny fast eben so viel (15,000 M.) verloren und doch keinen vollständigen Sieg erfochten hatten. Am 7. Juli hielten die verbündeten Heere ihren Einzug in Paris, Napoleon war zum zweiten Mal gestürzt, und der Feldzug gegen ihn mit seinem Heere, das wohl wußte, was es galt, und daher mit Verzweiflung kämpfte, war in weniger als drei Wochen geendigt: das große Reich und die große Nation gefallen!

Stein kam, von Hardenberg und Capodistrias aufgefordert, und in der Hoffnung, seinem Vaterlande zu nützen, den 14. August nach Paris. Diesmal hoffte alle Welt, die Franzosen würden nicht so wohlfeil durchkommen, ihre Macht würde geschwächt werden, nicht blos durch Contributionen und Besetzung der Festungen bis zur Bezahlung derselben, sondern durch Abtretung des Elsaß bis an die Vogesen, womöglich auch Lothringens bis an die Maas und einiger belgischen Festungen. Diesmal waren Preußen und Oesterreich, Metternich und Hardenberg, Humboldt und Gagern, selbst Bayern, Würtemberg und Baden für

*) Napoléon Bonaparte s'est placé hors des relations civiles et sociales comme ennemi et perturbateur du repos du monde, il est livré à la vindicte publique.

diese Idee, sich Preußen anschließend und Stücke der Beute hoffend; allein Alexander ließ sich durch den Weihrauch der Franzosen und Frau v. Krüdeners Gnaderufen irre leiten und dachte Frankreich bei seinem Protektorat über die griechischen Christen in der Türkei gegen England zu benutzen. England und Wellington hofften dagegen bleibenden Einfluß auf die französische Politik.

Alle Versuche des Königs von Preußen, Steins und Gagerns bei Alexander waren vergeblich. Oesterreich gab nach, Preußen stand allein. Hardenberg übergab endlich seinen letzten Vorschlag; an die Niederlande sollten kommen: Philippeville, Givet und Charlemont; an Preußen: Saarlouis und Luxemburg; an Oesterreich: Landau, Fort Louis, Bitsch, Hagenau und Weißenburg; an die Schweiz: Hüningen; an Genf: Gex; an Sardinien: das westliche Savoyen und Monaco; Kriegskontribution 1200 Millionen (hatten die Franzosen doch 1181 Mill. in Deutschland erpreßt). Vergebens! Stein ging voll Verdruß den 16. Sept. nach Nassau. Endlich kam der Friede den 20. November zu Stande, Frankreich bekam die Grenze von 1790. Avignon, Venoissin, Mömpelgard blieb ihm, es zahlte 700 Millionen Contribution, 17 Festungen sollten mit 150,000 Mann auf Frankreichs Kosten drei bis fünf Jahre besetzt bleiben.

Deutschland lerne daraus, daß keine europäische Macht aufrichtig sein Heil, seine Kraft und Sicherheit wünscht; daß die Fremden zwar gern mit deutschem Blute und deutschen Waffen ihre Kriege führen und es dann an Versprechungen nicht fehlen lassen; aber so bald die Feinde niedergeworfen, sich über Deutschlands Verlust die Hand reichen. Deutschland darf, und die Geschichte der letzten Jahre hat es von neuem gelehrt, so wenig auf England, als auf Frankreich oder Rußland rechnen, es darf auf Niemand rechnen, als auf sich selbst. Erst wenn kein Deutscher (Fürst, Volk oder Partei) sich mehr zu des Fremden Schildknappen erniedrigt, wenn vor dem Nationalgefühl alle kleinen Leidenschaften, alle unwürdige Partheiung schwindet, wenn jeder deutsche Mann in dem andern den Bruderstamm anerkennt, und nicht mehr den einen auf Kosten der andern herunterstellt, und über des Andern Schaden sich freut, und feile Schriftsteller nicht mehr Bruderhaß und Zwietracht aussäen; wenn in Folge dieser einträchtigen Gesinnung Ein starker Wille die Geschicke Deutschlands lenkt, wird Deutschland wieder, wie in früheren Zeiten, kräftig, stolz, gefürchtet in Europa dastehen. „Bis dahin,“ sagt Pertz, „muß es — dulden und schweigen.“

Stein zog sich nun auf seine Güter zurück, theils dort, theils in Frankfurt lebend, wo er die Eröffnung des Bundestages erwartete. Metternich trug ihm wiederholt die Präsidentenstelle an; allein er

wollte Preußen nicht ungetreu werden; Hardenberg wünschte ihn zum preußischen Bundestagsgesandten: aber auch diese Stelle lehnte er ab, um nicht von Hardenberg abzuhängen. Es ist nicht ganz klar, warum er alle Anträge erneuerter öffentlicher Wirksamkeit ablehnte; aber das Amt des Staatskanzlers war bereits in Hardenbergs Händen, und eine andere Stellung war für Stein nicht angemessen. Dem Könige scheint es ein Ernst gewesen zu sein, ihm sein Vertrauen zu beweisen; am ersten Krönungs- und Ordensfeste nach dem Kriege, den 17. und 18. Januar 1816, stand sein Name unter den Männern oben an, denen König und Vaterland Dank bezeugte. Er war der Einzige, welcher mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt wurde, und als er, 1818 von Alexander nach Aachen berufen und höchst freundlich aufgenommen, und von dem Kaiser um sein Urtheil über Stourdza's Schrift, „von den deutschen Universitäten," befragt wurde, gestand er hier zwar zu, daß man Versuche gemacht, die Jugend irre zu leiten; der Adel, Bürger und Bauer sei jedoch besonnen, obgleich mißvergnügt, weil ständische Verfassung nicht eingeführt sei. Später äußerte er nach einer Conferenz mit den beiden Kaisern und dem Könige: „Sie wissen, wie viel ich auf den Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der erste und beste von allen: der ist ganz wahr, treu und ehrlich!" — Die Verfassungsangelegenheiten in Würtemberg (dessen napoleonisch-gesinnter König Ende 1816 gestorben war) wie in Baden, Frankfurt, Kurhessen rc. beschäftigten ihn viel, weil man überall seinen Rath begehrte; mit den bedeutendsten Männern stand er wegen politischer Dinge in Briefwechsel, namentlich mit dem Freiherrn v. Gagern; sein Schloß Koppenberg bauete er aus, verlor 1819 seine Gattinn, und machte, um den Schmerz zu zerstreuen, mit seinen Töchtern eine Reise durch die Schweiz nach Italien, benutzte sie zur Bereicherung seiner Sammlung deutscher Geschichtsquellen, wohnte in Rom sonntäglich dem protestantischen Gottesdienst in der preußischen Gesandschaftskapelle bei. Im Juni 1821 kam er nach Frankfurt zurück, und begann mit seinen gelehrten Freunden das deutsche National-Geschichtswerk: Monumenta Germaniae historica. Er schickte Pertz nach Wien und Rom, ließ Varnhagen v. Ense und Merian in Paris arbeiten, gewann Dahlmann und Falck in Kiel rc., bewog den König und den Kronprinzen zur Unterstützung, lehnte aber Rußlands Beiträge ab, „weil es demüthigend sein würde, wenn ein deutsches Werk nicht durch Deutsche zu Stande kommen könne;" billigte es jedoch nicht, daß manche nach den Carlsbader Beschlüssen ihre Hand vom Werke zurückzogen. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk," schrieb er an Gagern. Reisen nach Schlesien zu den Prinzen und der Prin-

zessinn Wilhelm in Fischbach, nach Pyrmont diente theils zur Erholung, theils zu politischen Zwecken.

Neujahr 1818 ging er zur Eröffnung der nassauischen Ständeversammlung nach Wiesbaden; als er aber den Eid ablegen sollte, nicht blos als Landstand und Grundeigenthümer, sondern auch als nassauischer Unterthan, ging er wieder fort, denn er sah sich nur als preußischer Unterthan an. Dagegen wurde er Landtagsmarschall des Provinziallandtags von Westphalen, Präsident der westphälischen Synode und Staatsrath; eine National-Repräsentation der gesammten Monarchie, die er angebahnt, erlebte er freilich nicht. Auch konnte es nicht fehlen, daß er bei seiner offenen Sprache und seinen freien Urtheilen über Menschen und Begebenheiten mannigfach anstieß, und Feinde durch ihre boshaften Ränke ihm Verdruß und Widerwärtigkeiten zu bereiten suchten. Dazu kamen leider! die Uebertreibungen der an sich guten Wartburgsfeier, die Erdolchung Kotzebues durch Sand, der Angriff des Apothekers Lönings auf das Leben des nassauischen Geheimraths Ibell, und in Folge dessen Untersuchungen gegen Arndt, Welcker, Jahn, Schleiermacher, Gruner 2c. Stein mißbilligte jene Handlungen von ganzem Herzen. „Die Preßfreiheit, sagt er, ist ein schätzbares Gut, aber noch hat sie in Weimar und Jena wenig Schätzbares zu Tage gefördert; man tischt uns die schlechten Gerichte der französischen Demokraten auf! Preßfreiheit ist sehr verschieden von Lehrfreiheit, und nichts berechtigt den vom Staate berufenen Lehrer Mord, Aufruhr und Zerstörung alles Alten und Herkömmlichen zu predigen. Sands Handlung ist eine Greuelthat, wozu politischer Fanatismus einen sonst edlen, frommen jungen Mann verleitet hat, erregt durch demokratische Schwätzer, die den Katheder und die Preßfreiheit in Jena 2c. mißbrauchen. Der Staatsrechtslehrer soll nicht Lehren vortragen, die den Staat auflösen; wer zum Lehrer einer geoffenbarten Religion berufen ist, soll sie nicht hinweg exegesiren und an ihre Stelle seine eigene Vernunft und einen hohlen Rationalismus setzen; thut er es, so mag er schreiben, er soll aber Kanzel und Katheder verlassen und seine Stelle niederlegen. Wie kann es einem jeden Lehrer, er stehe auf Kanzel oder Katheder, erlaubt sein, ohne daß die heilloseste Verwirrung im Glauben und Leben entstehe, seine momentanen Meinungen und Ansichten vorzutragen." Niebuhr schrieb aus Rom: „Das Wartburgfest ist mir in der Seele ekelig gewesen, und von der sogenannten repräsentativen Regierung erwarte ich keinen Segen, wenn man nicht von der Abschaffung des Ministerial- und Offiziantenregiments ausgeht." Die Schriften, welche die Freiheit predigen, sind mir größtentheils wi-

derlich. Ich finde viel Verkehrtheit im bürgerlichen Leben wie im Staat; wenn sich unsere Sitten nicht ändern, wenn der Hang zum Müssiggange und zum Genusse nicht besiegt wird, wenn die heranwachsende Generation ihren plumpen Dünkel und ihre Aufgeblasenheit nicht ablegt, so kann es nicht besser werden. Dem wüsten Lärmen und der verfluchten That des Sand haben wir die Einführung tyrannischer Maßregeln zu danken"*). Unsere jetzige Zeit und Jugend mag solche Worte beherzigen, ehe es zu spät ist!

An den verfolgten Arndt schrieb er: „Vertrauen Sie auf Gott, und einen gerechten und edlen König. Wenden Sie sich an jenen mit Gebet, an diesen mit Vorstellung, wenn Ihre Feinde Sie verschlingen wollen! Besuchen Sie mich im folgenden Jahre." Eine niedere Verläumdung setzte Gagern an die Spitze einer großen Conspiration, die Sand zu seiner Mordthat gedungen haben sollte; nach einer angeblichen Ausgabe eines Herrn v. Sala sollte Stein diesen zur Vergiftung des bayerischen Ministers Montgelas gedungen haben, sollten Hardenberg und Blücher durch dieses selbe Subject mittelst Knallsilber Napoleon aus der Welt haben schaffen wollen. Solche Armseligkeiten giebt selbst Bourienne in seinen Memoires zum Besten; Stein trat mit offenem Visir diesem entgegen.

In dieser unausgesetzten Thätigkeit und Aufregung erreichte Stein dennoch ein hohes Alters, und starb den 27. Juni 1831 mit vollem Bewußtsein und der Ruhe eines christlichen Weisen, von den Seinen freundlichen Abschied nehmend, im fünfundsiebenzigsten Jahre. Sein Leichnam wurde von Westphalen nach Stein gebracht, wo dieser letzte Freiherr seines Stammes, „ein Nummer-Eins-Mann," wie ihn Arndt nennt, dessen Stammbaum urkundlich tausend Jahre zurückgeht, mit Schild und Helm begraben liegt.

---

*) Und gewiß ohne diesen Ungestüm und jene revolutionäre Thaten, ohne Görres, der durch seinen jakobinischen Styl und die Art, wie er der Freundlichkeit Hardenbergs entgegentrat, den König verletzte, und durch seinen „Rhein. Merkur" die Rheinlande in der unruhigsten Spannung erhielt 2c., ohne diese Ereignisse, welche dem reactionären Treiben der Gegenpartei Thor und Thür öffneten, die Fürsten besorgt machten und Hardenbergs Gunst und Einfluß beim Könige Eintrag that, würde die Stände-Angelegenheit in Preußen, und damit in Deutschland, weiter gediehen sein. Daß es Preußen damit ein Ernst war, zeigt die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815, des Inhalts: Es soll eine Repräsentation des Volks gebildet werden, und deshalb am 1. September eine Commission zusammentreten. Des Königs Absicht scheint gewesen zu sein, erst die Provinzialstände und durch diese die allgemeine Ständeversammlung anzubahnen. Es war ein Unglück für Deutschland, daß die Regierungen zu sehr zögerten und das Volk zu sehr übereilte. Leider trat 1848 derselbe Fall ein!

Was Blücher im Felde*), das war Stein im Ministerium und Staatsrathe: recht ein Mann für jene Zeit geschaffen. Kräftig, von Körper gedrungen, mit breiter, großer Stirn, kleinen, funkelnden Augen, großer Nase, hatte ihm Gott ein feuriges, gewaltiges und muthiges Herz in die Brust gelegt, ihn mit einer raschen, blitzschnellen Auffassung, einem kühnen, geschwinden Verstand für große Organisationen ausgerüstet. Geschwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit: das war er selbst! Er mußte fortstoßen, was ihm im Wege stand; niederreißen, was ihn in seinem Laufe aufhalten wollte. Das wäre schlimm gewesen für ihn und für die Welt, wenn diese großen, aber auch gefährlichen Eigenschaften nicht durch andere, hohe sittliche Eigenschaften: Anerkennung von Maaß, Zeit und Ordnung geregelt gewesen wären. Vor keiner Gefahr erschrecken, vor keiner Schwierigkeit zurückbeben, schnellstes Handeln und regstes Schaffen: das war sein Element. Daß ein Mann so feurig heftiger Natur nicht oft geirrt und zuweilen sich übereilt haben sollte, würde unnatürlich gewesen sein; aber menschliche Erziehung und göttliche Leitung hatten sein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet, und machten die Fehler eines solchen Temperamentes meistens bald wieder gut. Widerspruch und Widerstreit in Gedanken und Worten, Widerstand in Thaten konnten ihn reizen und höchst ungeduldig machen; aber Niemand achtete den Tüchtigen mehr als er. Bei solchem Kampf der Geister, wenn er nur geschwind und mit kurzen Blitzhieben geführt wurde, fühlte er sich meistens ganz in seinem Elemente. Heftig, auch hart, ist er oft gewesen, unerbittlich gegen Heuchler und Schurken, auch wohl verletzend den Schwachen und Blöden; Zorn übereilte ihn zuweilen: aber Groll hat sein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welchen er durch ein geschwindes Urtheil oder rasches Wort wohl einmal gesündigt, hat er laut oder still, durch Worte oder mit dem Herzen immer gern Wiedererstattung geleistet. Ohne diese Heftigkeit wäre er nicht der Mann gewesen, der er war! Scharnhorst hatte oft seinen Ungestüm zu mäßigen gesucht; er war ihm dafür dankbar, und erwiderte einst: „Glauben Sie denn, ich wisse nicht, daß ich übereilt und heftig bin? Aber wenn ich das ablegen könnte, wäre ich ein altes Weib!“ Als Kabale sein Verhältniß zum Könige noch einmal wieder lockern wollte, und Stein die sofortige Entfernung Beymes

---

*) Hormayr nennt ihn den Muhamed des Befreiungskrieges, welcher erklärte: „Wer nichts will, als Eines, das Größte, das Nöthigste, dem wird es gelingen. Der Krieg soll grünen, so lange vom Himmel Wasser rinnt. Du mußt festhalten, Mann, an dem Halse deines Rosses bis an den Tod.“

verlangte, wurde die edle Königinn die Vermittlerin, und schrieb an Stein: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld; der König hält sein Wort. Beyme kömmt weg, aber erst, wenn wir wieder in Berlin sind. So lange geben Sie nach, daß um Gottes Willen nicht das Gute zum dritten Male über den Haufen falle. Geduld und Zeit! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum." Und Stein ward beruhigt.

Wie sein ganzer Sinn in Deutschland und in Preußen, als Deutschlands Grundstein, in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, so war der starke und helle Stahl seines Charakters auch ganz deutsch ausgeschmiedet; kein glattzüngiger, immer lächelnder, auf die Niederträchtigkeit der Menschen spekulirender, nichts Heiliges anerkennender, auf gemeine Täuschung hinterlistig ausgehender Talleyrand, sondern ein Mann, ein deutscher Staatsmann vom Kopfe bis zur Zehe, ein Mann, wie er in einer Zeit der Erbärmlichkeit und des Egoismus Noth that. Und wenn Voltaire recht hat, indem er behauptet, nicht der hervorragende Geist, sondern der Charakter mache den Staatsmann, c'est ne pas le génie supérieur qui fait les hommes d'état c'est la caractère), so war Stein ein wirklicher Staatsmann. An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn übertroffen; er sah und wandelte stracks und gerade vor sich hin. Das war sein Glaube: daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden sollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm sein muß, Segen bringe. Sein Wahlspruch war: „es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann; also, offener Weg, hohe Zwecke und reine Mittel zu den Zwecken." — Wie er ein Heirathsprojekt, das ihm selbst 1783 vorgeschlagen worden, mit sittlichem Ernste und den Worten an seine Schwester abweiset: „Die Sache ist wahrscheinlich an einem regnigen Tage am Nährahmen ausgeheckt. Es ist eine dumme Situation, aufzutreten als Einer, der ein Herz erobern will, wenn dieses Herz 12,000 Fl. Einkünfte hat, oder gar auf die Schultern der väterlichen Gewalt zu treten. Du weißt, wie wenig Uebereinstimmung zwischen mir und dem Mainzer Ton ist, welcher aus katholischem Verstand, kleinlichem Adelsstolz 2c. zusammengesetzt ist;" — eben so faßte er das Projekt einer künftigen Heirath des preuß. Kronprinzen mit der Tochter Joseph Bonaparte's auf, welches von einer Partei angeregt war. „Jener Gedanke, erklärte er, erscheine ihm so sehr in Widerspruch mit den sittlichen und religösen Meinungen des Königs, der Erfolg so ungewiß, das Unglück, welches aus der Verbindung mit einer

ausländischen lasterhaften Familie für den Kronprinzen hervorgehen könne, so groß, — daß er nicht gewagt habe, mit dem Könige davon zu sprechen."

Seine deutsche Gesinnung bekannte er überall mit der edelsten Freimüthigkeit, welche sich selbst nicht scheuete, vor den höchsten Personen die Wahrheit zu bekennen und alle höfischen Heucheleien verabscheuete. An der Spitze der Friedenspartei zu Petersburg stand die Kaiserinn Mutter, eine würtembergische Prinzessinn, während des Kaisers Gemahlinn eine badische war. Bei der Nachricht, daß die große französische Armee, welche prahlend Moskau eingenommen, auf dem Rückzug in wenig Wochen ein elender Leichenhaufen geworden, sprach sie aufgeregt von Glück und Sieg in einer Abendgesellschaft: „Fürwahr, wenn von der französischen Armee Ein Mann über den Rhein nach Frankreich zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Stein wurde blaß vor Verdruß, erhob sich plötzlich und brach in die Worte aus: „Ew. Maj. haben sehr unrecht, dieses und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen: Sie würden sich der Deutschen schämen, sondern sollten ihre Vettern nennen: die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792 zc. am Rhein gelebt, das brave deutsche Volk hat nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige über die Weichsel und den Dnieper gekommen!" — Die Kaiserinn, Anfangs bestürzt über die kräftige Rede, faßte sich und antwortete würdig: „Sie haben recht, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion." — Nie verleugnete er seinen sittlichen Ernst, auch nicht gegen Fürsten. Dem Herzoge von Weimar, der einst eine Menge anzüglicher Anekdoten vom katholisch gewordenen R. Z. Werner erzählte, erklärte er, daß er immer einen Abscheu gegen schmutzige Gespräche gehabt, und es nicht für passend halte, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren führe. Eine Todtenstille folgte, und der Oberst Am Ende gestand, er wolle lieber das Feuer einer Batterie, als solche Reden aushalten; und Graf Solms äußerte zu Arndt: „Wie der mit Fürsten umgeht, mir ist ganz heiß davon!"

Seinen Stand und die Vorzüge desselben erkannte und schätzte er: den alten, deutschen Ritter, den weiland freien und unmittelbaren kaiserlichen Reichsmann; auch theilte er manche Ansichten und Vorurtheile seines Standes und seiner Genossen. Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherrn, alten Besitz und altes Geschlecht; aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann sein der Ewigrüstige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame;

ihm sollte der Standesherr sein der tapfere einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Ordnung, Arbeit, Sparsamkeit und Zucht, mit Hand und Kopf und allen seinen Kräften der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörig.

Und so war, lebte und wirkte der Mann auch: streng, ehrenhaft in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen gewinnend, schonend, damit er im Großen und für große Zwecke stets viel zu verwenden habe. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten und dem Verdienste der Ahnen blos des nichtigen Genusses pflegte, verachtete Niemand mehr als dieser wahre Edelmann im höchsten Style; den thätigen, geschickten, brauchbaren, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja, so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache oder in irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und selbst auf die Dinge, welche meist im Schein zu bestehen scheinen, immer den Glanz einer höhern Ansicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz!

Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war es sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menschlichen Kreisen und Verhältnissen, auf unberechenbare Weise nicht minder. Er konnte in der Unterhaltung eine Lebendigkeit, Thätigkeit und Liebenswürdigkeit zeigen, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortriß, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine übermüthige Laune überströmten. In ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, von Religion und Tugend, von dem Vaterlande und seinem Heil geredet ward: — mit welcher Macht ergoß sich da dies edle, stolze Gemüth, für alles Große und Schöne jeden begeisternd, der irgend einen Funken davon in sich trug!

Hier bei so ernsten Unterhaltungen erschien der ganze, tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Handeln und Wirken kein Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein sehr milder Mann war; wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von ganzem Herzen demüthig und be-

scheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menschen, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere, und daß auch der Weiseste und Größte für sich allein wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine suchte, und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren.

Ja, Stein glaubte an eine unsichtbare, göttliche Vorsehung, er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und bauete alle seine Hoffnung auf die unvergänglichen Güter, die er uns gewonnen und verheißen. Es war ein gläubiger Christ und fester Protestant: darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng-sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger, ein ächter deutscher Patriot. Durch diesen seligen Glauben, durch die hochstrebende und überweltliche Richtung seines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick seines inhaltreichen Lebens verlassen hat, sind Eigenschaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz und in übermenschliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil seines Vaterlandes zu allem Guten gewendet, und zu fester Männlichkeit und würdiger Tapferkeit befestigt und gemildert worden.

Ewig dauere das Gedächtniß des deutschen Biedermannes! Frisch stehe seine Tugend in dieser gewaltigen Zeit vor uns, damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wenn das Vaterland uns ruft! (Vergl. Arndts Leben.)

---

20) Joachim Nettelbeck,

„der ächte deutsche Bürger.“

Den Menschen macht sein Wille groß und klein.
Schiller.

Das Bild eines ächt norddeutschen Bürgers der Neuzeit tritt uns in dem Schiffer und Bürger Nettelbeck in Colberg auf eine ausgezeichnete Weise entgegen. Mit klarem, praktischem Verstande durch, in und für das Leben gebildet, mit einfachem, anspruchslosem Sinn, Verweichlichung, Ueppigkeit und Eitelkeit meidend, verband er eine rastlose Thätigkeit, welche ihn die Hände nie müssig in den Schooß legen, einen fröhlichen Muth, der ihn willig jede Gefahr übernehmen, sich durch kein Mißgeschick beugen ließ; eine Raschheit des Entschlusses, welche mit fester Willenskraft das Beschlossene beharrlich und unver-

drossen ausführte, ein wackeres Herz, das edelmüthig Jedem offen stand, und ihm zum Wohlthäter vieler Menschen machte: das Alles erwarb ihn bei seinen Mitbürgern Ansehn und Liebe, welche weit über seine nächste Umgebung hinaus und im ganzen Vaterlande sich verbreitete. Männer dieser Art, aus denen unter andern Lebensverhältnissen ein York, ein Blücher sich gebildet hätten, giebt es in Norddeutschland noch Viele, wenn sie auch nicht Gelegenheit hatten, wie Nettelbeck, Perthes rc. durch Theilnahme an kriegerischen und politischen Ereignissen sich einen geschichtlichen Namen zu erwerben.

J. C. Nettelbeck, geboren 1738 in Colberg, Sohn eines Bierbrauers, entwickelte durch seine Umgebungen früh eine große Liebe zum Seewesen, so daß er sich schon als kleiner Knabe Stunden lang damit beschäftigen konnte, kleine Schiffe aus Baumrinde zu schnitzeln, und auf Teichen und Pfützen herumfahren zu lassen. Seine größte Freude war aber, wenn seines Vaters Bruder, ein Schiffer, im Hafen angekommen war, und ihn auf sein Schiff nahm. Auf einem kleinen Raum, den ihm der Großvater in seinem Garten schenkte, bauete er allerlei Gewächse, und freuete sich später, als er einmal nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, sieben Bäume, zu denen er als Knabe die Kerne gelegt, in hohem, kräftigem Wuchse wieder zu sehen. Um sich ein Paar Tauben halten zu können, entzog er sich eine Zeit lang einen Theil seines Frühstücks, versäumte und vernachlässigte aber über diese Liebhabereien die Schule, bis ihm sein Pathe erklärte, wenn er ein tüchtiger Schiffsführer werden wolle, müsse er tüchtige Fertigkeit im Lesen, Schreiben, Rechnen sich erworben haben, sonst wäre daran gar nicht zu denken. Dies fiel ihm gewaltig aufs Herz, er verschenkte seine lieben Tauben, besuchte regelmäßig die Schule, und zeichnete sich bald durch Lernbegierde und anhaltenden Fleiß aus. Eine Anweisung zur Steuermannskunst, welche der Pathe ihm schenkte, durchlas er mit wahrem Entzücken, und prägte sich den Inhalt ins Gedächtniß, wodurch der Vater bewogen wurde, ihm von einem Schiffer in dieser Kunst Unterricht ertheilen zu lassen, und bald machte er darin Fortschritte, welche der Lust und dem Eifer neue Nahrung gaben. Oft entzog er sich den Schlaf, um in klarer Winternacht auf freiem Felde die Sterne zu beobachten, und durch Ausmessung der verschiedenen Höhen einzelner Sterne sich in der Bestimmung der Lage eines Ortes zu üben. Weil man ihm gesagt hatte, ein tüchtiger Seemann müsse ein gewandter Kletterer sein, um schnell und sicher die Masten besteigen zu können, so ruhete er nicht, bis er auch darin sich eine große Geschicklichkeit erworben hatte, wodurch sein Muth sich bis zur Verwegenheit steigerte. Mit dem Sohne des Glöckner kletterte er in dem Gebälke des Kirchthurmes umher,

und kam zuletzt auf den Gedanken, durch die Luken auf das kupferne Dach der Kirche zu steigen, und führte den Versuch glücklich aus. Als er aber mit einem Schulkameraden den Versuch wiederholte, gerieth dieser auf der First des Daches plötzlich in so große Angst, daß er sich schreiend an dem kupfernen Reifen festklammerte, und weder vor- noch rückwärts, Nettelbeck aber nicht über jenen zum Thurm zurückkommen konnte. Rath- und hülflos saßen beide auf dem Dache, bis der Glöckner nebst Andern hierauf erschienen, den Schreienden mittelst einiger Taue glücklich in die Luke zogen, Nettelbeck zitternd folgte: aber im Hause und in der Schule seine Verwegenheit schwer büßen mußte.

Schon in seinem elften Jahre erfüllte der Oheim seinen dringenden Wunsch, und nahm ihn als Kajütenjunge mit nach Amsterdam, wo die größern nach Ost- und Westindien bestimmten Schiffe in ihm den Wunsch rege machten, auf einem derselben eine Reise mitmachen zu können, weil er in seiner Vaterstadt oft gehört hatte, jeder tüchtige Seemann müsse auf einem holländischen Schiffe dort gewesen sein. Dieser fertigte ihn mit der Antwort ab, er sei nicht klug. Da ließ sich der kleine Bursche zu dem thörichten und unbesonnenen Schritt hinreißen, mit einem Boote ans Schiff eines segelfertigen Guineafahrers zu gehen, und den Kapitän so lange zu bitten, bis er ihn als Steuermanns-Junge mit sechs Thaler Monatsgehalt mitzunehmen versprach, unter der Bedingung, seinen Oheim brieflich durch ein Postschiff die Sache zu melden. Der Brief gelangte nicht zum Oheim, der den Neffen für ertrunken hielt, während dieser, freilich bald Reue empfindend, sich in Guinea befand. Nach 21 Monaten nach Amsterdam zurückgekehrt, schrieb er sogleich an die Aeltern, die den todtgeglaubten Sohn zur Heimkehr aufforderten.

Bis zu seiner Konfirmation besuchte er wieder die Schule, machte hierauf 1754 und 1755 mehrere Reisen nach Ostindien und der Nordsee, ging dann als Untersteuermann nach Surinam, wo er sich längere Zeit aufhielt, und hierauf nach Curaçao. Im December 1756 strandete das Schiff seines Oheims, auf welchem dessen vierzehnjähriger Sohn nebst Nettelbeck und seinem sechszehnjährigen Bruder sich befanden, an der flandrischen Küste. Alle vier wurden zwar gerettet und nach Dünkirchen gebracht, aber der schwer verwundete Kapitän starb im Hospital, und die drei achtzehn-, sechszehn- und vierzehnjährigen jungen Leute befanden sich, ohne einen Pfennig im Vermögen, in rauher Jahreszeit mitten in einem fremden Lande; des Verstorbenen Taschenuhr war ihre einzige Hülfsquelle, bis ein Dünkirchner Kaufmann, dem er vor vier Jahren als Matrose eine Ladung

Tabak mit zugeführt, an das Amsterdamer Handelshaus schrieb, bei welchem des Oheims Schiff versichert gewesen, worauf sie 100 Fl. erhielten; allein das Bremer Schiff, welches sie nach Hamburg fahren sollte, strandete am 1. Januar 1757 bei der Insel Schelling, und mit Mühe und Noth kamen sie nach Colberg. Wir übergehen eine Menge anderer Fahrten, welche auch dadurch gefährlich waren, daß der Krieg zwischen Frankreich und England durch Kapereien unsicher wurde, und wobei Nettelbeck durch seinen muthigen Sinn mehrmals in Lebensgefahr gerieth. In den mehrmaligen Belagerungen Colbergs während des siebenjährigen Krieges befand er sich in der Stadt, um Glück und Unglück mit seinen Eltern zu theilen. Als Steuermann eines Pillauer Schiffes, dessen Kapitän auf der Rückreise ertrank: ließ Nettelbeck sogleich die ganze Mannschaft zusammen kommen, erklärte ihr, daß er mit der Führung des Schiffes auch die Verantwortlichkeit für die Güter des Kapitäns übernehmen müsse, und daß er deshalb in ihrer Gegenwart ein schriftliches Verzeichniß derselben aufnehmen wolle. Es fand sich aber keine Spur von Gold- und Silbersachen, welche der Verstorbene für seine Königsberger Freunde, wie Nettelbeck wußte, eingekauft hatte. Daher versiegelte er Alles vor den Augen des Schiffsvolks, und warf das dazu gebrauchte Petschaft ins Meer, übergab dann in Pillau Alles der Wittwe, und drückte ihr seine Verwunderung aus, daß sich an Baarschaften und Kostbarkeiten nichts gefunden, und beeidigte dann mit seinen Leuten die Aussage vor Gericht. Dennoch blieb er vor schmerzlichem Verdacht nicht frei. Zwei Jahre später, nachdem er sich in Königsberg verheirathet und ein kleines Schiff zu Küstenreisen gekauft hatte, lag er einige Tage vor Pillau, um eine Ladung einzunehmen. Jenes Schiff, von einem Colberger geführt, lag auch dort, und ließ gerade von einem Tischler die Einschiebrahmen der Fenster, welche durch eine Sturzwelle zerschlagen worden, ausbessern. Nettelbeck saß mit dem Kapitän u. a. in der Kajüte bei einem Glase Wein, als der Arbeiter hinter der Verkleidung allerlei Sachen hervorholte. Nettelbeck war wie aus den Wolken gefallen, und außer sich vor Freude, als er des verstorbenen Kapitäns Uhr, Schnallen ꝛc. erkannte. „Der Himmel ist gerecht und barmherzig!“ sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „er bringt nach Jahr und Tag die Wahrheit ans Licht!“ Sogleich raffte er Alles zusammen, ruft athemlos der Wittwe zu: „Hier, liebe Frau, bringe ich den Schatz Ihres seligen Mannes, wegen dessen ich so lange ein Dieb habe heißen müssen. So ist es durch Gottes Leitung wieder aufgefunden, und nun danken auch Sie Gott und seien Sie fröhlich!“

Ueberall, wo in Königsberg ein großes Unglück drohete, trat Nettelbeck ihm muthvoll entgegen. Bei dem schrecklichen Brande, welcher 1763 zwei Tage lang in der Stadt wüthete, kam er nicht ein einziges Mal über die Schwelle seines Hauses; als bald darauf ein heftiger Orkan das Schiff der Wittwe eines Freundes bei der Stadt in den Grund sank, brachte er es wieder in die Höhe; als auf dem Pregel ein großes Schiff in Flammen gerieth, eilte er dahin, verjagte die Leute, welche Löcher ins Verdeck hauen und so löschen wollten, dem Feuer aber erst Luftzug verschafften. „Versenken müßt ihr es!" rief er, sprang mit einem Zimmermann ins Boot, und befahl ihm, ein Loch unten ins Schiff zu hauen. Jener erwiderte: „Das lasse ich wohl bleiben: das könnte mir theuer zu stehen kommen." Der entschlossene Nettelbeck nimmt jedoch die Axt, und bald dringt das Wasser stromweise ein. „Herunter vom Schiff," rief er dann, „was nicht ersaufen will!"

Jedoch am andern Morgen wird er vor das Admiralitäts-Collegium geladen. Der Kapitän des Schiffes, drei Kaufleute und ein Advokat reichen eine Schadenersatz-Klage ein. Doch Nettelbeck erklärte unerschrocken: „Noch eine halbe Viertelstunde, und Schiff und Ladung war nicht allein verloren, sondern das brennende Schiff wäre unter die andern getrieben, Hafen und Stadt in die größte Gefahr gekommen. Ich bin des guten Glaubens, daß ich nur meine Bürgerpflicht erfüllt habe." Das erkannte auch das Collegium, trotz den Einwendungen der Advokaten, stattete ihm Dank ab, auch die Kläger stimmten ein, und erklärten, daß sie nur wegen des Schiffseigenthümers und der Assecuranz die Klage erhoben. Der Direktor erinnerte sich jetzt, daß Nettelbeck das Schiff jener Wittwe glücklich wieder in die Höhe gebracht, und so wurde er gebeten, auch mit diesem es zu versuchen. Es gelang, und Nettelbeck berechnete blos seine Kosten, von einem freiwilligen Geschenk gab er einen Theil den Armen. Ein eignes Schiff, welches er hatte bauen lassen, aber einem Andern hatte übergeben werden müssen, weil er schwer erkrankt war, kostete ihm einen Theil seines Vermögens, um den andern brachte ihm ein Handelshaus. Er mußte von vorne wieder anfangen, übersiedelte mit seiner Familie nach Colberg, und machte nun mehrere Reisen als Obersteuermann nach Guinea und Surinam. Hier wurde er von dem Herrn und der Frau van Roose mit der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit empfangen. Er hatte nämlich dort früher einen Plantagen-Besitzer Kniffel kennen gelernt, dann in Königsberg mit demselben Namen einen armen Holzhacker rufen hören, sich weiter erkundigt und vernommen, daß er noch zwei Brüder habe, welche in die weite Welt gegangen. Sogleich hatte er nach Surinam geschrieben, sich des armen Mannes indeß angenommen,

dessen Tochter von 16 Jahren in die Schule und endlich diese den Brüdern mit einem befreundeten Schiffer zugesendet. Er fand sie jetzt als Tochter und Erbinn angenommen, an einen angesehenen Mann verheirathet. — Im Frühling 1775 kehrte er nach Colberg zurück, eröffnete eine Schifffahrt-Schule, um eine Gelegenheit abzuwarten, zu einer Anstellung im Seedienst. Hier fand er bald Gelegenheit, durch Muth und Entschlossenheit die ganze Stadt vor großem Unglück zu bewahren; doch wollen wir ihn selbst erzählen lassen:

„Am 28. April 1777 stand ich hier in Colberg, etwa um die Mittagszeit bei einem Advokaten Rohne am Fenster, als mitten in unserm Plaudern plötzlich ein schrecklicher Donnerschlag geschah, so daß jener vor Schrecken neben mir niederstürzte, und wie ohne Leben und ohne Besinnung schien. In der That glaubte ich auch nichts gewisser, als daß er von dem Blitzstrahl getroffen worden sei, bis mein Rütteln und Schütteln ihn endlich doch wieder auf die Beine brachte. „Wo hat es eingeschlagen?" fragte er noch immer hochbestürzt. — „Ich hoffe, nirgends," war meine Gegenrede, — „oder mindestens doch nicht gezündet, da Regen, Schnee und Hagel die Luft erfüllen, daß alle Dächer triefen."

„Allein im nämlichen Augenblick stürzte der Kaufmann, Herr Steffen, welcher schräg gegenüber wohnte, aus seinem Hause hervor, schlug die Hände über den Kopf zusammen, schrie aus Leibeskräften, und richtete dabei den Blick immer nach dem Kirchthurme empor, den er jenseits wahrnehmen konnte. Ich ahnete Unheil, lief also stracks hinüber, mußte aber lange auf ihn einreden, bevor ich's von ihm herauskriegte: „Mein Gott! unsre arme Stadt! Sehen Sie denn nicht? Der Thurm brennt ja lichterloh!" — So war es denn auch wirklich. Die helle Flamme sprühte bei der Wetterstange gleich einem feurigen Springbrunnen empor; aus den Schalllöchern sprüheten die Funken umher, und flogen bereits in die Damstraße hinüber. Ich, erschrocken, rannte nach der Kirche, und die Thurmtreppe hinauf! Im Hinaufsteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich ein Anderer sich's unternehmen werde, bis in die höchste Spitze hinaufzuklimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sei, als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig, und oft mit Lebensgefahr, durchkrochen hatte. „Also nur frisch drauf und dran!" rief eine Stimme in mir, — „du weißt ja hier Bescheid!"

„In der That wußte ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen, aber an einer Handspritze, die hier hauptsächlich Noth thun würde, konnte es leichtlich fehlen. Dies erwägend, machte ich auf der Stelle rechts um, drängte mich

mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die alle nach oben hinauf wollten, flog sogleich ins nächste Haus, und rief um eine Handspritze, die aber hier, wie auch im zweiten Hause, nicht zu finden war, und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

„Jetzt wieder — die Angst und der Eifer gaben mir Flügel — zum Thurm hinauf! In der sogenannten Kunstpfeiferstube, die dicht unter der Spitze ist, fand ich bereits mehrere Maurer- und Zimmerleute, mit ihren Meistern versammelt, die indeß alle nicht recht zu wissen schienen, was sie hier thun sollten. Indem ich unter sie trat, rief ich: „Hier ist nichts zu beginnen, wir müssen höher hinauf nach oben! Folgt mir!" — „Leicht gesagt, aber schwer gethan!" antwortete mir der Zimmermeister Steffen; „wir haben es schon versucht, aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthüre über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen nieder, und setzt auch hier die Zimmerung in Brand."

„Das war freilich eine schlimme Nachricht. „Ei, es muß schon etwas drum gewagt sein," rief ich endlich. „Ich will hinan! Helft mir durch die Luke! Ich will sehen, was ich thun kann!" Sie öffneten mir die Fallthür, ich stieg hindurch, ließ mir einen Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen, und, „nun die Luke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekomme!" befahl ich; und indem sie das thaten, sah ich, was eben passirte. Eine Menge Feuerkohlen prasselten nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorne in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte; den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne, und so ward denn die fernere Reise angetreten! Die Thurmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln verbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir empor zu helfen, da fand ich alles voll glühender Kohlen; doch hatte ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken, oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit allem dem hatte ich mich endlich so verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden; und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers noch 10 Fuß über mir zischen und sprühen. Jetzt klemmte ich den Wassereimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll, und richtete sie getrost gegen jenen Feuerkern, wo das Löschen und Ersticken am Nothwendigsten schien. Jedoch beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu

schauen, weil ich auch die Wirksamkeit meines Wasserstrahls beobachten wollte; darüber aber bekam ich die ganze Bescheerung von Wasser, Feuer und Kohlen so prasselnd ins Gesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging, bis ich, sobald ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing, und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen der Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatte ich die Freude, daß sich bei jedem Zuge das Feuer merklich vermindert. Nun war der Eimer geleert. Neue Verlegenheit! Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß, wenn ich hinabsteige, weder ich noch je ein Mensch nach oben gelangte. Ich schrie indeß aus Leibeskräften: „Wasser, Wasser her!“ bis der vorbenannte Zimmermeister die Fallthür aufschob, und mir zurief: „Wasser ist hier; aber wie bekommst Du es nach oben hinauf?“ „Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's; da will ich mir's selber langen,“ — war meine Antwort; und so geschah es auch. Jene wagten sich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wassereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich denn auch so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonirte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn völlig zu überwältigen und zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, so weit ich irgend reichen konnte. Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selber zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute übel und immer übler zu Muthe ward. Denn das zurückspringende Wasser hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Thurme, die je länger, je unausstehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter, aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eigenen Füßen Gottes Erdboden erreichte, oder ob mich die Leute hinunter getragen haben.

„Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite standen die Chirurgen Wüsthof und Kretschmer, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen Menschen um mich her, welche von Theilnahme und Neugierde herbeigeführt sein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtsein begann ich nun aber auch erst meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopf zum Theil abgesengt; der Kopf selbst wund und voller Brandblasen, wo dann auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die äußersten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meisten gelitten hatten, bis auf diese Stunde

krumm geblieben, und so werde ich sie auch wohl in mein Grab nehmen müssen. Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und sorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen später behändigte mir der Herr Kriegs-Commissär Donath eine goldene Denkmünze, in der Größe eines Doppel-Friedrichsd'ors, nebst einem Belobungsschreiben ein, die ihm beide von Berlin zugeschickt worden, um sie mir gegen meine Quittung zu überliefern. Das Gepräge dieser Denkmünze ließ ich mir in meinem Petschafte nachstechen; sie selbst aber, nebst dem Schreiben, übergab ich in die Hände des Magistrats, mit dem Ersuchen, sie, bis auf meine weitere Verfügung, im rathhäuslichen Archiv verwahrlich niederzulegen."

In Lissabon, wohin Nettelbeck 1780 ein Schiff führte, ging er einst über den Markt, und sahe eine Menge Menschen, welche ein Zelt mit preußischer Flagge umdrängten, und am Eingange zwei preußische Grenadiere — in Wachs. Er tritt hinein, sieht eine Scene aus des Königs Friedrichs II. Leben, und ihn selbst treu dargestellt, während ein Ausrufer dem aufhorchenden Volke mit lauter Stimme dessen Thaten erzählt. Freudig von diesem Anblick in fernem Lande ergriffen, ruft er mit bewegter Stimme in portugiesischer Sprache: „Mein König! Ich bin ein Preuße!" Elektrisch wirkt das Wort, das Volk, denen der Graf Wilhelm von der Lippe ein Retter geworden, umdrängt ihn, hält ihn selbst für den König, ruft ihm ein Gloria nach dem andern zu. Dem vaterlandsliebenden, treuherzigen Mann stürzen die Thränen aus den Augen, er legt die Hand aufs Herz, dankte stammelnd, sucht durch die Menge zu kommen, die, immer größer, ihm mit: „Vivat, der König von Preußen!" folgt, bis er in das Haus eines Kaufmanns gelangt. Das Haus ist umlagert, er muß auf den Balkon und sich noch einmal zeigen. Jetzt erst vermag er eine Erklärung zu geben, und der Kaufmann zeigt ihm eine Flugschrift zu Ehren des Königs, dessen Thaten damals den Erdkreis erfüllten. Auf der Rückreise nahm er einen holländischen Kapitän, welcher preußischer Bürger geworden und unter preußischer Flagge gefahren hatte, mit vierzehn Matrosen, welche aus marokkanischer Gefangenschaft freigelassen, unentgeldlich mit. Sie waren nach Mogodar in schreckliche Sklaverei geführt worden, als der Kaiser Muley Ismael sie vor sich bringen ließ, und sie mittelst eines deutschen Juden befragte, ob sie wirkliche Unterthanen des Königs von Preußen wären. Der Kapitän berief sich auf seine Flagge, und erhielt nun die Antwort: „Von eurem Könige, seiner Weisheit und seinen Kriegen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß ich von Bewunderung gegen ihn erfüllt bin. Die Welt hat keinen größern

Mann aufzuweisen. Als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Darum habe ich beschlossen, euch frei in euer Vaterland zurückzuschicken, und meine Kaper sollen die preußischen Schiffe nicht allein ungehindert passiren lassen, sondern auch nach Möglichkeit schützen." Nun ließ er sie neu kleiden, eine anständige Wohnung anweisen, den Kapitän täglich vor sich kommen, und überhäufte ihn mit Fragen nach dem großen Preußenkönig, z. B. von welcher Gestalt er wäre, wie lange er schlafe, was er esse und trinke, wie viel Soldaten und Frauen er habe ꝛc. Nach drei Wochen wurden sie auf seine Kosten nach Lissabon gebracht. Der Kapitän beschrieb dieses Ereigniß, Nettelbeck ließ die Wahrheit auf dem Amsterdamer Stadthause beschwören, und schickte diese Papiere an seinen König. Diese Fahrt trug ihm überdies reichen Gewinn. In Lissabon hatte ein ihm unbekannter Kaufmann ihn und mehrere Kapitäne eingeladen und reichlich bewirthet; der Wein und das Zunöthigen brachte die übrigen unter den Tisch. Nettelbeck ließ sich nicht aus der Mäßigkeit bringen, und am andern Tage trug ihm der Kaufmann eine werthvolle Ladung Thee nach Amsterdam an, welche er nur einem soliden Kapitän hatte anvertrauen wollen. — Wie hier mäßig, so zeigte er sich auf einer spätern Reise von Hamburg nach Memel wieder in seiner ganzen Entschlossenheit. Er hatte Hamburger Matrosen angenommen, welche sich manche Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließen, und bei Verweisen zur Antwort gaben: „Wir sind Hamburger, und kennen unsre Gesetze; so muß man uns nicht kommen." Einst als die ganze Mannschaft gegen Verbot sich wieder außer der Zeit zum Theekochen bereitete, sprang er dazwischen, schleuderte den Kessel ins Meer. Wüthend umringen sie ihn mit dem Rufe: „Schlagt zu!" er aber eilt in die Kajüte, verriegelt sie, sucht das „Hamburgische Schiffs- und Seerecht," klingelt dem Kajütenjungen und läßt den Bootsmann rufen, und als dieser trotzig erscheint, läßt er ihn den Artikel lesen: „Einem Schiffer steht frei, seine Leute zu züchtigen, und es darf keine Gegenwehr geschehen. Sollte aber ein Schiffsmann sich unterstehen, seinen Schiffer zu schlagen oder zu mißhandeln, so wartet seiner der Galgen." Auf die Entgegnung: „Hoho! Das ist Wischewäsche!" ergreift Nettelbeck einen Stock, prügelt ihn aus Leibeskräften durch, und stößt ihn dann zur Kajüte hinaus. Dann ruft er den Koch, der aber mit den Worten: „O, lieber Kapitän, laßt es doch gut sein," zurückspringt. Jetzt geht er, seinen Säbel unter dem Arm, auf das Verdeck, und befiehlt, Nordnordost zu steuern. Der Steuermann, der sich passiv verhalten, fragt: „Wohin denn nun?" „Wie?" erwidert jener heftig, „Ihr seid ein Steuermann und begreift das nicht? Nach Norwegen, dem nächsten

Lande; will ich meines Lebens und des Schiffes sicher sein, müssen binnen drei Tagen ein paar Rebellen an den Galgen." Das half, man versprach Besserung. — Auf einer andern Reise hatte er indeß im Kattegat das Unglück, durch einen schrecklichen Sturm zu stranden, zwar das Leben zu retten, aber sein ganzes wieder erworbenes Vermögen von 11,000 holländ. Gulden untergehen zu sehen.

Nun gab er das Seeleben auf, setzte seines Vaters Geschäft fort, und lebte geachtet als Mitglied des Seegerichts, Mitrepräsentant der Bürgerschaft, bis der Krieg von 1806 die Franzosen vor Colberg brachten. Die Festung, wo man keine Feinde erwartet hatte, war verfallen, der Commandant ein alter, abgestumpfter Mann; die Bürgerschaft voll Besorgniß, aber auch voll guten Willen, beräth sich, wählte Nettelbeck zum Wortführer beim Commandanten. Bei den Belagerungen im siebenjährigen Kriege hatte sie gute Dienste geleistet; auch mußte jeder Bürger, vormals mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, schwören, mit Gut und Blut die Festung vertheidigen zu helfen. Auch jetzt erbot sich die Bürgerschaft, mit dem Militär Mühen und Gefahren zu theilen. Der Commandant erlaubte zwar ihre Aufstellung, erschien aber nicht zur Musterung, sondern ließ ihr erklären, sie möchten nur wieder nach Hause gehen, er bedürfe ihrer nicht. Auch den Beistand zum Schanzengraben lehnte er ab, und als Nettelbeck darauf hinwies, welche Dienste früher eine Schanze eine Viertelmeile von der Stadt geleistet, erklärte er höhnisch, was außerhalb geschehe, kümmere ihn nicht, er werde die Festung schon innerlich vertheidigen. Bürger, Gesellen, Lehrjungen ꝛc. zogen jedoch hinaus, verbesserten dann Dämme und Schleusen, welche die Umgegend unter Wasser setzen konnten. Nettelbeck, welcher dazu selbst, theils mit Hülfe der Bürger Ausgaben gemacht, ging dann von Haus zu Haus, um den Bestand der Lebensmittel aufzuschreiben, brachte das Verzeichniß zum Commandanten, damit er, welcher sich bisher darum gar nicht bekümmert hatte, seine Maßregeln darnach nehmen könne, wurde dafür aber mit harten Worten abgewiesen. Die Bürgerschaft, in gerechtem Argwohn, wählte indeß einen Ausschuß, dessen Glieder wechselsweise ein wachsames Auge auf Alles haben sollte, was Tag und Nacht in den drei Stadtthoren ein- oder ausgehe. Schon hatte Nettelbeck ein Schiff gemiethet, um selbst nach Königsberg zu fahren, und dem Könige die Noth der Stadt vorzustellen, als der Kriegsrath Wisseling eintraf, den Befehl gab, die Stadt zu verproviantiren, und dann versprach, dem König Alles vorzutragen. Anfangs März wurde die Stadt umzingelt, und Nettelbeck erklärte dem Commandanten, welcher den Arbeiten bei einer zweiten, in fünf Tagen vollendeten Schanze spöttisch zusah, Colberg könne und

müsse dem Könige erhalten werden; die Bürger würden die Festung nicht übergeben lassen, wenn auch alle Häuser in Schutt verwandelt würden. Nach einem hitzigen Gefechte wurde die erste Schanze genommen, Nettelbeck sah beim Rückzuge mehrere preußische Soldaten todt oder verwundet auf dem Felde liegen bleiben; mit einem weißen Schnupftuche in der Hand, eilte er zu den feindlichen Vorposten, bat, sie abholen zu dürfen, und brachte nach vielen Hin- und Herreden fünf Todte und neun Verwundete in die Stadt. Am folgenden Tage kam ein Parlamentär, mit dem sich der Commandant allein in einem verschlossenen Zimmer lange unterhielt, während seine Begleiter, ein Trompeter und zwei Gardisten, nur von einem Unteroffizier der Garnison begleitet (welcher zwei Tage nachher zum Feinde überging) frei in der Festung umher gingen. Am Abend des folgenden Tages stand plötzlich das Haus des Commandanten in Flammen, ohne daß eine feindliche Granate bis dahin gelangt war. Das erregte Argwohn einer verabredeten nächtlichen Ueberrumpelung, Nettelbeck und zwölf Bürger entschlossen sich, eine Runde auf den Stadtwällen zu machen, und fanden zu ihrem Erschrecken und Erstaunen, nur sieben Schildwachen auf den Batterien! Sie eilten zum Commandanten, der aber sagen ließ, er sei schon zur Ruhe gegangen. Nettelbeck schrieb nun an den König, und bat im Namen der Bürgerschaft um einen braven Commandanten. Unter unaufhörlichen Scharmützeln und Schießen rückte der Feind näher. Als einst der Commandant auf dem Markte an Nettelbeck und den versammelten Bürgern Befehle ertheilte, zersprang einige Schritte von ihnen eine feindliche Bombe, und jener äußerte: „Wenn das so fortgeht, müssen wir doch noch zu Kreuze!“ Empört zog der hitzige Nettelbeck seinen Degen, und erklärte, daß er den Ersten, welcher von Uebergabe rede, er sei, wer er wolle, niederstoßen werde!“ Da ließ ihn der wüthende Commandant arretiren, und wollte ihn kriegsrechtlich erschießen lassen, gab aber endlich den stürmischen Bitten der Bürgerschaft nach und ließ „den alten Burschen diesmal laufen.“

Für die Soldaten des ihm engbefreundeten Schill, welche den schwersten Posten hatten, Tag und Nacht unter freiem Himmel in den Schanzen und beständigen Angriffen ausgesetzt waren, sorgte Nettelbeck unermüdet. Ein Tonnenkessel mit Kartoffeln und Gemüse kam bei ihm nie vom Feuer, oft kaufte er den Fleischern und Bäckern ihren ganzen Vorrath ab; oft ging er von Haus zu Haus, und bat, für seine Schillschen Kinder Etwas zu kochen, und wenn er die Speisen zu ihnen hinausfuhr, wurde er gewöhnlich als Trank- und Speisevater mit kriegerischer Musik empfangen; beim Ausrücken zu einem Angriffe begleitete er sie, sang ihnen ein Liedchen, wobei Alle

guter Dinge wurden; bei Verwundungen oder anderem Unglücke war er stets mit Hülfe nahe. Gegen Ende April wurde die Lage der Stadt immer gefährlicher, als der neue Commandant, Major von Gneisenau, mit Verstärkung anlangte, eine schwedische Fregatte und ein kleines englisches Kriegsschiff legte sich zum Schutz auf die Rhede. Ein freudiges Erschrecken fuhr dem alten Nettelbeck durch alle Glieder, als er diesem vorgestellt wurde, Thränen entströmten seinen Augen. „Verlassen Sie uns um Gotteswillen nicht! Wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange noch ein warmer Blutstropfen in uns ist."

Drei englische Schiffe mit Kriegsvorrath kamen den 19. Mai vor Colberg an; kein Lootse wagte sich bei stürmischer See hinaus; endlich rief Nettelbeck: „Möglich oder nicht, es muß versucht werden!" er stieg in das Lootsenboot, einige Schiffer mit ihm, und das Schiff kam glücklich vor Anker, und eben so gelang es ihm, den 14. Juni ein Schiff mit 54 Kanonen und eine Menge Kugeln, das in Gefahr war, vom Sturm an die Küste zu treiben und den Franzosen in die Hände zu fallen, triumphirend in die Stadt zu bringen. Um den Verkehr zu erleichtern, schlug er damals noch unbekannte Papier-Billets von zwei, vier und acht Groschen vor.

In der folgenden Nacht wurde ein Ausfall gemacht, um eine verlorne Schanze wieder zu erobern; es gelang Anfangs, 300 Franzosen wurden gefangen, aber neue Feinde drängten die Preußen wieder hinaus, wobei der Hauptmann von Waldenfels das Leben verlor; Nettelbeck war mit einigen Wagen, wie gewöhnlich, nachgefolgt; er brachte die Verwundeten mit Mühe und Gefahr zurück, und erhielt dann auf sein Ersuchen vom Feinde die Erlaubniß, auch die Todten zu holen.

Die näher gerückten Feinde begannen mit dem 1. Juli ein Bombardement aus allen Feuerschlünden, und setzte es bis zum folgenden Nachmittage ununterbrochen fort. Hier stürzte ein Gebäude ein, dort stand ein anderes in hellen Flammen, jammernd und wehklagend wogten eine Menge Menschen auf den Gassen, von Tod und Verstümmelung bedroht. Nettelbecks Haus wurde schwer getroffen; doch er vergaß das eigene Unglück über das fremde: an den gefährlichsten Stellen war er mit dem Spritzenrohr bei der Hand, und seiner Thätigkeit verdankte die Stadt die Rettung des Stadt-Archives ꝛc., als das Rathhaus in Brand geschossen war. Plötzlich schwieg um 3 Uhr Nachmittags (den 2. Juli) der Donner des feindlichen Geschützes. Ein französischer Parlamentär nahete mit einem preußischen Offizier, welcher ausrief: „Friede, Colberg ist gerettet!" Von dem in Tilsit geschlossenen Waffenstillstand hatten die Belagerer wohl schon früher Nachricht, und boten daher Alles auf, um die Stadt noch vor Ankunft

der Friedensbotschaft zu gewinnen. So hing das Schicksal der Stadt von einem Tage längerer Ausdauer ab!

Nettelbecks Lage war jedoch nicht erfreulich; sein ganzes baares Vermögen war drauf gegangen, Haus, Garten, Scheune, Vorräthe ꝛc. verwüstet; er aber gedachte nur dessen, was Vaterstadt und Vaterland gewonnen. Vier Wochen später erhielt er vom Könige die goldne Verdienst-Medaille nebst Dankschreiben. Gneisenau schrieb ihm den 28. September aus Königsberg: „Die Königinn war neulich bis zu Thränen gerührt, als sie die Adresse der Bürgerschaft an mich in der Hamburger Zeitung las. Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit dem Ruhm gleich sein möge, den Sie in der Welt genießen. Die ganze Welt fragt mich, ob das Alles wahr sei, was von Ihnen gedruckt stehe, und Sie können wohl denken, wie sehr ich das bestätige.“ Und der bescheidene Mann antwortete: „Ihre Zuschrift hat mich höchst gerührt. — — Möchte man jedoch bald aufhören, über mich in Schriften zu glossiren. Denn was habe ich gethan? Blos was ich Gott, meinem guten Könige und meinem Vaterlande, so wie Ihren heilsamen Befehlen schuldig gewesen bin.“ —

Eine Pension, welche Gneisenau ihm bewirken wollte, lehnte er ab, begann sein früheres Geschäft, verheirathete sich, weil er ganz allein stand, in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre zum zweiten Male, eine 1815 geborne Tochter hob der König aus der Taufe. Seit 1809 war er Rathsmitglied, sein Geschäft litt aber durch die erlaubte freie Einfuhr. Da nahm er eine Pension von 200 Thalern an, die der König auch nach seinem Tode Frau und Tochter zusicherte, beschrieb dann einfach in treuherziger Sprache seine merkwürdigen Lebensschicksale, welche Superintendent Haken herausgab, und starb, sechsundachtzig Jahre alt, den 19. Januar 1824, das Muster eines echten, deutschen Bürgers. Die schönste Freude wurde ihm, der mit ächt patriarchalischer Liebe an König und Königinn hing (noch hatte die napoleonische Länderaustauscherei die Herzen der Unterthanen dem Fürsten nicht entfremdet) im Jahre 1809 zu Theil.

Er hatte am 19. December erfahren, daß der König mit seiner Gemahlinn am 21. December in Stargard eintreffen würde. Diese Nachricht traf ihn wie ein Blitz, und noch an demselben Abende, denn die Zeit drängte, machte er sich mit dem Kaufmann Glöckel auf den Weg, um den König im Namen der Bürger Colbergs zu begrüßen. In der Nacht des 20. December langten sie in Stargard an, und als sie vor der erkorenen Herberge hielten, lag Alles im tiefsten Schlafe. Nettelbeck donnerte freilich bald die Leute munter, auf ihr Begehren aber nach Unterkunft erhielten sie die eben nicht tröstliche Antwort, daß Alles dicht besetzt und kein Unterkommen mehr

möglich sei. Da rief Nettelbeck: „Aber lieben Leute, den alten Nettelbeck werdet Ihr doch nicht auf der Straße stehen lassen?“ Und siehe da! der Name that Wunder, und ein tausend Mal Willkommen tönte ihm aus der rasch geöffneten Thür entgegen. Am andern Morgen warf sich nun Nettelbeck in seine Admiralitätsuniform, und stellte sich mit seinem Gefährten auf einen günstigen Platz, um den König zu sehen, der um 10 Uhr mit seiner Gemahlinn im offenen Wagen langsam einherfuhr. Da klopfte es dem alten Nettelbeck hoch in der Brust! Nun eilt er aber, um des Königs Quartier zu erreichen. Dort war großes Gedränge; aber mit den Worten: „Maakt en betken Platz, Kinder!“ drängten sie sich durch. Da kam auch, um allen Wünschen Gewähr zu geben, ein Stabsoffizier von des Königs Gemächern die Treppe hernieder, ging auf Nettelbeck zu und fragte ihn freundlich: „Gelt, Nettelbeck, Sie wollen den König sprechen? Dann ist's gerade an der rechten Zeit. Kommen Sie!“ Es war der General v. Borstell, der Nettelbeck in Kolberg hatte kennen lernen. Nettelbeck trat nun mit seinem Begleiter in das Empfangszimmer, wo es strahlte von Uniformen und Ordenszeichen. Endlich trat das königliche Paar ein. Nachdem die Deputirten der Kaufmannsschaft einer benachbarten Stadt vorgestellt worden, wandten beide hohe Personen sich an die Colberger, und Nettelbeck anblickend, sagte der König zu ihm: „Nicht wahr, der alte Nettelbeck aus Colberg?“ und dann: „Die Kolberger sind mir willkommen!“ Die Audienz dauerte länger als gewöhnlich, und als sie sich endlich empfehlen wollten, sagte der König: „Sie bleiben noch hier!“ worauf auch die Königinn hinzutrat und freundlich lächelnd zu Nettelbeck sprach: „Wir haben uns heute schon gesehen. Ich bin gewiß recht froh, Sie hier zu sehen und persönlich kennen zu lernen!“ worauf der alte Nettelbeck begeistert erwiderte: „Und ich danke Gott dafür, daß er mich hat den Tag erleben lassen, wo meine Augen den guten König und unsere allgeliebte Königinn in solchem Wohlsein zu erblicken. Der Name des Herrn sei dafür gelobet!“ Sie erhielten nun ihre Entlassung, und eilten zurück in ihren Gasthof, „herzlich froh,“ sagt Nettelbeck, „unser Geschäft so wohl und mit solchen Ehren abgemacht zu haben.“ Auch zur königlichen Tafel wurden sie geladen. Nach Beendigung derselben wollte sich Nettelbeck entfernen, da hieß ihn der König noch bleiben, und ging mit ihm und der Königinn in ein Nebengemach, wo sich Nettelbeck mit einer freudigen Ueberaschung dem hohen Paare ohne Zeugen gegenübergestellt fand. „Beide,“ erzählt er selbst, „thaten eine Reihe Fragen an mich, die ich nach bestem Vermögen beantwortete. Als etwa nach einer halben Stunde eine kleine Stockung in dem Gespräche entstand, und ich dem Könige so recht und zuversichtlich

in die Augen sah, befiel mich plötzlich eine über Alles schmerzliche Empfindung. Gott! dachte ich, wie unglücklich ist doch mein König! und unwillkürlich erhoben sich meine Blicke so wie meine gefalteten Hände gen Himmel. Mein Athem stockte. Da legte mir der König seine Hand auf die Schulter, und fragte mich mit unendlicher Güte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" Nun aber brachen meine Gedanken in Worte aus: „Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königinn jetzt so vor mir sehe, und bedenke das Unglück, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben: dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe fallen. Gott erhalte Ew. Majestät, und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen!" Bei diesen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust, und die hellen Thränen entfielen seinen Augen; die Königinn aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch. Dieser erschütternde Anblick lockte auch mir die Zähren in die Augen, ich sprach zu der hohen herrlichen Frau; „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königinn! zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglücke!" Nettelbeck schied, tief gerührt von so vieler Gnade, und noch im Abgehen rief ihm der König nach: „Halten Sie bei Ihrer guten Bürgerschaft auf Sitte und Ordnung!"

Wenigen Bürgern mag ein so hohes Vertrauen zu Theil geworden sein, wie dem alten Nettelbeck. Aber Keiner darf sich auch rühmen, es im höhern Maße verdient zu haben!

---

21. Amalie von Weimar und ihr Sohn Karl August,

Beförderer deutscher Wissenschaft und Kunst.

Vergiß sie nicht, mein deutsches Vaterland,
Die Krone, die ihr theures Haupt umwand,
Kann nicht mehr sie, nur ihre Urne krönen.
Tiedge.

Seit die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die evangelische Lehre durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg den Kurhut und einen großen Landbesitz verloren, und nach beendigtem dreißigjährigen Kriege die Hoffnung auf den Wiedergewinn vereitelt blieb: suchten die verschiedenen Fürsten derselben, besonders in Weimar und Gotha, was ihnen an äußerer Macht abging, durch Beforderung der geistigen und sittlichen Bildung

zu ersetzen, und leisteten dadurch dem gesammten deutschen Vaterlande die ersprießlichsten Dienste. Vorzüglich geschah dies in Weimar unter Karl August und dessen vortrefflicher Mutter, seiner Vormünderinn.

Karl August war erst neun Monate alt, als sein Vater, Ernst August Constantin, 1758, noch nicht einundzwanzig Jahre alt, starb, und die Mutter, Amalie von Braunschweig, Schwester Carl Wilhelm Ferdinand, selbst erst achtzehn Jahre alt, übernahm die Vormundschaft, und legte während deren siebenzehnjährigen Dauer und in der schwierigen Zeit des siebenjährigen Krieges nicht allein den Grund, worauf ihr Sohn fortbauete, sondern behielt auch nach dessen Regierungsantritt noch einen wichtigen Einfluß auf deutsche Wissenschaft, Kunst und Literatur, welche ihr einen dauernden Dank der Nachwelt sichert. Mit einer ausgezeichneten Persönlichkeit verband sie die glücklichsten Talente. Mit einem lebendigen Gefühle für alles Große und Schöne verband sie einen scharfen Verstand, eine richtige Urtheilskraft, mit Hoheit der Gesinnung, die herablassendste Leutseligkeit, wie die reichhaltigsten Kenntnisse, welche sie in ihren Mußestunden eifrig zu vermehren bemüht war. Mit den bedeutenden neueren Sprachen bekannt, komponirte sie mit Seckendorf kleine Operetten, malte mit Oeser &c., machte sich mit deutscher Kunst und Literatur vertraut, und zog ausgezeichnete Männer an ihren Hof und wußte sie dort zu fesseln.

Zum Gouverneur des Erbprinzen und seines jüngern Bruders Constantin berief sie 1762 den Grafen Görtz aus Hannover, einen geistvollen Mann, den später nach seinem Eintritt in preußische Staatsdienste Friedrich der Große vielfach benutzte, und wagte es, gegen die bisherige Weise, diese Prinzen auf eine freiere Weise, als bisher Sitte gewesen, und mehr nach Rousseau-Basedowscher Ansicht sich entwickeln zu lassen, ja, sie gab ihm sogar 1773 zum Lehrer einen Dichter, den heitern, fast frivolen Wieland, welcher durch seine fein geglättete Sprache, durch lebendige Phantasie und feine Ironie, verbunden mit einem reichen Schatze von Gelehrsamkeit und gründlicher Kenntniß alter und neuerer Sprachen so recht geeignet war, die damaligen deutschen Fürsten und Minister für deutsche Sprachschönheit und deutsche Dichterwerke zuerst zu gewinnen. Görtz, befreundet mit dem kurmainzischen Statthalter von Dalberg in Erfurt, war durch diesen mit dem dortigen Universitäts-Professor Wieland, der so eben seinen „goldenen Spiegel,“ einen, zunächst auf den hoffnungsvollen Kaiser Joseph berechneten Fürstenspiegel, geschrieben, bekannt geworden, und hatte ihn der Herzoginn empfohlen. Dieser zog 1774 als Instruktor des Prinzen Constantin den Major von Knebel aus Potsdam herbei, der, mit Rumler, Boje, Nicolai befreundet,

selbst ein fein gebildeter, streng rechtlicher Mann und Uebersetzer des Lucrez, auf einer Reise nach Paris die Prinzen mit Göthe bekannt machte, dessen Werther und Götz von Berlichingen Aufmerksamkeit erregt hatte. Zu diesem Kreise gesellte sich noch der Freund Wielands, Uebersetzer des Plautus und Terenz: der gutmüthig heitere von Einsiedel, die Komponisten Schweitzer und von Seckendorf; der Uebersetzer des Don Quixote Bertuch, dem Weimar auch durch geographische Zeitschriften, wie durch andere industrielle Unternehmungen vieles verdankt; Bode, der ausgezeichnete Uebersetzer englischer Werke; der gutmüthig komische Musäus, dessen Volksmährchen ihm einen bleibenden Nachruf sichern. Durch Göthe kam 1776 Herder als Generalsuperintendent, und Schiller erst als Professor nach Jena, dann als Theaterdirektor 1799 nach Weimar; alle drei wurden geadelt*). Jean Paul lebte von 1798 anderthalb Jahre dort. Auch der mimischen Kunst öffnete Amalie eine Freistätte: Eckhof, Böckh, Brandes, die Frauen Koch und Henzel spielten im Schloßtheater. Für das Gymnasium in Weimar und die Universität Jena sorgte sie durch die Anstellung Griesbachs, Gruners, Eichhorns, Neubauers u. a.

Als der Herzog mündig geworden war, zog sich die Herzoginn nach Schloß Ettersberg zurück, wo sie, voll Begeisterung für alles menschlich Schöne und Erhabene, einen geselligen Kreis um sich vereinte, in welchen alle Personen von feinem Geschmack und höherer Bildung Zutritt hatten und auf längere oder kürzere Zeit willkommene Gäste waren, wie Menk, Klinger, Jacobi, Gleim, Gall, Lavater und die Franzosen Raynal, Villoison, Frau von Staël nebst Benjamin Constant. Hier wechselten ländliche Feste mit Vorlesungen, dramatischen Darstellungen, musikalischen Aufführungen und fast kein Weimarischer Dichter ließ ein Werk veröffentlichen, bevor es nicht in dieser Gesellschaft vorgetragen war. „Und das geschah zu einer Zeit, wo die deutsche Muse von dem Throne des durch frühere Vorurtheile befangenen großen Friedrich wie Josephs II., der mit finstern Mächten kämpfte, schutzlos und ungeehrt blieben.“

Unter dieser Leitung und in dieser Umgebung wuchs der Erbprinz heran, geistig angeregt, körperlich kräftig, von energischer, gedrungener Gestalt, in sehr ungebundener, fast studentischer Form auftretend, mit hoher Stirn und lebhaften hellblauen Augen: so daß seine Erscheinung auf den großen Friedrich wie auf den gelehrten

*) Schiller schrieb darüber an Humboldt: „Sie werden wohl gelacht haben, da sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserm Herzog, und da es geschehen ist, kann ich es mir um Frau und Kinder willen gefallen lassen.“

Dalberg einen gleich günstigen Eindruck machte; am meisten wirkte der Einfluß, welchen Knebel und später Göthe auf ihn gewann, dessen kräftige, schöne Gestaltung und geniales Wesen dem jungen lebenslustigen Herzog einen treuen Genossen zu einem lustigen Genieleben versprach.

Nachdem der Herzog 1774 von seiner Reise nach Paris, begleitet von Görtz und Knebel, zurückgekehrt war, sich am 5. Oktober 1775 mit Luise von Darmstadt vermählt und an seinem achtzehnten Geburtstage die Regierung übernommen hatte, war es eine seiner ersten Regentenhandlungen, Göthe nicht allein nach Weimar, sondern auch in sein Conseil zu berufen, zum Verdrusse des Hofadels, dessen Murren er durch jene berühmte Erklärung begegnete, welche dem neunzehnjährigen Fürsten zur hohen Ehre gereicht: „Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Göthe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath und Regierungsrath gewesen, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen. Ich aber sorge und arbeite nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können. Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an einem anderen Ort gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß dadurch viele verdiente Männer sich zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand von meiner Dienerschaft, der meines Wissens auf den Eintritt hofft, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner Unterthanen steht, nach Anciennität, sondern immer nur nach Vertrauen vergeben.“ 1779 erfolgte Göthe's Ernennung zum Geheimen Rath, bis er später zum Minister aufstieg. Göthe wußte auch gleich bei seinem Erscheinen in Weimar zu imponiren; alle Welt trug den „Werther-Frack,“ und den Excentritäten, welche vorfielen, wußte Göthe stets einen Schimmer von Genie zu geben. Bei Feuerwerken, Jagd, Schauspielen und Incognito-Reisen waren beide unzertrennlich. Der Herzog liebte in seiner Lebensweise das Abstreifen der Hofsitte und befand sich oft in Geldverlegenheit, Göthe war dagegen nicht blind, und suchte ihn zu vermögen, sich einen festen Etat für seine Ausgaben und Einnahmen gefallen zu lassen. Glücklicherweise fühlten beide frühzeitig das Bedürfniß, ihre Leidenschaftlichkeit durch die Einsamkeit zu mäßigen, Göthe in seinem Gartenhäuschen, der Herzog in seiner Borkenhütte an der Ilm, und in den Jahren 1780—1790 hatte sich Carl Augusts Charakter ausgebildet, und der Umgang mit

Göthe konnte neben den frühern jugendlichen Thorheiten nicht ohne heilsamen Einfluß auf Geist und Herz bleiben, wie beide denn oft bis spät in die Nacht sich sinnigen und traulichen Unterhaltungen hingaben. Auch die Briefe des Herzogs an Knebel u. a. verrathen ein edles, großherziges Gemüth: „Ich muß mich erstaunlich wehren,“ schreibt er, „meinem Herzen und Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen; es ist gar zu schwer, sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchen unser einer leben muß, und an den man nur langsam sich gewöhnt zu haben glaubt“ Ihm verdankte auch Jena, daß es durch die gelehrten Männer, welche der Herzog herbeizog, einen Glanz erhielt, der weithin, selbst über Deutschlands Grenzen, strahlte. Die Theologen Döderlein, Griesbach, Paulus, die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, Fries, der deutsche Geschichtschreiber Luden, der Anatom Loder, der Philolog Schütz, die Naturforscher A. v. Humboldt und Oken, die Dichter Schlegel, Hardenberg-Novalis, Clemens Brentano u. a. wirkten hier längere oder kürzere Zeit.

Dabei versäumte der Herzog jedoch auch seine Regierungsgeschäfte nicht, sondern wohnte den Geheimrath-Versammlungen regelmäßig bei, nahm sich besonders der Rechtspflege an, und suchte den Wohlstand des Landes zu heben. Ein aufrichtiger, wenn auch nicht blinder Bewunderer des großen Friedrich, unterstützte er diesen eifrig bei der Gründung des deutschen Fürstenbundes, welche dem zerfallenen Reiche eine feste Unterlage geben sollte, dagegen war ihm das Centralisiren und Generalisiren des sonst von ihm hochgeschätzten Kaisers Joseph zuwider.

Der Wunsch nach einem ausgebreiteteren Wirkungskreis, die Aussicht, beim Militär auf die höchsten Stellen Anspruch machen zu können, führte ihn in preußische Militärdienste, in welchen er als Freiwilliger den Feldzug gegen die Franzosen bis 1794 in Göthe's Begleitung mitmachte. „Wer die Franzosen in der Nähe sieht,“ schrieb er kurz vor der Hinrichtung des Königs, „muß einen wahren Ekel wider sie fassen; jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen, trotz ihrer äußeren Abgeschliffenheit, ausgelöscht. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geiste derselben hinterlassen soll, daß ein Jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es sonst nennen will) dieser Nation, bei der alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?“ — 1797 ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm II. zum General-Lieutenant; doch gaben die Jahre des Friedens natürlich keine Gelegenheit, kriegerische Talente zu entwickeln.

Gefahrdrohend zog aber das Jahr 1806 heran, als Preußen durch Napoleons Arglist endlich sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, das Schwert zu ziehen. Der Herzog befand sich bei dem Heer, welches sein Oheim, der Herzog von Braunschweig kommandirte. Dieser entsandte ihn zu einem Streifzug an den Main, um die Festung Königshofen zu nehmen, und zwar auf der Mainstraße, auf der man die Franzosen heranziehend glaubte. Bald kam der Befehl zum Rückzug nach Erfurt und die Nachricht von der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Der Herzog schloß sich an Blücher, ging bis Havelberg mit, und legte dann, vom König seiner Pflicht gegen Preußen entlassen, das Kommando nieder, um in sein von den Feinden verheertes Land zurückzuziehen. Hier war die Herzoginn-Mutter, die Schwester des tödtlich verwundeten Herzogs von Braunschweig nach Cassel, die Großfürstinn, Gemahlinn des Erbprinzen, nach Eutin geflohen und nur die Herzoginn Luise geblieben. Drei Tage lang wurde die Stadt von den Franzosen schrecklich geplündert. „All' mein Silbergeschirr, Alles von Werth, alle meine Kleider sind geraubt, mehre Tage habe ich nichts zu essen gehabt," schreibt die Frau v. Stein. „Meine Thüren und Fenster, alle meine Schränke sind zerschlagen." Das Schloß, in dessen Nähe Feuer ausbrach, wurde endlich durch Murats Ankunft gerettet, doch dauerte die Plünderung in der Stadt noch zwei Tage fort, sogar als der Kaiser (am 15ten Nachmittags) schon angekommen war. Angesehene Personen wurden tödtlich gemißhandelt. Einige Häuser, wie Göthe's, wo Augereau und der berühmte Denon wohnten, Wielands ꝛc. erhielten Sauvegarden, oder wie der Bibliothekar Fernow schreibt, Saufgarden, welche den Keller der Herzoginn-Mutter und Einsiedelns arg mitnahmen; auch im Wohnhause der Herzoginn-Mutter zu Tieffurt wurde Alles geplündert und zerschlagen. Selbst Göthe, der sonst nicht leicht aus der Fassung zu kommen pflegte, glaubte, die Welt gehe aus ihren Fugen, verzagte an Allem, und ließ sich am Sonntage, den 19. Okt., in seinem achtundfünfzigsten Jahre mit seiner vierzigjährigen Haushälterinn, der Demoiselle Vulpius, kirchlich trauen, um „einen Anhalt in der Familie" zu gewinnen.

Die Herzoginn empfing am 15. Okt. den gefürchteten und zornigen Sieger, der „wie Brennus seinen ehernen Degen in die Wage der Gerechtigkeit legte," an der Treppe des Schlosses. „Wer sind Sie?" rief er ihr zu. — „Ich beklage Sie, ich werde Ihren Mann zermalmen (j'écraserai votre mari). Man lasse mich in meinen Zimmern zu Mittag essen." Am andern Morgen mochte vielleicht der Gedanke an die nahe Verwandtschaft der herzoglichen Familie mit

dem Kaiser Alexander, dessen Schwester die Erbprinzessinn war, seinen Zorn gemäßigt haben; er erklärte der Herzoginn: „Ihrentwillen verzeihe ich Ihrem Mann, diesem Narren, welcher mit mir Krieg führen will. Er ist ein schlechter Kerl (ce fou, qui croit me faire la guerre. C'est un mauvais sujet).“ Von ihr selbst sagte er gegen seine Umgebung: „Es ist eine Frau, welcher unsere zweihundert Kanonen keine Furcht haben einflößen können.“ Dann zog er weiter nach Berlin. Der Herzog kehrte in sein unglückliches Land zurück, und schloß sich gezwungen dem Rheinbunde an, dem bereits der, nun König und Großherzog von Warschau gewordene Kurfürst von Sachsen und die übrigen sächsischen Herzoge beigetreten waren. Die Herzoge stellten 2800 Mann für Napoleon (worunter Weimar 800), welche in Tyrol, wie in Spanien und Rußland verbraucht wurden, bis der Befreiungskrieg diese siebenjährigen Menschenopfer, fremden Göttern gebracht, dem deutschen Vaterlande ersparte.

Eine schwierige Aufgabe hatte Karl August noch 1808 zu lösen. Napoleon hatte die spanische Königsfamilie auf die ungerechteste und niederträchtigste Weise nach Bajonne gelockt, und ihr Land und ihre Leute seinem Bruder Joseph zugetheilt; die Spanier aber, entschlossen, nicht nach Willkür von Fremden über sich verfügen zu lassen, sich gegen diesen erhoben. Napoleon genöthigt, selbst dorthin zu ziehen, wollte sich zuvor den Rücken decken, und die Welt durch den Glanz seiner Macht in ein stupides Erstaunen versetzen, und dadurch zur Unthätigkeit vermögen. Er hielt 1808 mit dem Kaiser Alexander, den er zu Tilsit für seine Pläne gewonnen, eine Zusammenkunft zu Erfurt, wo der höchste Glanz und die höchste Innigkeit beider Kaiser zur Schau gestellt wurde, wo Könige seiner Schöpfung, wie die Rheinbundfürsten als Satelliten um seinen Thron standen, geringschätzt selbst von französischen Generälen. Zwei fremde Fürsten in der Mitte des deutschen Reiches, ohne daß man sich um Oesterreich oder Preußen zu kümmern schien. Hier opferte Napoleon die Moldau und Wallachei, um welche 1852 ein Krieg entbrannte, dem russischen Kaiser, wie später der unkluge Zug nach Rußland dessen Vorherrschaft in Europa veranlaßte; an Preußen aber wurde ein zweites Unrecht begangen, indem an eine Entschädigung von 400,000 Seelen für Hannover laut des Tilsiter Friedens nicht mehr gedacht wurde.

Um Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen, veranstaltete Napoleon am 6. und 7. Oktober in dortiger Gegend eine Jagd und speisete dann im Schlosse zu Weimar, wo der Herzog und die Herzoginn mit schwerem Herzen die Honneurs machen mußten; aber noch schlimmer hätte ihre Lage werden können, wenn ein anderer ungeahnter

Anschlag zur That geworden wäre. Der Uebermuth, welchen Napoleon hier an den Tag legte, die Insolenz seiner Umgebung, der trostlose Zustand des Vaterlandes empörte die Herzen aller echten Vaterlandsfreunde, und erweckten in Manchem den verzweiflungsvollen blutigen Gedanken, dem Urheber aller dieser Greuel das Leben zu nehmen. Einige preußische Offiziere, von glühendem Hasse gegen den Unterdrücker erfüllt, hatten sich verschworen, ihn zu erschießen und ihn im Gehölze des Webicht aufgelauert, und nur der Umstand, daß der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs von Preußen, neben ihm saß, ihre Hand zurückgehalten. Einem ähnlichen Mordversuch durch den schwärmerischen Naumburgischen Predigerssohn Staps entging Napoleon am 13. Oktober des folgenden Jahres in Schönbrunn.

Bei seinem Aufenthalte in Weimar ließ sich Napoleon, wahrscheinlich durch Denon rc. erinnert, Wieland und Göthe vorstellen. Der alte Wieland mußte sich zwei Stunden lang stehend vor dem sitzenden Kaiser von Voltaire und Cäsar unterhalten lassen, bis er nicht länger zu stehen vermochte, und selbst bat, sich entfernen zu dürfen, was der Kaiser mit den Worten: „Gehen Sie denn, guten Abend!" bewilligte. Göthe, dessen Werther Napoleon in einer französischen Uebersetzung kannte, hatte eine ganze Stunde Unterredung (während Könige und Fürsten oft in einigen Minuten abgefertigt wurden) über den Werther, über das Trauerspiel, über das Schicksal rc., „die Politik sei das Schicksal," worauf der Kaiser ihn aufforderte, nach Paris zu kommen und den Tod Cäsars großartiger als Voltaire zu schreiben, das Trauerspiel sei die Lehrschule der Könige und Völker. Beim Abschiede sagte er zu seiner Umgebung: „Das ist ein Mann." Die Hoffnung, daß der Kaiser durch den großen Dichter mehr Achtung vor deutscher Literatur gewinnen würde, erfüllte sich jedoch nicht; er ließ nicht einmal zur Abwechselung ein Götheſches oder anderes deutsches Schauspiel aufführen, wogegen Zeitungen die Bewunderung priesen, mit welcher Göthe den französischen Schauspielen beigewohnt habe.

Auf Göthe's Anschauung hatte jedoch diese Audienz den betrübenden Einfluß, daß er (wie Arndt in seinem Leben erzählt), noch 1813 in Dresden dem jungen, begeisterten Körner und dessen Vater fast zürnend sagte: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen!" — Der Feldzug nach Rußland, der klägliche Rückzug der Franzosen, der neue Feldzug 1813, dessen Schauplatz wiederum das arme Sachsen wurde, schuf dem weimarischen Lande neue, große Lasten, doch konnte der Herzog nach der Schlacht bei Leipzig wieder freier athmen. Er trat im November zu den Alliirten über, obgleich das nahe Erfurt den Franzosen noch

einen Stützpunkt in der Nähe darbot, und übernahm 1814 das Kommando einer Heeresabtheilung von 25,000 Mann Sachsen, Hessen und Russen, und führte sie mit Bülow zur Befreiung der Niederlande, ging dann später über Paris und London nach Wien, wo er auf dem Congresse „sich in allgewohnter Weise gehen ließ,“ sein Land vergrößerte und zum Großherzogthum erhoben sah.

Am Feldzug 1815 nahmen seine Truppen Theil und sein Sohn Bernhard zeichnete sich bei Waterloo rühmlich aus. Die 800,000 Thaler, welche der Großherzog aus der französischen Contribution zur Entschädigung erhielt, wandte er zum Besten des Landes, zur Beförderung von Ackerbau, Viehzucht ꝛc. an, gab ihm schon am 5. Mai 1816 eine landständische Verfassung, beförderte die Preßfreiheit, sah sich aber nach der von Jenenser Studenten und Professoren veranlaßten Wartburgfeier, durch des russischen Staatsraths Kotzebue's Aufenthalt in Weimar, dessen literarisches Wochenblatt die deutschen Zustände und Hoffnungen höhnend kritisirte, wie durch die unselige That des Jenaer Studenten und politischen Schwärmers Sand, welcher jenen in Mannheim am 23. März 1819 als vermeintlichen Landesverräther erdolchte, und dadurch den Gegnern constitutioneller Formen gerade in die Hand arbeitete: — zu beschränkenden Maßregeln genöthigt, denen die demagogischen Untersuchungen in Deutschland folgten.

1825 feierte er sein Regierungs-Jubiläum, seine goldene Hochzeit und das fünfzigjährige Dienst-Jubiläum Göthe's, welches zugleich die goldne Freundschafts-Hochzeit war, welche vor fünfzig Jahren der siebenzehnjährige Fürst mit dem fünfundzwanzigjährigen Dichter geschlossen hatte. Das ganze Land nahm warmen Antheil. 1827 hatte sich seine älteste Tochter mit dem Prinzen Karl von Preußen (Bruder des Königs) vermählt. Dieser machte der Großherzog im folgenden Frühjahr einen Besuch, wo er besonders viel mit Alexander v. Humboldt sich über naturwissenschaftliche Dinge unterhielt. Auf der Rückreise übereilte ihn der Tod zu Graditz bei Torgau den 14. Juni 1828. Er ruht in der Fürstengruft neben Wieland, Schiller und dem ihm noch fünf Jahre überlebenden Göthe. Göthe urtheilte über ihn: „Er war ein geborner, großer Mensch mit Sinn für alles Edle und Große, und nicht wie viele Fürsten, welche bei den entsetzlichsten Zerstreungen des Hoflebens sich gewöhnt haben, über Alles geschickt mitzureden, aber es nicht im Innern haben, und nur an der Oberfläche herumkrabbeln; er war ein Mensch aus dem Ganzen, bei ihm kam Alles nur aus einer einzigen großen Quelle; er wußte Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu setzen, und wollte mit ganzer Seele das Beste seines Lan-

des; er war größer als seine Umgebung, fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, denn unter zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte bessere in sich selbst; er war ein Feind aller Verweichlichung, liebte das Derbe, Einfache, trug einen grauen Mantel, eine Militärmütze und fuhr in einer alten Droschke; wollte auf Reisen sich belehren und suchte nicht durch Schönthuerei die Volksgunst: aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für das Volk habe*).

---

22) Ernst Moritz Arndt,

„der treue deutsche Burgwart.“

Er hat zu allen Zeiten
Vor fremdem Wesen streng gewarnt,
Und ließ nie ab vom Streiten;
Er stellt' als unverdroßner Scherg
Sich vor dem wälschen Venusberg,
Der wahre, treue Eckardt.

Rückert.

„Wie in der Menschheit von Zeit zu Zeit Männer auftreten, die uns die Idee der Menschheit (d. h. den Menschen, wie er sein sollte), anschaulich darstellen, so erzeugt auch jedes Volk von Zeit zu Zeit Männer, welche ein lebendiges Bild seines Charakters und einer bestimmten Zeitrichtung desselben sind.“ Solche Männer hat das deutsche Volk zu allen Zeiten manche aufzuweisen. Einer ragt unter allen hervor, in welchem das deutsche Wesen verkörpert erscheint, welcher auch der Urheber der größten, eigenthümlichsten That des

---

*) Ihm folgte sein Sohn Carl Friedrich bis 1853, unter welchen die kluge Gemahlin Maria großen und heilsamen Einfluß auf die Regierung gewann, worauf sein Sohn Alexander, vermählt mit einer holländischen Prinzessinn, folgte. Ein zweiter Sohn Carl Augusts, geb. 1792, Zögling des Generals Rühle v. Lilienstern, eine herkulische Gestalt, eine Reiterstatue aus dem dreißigjährigen Kriege, der durch seinen Namen an einen großen Vorfahren erinnert, der Prinz Bernhard, focht schon 1806 im preußischen Heere, ging dann in holländische Dienste, wurde Gouverneur von Batavia, lebt im Haag. Ihm hätte der Vater gern die Nachfolge verschafft, weil er ganz nach seinem Sinn war, während der Erbprinz der Mutter Liebling, von ihr nach seiner Ansicht verzärtelt war. Der Erbprinz, geboren 1783, war es, dem Schiller bei der Abreise nach Paris 1802 die Worte sang: „Ein reines Herz hat Dir Natur gegeben: o bring' es rein zum Rhein zurück; daß Dich der vaterländ'sche Geist begleite, wenn Dich das schwanke Brett hinüberträgt auf jene linke Seite, wo deutsche Treu vergeht.“

deutschen Volkes ist: das ist unser Martin Luther. In unserer Zeit zeigte sich die deutsche Art und Weise in mehr als einer Person: der deutsche Feldherr in Blücher, der deutsche Bürger in Nettelbeck, der deutsche Gelehrte in Humboldt, der deutsche Dichter in Körner, der deutsche Arzt in Heim, die deutsche Fürstinn in Amalie von Weimar; aber am lebendigsten möchte wohl Arndt an Luther erinnern. — Zwischen Beiden findet in ihrem Wesen eine große Aehnlichkeit statt, die sich auch darin zeigt, daß Beide mehr auf geistige Weise wirkten, und in der Art ihrer Wirksamkeit auf gleiche Weise sich darstellen. Arndt ist unser politischer Luther! Mit demselben beharrlichen Zorn und Haß, aber auch mit demselben beharrlichen Muth und Feuereifer, wie Luther gegen den unverbesserlichen Papst und das Römerthum, kämpfte Arndt gegen den unverbesserlichen Napoleon und das Franzosenthum; und was den, vom Papstthum erlöseten deutschen Christen Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott" im Gebiete der Religion, das ist den vom Franzosendruck befreieten Deutschen Arndt „Was ist des Deutschen Vaterland" im Gebiete der Politik geworden. Arndt ist ein deutscher Mann, weder speziell preußisch, noch österreichisch; er wollte die deutschen Staatseinrichtungen mit dem Volkscharakter und den Volksbedürfnissen in Einklang gebracht wissen, und erkannte, daß in Preußen die rechte Kraft der Erneurung liege, und daß es deshalb in Deutschland vorherrschen müsse; er ist ein deutscher Mann, deshalb haßte er die Fremdherrschaft der Franzosen, die Nachäffung französischer Sitte und Formen, daher wollte er eine alte deutsche Verfassung gehörig gegliedert, mit einer einheitlichen Spitze, wie sie aus dem Geiste des deutschen Volkes selbst hervorgegangen war, nicht aber eine auswärts geborgte Einrichtung; er ist ein deutscher Mann, der sein Volk durch Sittlichkeit, Gesinnungstüchtigkeit und Charakterstärke zu wahrer Freiheit erheben wollte, weil er selbst von rein sittlichem und religiösem Sinne auch im politischen Leben durchdrungen war. Dieser Sinn erweckte Männer aller Art, welche uns jetzt wie Riesen erscheinen: es lebten damals andere höhere Gefühle in ihren Herzen.

Solche Männer, welche ein Volk und eine Zeit repräsentiren, sind nun keine einseitigen Größen: keine der verschiedenen Hauptanlagen des Menschen hat eine ungewöhnliche Höhe in ihnen erreicht; es findet vielmehr eine allseitige Durchdringung derselben statt: sie zeichnen sich durch eine harmonische Ausbildung aus. So ist Arndt zwar kein so großer Philosoph und Denker wie Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel; kein so großer Dichter wie Schiller, Göthe, Klopstock, Wieland; kein Held mit dem Schwerte in der Hand, wie Blücher, York, Kleist, Bülow, Ziethen, Seydlitz und Leopold von Dessau, kein Staatsmann wie Stein, Hardenberg, Metternich rc.;

aber er ist zugleich Denker und Dichter und Held und Staatsmann im schönsten Vereine, stark an Geist wie kräftig am Körper, eine volle, ungetheilte Natur. Und nur als ganzer Mensch konnte er ein voller Deutscher sein. „Die Zeitrichtung aber, die er vertritt, ist der edle Geist der deutschen Freiheitskriege in seiner ganzen Reinheit, und daß er die neueste Zeit erlebte, daß er ins deutsche Parlament nach Frankfurt berufen wurde, erschien Vielen als nothwendige schöne, leider! unerfüllte Bürgschaft, daß der Aufbau des neuen Staatenwesens in unserm Volke eben in jenem alten reinen und edlen, deutschen Geiste vollführt und nicht durch französisch-revolutionäre Greuel entehrt werden würde."

Ernst Moritz Arndt wurde am zweiten Weihnachtstage 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, die damals zu Schweden gehörte, geboren, und zwar, wie er selbst erzählt, wohl-, d. h. gesund und stark, und hochgeboren, weil das Haus sich durch stattliche Treppen auszeichnete. Sein Vater, „kein besserer Mann, als der Vater des Horatius Flaccus, nämlich ein Freigelassener, als Sohn eines unterthänigen Schäfers," war damals Inspektor der Schoritzer Güter, veränderte aber später mehrmals seinen Wohnort, indem er Güter pachtete; ein schöner stattlicher Mann, mit einem stillen, frommen Natursinn begabt, wie er sich oft am schönsten in einfachen Lebensverhältnissen entwickelt, voll Lebensmuth und Kraft, die nicht selten in Heftigkeit überging; nicht ohne Verstand, den er auf Reisen und im Verkehr mit Gebildeten entwickelt. Die Mutter, die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers und Landkrügers in einem Dorfe der Insel, hatte eine einfache Erziehung genossen, die aber auf Geist und Gemüth heilsam einwirkte; sie besaß mancherlei Talente, besonders zu Saitenspiel, Gesang und Bildnerei, war ernst, fromm, sinnig, muthig, und wirkte daher ohne alle Gelehrsamkeit mit klarem Geist und reinem Gemüthe so auf Geist und Gemüth, daß sie mit ihrem herrlichen Wesen, mit ihren schönen, großen, blauen Augen und ihrer prächtigen, breiten Stirn noch dem Sohne im Greisenalter lebendig vor der kindlich frommen Seele stand. Solch einfach frommes Leben mußte auf Herz, Sinn und Charakter einen unauslöschlich belebenden Eindruck machen!

Im Angesichte des erhabenen Meeres, unter hohen Birken und Eichen, in der Nähe eines prächtigen Eichenwaldes, in einer Natur, die noch in ihrer ungestörten Hoheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Heerden bestand, in angenehmer Umgebung von Haus und Garten, von biedern, tüchtigen, frommen, gemüthlichen Bürgern, Bauern und Seeleuten (wie es deren trotz der Sittenverderbniß, was der lange Aufenthalt fremder Söldlinge über uns brachte, noch

Gottlob! Viele unter uns giebt, welche 1807, als französische Soldaten sich frech benahmen, fünfzig derselben ergriffen und den Schweden in Stralsund überlieferten, wo dann der Prediger als zur Sühne dieser That die Dörfer abgebrannt und die Rädelführer erschossen werden sollten, dem französischen Befehlshaber erklärte: „Ich bin der Rädelsführer, nehmt mich und lasset diese los!" unter diesen kräftigen Menschen, wie in jener kräftigen Natur entwickelte sich der junge Arndt völlig naturgemäß an Körper und Geist zu einem kräftigen Knaben und tüchtigen Jüngling heran. Außer seinen Eltern und Geschwistern besaß er viele Verwandte und Freunde, die ganz geeignet waren, jene Gefühle kindlicher Anhänglichkeit und Ehrfurcht hervorzubringen, welche die natürlichsten Grundlagen der wahren Menschenliebe und Gottesfurcht sind. Auch genoß er in vollem Maaße den heilsamen Einfluß einer edlen, heitern und einfachen Geselligkeit. „Denn es war in den 20—25 Jahren nach dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolutionszeit hin eine stille, heitere Zeit, und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig, und ließen an Besuchen, Festlichkeiten und Reisen zu entfernteren Verwandten auch die Kinder freundlich Theil nehmen."

Der Unterricht, den Arndt mit seinen Geschwistern genoß, war häuslich. Im Winter unterrichteten die Eltern, besonders die Mutter, welche nicht allein eine gewaltige Bibelleserinn war, sondern auch Mährchen mit Leben und Anmuth zu erzählen wußte, ihre Kinder in alter, einfacher und frommer Weise selbst; der Sommer ging freilich nicht ganz ohne Belehrung hin, doch „war die Schule," wie Arndt erzählt, „unter den Gespielen in Feld und Wald, auf Wiesen und Haiden unter Blumen und Vögeln wohl die beste," und die Kinder wurden auch zu ländlichen Arbeiten benutzt, welche Verstand, Urtheilskraft ꝛc. (und darauf nicht auf Vollpfropfen mit allerlei gedächtnißmäßig aufgefaßten äußerem Wissen kommt es bei Unterricht und Erziehung an) oft besser anregen, als manche Lehrstunden: in der sogenannten Botanik ꝛc.

Noch ein wichtiger Punkt in seiner Erziehung war die Abhärtung, für welche der Vater, und die Mäßigkeit, für welche die Mutter sorgte, welche auch in dieser Hinsicht eine seltene Frau war. Kein Kaffee, kein Thee, kein Wein ist jemals über ihre Lippen gekommen; Fleisch hat sie wenig berührt, sondern sich von Brodt, Butter, Milch und Obst ernährt. Dieses mäßige Leben ward auch den Kindern zur Regel gemacht; der Vater war überdieß ein unerbittlicher Feind jeder Verweichlichung, Verwöhnung und Verzärtelung bei den Mädchen wie bei den Knaben, die er „fast strenge" erzog, weil er der Meinung war, „ein Junge, der einmal

Stein und Stahl anpacken müsse, dürfe nicht in Baumwolle eingewickelt werden," daher schlief Arndt wenig, badete bis Oktober und November, machte oft nächtliche Wanderungen und brachte nicht selten, in seinem Mantel gehüllt, die Nacht unter freiem Himmel zu. So erfüllten die Aeltern durch Gewöhnung an Mäßigkeit, Einfachheit und Abhärtung ihrer Kinder eine jetzt vielfach vernachlässigte Bedingung, ohne welche ein frisches, aufrichtiges, sittliches Leben, wie es Arndt in sich trägt, nicht möglich ist. Sehen wir dagegen unsere heutige städtische Jugend, gehegt und gepflegt von fremder Hand, gewöhnt an allerlei erkünstelte Genüsse, aufgewachsen im Gesellschaftsleben bei Gastereien, Vergnügungspartien, Bällen, Schauspielen, Konzerten und Zerstreuungen aller Art, ohne geistige und körperliche Anstrengung, ohne Lust und Kraft zur Selbstbeherrschung und Entsagung, welche der Ernst des Lebens und der Tugend fordert: so dürfen wir uns nicht wundern über die Kränklichkeit und Schwäche, über die Kraft- und Saftlosigkeit unserer Kinder, die im fünfzehnten Jahre schon Alles genossen haben, was das Leben Angenehmes darbietet, über den Mangel an sittlichem Ernst und Charakter, über Armuth und Noth, über Unzufriedenheit mit der Welt und Gott, mit Obrigkeit und Vaterland.

Wer sich durchs Leben frisch will schlagen,
Der muß zum Schutz und Trutz gerüstet sein! —

Später erhielt Arndt Unterricht von zwei Hauslehrern, bei welchen er die Pedanterie, Steifheit und Engherzigkeit der damaligen Lehrweise mit durchleben mußte, wogegen der dritte das empfängliche Gemüth des Knaben besser zu fassen verstand. So überwand er die nachtheiligen Einflüsse der alten Schule, blieb fest und stark gegen die Uebertreibung der neuen Richtung, und verband die alte Ehrlichkeit, Einfachheit und Natürlichkeit mit der Bildung und Geistesfreiheit der neuen Zeit, so ward dadurch uns Deutschen ein Muster für alle Zeiten, und entging der Verkehrtheit unserer Zeit, welche selbst die Kinder der Volksschulen mit allerlei Künsten und Wissenschaften zu nichtsnutzigen, geistesschlaffen und oberflächlichen, Alles und Nichts gründlich wissenden Menschen bilden will.

In seinem siebenzehnten Jahre war Arndt so weit gebracht, daß er als Secundaner in die Gelehrtenschule Stralsunds treten konnte: und frisch an Geist, weder über- noch verbildet, machte er, wie das unter ähnlichen Umständen gewöhnlich ist, in den Wissenschaften schnelle Fortschritte und holte leicht das Fehlende nach. Doch drohete ihm hier eine andere Gefahr! Seine Mittags- und Abendfreitische führten ihn in angesehene Familien, wo das Leben während der langen Friedenszeit auf sinnlichen, wenn auch ästhetischen und künstlerischen

Genuß gerichtet war. Die Theilnahme daran störte den Jüngling in der natürlichen, kräftigen Entwicklung seines Geistes und Herzens, und konnte nicht den Vortheil aufwiegen, welchen man sich davon für eine sogenannte feine Weltbildung, die manchen Familien das Höchste scheint, verspricht; eine Bildung, die ohnehin, wenn eine tüchtige, geistige Grundlage vorhanden ist, nachher, wie das auch bei Arndt der Fall war, im spätern Umgange ganz von selbst kommt, während sie zu früh erkünstelt, das Herz verfälscht. Mit der ganzen Kraft seines gesunden Wesens wehrte er sich dagegen! Auch um Zeit zu ersparen, entzog er sich diesen Abendtischen, nahm zu Hause mit einem Butterbrodte und einem Glase Wasser oder Bier auch zum Frühstück vorlieb, und bis zu seinem vierzigsten Jahre genoß er Kaffee und Thee nur bei außerordentlichen Gelegenheiten.

Seine unverdorbene Jünglingsseele kämpfte auch wacker gegen die Gefahren, welche seiner Reinheit und Unschuld droheten, da er wohl gewahrte, daß es unter den größern Schülern mehr als einen leichtfertigen, unsittlichen gab. Endlich wurde ihm das genußsüchtige Leben überdrüssig; er kam ins Vaterhaus zurück, wo er anderthalb Jahr bis Ostern 1791 in voller Muße und ernstem Fleiße verbrachte. Dabei wurden jedoch Strapatzen und Abhärtungen tapfer fortgesetzt und soldatisches Lager auf harten Brettern oder Reißig, Uebernachtungen unter freiem Himmel, nächtliche Wanderungen 2c.; Alles, um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Körper Tapferkeit und Gehorsam zu lehren. Wohl jedem Jüngling, der mit sittlichem Ernste sich in der Selbstbeherrschung übt, ohne welche nichts Großes in der Welt bewirkt, keine Tugend geübt werden kann!

Während Arndt auf diese Weise sich selbst überwand, lernte er auf der Universität Greifswalde und dann 1793 und 1794 in Jena eine neue Richtung und Revolution des geistigen Lebens kennen. Zwar das einseitige Vorwalten des Verstandes in den philosophischen Systemen zog ihn weniger an; aber Fichte's tapfere Persönlichkeit mußte ihn begeistern, und bei Ulrich erkannte er Leben, Witz, Geist, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in den Vorlesungen an. Obgleich er Theologie studirt und nicht ohne Beifall gepredigt hatte, ließ er sich doch von den fetten Pfründen (Predigerstellen) in Rügen nicht verlocken, sondern entsagte dem geistlichen Berufe, weil er ihn nicht als den seinigen erkannte. Ihn trieb es in die Welt hinaus!

Unter verschiedenen Verhältnissen, in welchen er theils im elterlichen Hause, theils als Hauslehrer lebte oder auf Reisen durch Deutschland, Italien, Ungarn, Frankreich (1798—1799), welche er für den Druck beschrieb, entwickelte sich Arndt's Wesen zur männlichen Reife und Klarheit; er ging nach Greifswalde (wo er sich als

Privatdocent verheirathete, aber seine Gattin, die Tochter des Prof. Quistorp bald verlor [1801]), und ward 1805 Professor der Geschichte.

Wie mußten aber die Zeichen der damaligen Zeit, die alles Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, in Einem großen Jammer unter einander warfen, und der „übermüthige wälsche Hahn sein Viktoria krähete über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit;" wie mußte seine Feuerseele erbeben, jeder Nerv zittern und jeder Blutstropfen in den Adern kochen bei dem Druck und Hohne, den unser Volk unter der Franzosenherrschaft zu erdulden hatte; wie mußte sein Gerechtigkeits- und sittliches Gefühl empört werden bei dem Spionirsystem, wo das leiseste Wort, die einfachste Zeile für Hochverrath erklärt werden konnte, und der Freund beim Freunde, der Bruder bei dem Bruder nicht mehr sicher war; wie mußte seinem klaren Blicke bald die französische Revolution und alle Greuel, welche unter dem Deckmantel der Freiheit getrieben wurden, so wie jenes Volk (das er aus eigener Anschauung kennen gelernt), „welches neben manchem Liebenswürdigen, so viel Trügerisches und Lügenhaftes hat, unsere listigen und treulosen Reichsfeinde seit Jahrhunderten," verhaßt werden, wie ihr selbstsüchtiger, despotischer Kaiser Napoleon, auf welchen dasselbe Volk, welches vor ihm kriechend in dem Staube lag, als er das ungeheuerste Unterjochungssystem, welches die Geschichte kennt, entfaltete, die Freiheit seines eigenen Volkes zu Boden trat und die Nationalität fremder Völker zerfleischte, späterhin als auf einen großen Sündenbock allen Zorn Europa's zu leiten versucht hat; wie mußten seinem biedern Gemüthe alle jene deutschen Renegaten anwidern, welche, in blinder Nachäfferei jener zum Theil gotteslästerlichen Lobhudeleien französischer Bischöfe und Generäle, Kammerherren und Staatsräthe, aus feiger Niederträchtigkeit Napoleon als den Heiland der Welt priesen oder wohl gar sich zu seinen Helfershelfern gegen ihre deutschen Brüder herabwürdigten, und in seinen Schlachten die letzten Stützen Deutschlands: Oesterreich und Preußen, niederbeugen halfen, und um ein Stück Land aus seiner Hand oder um einen Lobspruch aus seinem Munde buhlten; wie bald mußte sein großes Herz gerade im Unglück der Zeiten den frühern Partikularismus schwinden lassend, das deutsche Vaterland, das ganze Deutschland, seine Einigkeit und Einheit in rechter Liebe umfassen und die Wälschen mit rechtem, treuem Zorn hassen, als nach Oesterreichs und Preußens vergeblichem Ringen Deutschland zu verbluten schien, als das treue Tyrol den Bayern aufs Neue geopfert ward, als der kühne Schill in Stralsund seinen Untergang fand, „denn es

schlich vom Meer daher der Däne;" als ihm, damals in Schweden sich aufhaltend, der General Schwerin mit thränendem Auge die Nachricht brachte: „Schill ist todt, die Dänen und Holländer haben ihn in der Stralsunder Fahrgasse abgeschlachtet; noch muß vor dem Satan Alles fallen!" *)

Von diesem Sinn durchdrungen, trat Arndt nun als Schriftsteller auf. Zwar hatte er bereits früher sich der bedrückten Bauern in Pommern durch zwei Schriften: Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, wie in Germanien und Europa angenommen, sich den Haß des Adels und eine Anklage bei dem viel getadelten, excentrischen, eigensinnigen, aber auch seine guten Seiten habenden König Gustav IV. zugezogen, welcher jedoch den Bescheid gab: „Wenn dem so ist, so hat der Mann Recht!" Einen so gerechten Richter fand er aber an Napoleon nicht! Nach Preußens Niederlage 1806, welche auch die Niederlage Norddeutschlands war, dessen Regierungen sich leider! bei diesem Kampfe nicht regten, sondern thatenlos fielen, ließ Arndt nämlich den ersten Theil seines „Geistes der Zeit" erscheinen, um die Deutschen zur Besinnung über ihre traurigen Zustände, zur Besinnung über die Ursachen derselben: die unselige Trennung, Eifersucht und Uneinigkeit zu bringen. Ihm folgte 1809 der zweite Theil, wo er neben Fichte, Schleiermacher u. a. mit mächtiger Stimme zum Selbstbewußtsein, zur Erhebung gegen die Bedrücker der deutschen Völker aufforderte, und dem erstaunten Europa des Weltenstürmers entsetzliche Pläne mit damals, wo Tausende demüthig dessen Winken harrten, unerhörter Kühnheit enthüllte. Beide Schriften brachten gewaltige Wirkungen hervor, ihren Verfasser aber in Lebensgefahr. Schon nach Erscheinen des ersten Theiles wurde er den Franzosen so verdächtig, daß er 1807 nach Stockholm flüchtete, wo er von Gustav IV. eine bestimmte Anstellung erhielt. Aber nicht lange konnte er es aushalten fern vom Vaterlande, das immer tie-

---

*) Des Volkes Stimme sah in Schill, Katte, Dörnberg, Herzog Wilhelm, welche, wie verschieden von Charakter, doch ein deutsches Herz im Busen trugen (und Herzog Wilhelm hat 1809, wie 1813 und 1815, da er bereitwillig die Kräfte seines Landes aufbot, während andere Regierungen zauderten und nur an sich dachten) keine „Abenteurer." Ueber Schill urtheilte Gneisenau und Schwerin ganz anders, und wenn Katte und Dörnberg („der 1809 auch in Hannover allgemein geachtet war und allgemein bedauert wurde" (s. Erinnerungen aus Hannover und Hamburg von einem Zeitgenossen, Leipzig 1843) für den Kurfürsten von Hessen auftraten, so zeigt das nur, daß Jerome schlechter war, als dieser. Und in wessen Namen hätten jene Männer denn sonst auftreten sollen?

fer in Noth und Schmach hinabstürzte. Nach Gustavs Entthronung kehrte er 1809 unter manchen Gefahren und Abenteuern heimlich zurück, lebte eine Zeitlang verborgen in seiner Heimath, ging dann nach Berlin, wo er, unter dem Namen Sprachlehrer Allmann, die Leiden und Freuden seines Volkes theilte, Augenzeuge war der Wiederkehr des Königs und der Königinn von Preußen, „jener schönen Königinn, mit den rothgeweinten Augen und dem tiefen Gram in der Wonne dieses Augenblicks;" sie, die schon im folgenden Jahre an einem durch Napoleons Rohheit und des Vaterlandes Unglück gebrochenen Herzen starb, wodurch der König zwar das „Theuerste, die fromme, edle Gemahlinn verlor": des Volkes Erbitterung sich aber zum „Kampf bis auf Messer" steigerte. „Es war das dennoch eine schöne Zeit," sagt Arndt selbst in seinem Leben, „Alles bedrückt, bedrängt, verarmt und im Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung schwebend; doch wenn auch nur ein Lichtfunken der Hoffnung aufschimmerte, zu welchem hellen Morgenroth der Zukunft entfaltete es plötzlich sein mächtiges Gefunkel. Damals zur Zeit, wo „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" sich befand, gab es Gottlob! hochherzige Männer, welche am Vaterlande nicht verzweifelten, die wie Scharnhorst, Gneisenau und Stein für seine Wiederauferstehung im Stillen arbeiteten, oder offen auftraten wie Chazot, der voll Erbitterung den französischen Commandanten in Berlin, welcher unschickliche Worte über Preußens König geredet, im Pistolenduell tödtete; wie 1806 Arndt selbst, der einst „allzugerecht" gegen einen schwedischen Offizier dessen Volk rühmte, aber zum Danke angreifende Worte über das Deutsche hören mußte, im Duell auf fünfzehn Schritt Kugeln wechselt und eine gefährliche Wunde erhielt.

Arndt, welcher von Ostern 1810 in Greifswalde, das wieder schwedisch geworden, seine Professur verwaltet hatte, mußte beim abermaligen Einrücken der Franzosen seine Freiheit zu retten suchen. Er legte sein Amt 1811 nieder, und begab sich aufs Land; war aber dennoch nicht sicher! Der edle Villers hatte ihn gewarnt, „die Polizei in Paris und Hamburg sei äußerst besorgt wegen einer geheimen Gesellschaft (wahrscheinlich hatte man Muthmaßungen über den gefürchteten „Tugendbund"); der Marschall Davoust habe den Auftrag, ein wachsames Auge drauf zu halten." Jetzt galt es, sich zu sichern, denn wie Davoust und seines Gleichen ihres kaiserlichen Herrn Befehl erfüllten, davon gaben R. Z. Becker's Einkerkerung in Magdeburg, die Erschießung des Buchhändlers Palm, obgleich beide Unterthanen sogenannter souveräner Rheinbundsfürsten waren, rc. hinreichende Beweise. Hatte doch jener ein ganzes Heer von „französischen Schurken und deutschen Verräthern organisirt, steck-

ten doch alle Festungen, besonders Magdeburg und Wesel, voll Staatsgefangener." — Als darauf 1812 der Krieg gegen Rußland losbrach, ging Arndt unter vielen Gefahren im Februar nach Berlin. Hier kam er in das rechte Leben und Weben, Wogen und Treiben der Kräfte: denn Berlin war die eigentliche Werkstätte, wo die Freiheit des deutschen Volkes bei der Feuergluth der reinsten Begeisterung geschmiedet ward. „Die Herzen," sagt Arndt, „schlugen vollern Schlag, die Liebe fand die freudigste Umarmung, der Haß und Zorn gaben einen Augenblick fast eben so große Seligkeiten! Da war ich mit Einem Male mitten in einem großen gewaltigen Männerbund, der einen einzigen Gegenstand seines Bedürfnisses hatte, Haß, Abschüttelung und Vernichtung der Wälschen." — Von Berlin ging Arndt über Breslau und Prag, wo er mit Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, Stein, Gruner 2c. in Berührung kam, welche er in seiner Lebensbeschreibung trefflich schildert. Weil aber in Rußland allein noch Europa war, so begab er sich, veranlaßt durch Stein, auf großen Umwegen über Wien, Gallizien und Moskau nach Petersburg, wo er Stein, Dörnberg, Dohna, Boyen, Lützow und andere deutsche Männer fand, welche eine russisch-deutsche Legion errichteten, zum Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind antrieben, und (namentlich Stein, „der in Petersburg stand, wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre"), auf den schwankenden Kaiser Alexander gegen die Friedenspartei unter dem Minister Romanzow u. a. einwirkten.

In Petersburg erlebte Arndt den großen heißersehnten Wendepunkt, den das Geschick des trotzigen Eroberers nahm, und fühlte sich mit so vielen deutschen Heldenseelen, die sich dort zusammengefunden, durch Moskau's Flammensäulen zu unendlichen Hoffnungen befeuert. Nach dem Rückzuge der Franzosen und nachdem York, seinen Kopf wagend, das preußische Corps von ihnen getrennt hatte, ging Arndt im Januar 1813 mit Stein nach Königsberg, durch die schauderhaften Spuren des Elends, welches die fliehenden Krieger zurückließen, während die früher so anmaßenden französischen Marschälle und Intendanten jetzt in jedem Bauer einen Feind oder Meuchelmörder fürchteten.

In Königsberg vernahm er den Ruf zur Freiheit, den Aufruf an das preußische und deutsche Volk, der aus des edlen Königs Munde drang, und begrüßte hier mit andern Deutschen die Morgenröthe der Freiheit, die dadurch dem Vaterlande aufging. „Noch klopft mir," sagt er („und Viele, welche jene Zeit in einem Alter erlebt haben, wo sie sich der großen Erscheinung bewußt waren, werden dieselbe Erfahrung gemacht haben), noch klopft mir

nach einem Vierteljahrhundert mein unterdeß kälter gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppeltem Schlage*)."

In Königsberg ward die erste Landwehr von 30—40,000 Mann errichtet, und eine unendliche Begeisterung bemächtigte sich Aller aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern! Da schrieb Arndt ein Büchlein über „Landwehr und Landsturm," das sich in einigen Monaten in vielen tausend Abdrücken über ganz Deutschland verbreitete. Von Königsberg ging er dann über Breslau nach Dresden, wo er wieder mit Stein zusammentraf, und bei ihm, im Mittelpunkt der Bewegung, mitwirkte, das deutsche Volk zu entflammen**). Hier

*) Arndt war von nun an in publicistischen Schriften wie in seinen kräftigen lyrischen Gedichten, z. B. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ rc.," der Johannes der deutschen Freiheit, der Herold deutscher Gesinnung. Seine kernigen Worte wirkten wie ein zweischneidiges Schwert; es waren Thaten, die tief in die Zeit eingriffen und ihr doppelt nothwendig und heilsam waren. Mochten auch Uebertreibungen mit unterlaufen, sie mußten nachher sich von selbst geben; ein Nationalhaß, der ewig dauert, eine anhaltende Verkennung der Vorzüge fremder, feindlicher Völker steht bei dem deutschen Volkscharakter wahrlich nicht zu befürchten. Die Neuzeit hats bewiesen! Möchten wir uns nur erst selbst recht kennen und würdigen lernen, so stände Vieles besser! Es ist wahr, Arndt griff den französischen Nationalcharakter, seine Leichtfertigkeit, Eroberungslust, Frivolität und äußere Abgeschliffenheit an, aber daß er deshalb, „weil die Franzosen höflich und gottlos sind, gemeint habe, die Deutschen müßten grob und fromm sein" (wie eine neue deutsche Nationalliteratur behauptet), muß Jedem, der jene Zeit mit Bewußtsein durchlebt hat, als ein unbegründetes Antithesenspiel erscheinen. Eher könnte man dergleichen von dem trotz seiner Eigenheiten kräftigen und für deutsche Sprache und Sitte kämpfenden Jahn und seinem Turnwesen sagen, dessen Uebertreibung blos tadelhaft war.

**) Oesterreichs Zaudern, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten, ging hervor theils aus dem Wunsche des Wiener Hofes, den Schwiegersohn des Kaisers nicht ganz zu stürzen, theils aus der Hoffnung, Napoleon werde Illyrien und andere Länder an Oesterreich wieder abzutreten geneigt sein, theils aus Metternichs Glauben an dessen militärischer Ueberlegenheit, welcher durch die Schlacht bei Lützen wenigstens nicht umgestoßen wurde, theils durch dessen Furcht vor Rußlands Uebergewicht, wie vor dem erwachten deutschen Volksgeiste, endlich aber aus der Politik, die Oesterreich angenommen hatte: es hatte die Idee der Wiederherstellung der deutschen Einheit unter der größern Machtvollkommenheit des Kaiserthrones aufgegeben, sonst würde es die Zeit zum Handeln gewählt haben, als Preußen noch geschwächt war und sich erst wieder aufzurichten begann; es würde schon Anfang 1813 seine volle Macht in die Wagschaale geworfen haben, damit Preußen nicht den obersten Einfluß gewinne, es würde die Vogesen als deutsche Grenze gefordert haben. Metternich aber wollte die Erhöhung des Einflusses Oesterreichs als europäische Macht, durch Gebietserweiterung: da konnte ihm Preußen gegen Rußland und Frankreich nützlich werden, die Theilnahme an dem Kampfe eilte also nicht; eben so wenig schien die Beschränkung Frankreichs hinter die Vogesen nothwendig.

schrieb er seinen „Soldaten-Katechismus" und den 3. Theil seines „Geistes der Zeit," worin er als Ziel dieses Krieges die völlige Befreiung und Wiederherstellung Deutschlands klar und entschieden ausspricht: „den Rhein darf das unruhige und eroberungssüchtige Volk nimmer als Grenze behalten; denn welche Klauseln, papierne Eidschwüre und Verschreibungen man auch an einen Friedensschluß hänge, und von wie vielen Bürgen und Zeugen man ihn auch mit unterschreiben lassen mag: Es wird weder Eid noch Versprechen halten! Wenn Frankreich den Rhein und seine festen Stellungen besetzt, so ist das Niederland und die Schweiz, und also auch der größte Theil von Ober-Italien, geradezu von ihm abhängig, so liegt ihm das übrige Deutschland bis an die Elbe und den Böhmerwald offen. Will man also den Franzosen das Uebergewicht in der That entwinden, und nicht blos zum Schein, so müssen Deutschlands alte Grenzen (Vogesen, Jura, Ardennerwald, nach Art und Sprache

---

Ließ Oesterreich nun beide feindliche Streitmassen sich gegenseitig schwächen, so hatte es die Entscheidung in seiner Hand, und konnte seine Grenzen gehörig abrunden. Daher erklärt sich das Zögern, daher das Unterlassen aller Maßregeln, die deutsche Kaiserkrone wieder auf das Haupt zu setzen, daher das Zaudern am Rhein, der Vertrag zu Ried, der Bayern sogar die Vergrößerung ließ, welche es Napoleon als Preis für die Unterstützung gegen Deutschland verdankte, während Sachsen verkleinert wurde; daher die Friedensunterhandlungen zu Chatillon, der Pariser Frieden rc. Der Eigensinn stürzte Napoleon!

*) Eben so wenig steht es zu begreifen, warum die Deutschen sich um Polens und Griechenlands Unabhängigkeit, um die Rettung der Moldau und Wallachei, um die Freiheit der Donaumündungen, um den Besitz der Aland-Insel so sehr quälen, und doch für Elsaß und Lothringens Besitz, für Schleswigs und Holsteins Unabhängigkeit, für die freie Schiffahrt auf Rhein, Weser und Elbe so wenig Sinn zeigen, und die Insel Helgoland kaum erwähnen, welche doch 1848 rc. den Feinden Schutz bot, und den Handel unserer Hauptströme sperren kann. Warum sollten wir uns über Englands und Frankreichs Siege freuen, die nur Englands Seeherrschaft wie Frankreichs Landherrschaft und ihre Anmaßung vermehren würden? Fühlten wir doch in tiefster Seele die Erniedrigung, wenn ein französischer Kaiser es in unsern Tagen versucht, uns Rathschläge zu ertheilen, was unsere Ehre und unsere Interessen in dem französisch-englisch-türkisch-russischen Kriege frommt; wenn ein engl. Kriegsschiff es wagt, eine freie und deutsche Stadt zu hindern, seine Gesetze über fremde Werbungen aufrecht zu erhalten, weil dies den Schutzherren der Civilisation in London für ihren Menschenhandel unbequem war; wenn fremde Nationen festsetzen, ob ein deutscher Stamm deutsch bleiben soll oder dänisch, belgisch oder holländisch! Dies Gefühl der Entrüstung sollten unsere Lehrer und Schriftsteller, unsere Dichter und Zeitungsschreiber im Volke anregen, statt es aufzureizen, sich in fremde Händel zu mischen oder Mißtrauen und Widerwillen gegen die eignen Volksstämme zu erzeugen.

unverkennbar deutsch) wieder gewonnen werden: dann wird die gegenseitige Furcht den Frieden besser erhalten, als alle Bullen und Diplome. Ich kann nicht begreifen, „warum es zum Glücke und Heile Europa's gehöre, daß Frankreich groß, mächtig und glücklich bleiben müsse (da seit drei Jahrhunderten dort nur Unheil, namentlich für Deutschland, ausgesäet wurde) und nicht vielmehr Deutschland, welches zu Europa's Glück die Streitenden auseinander halten könnte."

In Berlin und Breslau fand Arndt Alles voll Begeisterung: Blücher, Gneisenau, Grolmann und Geßler, Max v. Schenkendorf gingen ab und zu; Gelehrte, wie Savigny und Eichhorn, Süvern und Fichte mit seinen kaum waffenfähigen Söhnen, der feuereifrige Reil und der kräftige Steffens rüsteten sich, Arndt schrieb: „Preußens Heer und Volk 1813," und als nach der Leipziger Schlacht die Friedenspartei sich wieder regte: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze," welche großen Eindruck machten. Auch erschienen seine tief ergreifenden, glühende Gefühle für Vaterland und Freiheit athmenden Kriegs- und Wehrlieder, welche im Munde und Herzen aller echten Deutschen zu bleiben verdienen, und damals alle Herzen ergriffen. Doch der Pariser Frieden erfüllte wegen fremder Ränke die Wünsche und Erwartungen des deutschen Volkes nicht; und Arndt war es, der dies unumwunden aussprach. Er verlangte mit Tausenden die Wiederherstellung des Kaiserthums, die Zurückdrängung der Rheinbundskönige von Napoleons Gnaden unter Kaiser und Reich neben einer starken Stellung Preußens, eine durch das ganze Reich gehende gleiche Kriegsverfassung, Reichsgerichte, einen National-Kongreß, auf welchem nicht blos die Fürsten, sondern auch die Völker repräsentirt würden, gleiche Münze, gleiches Maaß und Gewicht, und endlich Landstände in den einzelnen deutschen Staaten; daher seine „Schriften über die künftigen ständischen Verfassungen in Deuschland," seine „Blicke aus der Zeit für die Zeit 1814." Mit richtigem Takte erkannte er auch die Quellen vielen Unheils in der Nachäffung französischer Sprache und Mode; daher seine Schriften: „Ueber Sitten, Moden und Kleidertracht." Und wirklich kam die altdeutsche Tracht eine Zeit lang zurück; leider ist diese anständige, bildsame Tracht der französischen Modesucht wieder gewichen, welche Millionen über den Rhein in den Schooß der Pariser und Lyoneser Putzmacherinnen schüttet, nicht ohne Schuld derer, welche „in der deutschen Tracht ein fortwucherndes, cheruskerhaftes Unwesen fanden." Wir geben zu, daß die Deutschheit nicht im Kleide steckt, und ein Auerochsenfell trug auch Niemand; besser wäre es jedoch als eine Affen-

haut.“ — Während des ersten Pariser Friedens bereisete Arndt den Rhein*).

Der neue Krieg und der rasche Sieg bei Waterloo, der Napoleons eben so schnellen zweiten Sturz zur Folge hatte, belebte die Hoffnung, daß im zweiten Pariser Frieden das Versäumte nachgeholt, Deutschlands Grenze gegen Westen durch die Wiedererlangung Elsaß und Lothringens, durch Aufrichtung eines starken Staates am Rhein, durch Abrundung der dortigen Grenzen Preußens 2c. gesichert und gefestigt werde. Wiederum geschah davon aus Eifersucht der fremden Mächte und aus kleinlichem Neide deutscher Regierungen nichts, und Arndt empfand diesen Undank und diese Verkehrtheit so tief, wie irgend Blücher, Gneisenau und andere Deutsche. Er wiederholte, was er schon in Bezug auf den Wiener Congreß erklärt hatte, daß es ein Mißgriff sei, Talleyrand dort zugelassen zu haben, daß Hardenberg**) an Holland und England zu früh und ohne bestimmte Gegenzusagen Zugeständnisse gemacht; daß Holland Land, Festungen und Geschütze, die mit deutschem Blute gewonnen, ohne alle Vergeltung, Deutschland dagegen nicht einmal die Maas und deren Festungen (die altdeutschen österreichischen Niederlande), sondern die allerschlechteste, unsicherste und schwächlichste Grenze erhalten, und daß man eben so unpolitisch die Rheinlande in ein halbes Dutzend Stück-

*) Hier hörte er den Marschall Blücher zu seinem Heere reden: „Er stand da,“ so erzählte Arndt, „in prächtiger Haltung wie ein Gott Mars, und sprach noch prächtiger, indem er mit den Worten schloß: „Die Franzosen sollen sich nicht freuen, daß sie ihren Bonaparte wiedergeholt, daß sie von Aufruhr der Deutschen (der Sachsen in Lüttich wegen der Theilung ihres Landes) gehört haben. Wir sind vor ihnen und an ihren Grenzen keine Sachsen, noch Preußen, sondern Deutsche, wollen Deutsche bleiben und als Deutsche siegen oder sterben. Ich schwöre und ihr schwört mit mir: ich komme nur als Leiche oder als Sieger über den Rhein zurück.“ „Hier fühlte ich,“ fügt Arndt hinzu, „welche Kraft diesen gewaltigen Menschen zu einem deutschen Panier gemacht hat.“

**) Ueber Hardenberg und Münster urtheilen Andere, z. B. Hormayr (in den „Lebensbildern“) und Dorow („Erlebtes“) freilich in vieler Hinsicht anders. Steins stürmender Charakter mochte Manchen mehr verletzen, als Hardenbergs freundliche Formen; jener hätte auch vielleicht 1810—1813 das Staatsschiff nicht so gut durch die gefährlichen Strömungen geleitet, wie Blücher an Scharnhorst Stelle die Organisation des Heeres schwerlich so unbemerkt durchgeführt haben würde. Hormayr sagt: „Der ehrwürdige Arndt, hoch zu loben wegen seines edlen Eifers für Preußens Größe (die jeder Deutsche billig in seinem Abend- und Morgensegen einschließen sollte) war dem Congresse fern; sonst hätte er auch andere, Preußen abgeneigte Motive und eine andere Gestalt wie Münsters wahrgenommen, die manche mit Feder und Degen gewandte Pritschenmeister und Hampelmänner der Fürstenunterthänigkeit höchst zweckmäßig an Drähten zog.

chen vertheilt habe. Die Elsasser und Lothringer, deutsch in ihrem Wesen, ihrer Literatur und Sprache, würden sich bald wieder mit uns amalgamirt haben, wenn sie einem großen Staate, einem Königreich Austrasien, den ganzen Rhein hinunter (den dann nicht ein Dutzend Zölle abgesperrt hätten) verbunden worden wären. Oesterreich habe nur an sich gedacht, nicht an das deutsche Reich, nicht an die Kaiserkrone, Metternich nur Oesterreichs Arrondirung und dessen europäische Macht vor Augen gehabt, deshalb das Breisgau und damit die Vertheidigung des Rheines aufgegeben, der jetzt südlich unbewacht sei; dagegen habe Preußen, was doch ohne alle Fragen am meisten für die Befreiung Deutschlands gethan, kaum wieder erhalten, was es 1806 besessen. Seine Grenze schwebe gegen das lauernde Frankreich und gegen das habsüchtige Rußland gleichsam in der Luft. Graf Münster in Hannover habe sich unter dem Vorwande der Sorge für Deutschlands Freiheit, wie der franzosenfreundliche bayerische Montgelas an die Spitze aller kleinlichen Männer, aller niedern, neidvollen Bewegungen gegen Preußen gestellt, und Talleyrand dieses Gewebe flechten helfen, wie er denn bei den Friedensschlüssen mit Fouché u. a. alle Fuchslist angewendet, um, auch durch Frau v. Krüdener u. a. auf Alexander und Wellington zu wirken."

Auf dem Wiener Congreß wurde leider! der Kampf zwischen der Reichs- und der landesherrlichen Gewalt zum Vortheil der letztern sanctionirt. Hatte der westphälische Friede den Landesherrn das Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen, mit dem Vorbehalte, „wenn sie nicht gegen das deutsche Reich zielen," eingeräumt, und dadurch die Einheit gefährdet und den Privat-Interessen Raum gegeben, so wurde jetzt durch den Rieder Vertrag und den Wiener Congreß, die eine derartige Clausel nicht einmal erwähnten, der Riß noch ärger gemacht: denn les états de l'Allemagne seront independans, also auch Greiz-Schleiz, Lippe rc., und so entstand kein deutsches Reich, nicht einmal ein deutscher Bundesstaat mit einer einheitlichen Spitze, sondern ein Staatenbund, den Metternich über dreißig Jahre leitete; zwar mit Gewandtheit, aber ohne Großartigkeit, zwar im Sinne Oesterreichs, aber nicht Deutschlands; zwar mit Niederhaltung des revolutionären Geistes, aber auch des volksthümlichen Sinnes; zwar für sogenannte gute alte Ordnung durch Polizei- und Preßzwang, aber nicht mit Abschaffung der Mängel, welche dieser anklebten, noch mit Berücksichtigung der gerechten Wünsche des deutschen Volkes, ja selbst mit Entgegenwirken dessen, was Preußen in dieser Hinsicht beabsichtigte oder vorschlug, vielmehr den Ansichten und Entwürfen Rußland und Englands sich zuneigend. Hätten Metternich und der Bundestag dem bessern Geiste der Zeit

Rechnung getragen, und nach und nach das ausgebauet, was in dem übereilten Abschluß der Bundes-Akte bei Napoleons Wiederkehr von Elba nur angedeutet worden: es würde sich das deutsche Volk im Gefühl, daß doch nun die französische Menschenquälerei aufgehört habe, daß Jeder in Frieden die Frucht seines Fleißes genießen könne, und bei dem zunehmenden Wohlstand, dessen das Land sich erfreuete, über manche vereitelte Wünsche in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten beruhigt haben. — Auch andere, damals wenig erkannte Bedürfnisse des Vaterlandes entgingen Arndt's klarem Blicke nicht, namentlich der Mangel einer genügenden Seemacht, welcher uns 1848—1850 dem Hohne der Dänen Preis gab. In seinen An- und Aussichten für Deutschlands Zukunft sagt er: „Unsere ganze Westküste ist in fremder Gewalt, und lähmt uns im Kriege. Holland und Belgien haben unsere Küsten besetzt und können den Rhein verschließen; der lauernde Leopard liegt auf Helgoland und sperrt Elbe, Weser und Ems; unsere lange Ostseeküste ist bloßgestellt und von keinem einzigen Kriegsschiffe gedeckt: daher sind Küsten und Handel im Kriege wie im Frieden schutzlos, und bei jedem Kriege bedürfen wir die Gunst der Seemächte, die sich, wie die Friedensschlüsse von Ryswick, Utrecht, Lüneville und Paris beweisen, theuer bezahlen lassen. Deutschland hat von Holland bis Tilsit, selbst ohne das adriatische Meer, eben so viele Küsten als Frankreich. Ganz Belgien sollte deutsches Bundesland werden; Dänemark wie Holland, die sich ohnehin nicht allein halten können, deren Volk deutschen Blutes ist, müssen näher an uns herangebracht werden, dann können wir eine Flotte haben von 40 Linienschiffen und eben so vielen Fregatten; Holstein, Mecklenburg, Pommern und Preußen können sie bauen aus deutschen Eichen; unsere Nord- und Ostsee-Matrosen sind neben den norwegischen anerkannt die besten Seeleute, die Meerbusen von Kiel, Wismar und der Insel Poel, Rügen, Pommern, wie Cuxhaven und andere sind, oder können leicht dazu gemacht werden, gute Seehäfen für die Flotte, und diese kann aus beiden Meeren leichter vereinigt werden, als die französische Flotte des Mittel- und atlantischen oder die russische des schwarzen Meeres und der Ostsee. Aber bis 1848 lachte man darüber oder verließ sich auf englische Hülfe, und der gute Anlauf, den man zur Errichtung einer eignen Flotte damals nahm (sie war besser als die amerikanische bei Beendigung des amerikanischen Krieges) ging bald wieder an dem Kleinigkeitsgeiste, an der Selbstsucht, an dem Mangel des Gemeinsinns zu Grunde, da namentlich der Süden die Last nicht mittragen wollte, die doch dem Ganzen zu Gute kam. Preußen zog sich aus diesem Wirrwar, der alle durchgreifenden Maßregeln lähmte, heraus, dachte an eine Ostseeflotte, und erwarb den

Jahde-Busen für eine Nordseeflotte, obgleich England es durch den Vertausch Ostfrieslands für immer dort wegzulocken gesucht hatte.

„Wir bedürfen,“ sagt Arndt ferner, „nicht allein gleiche Münze, Maaß, Gewicht, Gesetz und Landstände in den einzelnen Staaten, sondern auch eines pragmatischen Staatsgesetzes, um bei Verheirathung unserer Fürsten und Fürstenkinder, oder bei deren Wahl auf fremden Thronen nicht deutsche Lande zu Provinzen ausländischer Staaten herabsinken zu lassen und von deren Einmischung frei zu bleiben: in solchen Fällen müßte der nächste Sohn und Verwandte erben. Wie gern möchten Frankreich oder Rußland unter dem Titel eines deutschen Fürstenthums unter unsern Bundesgliedern in Frankfurt sitzen! (wie leider! damals noch England und jetzt Holland und Dänemark). Wehrhaftigkeit, Gemeinsinn, Wachsamkeit gegen Osten und Westen und selbst gegen den Papst und italienische Priesterherzen, deren Wärme deutsche Fürsten hinreichend erprobt haben.“ Ist das nicht gesprochen, als wenn Arndt damals bayerische Jesuiten und österreichische Concordate vorausgesehen? — In der Schrift: „über den deutschen Studentenstaat“ 1815 will er diesem eine mehr geistige Unterlage geben, und spricht die auch in unserer Zeit wohl zu beherzigende Wahrheit aus: „Alle politische Erziehung taugt nichts und macht halbe Barbaren. Der Jüngling soll kein Politiker sein, sonst nimmt er eine bestimmte Richtung an, wie der Falke auf den Raub schießt, und bindet sich irdisch an die Erde fest, und um so unseliger, je weniger ihn das Leben bindet. In der 1815 begonnenen Zeitschrift: „der Wächter,“ erschien unter Anderm die treffliche Abhandlung; „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und der Bauern im Sinne einer höhern, d. h. menschlichen Gesetzgebung,“ welche die Hebung des Bauernstandes bezweckte; auch vollendete er sein 1803 begonnenes treffliches Erziehungswerk: „Fragmente über Menschenbildung,“ dessen dritter Theil 1815 erschien, überzeugt, daß alle Veredlung des Menschen, aller Nationalsinn von der Kinderwelt ausgehen und sich darauf beziehen müsse.

Alle diese inhaltsreichen Schriften arbeitete er theils auf seinen Ausflügen durch Deutschland, theils in Berlin und Köln, wo er sich 1815 aufhielt. Im Frühling 1816 verließ er Köln und machte mehrere Reisen bis zum Herbst 1817, wo er nach Bonn ging, und die gewünschte Professur der Geschichte, das Lieblingskind langer Liebe und Sehnsucht,“ an dieser neugestifteten Rheinuniversität antrat, nachdem er sich in zweiter Ehe mit Schleiermachers Schwester verheirathet hatte. Leider war es ihm nicht lange vergönnt, mit seinen kräftigen Worten auf den deutschen Sinn der Studierenden einzuwirken. Der vierte Theil seines „Geistes der Zeit“ (1818), zog

ihm den Tadel der Regierung zu, welche durch die Wartburgsfeier (1817), durch Kotzebues Ermordung (1819) mit Argwohn erfüllt worden; der Turnmeister Jahn wurde unter Polizeiaufsicht gestellt, Görres*) ging nach Bayern, Arndt kam in Untersuchung. Er schil-

---

*) Eine Vergleichung zwischen den beiden deutschen publicistischen Schriftstellern, Arndt und Görres, welche 1813 und später am kräftigsten auf die Erhebung unsers Volkes hinwirkten, wie sie sich dem Verf. aus ihren Schriften und persönlicher Bekanntschaft aufdrängt, ist vielfach belehrend und bezeichnend. Beide deutsche Gelehrte von Bedeutung zeigten beide einen gleich unabhängigen Sinn, ein für Deutschlands Freiheit glühendes Gemüth, führten beide eine gleich freimüthige Sprache, in welcher sie Geist und Gewissen des Volks und der Fürsten zu ergreifen verstanden. Beide deshalb hochgeehrt und gepriesen, hatten das gleiche Schicksal, daß sie, demagogischer Umtriebe verdächtig, ihrer Aemter entsetzt wurden. Und doch welch' Unterschied zeigte sich in ihrem Wesen, Thun und Leiden! Joseph Görres, in Coblenz geboren, katholischer Konfession, als Jüngling Freund der französischen Revolution, Mitglied des Mainzer Jakobiner-Clubbs, welcher diese wichtige deutsche Festung in toller Freiheitsschwärmerei verrätherisch den Franzosen in die Hände spielte; dann einer der Deputirten, welche nach Paris geschickt wurden, um eben so undeutsch als verrätherisch und niederträchtig unter französischem Schutze eine cisrhenanische Republik zu stiften: der erste Versuch innerer Zersplitterung des Reiches. Zwar erkannte er später seinen Irrthum, und trat in seinem Rheinischen Merkur entschieden gegen die Uebergriffe und Gewaltthaten der Franzosen auf; aber eigentlich doch erst, als Napoleon die große Erbschaft der Revolution in seine und seiner Brüder Taschen gesteckt hatte, erst als die Leipziger Schlacht geschlagen und keine bedeutende Gefahr mehr vorhanden war; dagegen trat Arndt auf, als Napoleon noch auf dem Gipfel seiner Macht stand, und gab die Hoffnung für sein Vaterland nicht auf, als er nach Schweden und später nach Rußland unter vielfachen Gefahren fliehen mußte, überall zur bessern Gestaltung des Vaterlandes anregend. Beide sahen ihre Wünsche für ein einiges, kräftiges Vaterland, unter einem mächtigen Reichsoberhaupt oder unter einer kräftigen Schutzherrlichkeit (Hegemonie) den Rhein hinunter, nicht erfüllt; beide wurden ihres Amtes enthoben, aber Görres (von der preußischen Regierung zum Provinzial-Studiendirektor in Coblenz ernannt) wegen jakobinischer Aeußerungen des Rheinischen Merkurs, wegen Unterschriftsammlung zu einer aufregenden Petition, wegen der absichtlich anstandlosen und verletzenden Weise bei der Uebergabe einer Beschwerdeschrift an den Staatskanzler Hardenberg, der ihn mit großer Freundlichkeit und Schonung behandelt hatte: ein Verfahren, das ihm unter Napoleon Kerker und Tod bereitet hätte. Ihm stand sein Romanismus höher, als des Vaterlandes Kräftigung, daher sahe er auch die protestantisch preußische Regierung ungern am Rhein. Daß beide Männer sich durch ihr Schicksal verletzt fühlten, ist begreiflich: aber die Art, wie sie sich dabei benahmen, charakterisirt beide. Arndt vertheidigte sich im Gefühl seiner Unschuld zwar männlich und freimüthig, aber mit Anstand und Würde, legte das erlittene Unrecht nicht dem Könige oder dem Vaterlande zur Last, suchte nicht durch Verdächtigung der Behörde, die menschlich fehlen konnte, oder durch Unzufriedenheit beim Volke sich zu rächen, sondern blieb auch nach der Juli-Revo-

derte den Nachtheil der souveränen Kleinstaaterei, das Wälschthum und Turnen: das wurde gemißdeutet. Abgerissene Stellen aus seinen Schriften, selbst der ältern Zeit, waren dem Könige vorgelegt worden; im October wurden plötzlich alle seine Schriften versiegelt, und er den 16. November 1820 von seinem Amte suspendirt, und einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen, welche auf Theilnahme an geheimen Verbindungen und Umtriebe lautete. In dem „nothgedrun-

---

lution, welche den Rhein nicht ohne Aufregung ließ, seinen deutschen Gesinnungen getreu. Als ich ihm damals eine Rede: „Des Deutschen Volkes Werth und Würde" zusandte, und den Satz: „Mit dem Vaterlande wie mit dem Vater darf man nicht zürnen," hervorhob, erwiderte er: „Ich zürne ihm nicht, und wünsche lebendig sein Heil." Als ich ihn 1832, bald nach dem aufregenden Hambacher Feste besuchte, und ihm meine Befürchtung aussprach, den Rhein französisch gesinnt zu finden und meine Freude, mich darin getäuscht zu sehen, indem von einem Anlehnen an Frankreich nirgends die Rede sei, äußerte er unter andern: „Dann würden Sie mich auch hier nicht mehr getroffen haben," und beim Abschied rief er seine sechs im Garten spielenden Söhne herbei: „Sehen Sie, ich habe an Deutschland gedacht, die sollen sich den Rhein nicht nehmen lassen! Halten Sie nur an der Elbe auch immer treu am lieben Vaterlande!" Diese Gesinnungen hauchten auch alle seine späteren Schriften und Reden. Wie viele Gelegenheiten, welche ein minder edler und großherziger Charakter mit beiden Händen ergriffen hätte, boten sich ihm nicht später (1848) dar, denen wieder wehe zu thun, welche ihm wehe gethan hatten; — wie würden die Ultra-Demokraten ihn gepriesen haben, wenn er die Macht seiner Rede, die tiefe Kenntniß mancher Staatsverhältnisse, welche Studium und ein bewegtes Leben ihm zugeführt, für ihre Zwecke hätte anwenden wollen; allein er suchte nicht sich, sondern das Vaterland, nicht dessen Umsturz, sondern seine Reform. — Anders Görres! Er entwich mit seinem „ultramontanen fanatischen Jacobinismus," wie Schlosser sich über ihn äußert, in das katholische Bayern, schrieb hier sein „Deutschland und die Revolution," gründete hier seine „historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland," welche von seinem Sohn Guido u. a. fortgesetzt, sich bis auf den heutigen Tag bemühen, den verderblichen Geist der Zwietracht und des religiösen Fanatismus auszusäen, um den Ultramontanismus und Jesuitismus Bahn zu brechen, und dem Preußenthum, Protestantismus und der Freimaurerei (denn diese drei scheinen ihnen Eins) auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun. — Selbst in der äußern Erscheinung ist die Verschiedenheit jener Männer augenfällig. Schon im Winter 1816—1817, als Görres wegen der von Rom durch Preußens Vermittelung zurückgelieferten, von Tilly dorthin verschenkten Handschriften der Bibliothek sich in Heidelberg aufhielt, erschien mir der schmächtige Mann mit seinem katholisch niedergesenkten Blicke, seiner verbissenen Wortkargheit, seinen röthlichen Haaren, grünlichem Rock und gelben schmutzigen Stulpenstiefeln weniger ein deutscher als wälscher Katholik: während Arndt in seiner ganzen, kräftig gedrungenen Gestalt, seinem offenen Blick, seinem biedern Wesen, mir auch äußerlich und zwar in verschiedenen Zeiträumen seines Lebens, als ein echt norddeutscher protestantischer Kernmann erschien, bei welchem man schon in der ersten Viertelstunde der Bekanntschaft sich heimisch fühlen mußte.

genen Berichte aus seinem Leben" (Leipz. 1847), bezeichnet er die königl. Räthe v. Kampz und Schmalz, deren Schriften die Studenten bei der Wartburger Reformations-Jubelfeier 1817 verbrannt hatten, als Gegner; und obgleich man ihm nicht das Geringste nachweisen konnte, so wurde er dennoch zur Betrübniß aller Vaterlandsfreunde in den Ruhestand versetzt, wenn auch mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes. Trefflich wurde er vom Landgerichtsrath Lehmann, Justizrath Leist, Geheimerath Mittermaier, O.-A.-Rath v. Ammon u. a. vertheidigt, freimüthig vertheidigte er sich selbst in dem „abgenöthigten Worte in seiner eigenen Sache" (1821) und den „Erinnerungen aus seinem äußern Leben" (1840); aber der Schmerz, den eine solche Verkennung, und die Entfernung von einem nützlichen Wirkungskreise ihm verursachen mußte, konnte doch nicht ausbleiben! „Obgleich ich," erzählt er, „auch nach dem Urtheile meiner Freunde mit leidlicher Gleichmüthigkeit mich benommen, so habe ich doch die langsame Zerreibung und Zerwürfniß meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein gefühlt." „Ich habe wenigstens um Preußen nicht verdient," sagte er 1819 in einem Briefe an Hardenberg, „seitdem dieses Land vom Jahre 1813 wieder in den großen Kreis Deutschlands getreten, und recht eigentlich dessen Mittelpunkt geworden war, auf eine so kränkende, widerrechtliche Weise behandelt zu werden. Geheime Bündelei habe ich nie getrieben, weder mit Jungen noch mit Alten, weil ich von Natur und aus Grundsätzen alle Geheimnißkrämerei wie die Schlangen der Hölle hasse." So ward ihm, wie Varnhagen sehr wahr erklärt, das herbe Loos beschieden, auch Anfechtungen von solcher Seite zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte.

Während seiner unfreiwilligen, zwanzigjährigen Muße schrieb Arndt manche geschichtliche, politische uud religiöse Schriften: Nebenstunden, Christliches und Türkisches, Anmerkungen zur Länderkunde und zu Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur 1828. Als 1830 die französische und belgische Revolution ausbrachen, trat er mit: „Fragen über die Niederlande, Belgien und was daran hangt," in alter Begeisterung für das Vaterland auf, und zeigte auf die Gefahr hin, welche aus Belgiens Abfall und dem dort herrschenden Ultramontanismus für Deutschland liege; ihnen folgte: die schwedische Geschichte unter Gustav III. und IV. (1839), das Leben Aßmann's.

In seinem „Leben" leuchtet Treue und Gradheit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe, ächte Bescheidenheit, christliche Demuth und Frömmigkeit hervor: es ist ein Spiegel seiner Seele. Als der vielgeprüfte und durch das Feuer der Trübsal bewährte und gefestigte alte König unter den

Thränen seiner Unterthanen in die Gruft seiner Väter gebracht wurde, und Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Königsthron bestieg, war die Wiedereinsetzung Arndts in sein Amt (der eine angemessene Entschädigung für die Collegiengelder folgte, die er hätte haben können), und Jahns Erlösung von Polizeifesseln eine seiner ersten, in ganz Deutschland freudig begrüßten Regentenhandlungen. Die Gerechtigkeit hatte über die Ränke gesiegt; sie konnte dem Gekränkten freilich die verlornen Jahre nicht zurückgeben! Die ganze Universität beging ein Fest! Trotz seines hohen Alters zeigte er gleich nach seiner Wiedereinsetzung seine Geisteskraft vom Katheder herab, wo ihn die studirende Jugend mit warmem Herzen empfing und mit lautem Jubel begrüßte, wie in mehreren Schriften, von denen wir besonders erwähnen, den „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (2. Aufl. 1844), die Sammlung seiner kleinen Schriften (1842 ff.), „für und an meine lieben Deutschen," welche dem deutschen Volke ein heiliges Vermächtniß bleiben müssen; auch in der Schrift: „Noch ein Wort über Oeffentlichkeit, Presse 2c.," nahm er für bürgerliche, wie früher für nationale und politische Freiheit das Wort.

Fast achtzig Jahre alt, wurde Arndt noch einmal in eine politische Wirksamkeit hineingezogen, und trat auf mit jugendlichem Feuer und der Besonnenheit des Alters und der Erfahrung. Sein Eintritt in die am 18. Mai 1848 eröffnete deutsche Nationalversammlung wurde von allen Freunden des Vaterlandes, welche Reformen, aber keine Revolution wünschten, mit Freuden begrüßt.

Der Unmuth über die Schläfrigkeit des Bundestages und über manchen Zwang, den er auflegte, hatte sich Luft zu machen gesucht. In ganz Deutschland schwoll Jedem das Herz; es hoffte Jeder eine Wiederherstellung des alten Reiches mindestens durch eine Centralgewalt, welche nach Außen Achtung und nach Innen Ordnung und Verbesserung gebieten könne, ein Parlament mit Ober- und Unterhaus, womöglich mit einem Kaiser an der Spitze. Der Anfang war vielversprechend. Das freiwillig zusammengetretene Vorparlament hatte den Blick auf Preußen gerichtet, und darauf hingewiesen, daß bei der Berathung und Entwerfung der deutschen Reichsverfassung und für die einstweilige Führung und Ausübung der Reichsgewalt ein preußisches Haupt gesucht und gewählt werden müsse, um den Beschlüssen die Kraft zur Ausübung zu verleihen. Oesterreich eigne sich bei seiner Vielvölkerei nicht dazu, und sei überdies einer Auflösung nahe. Oesterreich konnte auch mit seinen Ungarn, Croaten, Slavoniern 2c. sich nicht mit Deutschland amalgamiren; das Parlament oder der Bundesrath würde aufgehört haben, ein deutsches zu sein: Oesterreich würde Deutschland in seine auswärtigen Kämpfe ge-

zogen haben. — Allein es zeigten sich bald Parteiungen und besondere Klubbs: 1) „Die dichtgeschlossenste Rotte," sagt Arndt, „war die ultramontane oder halbbayerische, die schlau oft auf beiden Achseln trug: diese war die geborne antipreußische; 2) eine weniger schlaue, welche sich gern altkaiserlich und allgemein deutsch gebärdete, zu welcher sich allmälig die Oesterreicher gesellten, die Anfangs sehr die Demokraten spielten, zuletzt aber mit ihren natürlichen Farben auftraten und von dem ehemaligen Reichsminister von Schmerling gegen die Preußenpartei geführt, geordnet und mit Ultramontanen (diese hatten ja 1830 in Belgien gelernt) verschmolzen wurden; 3) gab es Demokraten verschiedenster Farben vom reinen bis zum unreinsten Wasser, welche, wie in Belgien, aus Haß gegen Preußen, das ihnen im Wege stand, sich auch mit den Ultramontanen verbanden. Als nun bei dem Straßengelärm der urtheilslosen, durch Reden, Maueranschläge 2c. aufgeregten Menge wie in Wien so in Berlin die bösesten Buben, wie gewöhnlich unter den Vordersten waren, und die Vagabonden von ringsum und von der Seine und Weichsel her, wie auf Verabredung und Bestellung zuliefen, und Wuth, Geschrei, Hetzerei und Feuer zutrugen (das ist Anfangs bezweifelt, aber jetzt ein weltbekanntes Ding): da ging der Prinz von Preußen nach England, und man wählte den 29. Juni 1848 den an sich ehrwürdigen Erzherzog Johann zum Reichsverweser mit ausführender Gewalt, die ihm aber Oesterreich nicht gewähren konnte: Viele aber sahen darin ein wahrsagendes Zeichen für den Ausgang der Dinge, Arndt lehnte die Theilnahme von der Einholung des Reichsverwesers aus Gesundheitsrücksichten ab; vielleicht sahe er in dieser Wahl einen Mißgriff, eine Parteisache.

Vergebens gab Arndt (schon am 8. April 1848 in Gervinus Zeitung) eine Erklärung gegen die Heidelberger Adresse mit der Ueberschrift: „Noch eine kleine Ausgießung in die Sündfluth," worin er erklärt: „Für mein Land und meinen König ist die Entwickelung dadurch die allertragischste geworden, daß binnen ein paar Wochen die endliche Lösung der Zeitfragen edel und frei geschehen sollte*), als der Sturz wie ein plötzlicher Donnersturm

*) Auch dies ist jetzt ein weltbekanntes Ding, daß der März-Aufstand von jenen fremden und einheimischen Demokraten ausging, welche eine Ausgleichung zwischen König und Volk nicht wollten, und dadurch die Quelle großen Unheils für Deutschlands Einigung wurden. Eben so bekannt ist es, daß der König (wenn er auch auf eine papierne Verfassung zwischen sich und dem Volke keinen großen Werth legen mochte) schon bei seiner Thronbesteigung „deutschen Sinn und deutsches Wesen zu stärken," sich zum Ziel gesetzt, „die ständischen Institutionen durch Einheit zu ergänzen," beab-

hereinbrach. „So sind Gottes Gerichte,“ fügt er hinzu, „wenn die Sterblichen nicht auf ihre Zeichen Acht geben wollen. — Und ist die Parlamentsordnung gemacht, wer soll dann der König der deutschen Könige und Fürsten sein, der die höchste Ehre des Vaterlandes in Krieg und Frieden im Namen aller Deutschen zu vertreten hat? Dies soll und kann nur Einer sein, der Mächtigste und Hoffnungsreichste: das ist in Deutschland der König von Preußen! Ich bin in Herrschaft und Abkunft so wenig ein geborner Preuße, als die, welche an der Donau und dem Rheine wohnen; aber Preußen ist ein Reich, das von einem Ende der deutschen Grenzen bis zum andern, länger als zweihundert Meilen hin, das große Vaterland und seine edelsten und gewaltigsten Stämme durchläuft in einer Mannigfaltigkeit, wie kein anderer deutscher Staat. Und welche Stämme? Den gothischen, vandalischen, sächsischen, hermundurischen, fränkischen! Wenn also Preußen an die Spitze Deutschlands tritt, so gewinnt diese Bedeutung nicht Einer unter den deutschen Volksstämmen, sondern ein Verein der verschiedensten und bedeutendsten deutschen Volksstämme. Ist das nicht die natürlichste Entwickelung unserer politischen Verhältnisse? — Gott gebe Euch Fürsten den Geist der Entsagung und Aufopferung, wo es nöthig ist, und Euren weisen Männern den Geist des Muthes und der Kraft, wo es gilt, böse Gelüste zurückzutreiben, und wildem Geschrei bethörter Haufen zu widerstehen! Ihr werdet nimmer geschehen lassen, daß Hunderttausend begeisterter Jünglinge, welche die Welt und was sie giebt und trägt, noch nicht kennen, daß Zehntausend fanatisirte Männer und einige Hundert Taugenichtse und Bösewichter ohne Ehre und Gewissen sich wie das ganze Deutschland geberden, alles unter Brand- und Schutthaufen begraben, und, indem sie einen grünen deutschen Auferstehungsstern verkündigen, mit unserm Verstande und Glücke durchgehen dürfen!“ Diese treffliche, gediegene Erklärung schloß mit den warmen Worten: „Ich habe geredet! Ich bringe mitten in die Wirren des Augenblicks mein altes Herz, meinen schnee-

---

sichtigte, und deshalb „Ausschüsse der Provinzialstände“ zusammenberief als „Reichsstände,“ und durch eine General-Synode in Berlin „die Kirche sich durch sich selbst gestalten lassen wollte.“ Er, der Arndt wieder in sein Amt setzte, Jahn von der polizeilichen Aufsicht befreiete, die vom Könige von Hannover abgesetzten Brüder Grimm nach Berlin berief, hatte schon gleich beim Antritt seiner Regierung 1840 Metternich den entschiedenen Willen erklärt, dem deutschen Bunde neues Leben einzuhauchen. Metternich wußte der Verwirklichung dieses Gedankens leider! durch alle seine Künste bis zu seinem Sturze auszuweichen, so oft auch Preußen auf Fortschritt zur wahren Einigung Deutschlands drang (vergl. Radowitz Schriften).

weißen Kopf fröhlich in die jungen deutschen Hoffnungen hinein." Für diese einzig richtige Ansicht, wenn Deutschland zur Einheit und Macht kommen sollte, wirkte auch der Präsident der National-Versammlung, v. Gagern, und wollte Oesterreich nur für seine deutschen Provinzen in den Bund aufgenommen wissen oder gar nicht, und statt dessen ein Schutz- und Trutzbündniß unter bestimmter Vereinbarung für den gegenseitigen Verkehr schließen. Leider verging in Verhandlungen über die deutschen Grundrechte und Verfassung zu viel Zeit, die Ränke von innen und außen konnten sich entwickeln, die Schwärmer für eine deutsche Republik ihr Haupt erheben und durch ihre Wildheit Schrecken verbreiten, die Großkaiserlichen, wie die kein Oberhaupt begehrenden kleinen Könige und Fürsten ihre Maßregeln treffen; und als endlich die Verfassung entworfen, den 28. März 1849 ein Kaiser gewählt und ausgerufen worden, „da fehlte," sagt Arndt, „uns nichts als eine Kleinigkeit: der Kaiser." Zwar eine Deputation, und Arndt unter ihnen, wurde nach Berlin geschickt, um dem König die Kaiserkrone anzubieten; aber der König wie seine Minister, durch manche Ereignisse verstimmt, einsehend, daß die Wahl nicht mit großer Mehrheit durchgegangen sei; einen Bürgerkrieg fürchtend, denn von einer freien Anerkennung der Kaiserwürde von Seiten der Regierungen war kaum zu denken, und berücksichtigend die Gefahren und Verwickelungen, worin sein eigenes Volk dadurch gestürzt werden konnte: lehnte die dargebotene Krone ab, „welche er ohne Einwilligung aller deutschen Regierungen nicht annehmen könne." Ein Jahr früher und bei einem preußischen Reichsverweser würde die Sache wahrscheinlich anders geworden sein!

Dies ward das Signal zur vollen Spaltung und endlichen Auflösung des Reichstages. Mehrere Regierungen riefen ihre Abgeordneten zurück; den 21. Mai begab sich die Partei v. Gagern, wozu auch Arndt gehörte, nach Gotha und eine andere unter Ravaux nach Stuttgart, wo sie von würtembergischen Bajonetten vertrieben wurde. Preußen schlug nun in Erfurt den deutschen Fürsten vor, sich mit ihm zu einer Union oder Bündnisse zu vereinen, Sachsen und Hannover traten bei, und es schien sich daraus eine andere Art Einheit bilden zu können; aber Oesterreich, das sich wieder etwas erholt hatte, das seinen Einfluß in Deutschland nicht aufgeben wollte, und deshalb mit seinem Gesammtstaate in den Bund zu treten versprach, verwarf nebst einigen süddeutschen Regierungen die Union. Beide Theile beharreten auf ihrer Ansicht, es kam vom Schriftenwechsel zur Truppenzusammenziehung, und schon war ein Zusammenstoß bei Bronzell im Hessischen nahe, und ein Bürgerkrieg in Aussicht, in welchen sich bald die Fremden in Westen und Osten ge-

mischt haben würden: als glücklicherweise die beiden Großmächte sich wieder aussöhnten, die alte Bundesverfassung, die zeitgemäß verbessert werden sollte, wieder hergestellt wurde. 1851.

„Nun regte sich," sagt Arndt, „das Getümmel der Verleumdung und des Hasses, besonders aus dem Süden und Südosten, den Gegenden, wo die Bündnisse von Bregenz und Darmstadt geschlossen wurden, wo man nicht verschmerzen konnte, daß Preußen die höchste Reichswürde angetragen worden sei; Preußen sollte der Sündenbock sein, das durch seine Schwankungen sich selbst, Deutschland und Schleswig-Holstein aufgegeben. Preußens Untergang wurde geweissagt, als sei diese Vernichtung, die nur blinder Parteihaß, Bornirtheit oder Befangenheit wünschen konnte, Deutschlands Heil! Dagegen wurde Oesterreichs Großheit und Herrlichkeit gepriesen, das die Krankheit und Ungesundheit seiner Zustände und Verhältnisse doch hundertmal kläglicher gezeigt hatte als Preußen, und Schleswig-Holsteins Waffenerhebung ganz aus dem Gesichtspunkte des Aufstandes seiner Magyaren und Italiener, d. h. als Rebellen, betrachtete, daher auch in der von ihm geleiteten Erklärung des deutschen Bundes: die Herzogthümer dem Dänenkönig in Hoffnung auf dessen Gnade und Gerechtigkeit überlieferte. Eben so wußte man in Wien und München viel von der preußischen Pfiffigkeit zu erzählen, in jenen Städten, wo die pfäffische Erziehung der Höheren die rechten deutschen Pfiffici bildet, die mit frommer, freundlich lächelnder Miene Einem ohne Erröthen gerade ins Gesicht lügen können. Preußen hat in Dresden den Aufruhr gebändigt, und in Baden die rothen Republikaner Struve's, Hecker's u. a., die alle Fürsten wegschaffen wollten. Wäre im preußischen Kabinete etwas mehr Pfiffigkeit, ein wenig von einem politischen Machiavelli gewesen, hätte es 1849 seinen Feldherrn mit seinen 40,000 Mann nur acht Tage länger hinter den Bergen an seiner Grenze stehen lassen: die Herren in Würtemberg und Darmstadt, die später so gewaltigen Muth gegen Preußen gezeigt haben, hätten über den Rhein fliehen müssen. Preußen hätte dann doch eine kleine Schadenfreude gehabt; Dank ist ihm für seine Rettung nicht die geringste geworden! Es haben viele über Preußens Schwankungen geklagt oder gejubelt und auf die schnellen kräftigen Maßregeln Haynau's und Radetzky's gegen die Anführer hingewiesen; aber sie übersahen den glänzenden Unterschied, daß die Bildung und Regierung der Brandenburger und Sachsen eine andere ist, als die der Szekler und Kumanen der Donau, daß man hier nicht so zu- und durchfahren kann, wie an der Theiß und dem Po. Die Stärke, welche Pulver und Blei und der Strick gaben, kann sich Preußen nicht verschaffen! Man hat Preußens Nachgiebigkeit gegen

Oesterreich Feigheit gescholten; aber daß Preußen den Muth zu einem Bürgerkriege, dessen Folgen nicht zu berechnen waren, nicht hatte, daß es den Handschuh nicht aufnahm, haben sie keinem Gefühle zugeschrieben, welches vor dem Brudermorde schauderte! Hatten sie diesen Muth? Und was hätten sie dann auf die Frage geantwortet:

Gefallne Feinde sucht ihr, und ihr findet Brüder!
Kain, sag' an, wo ist Dein Bruder Abel?

Darum wird die Geschichte Preußens Haltung und Entsagung mit ganz andern Namen nennen; Preußens Heere und Feldherren zeigten Muth genug, und brauchten keine neue Probe. Es gab aber auch in Preußen Männer genug, selbst unter den treuesten Freunden des Königs, welche das Schwert gezogen wissen wollten, welche meinten, das Geschwür des Neides und Hasses sei so dick geschwollen, daß das Eisen es aufhauen müsse; Sünden und Schäden einer tollen Zeit würden am besten mit tollen Mitteln geheilt.

Wenn Arndt jedoch solche Verkehrtheiten und Gehässigkeiten der Großdeutschen wie der Republikaner, und ihrer nachbetenden Volksredner und Pamphletisten mit scharfen Gründen geißelt, weil sie gerade zum Haß und zur Zwietracht führen, und die deutsche Einheit, welche doch vorgeschützt wurde, zum Spott machen mußte, so vertrauet er auch wieder dem deutschen Geiste, und ruft mit allen tapfern Aposteln und Propheten: „An dem Himmel und am Vaterlande muß man niemals verzweifeln," und so bezeugt er (in seinem: pro populo germanico, Berl. 1854) zuerst von der Nationalversammlung, dem Spotte des Auslandes gegenüber: „das, was von der neuen Ordnung und Verfassung des Vaterlandes," von der Wiederherstellung des großen Reiches gehofft, entworfen und verfaßt worden, davon mußte nach dem e w i g e n L a u f e der Dinge in so w i l d e n S t ü r m e n das Meiste ein frommer T r a u m bleiben. Was i m S t u r m e geboren wird und in der Eile und Macht des Sturmes geschaffen und geordnet werden soll, das bleibt gewöhnlich auch unter der Gewalt des Sturmes. Das zu geschwinde Machen ist eben so mißlich und gefährlich, als das zu langsame; aber die Wahl der Reichsboten, und zwar nach einer Ordnung, welche noch kaum geregelt war, zeigt im Ganzen Verständigkeit, Gesetzlichkeit und Mäßigkeit bei dem Volke. Dreiviertel dieser gewählten Volksboten, ich darf es kühn behaupten, wollte für das Vaterland Gesetzlichkeit, Ordnung, und die Mehrzahl Erneurung des Reiches ohne fernern blutigen Aufruhr; es gab freilich auch ehrenwerthe wirkliche Demokraten, welche von einer weltbeglückenden Republik träumten, verworrene Kommunisten und Socialisten, welche dem Ledru Rollin, de la Martine rc. prächtige französische Schlagwörter nachleierten, und Bösewichter, die blos den Umsturz

wollten, also im grellsten Roth gezeichnet waren: aber kaum ein halbes Dutzend." Arndt weiset dann auch hin auf Deutschlands, auf Preußens Zukunft. „Preußen ist im Fortschreiten, im frischen Wachsen und Blühen: Felder und Wiesen, Städte und Dörfer finden sich in den Marken, Pommern und Preußen, wo vor einigen Menschenaltern Haiden, Sümpfe und Seen waren. Vor 40 Jahren hatte Preußen kaum 10, jetzt hat es 17 Mill. Einw., und in 50 Jahren wird es wahrscheinlich 24 Millionen haben, und noch kann eine doppelte Menschenzahl in seinen Provinzen von den besten und erfreulichsten Gewerben, von Ackerbau, Viehzucht und Waldbau ꝛc. leben. Das ist eine neu zu gewinnende Stärke und eine der schönsten Aussichten der preußischen Zukunft. Wo ist jenes Berlin, das vor 70—80 Jahren blühete, wo jenes Preußen Friedrichs des Großen? Wie ist das Alles so gar anders, größer, stattlicher und prächtiger geworden. Das Hauptelement, das Grundprinzip in seinem edleren besten Theile ist geblieben und muß bleiben: Licht, Klarheit, Tapferkeit, hellste, geistige Muthigkeit. Dieses nordisch lutherische Erbtheil (denn Dr. Luther, d. h. das lichte Streben des Geistes) ist das eigentliche preußische Leben: Licht, Kunst und Wissenschaft heißt die Inschrift der Fahne, unter welcher Preußen groß vorangeschritten ist und größer fortschreiten wird. Die konstitutionelle Monarchie, und sie ist seit vierzig Jahren die Losung für Preußen, sie wird nicht ausbleiben; aber man vergesse auch nicht, daß solche neue Schöpfung und Gründung für einen großen Staat mit verschiedenen Völkerschaften, Sitten, Rechten, Religionen und Vorurtheilen ein tausendmal schwereres Ding ist, als in einem kleinen abgerundeten Staatskörper und bei einem kleinen, einförmigen Völkchen, und daß hier erst ein Kampf zwischen Junker und Bürger und Bauern, zwischen kirchlichen und bürgerlichen Verhältnissen zu bestehen sein wird, bevor Alles auf eine gerechte und billige Weise geordnet werden kann. Große Helden und Herrscher haben Preußen geschaffen und zusammengeschlossen: es werden die nicht fehlen, die einen größern Ring zusammenschließen! Hier ist nicht blos auch ein wenig Deutschland, wie die Prediger des Großdeutschlands uns scheltend und prahlend von der Donau herzurufen — hier ist das rechte Deutschland, jenes Deutschland, welches einmal das große Deutschland werden und heißen muß: denn hier ist Deutschlands Kopf; hier liegen seine starken Arme weit hinausgestreckt, hier blitzen seine hellen Augen in alle Welttheile und Lande; hier fließen seine großen Ströme, die zu zwei Meeren führen, hier sind die Küsten und Häfen, welche einst in Ost- und Nordsee die Herrschaft behauptete, während die Donau innerhalb unserer Grenzen nicht bedeutend und an seiner Mündung von Fremden gefaßt wird, und in ein

Meer fließt, über welches Deutschlands Herrschaft eine Unmöglichkeit ist. Preußens Volk und Herrscher werden ihre Aufgabe begreifen! Schon wird neben dem vortrefflichen Heere zu deutscher Ehre und Freude eine preußische Flotte geschaffen, durch die kühnen Schiffer und Matrosen der Ostsee wird sie bald so erstarken, daß sie wenigstens den Russen und Skandinaven nicht zu weichen haben wird."

So sprach Arndt wie der klare Verstand und das gute Gewissen mit der ganzen Kraft der innigsten Ueberzeugung und der wärmsten Vaterlandsliebe noch 1854 warnend und ermahnend, lehrend und erhebend zu dem deutschen Volke, und legte zugleich in diesem seinen fünfundachtzigsten Jahre sein Lehramt nieder. Und so wird der echte deutsche Burgwart sein Auge vielleicht schließen mit Lord Chatam's Worten, und hoffentlich freudiger: „O mein Vaterland!" — Er selbst sagt 1837 in dem Liede:

„Warum ich rufe?"

Und rufst Du immer: Vaterland
Und Freiheit? Will das Herz nicht rasten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Des Grabes Deinen Leichenkasten;
Die nächste Ladung trägst Du schon
Geschrieben hell auf weißer Scheitel,
Gedenk' des weisen Salomon,
Gedenk' des Spruches: Alles eitel!
Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit; dieser Ruf muß bleiben,
Wenn lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wenn unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei Deines Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.
Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.
O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben: —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren;
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

---

23) Alexander v. Humboldt.

der deutsche Gelehrte und Naturforscher.

Von hohem Muth und Wissensdrang beseelt
Wagt' er sich kühnen Sinns und ohne Scheu
In weite Fernen und entlegne Wüsten,
Drang in die Tiefen aller Wissenschaften.

„Welch' ein Mann!" rief Göthe einmal aus, als A. v. Humboldt ihn besucht hatte; „ich weiß ihn keinem andern zu vergleichen; er weiß Alles, und Alles weiß er gründlich." Und der Dichter, selbst in mehr als einer Wissenschaft ausgezeichnet, hatte Recht: „Humboldt ist einer der größten und umfassendsten Geister aller Jahrhunderte, und ohne Frage in beiden Hemisphären der berühmteste Gelehrte unserer Zeit, der in allen, namentlich den Naturwissenschaften, neue Bahnen eröffnet hat und unvergleichbar dasteht in seiner deutschen Gründlichkeit, als Held des Friedens unter dem Getümmel einer kriegerischen Zeit." Er, wie sein zwei Jahre älterer Bruder, der verdienstvolle preußische Staatsminister Wilhelm, wurde zu Berlin, und am **14.** September desselben Jahres **1769** geboren, an welchem auch Arndt wie Napoleon das Licht der Welt erblickt haben. Früh verlor er seinen Vater, der als preußischer Major Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig war, und oft zur mündlichen Berichterstattung an den großen Friedrich gesendet wurde. Die reichgebildete und edelgesinnte Mutter wirkte eben so beharrlich als erfolgreich auf die Bildung ihrer Söhne ein. Der in den früheren Lebensjahren etwas kränkliche Alexander schien an Geist und Körper hinter seinem Bruder, mit welchem ihn innige Liebe verknüpfte, zurück zu bleiben. Bald aber entfaltete sich nicht allein sein Geist, so daß er nach jeglichem Wissen dürstete, sondern sein Körper gewann auch eine solche Festigkeit, besonders durch freiwillige Uebungen, Entsagungen, daß er die Gluth der Tropenländer, wie die eisige Kälte Sibiriens zu ertragen vermochte. Eine Zeit lang war Campe, ehe er nach Dessau ging, Hauslehrer der Knaben; dann der kenntnißreiche nachherige Geheimrath Knuth, der das Streben seiner Schüler nach Universalität des Wissens zugleich auf Gründlichkeit richtete. Die Lage des elterlichen Schlosses Tegel, drei Stunden von Berlin, der zweite Lehrer, der nachherige Ober-Konsist.-Rath Zöllner und dessen „Unterhaltungen über die Natur" mögen zur Entwickelung seines Natursinns beigetragen haben. In Göttingen unter Blumenbach und in Frankfurt a. d. O. vollendete er dann seine Universitätsstudien, besuchte die Handels-Akademie des Prof. Büsch in Hamburg, und machte **1790** mit Georg Forster eine Reise an den Rhein und nach Holland

und England: eine Frucht derselben sind seine Beobachtungen über die (vulkanischen) Basalte am Rhein (Braunschweig 1793). Im folgenden Jahre begab er sich auf die Bergakademie in Freiberg, wo er nicht allein unter dem berühmten Bergrath Werner sich mit den Bergwerkswissenschaften, sondern auch mit der Botanik vertraut machte, und seine interessanten Untersuchungen „über die fossilen Pflanzen,“ in dem specimen Florae Fribergensis subterraneae (Berl. 1793) herausgab. In Berlin trat er 1792 als Assessor beim Berg- und Hütten-Departement in preußische Staatsdienste, und wurde dann als Oberbergmeister in das Fürstenthum Ansbach-Bayreuth versetzt, welches damals an die preußische Krone gefallen war, und wo Hardenberg mit solcher Weisheit und Milde die Regierung leitete, daß die Bewohner sich 1806 mit Schmerz von diesem Staate getrennt sahen, und 1813 mit Lebhaftigkeit den Wiederanschluß wünschten. Auch Humboldt trug zu dieser Vorliebe für das preußische Regiment bei, denn nicht allein erwarb er sich durch zweckmäßige Einrichtungen, besonders durch die Gründung der Bergschule in Steben ein bleibendes Verdienst um das Land, sondern auch durch seine Kenntniß und Herzensgüte, durch Gemüthlichkeit und Leutseligkeit im Umgange allgemeine Liebe und Achtung.

Umfassende Reisepläne ließen ihn aber hier nicht ruhen. Sein Wahlspruch war der Ausspruch des Sallust: „Er wolle sein Leben nicht ungenutzt dahin fließen lassen, sondern durch eine Unternehmung bezeichnen, die eines großen Geistes würdig wäre.“ Eine große Reise im Interesse der Wissenschaft nach unbekannten Ländern schien ihm das unschuldigste und zweckmäßigste Mittel, sich Verdienst, Ruhm und Unsterblichkeit zu erwerben. Er legte 1795 sein Amt nieder, ging mit v. Hafter nach Italien, bereisete im Herbst mit v. Freiesleben die Schweiz, ging 1797 mit seinem Bruder, mit Leopold Buch und dem spätern russischen Hofrath Fischer über Salzburg und Steiermark nach Paris, wo er mit Bonpland in Verbindung trat, welcher den Kapitän Baudin auf einer Reise um die Erde begleiten sollte. Der Krieg hinderte die Ausführung dieses Projektes, so wie des Gedankens, sich den französischen Gelehrten in Aegypten anzuschließen, und von dort nach Ostindien zu gehen, da die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir und Unruhen im Orient unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Seinem Vorsatze, auf eigne Kosten eine Reise in die tropischen Länder zu machen, getreu, ging er mit Bonpland nach Madrid, hoffend, unter spanischer Flagge leichter nach der Levante zu kommen. Als auch diese Aussicht nicht in Erfüllung ging, suchte und erhielt er eine ausgedehnte Erlaubniß zur Bereisung der spanischen Besitzungen in Amerika, denn immer hatte ihn die

Beschreibung der prachtvollen Vegetation der Pflanzenwelt, die üppigen Urwälder mit ihren riesenhaften Bäumen, von Schlingpflanzen und dem Laube unzähliger Gesträuche, die Eigenthümlichkeit der hohen Tafelländer der Andes-Gebirge, die unermeßliche Ausdehnung der Grasebenen angezogen, von denen er später in seinen „Ansichten der Natur" ein so ergreifendes Gemälde entwarf. Mit Empfehlungsschreiben und einer Vollmacht der spanischen Regierung versehen, „wie sie schwerlich ein Einheimischer und wohl nie ein Ausländer und Protestant erhielt: „daß er das Recht habe, sich aller seiner mathematischen und physikalischen Instrumente zu bedienen, um in allen spanischen Besitzungen astronomische Beobachtungen anzustellen, die Höhen der Berge zu messen, die Produkte des Bodens zu sammeln und Alles zu unternehmen, was er im Interesse der Wissenschaft für nöthig halte, wobei ihm alle Behörden Schutz und Beistand zu leisten hätten," — trat er mit Bonpland im Juni 1799 auf einer spanischen Fregatte seine Reise an, welche fünf Jahre dauern und etwa 9000 Meilen betragen sollte, die umfassendste Reise, welche ein Privatmann auf eigne Kosten unternommen hatte. Und dadurch reizte er Viele, welche der Ruhm des Miltiades nicht schlafen ließ, bis auf unsern afrikanischen Reisenden Barth hin, ähnliche Unternehmungen zu wagen. Glücklich der Mensch, dem die Vorsehung frühzeitig eine große Idee in das Herz pflanzt, für welche er allein lebt und webt, in welcher er dann aber auch gewiß sein Lebensglück findet, wenn er sich für dieselbe gehörig ausgebildet hat! Natur und Gewöhnung hatten Humboldt eine rüstige Körperkraft und treffliche gute Geistesanlagen gegeben: eine ruhige Klarheit des Verstandes, ein scharfes Auffassungsvermögen, eine lebhafte Phantasie und Kombinationskraft, ein riesenhaftes Gedächtniß und einen feinen Geschmack; Erziehung, Selbstbeherrschung und äußere Stellung ihre Entwicklung begünstigt, und ausdauernde Thätigkeit seinen Geist mit einer Fülle von Wissenschaften und Fertigkeiten versehen, wie sie selten sich in einem Menschen vereinigen, wie sie aber nöthig waren, um nicht blos Amerika in das Gebiet europäischer Wissenschaft einzuführen, sondern auch das ganze Gebiet der Natur mit genialem Blicke zu überschauen. Eine gründliche Kenntniß der Mathematik, Astronomie, der Physik und Chemie, der Geognosie und Mineralogie, der Anatomie und Botanik und Fertigkeit in der Landschaftsmalerei, nebst Geschichts-, Alterthums- und Sprachkunde setzten ihn in den Stand, Natur und Völker scharf aufzufassen und in klassischer Weise zu beschreiben.

Mit dem reichsten Apparat, der wohl je nach Amerika gegangen ist, versehen, langten die Reisenden im Juni 1799 bei Teneriffa an, wo der Pik bestiegen, über die atmosphärische Luft Beobachtungen

angestellt, und die Basalte und Porphyrschiefer Afrikas untersucht wurden, und mit nicht geringerer Begeisterung als Columbus drei Jahrhunderte früher, ging die Reise der neuen Welt entgegen, wo sie im Juli den Hafen von Cumana in Südamerika erreichten. Nach allen Richtungen wurde nun das Land erforscht, die Längen der Hauptorte durch Beobachtung der Jupiterstrabanten gemessen; die reizenden Thäler von Aragua, der große See von Valenzin mit seiner prächtigen Vegetation und Karakkas besucht, das damals in seiner Glanzperiode sich befand, 1812 aber durch das Erdbeben der Natur, wie durch die Erdbeben der Völker: die Revolutionen, zerstört wurde. Hier und in Kumana hatten die Reisenden mehrfache Gelegenheit zu Beobachtungen über das Erdbeben. Vom antillischen Meere drangen sie durch die weiten Ebenen (Llanos), von Venezuela und Nieder-Orinocco, wo im grellsten Contrast sie sich aus einer tropischen Schweiz in Afrika's Wüsten versetzt sahen, das Reaumursche Thermometer auf 33 — 37° stand, der Erdboden auf 2000 Q.-Meilen nur 5 Zoll Abweichung der Bleiwage zeigte, und kein Grashalm in den heißen Monaten sprießt; wo Wassermangel, Sonnenhitze und Staub glühenden Wind aufgeregt, den Reisenden quälen und nur die Gestirne zu Wegweisern dienen, während in den Regenmonaten diese Steppen durch den Austritt der Tropenflüsse in Seen verwandelt und mit Schlamm bedeckt sind, so daß Ackerbau und Viehzucht gedeihen und Krokodille und Schilderschlangen (Boa) erzeugt werden. Dann erblicken wir die Reisenden wieder auf Kanots den Apure, die einzige Wasserstraße durch den dichtesten Urwald, in welchen sich die Steppe verwandelt, durchschiffen, und in den Orinocco (70° der Breite) einlenken, der eine unermeßliche Wasserfläche darbietet, aus der nur hin und wieder Krokodille auftauchen und zahllose Insekten den Reisenden belästigen. Doch brachten die Katarakte einiger Flüsse, die Todteninseln der alten Orinocco-Bewohner, die Bilderschriften auf den hohen Granitfelsen und die Gastfreundschaft einiger zerstreueten Missionare etwas Abwechselung in das einförmige Leben. In S. Fernando de Atabapa wurden die Kanots über die Landenge auf den Rio grande gebracht. Von S. Karlos ging die Reise in den Kassiquiare. Da nun dieser als Arm des Orinocco diesen Strom mit dem Rio grande verbindet, dieser aber ein Zufluß des Amazonenstromes ist: so war durch diese Untersuchung die Verbindung der zwei größten Stromgebiete außer Zweifel gesetzt! Die kriegerischen Indianer machten ein Vordringen zu den Quellen des Orinocco unmöglich; daher fuhren die Reisenden den Fluß bis Angostura wieder hinab, von wo sie nach überstandenem Tropenfieber wieder in Kumana anlangten. Nach einer Excur-

sion nach Cuba und Jamaica, wo er noch immer mit Kapitän Baudin zusammen zu treffen hoffte, sehen wir Humboldt wieder durch das nasse Thal des Magdalenen-Flusses, durch die Wildnisse des Choko nach S. Fe de Bogota vordringen, der Hauptstadt Neugranada's, mit ewigem Frühling. Die dortigen großen Katarakte, die Bergwerke, die durch Erdbeben entstandene natürliche Felsenbrücke von Icononza beschäftigten die Reisenden bis September 1801; sie entwarfen Karten, studirten die üppige Pflanzenwelt und drangen oft barfuß und durchweicht durch die Provinz Choco, das Vaterland der Platina, und die Goldwäschen von Quilichao bis an den Fuß der beschneiten Vulkane von Purace, deren Krater voll kochenden Wassers ist, und mitten im Schnee tobend Dünste von geschwefeltem Wasserstoff ausströmt. Nach einer mühsamen viermonatlichen Reise gelangten sie endlich den 6. Januar 1802 nach Quito, bei dessen freundlichen Bewohnern sie sich erholten, und 8—9 Monate lang Nachforschungen über den Boden und seine Produkte, die Gebirge und Vulkane, die alten Denkmäler und Sitten seiner ehemaligen Bewohner anstellten. Hatten die Tropenwälder und Riesenströme die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch genommen, so mußten die erhabenen Gestalten der Cordilleras noch mehr ihr Erstaunen erregen. Zweimal stiegen sie in den Krater des Vulkans von Pichincha, stellten Versuche über die Luft, ihre elektrische und magnetische Ladung, ihre Elasticität 2c. an. Auf dem Chimborasso stiegen sie 18,000 Fuß in die Höhe, bis eine Schlucht sie hinderte, den nur 1200 Fuß höheren Gipfel zu erreichen. In der dünnen Luft drang das Blut aus Augen, Lippen und Zahnfleisch, und sie erstarrten fast vor Kälte. Dann besuchten sie Riobamba und die 1797 durch Erdbeben unterwühlte Umgegend, stellten Untersuchungen über die Chinarinde an, überstiegen die Andes, sahen die prächtigen Trümmer der Chaussée von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Andes weg in 8—10,000 Fuß Höhe von Cusco bis Assonay geht, und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen versehen ist, beschifften den Amazonenfluß, um einen unbekannten Theil desselben näher zu bestimmen. Dann ging es wiederum über Andes nach den 12,000 Fuß über die Meeresfläche liegenden Silberminen von Hualguajak nach der Stadt Truxillo mit den Resten der ungeheuern peruanischen Stadt Mansiche, deren Pyramiden von der untergegangenen Welt der Inka's zeugten. Bei westlichem Herabsteigen hatten sie den überraschenden Anblick des großen Oceans und jenes langen engen Thales, wo Regen und Donner unbekannt sind, und die Einwohner in einer Art Theokratie glücklich in einem glücklichen Klima leben. — Erfreulich ist das Lob, welches Humboldt der zuvorkommenden, dienstfertigen, leutseligen Art ertheilt, mit welcher Civilbe-

hörden und geistliche Vorsteher der Missionen in gefälliger Aufnahme gewetteifert haben; „nie," bezeugt er, „haben die amerikanischen Spanier ihm Ursache gegeben, während seines ganzen Aufenthalts sich über Menschen zu beklagen." Selbst einer der Indianer, welchen er zuerst in einem Pirogue der Häfen von Kumana erblickte, Karlos del Pinos, leistete ihn auf seinen physikalischen Excursionen 16 Monate nützliche Dienste.

Im Januar 1803 schifften die Reisenden sich in Lima nach Guayaquill, seinen Palmen und Bananen und seinem fürchterlichen Vulkan Cotopaxi und nach Acapulco ein, nahmen dann ihre Richtung auf Mexiko, wo unter einem milden Klima Eichen, Tannen und europäisches Getreide gedeihen. Hier untersuchten sie die Silbergruben, die Porphyrlager und im Juli den südlichen Theil des Landes, die reichen Silberminen von Guanaxuato, die Bäder von Comagillos, den Vulkan von Jorullo, der sich 1759 in einer einzigen Nacht 1500 Fuß aus der Erde erhoben hat, und von mehr als zweitausend rauchenden Oeffnungen umgeben ist ꝛc. Ueberall machten sie neue Entdeckungen in diesem Wunderlande, von welchem man seit Cortez fast gar keine wissenschaftlichen Nachrichten erlangt hatte, das unserm Landsmann eine Beschreibung verdankt, wie sie sich kaum ein anderes Land zu erfreuen hat. In Mexiko ordneten dann die Reisenden ihre reichen Sammlungen (allein sechstausend Arten Pflanzen), gingen dann über Havanna nach Philadelphia und kamen im August 1804 nach Europa zurück, welches sie fünf Jahre früher verlassen hatten. Humboldt arbeitete in Paris, wo er längere Zeit verweilte, mit lebendiger Begeisterung an der Herausgabe seiner gesammelten Erfahrungen.

Die Resultate dieser Reise sind in der That unermeßlich. Humboldt hatte Amerika für die civilisirte Welt zum zweiten Male entdeckt, und wurde mit Recht als ein zweiter Columbus begrüßt. Es waren nicht metallische, sondern geistige Schätze, welche er eröffnet hatte. Die Erd- und Völker-, die Waaren- und Gewerb- und die Naturkunde im weitesten Sinne des Worts erfuhren durch diese Reise einen völligen Umschwung.

Das über diese Forschungen in französischer Sprache erschienene und ins Deutsche übertragene Werk zerfällt in mehrere Abtheilungen mit Karten und Abbildungen. Außer der historischen Beschreibung der Reise, in 6 Folio-Bänden, sind noch in besondern Abtheilungen die astronomischen Beobachtungen, die neu entdeckten Pflanzengeschlechter, die vergleichende Anatomie und Geographie der Pflanzen und Thiere, der Bau der Cordilleras, die Auflagerung der Gebirgsarten in beiden Hemisphären, nebst Naturgemälde der Tropenländer ꝛc. in blühend-klassischer Sprache in diesem Riesenwerke dargestellt, welchem

an innerm und äußerem Umfange (17 Fol.-Bde., 11 Quart-Bde.), an Gehalt und großartiger Pracht der Ausstattung, worin sich alle dabei in Betracht kommenden Künstler erschöpft haben, die neueste Literatur Europa's kaum ein anderes zur Seite stellen kann. Ein Exemplar der großen Ausgabe kostete schon 1844, wo viele Lieferungen noch nicht erschienen waren, 10,000 Fr. = 500 Frdor., doppelt so viel, als die berühmte description de l'Egypte, für deren Herausgabe die französische Regierung 3 Mill. Fr. vorschoß, während Humboldts Riesenwerk, obgleich die (1300) Kupfertafeln, Druck und Papier 840,000 Fr. oder 42,000 Frdor. kosteten, theils aus eigenen Mitteln, theils durch Subscriptionen, also durch die Gunst des Publikums zur Vollendung geführt wurde. Durch dieses Werk ist auch allen neuern Reisenden der Weg gewiesen und eine neue Schule der Reisebeschreibung gebildet, welche gerade in Deutschland ihre würdigsten Vertreter gefunden hat*).

Nachdem der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen an ihn, den er 1822 auf einer Reise nach Italien (wo Humboldt dreimal den Vesuv bestieg) kennen gelernt hatte, die ehrenvolle Einladung ergehen lassen, als des Königs wissenschaftlicher Rathgeber nach Berlin zu kommen, nahm er in seiner Vaterstadt seit 1827 wieder seinen bleibenden Wohnsitz. Hier eröffnete er am 3. November eine Reihe Vorträge über physische Weltbeschreibung frei in deutscher Sprache.

---

*) Was Humboldt für das spanische Amerika ist, der Enthüller eines bisher mit magischem Dunkel umgebenen ungeheuern Landes, das suchte der Prinz von Neuwied 1815 für Brasilien zu werden, dessen Zoologie ihm besonders viel verdankt, und die bayerischen Naturforscher v. Spix und v. Martius, deren Reisebeschreibung in 3 Büchern, mit naturgeschichtlichen Kupfern, besonders auch über die Ureinwohner Licht verbreitet; wie der Hamburger Lichtenstein, nachher Prof. in Berlin, 1799 den Süden, der Hamburger Barth 1850—1855 das Innere von Afrika, wie früher das Land rund um das Mittelmeer erforschte, während der Hamburger Overweg dort seinen Tod fand, und der Leipziger Vogel noch dort verweilt. Um die Kunde Asiens erwarben sich große Verdienste der Berliner v. Klapproth, russischer Hofrath, der Berliner Pallas, russischer Staatsrath; wie Leopold v. Buch, preußischer Kammerherr, um Norwegen, Lappland ꝛc. Die Verdienste, welche sich die Deutschen auch in neuerer Zeit um Länder- und Völkerkunde, um Geologie ꝛc. erworben haben, überwiegen, eben weil sie speziell für die Wissenschaft unternommen, und mit deutscher Gründlichkeit ausgeführt wurden, die Leistungen anderer Völker, selbst der Engländer, denen neuerdings R. Pauli eine Geschichte ihres eignen Volkes geliefert hat, von welcher sie selbst gestehen, daß sie keine so gelehrte, so genaue und so unparteiische Geschichte besitzen, und daß es ihnen wenig zur Ehre gereiche, einem Deutschen für die Ausführung eines Werkes verpflichtet zu sein, das ihnen von so unendlicher Bedeutung sei, weil sie nicht im Stande wären, ein Talent zu erziehen, welches ein solches Werk ausführe."

Der Zudrang der vornehmsten Herren und Damen wie Vieler aus dem Volke war ungemein groß; selbst der König fehlte keinen Abend.

Während Humboldt sich mit Vorträgen und der Herausgabe seiner Werke über Amerika beschäftigte, erhielt er vom Kaiser Nicolaus 1829 einen Ruf, in Begleitung von Rose und Ehrenberg Nordasien zu bereisen, „und zwar auf alleinige Kosten der Regierung, und nur zur Förderung der Wissenschaften.“ Und so sehen wir ihn im Frühjahr in seinem sechszigsten Jahre von Petersburg über Nischnei-Nowgorod auf der Wolga nach Kasan und zu den tartarischen Ruinen von Bulgari gehen, dann über Perm und Katharienburg an den Ural. Hier untersuchte er die gold- und platinenhaltigen Anschwemmungen, den großen Magnetberg Blagdogad, die berühmten Topas-Lager von Murzinsk (bei Nischnei-Tagilsk fand er ein großes Stück gediegenes Platina), den prächtigen Kolywansee mit seinen reichen Silberminen. Die Gegend erschien ihm wie Choko in Südamerika, und der kahle Alastuberg wie die Piks von Teneriffa. Von der Grenze der chinesischen Sungarei kehrten sie durch die Kirgisensteppe an den südlichen Ural zurück, fanden einige Zoll unter der Erde drei Stücke gediegenen Goldes von 28 und 43 Mark Gewicht, und schöne grüne Jaspis-Brüche bei Orsk. Dann wandten sich die Reisenden nach Orenburg zu den berühmten Steinsalzgruben bei Ilezki, beobachteten den nächtlichen Fang der Störe bei dem Hauptorte der Kosaken von Uralsk, den großen Salzsee Elton, das kaspische Meer, die schöne Herrnhuter-Kolonie Sarepta und kehrten über Astrachan nach Moskau zurück, indem sie überall den Barometerstand untersuchten, das Wasser chemisch analysirten, Sammlungen anlegten, und die Beschaffenheit des Erdbodens und die noch nicht gänzlich erloschenen Vulkane erforschten. — Die Aehnlichkeit des Urals mit den südamerikanischen Bergen und den Anschwemmungen an den Cordilleras von Choko und Sonora ließen Humboldt vermuthen, daß im Ural alle jene Schätze zu finden seien, welche jene reichen Länder Amerika's darbieten. Und wirklich fand er nicht allein Gold, Platina und Silber, sondern auch am europäischen Abhange des Ural, acht Meilen nördlich von Pissersk, Diamanten. Ein unermeßliches, einst so verachtetes Land, hat sich entfaltet, die Lage ist astronomisch bestimmt, die Oberfläche untersucht. Der Boden giebt reiche Ernten, und dem Schoße der Erde entströmen reiche Schätze an edlen Metallen, wie an edlen Steinen. Welche Aussicht für Rußland auf die edelsten Eroberungen durch die Kultur dieses Landes haben diese deutschen Forschungen eröffnet!

Am Schlusse des Jahres 1829 (28. December) langte Humboldt wohlbehalten wieder in Berlin an, ging 1830 mit vertraueten diplo-

matischen Aufträgen nach Paris, und benutzte dann seine Zeit theils zu wissenschaftlichen Werken, z. B. zu den kritischen Untersuchungen, über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, ein Meisterwerk geschichtlicher Forschung; theils über Klimatologie, worin seine asiatische Reise geschildert wird. Nicht weniger wirkte er anregend durch das lebendige Wort in seinen Vorlesungen, förderte das Studium auf eine fruchtbringende Weise, unterstützte Reisende mit Rath und That. — Wie seine Jugend noch in die Zeit des großen Friedrich und des nordamerikanischen Krieges zurückgeht, so fällt sein männliches Alter in das große Drama der französischen Revolution und des Napoleonischen Kaiserthums, der Zertrümmerung des deutschen Reiches und endlich der Erhebung des Vaterlandes. In seinem Greisenalter sah er noch das Ringen des deutschen Volkes nach Einheit und neuer Gestaltung seines politischen Lebens; aber wie sehr er auch ein Freund seines Vaterlandes und den wirklichen Fortschritten von Grund der Seele zugethan war: so fühlte er sich doch von einer unmittelbaren politischen Thätigkeit nicht angezogen: aber als Vertrauter zweier Könige, als ihr Begleiter auf Reisen, machte er seinen Einfluß zu Gunsten der Wissenschaften und wahrer Verbesserungen geltend. Sicher hatte der biedere Friedrich Wilhelm III. und der geistreiche Friedrich Wilhelm IV. an ihm einen wahrern und edlern Freund und Rathgeber, als Friedrich der Große an Voltaire! Auf seine Anregung haben sich Naturforscher aller Nationen vereinigt, um die Gesetze des Erdmagnetismus zu ergründen; Egypten und China haben ihre magnetischen Observatorien. — Seinen geliebten Bruder Wilhelm sah er 1835 mit Schmerz in seinen Armen verscheiden, wie so manche wissenschaftliche Größe, mit der er in unmittelbare Berührung gekommen: Schiller und Göthe, Wolf und Schleiermacher, Hegel, Stein u. a.

Aber noch in einem Alter, wo andere Gelehrten auszuruhen pflegen, in seinem vierundsiebenzigsten Jahre, begann er ein Werk, welches die Ergebnisse seiner einzelnen Untersuchungen auf die letzten Gründe zurückführen, in systematischen Zusammenhang bringen und auf die höchsten Ideen beziehen sollte. In seinem Kosmos (Welt) stellt er ein Weltgemälde auf, und legt dar, wie er alles Geschaffene im Erd- und Himmelsraume in dem Begriff einer physischen Weltbeschreibung gefaßt habe, und die Schönheit, Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur uns mit reiner Freude erfüllen und zur Anschauung des Göttlichen leiten soll; ein Ziel, das die neuere Naturforschung nicht vor Augen hat, und daher zu einer trostlosen Naturvergötterung gelangt. In dem ersten Bande dieses trefflichen und in der

Literatur einzigen Werkes, das auch deshalb in die Sprache aller gebildeten Völker übersetzt worden ist, schildert dieser Hohepriester der Natur die fernsten Nebelflecke, zu welchen das bewaffnete Auge zu dringen vermag, geht dann zu den zahllosen Sonnen und unserm Sonnensystem über, welches er eine „Weltinsel" im großen Weltenozeane nennt. Dann behandelt er nicht allein die Planeten, Monde und unzähligen Kometen in ihrer Beziehung zur Sonne, sondern auch die Asteroiden (Sternchen), deren kleinste die Sternschnuppen und Feuerkugeln sind, die um die Sonne kreisen, aber wenn sie von der Erde angezogen werden, als Meteorsteine ꝛc. auf dieselbe fallen. Sternschnuppenschwärme in regelmäßiger Wiederkehr hatte Humboldt in Amerika vielfach beobachtet. — Von der Sternenwelt führt er uns sodann auf die Erde, giebt wichtige Aufschlüsse über die unterirdische Wärme, welche noch jetzt in Erdbeben, Vulkanen und heißen Quellen ihre Thätigkeit zeigt, in der Urzeit aber die Erdrinde gehoben, Gebirge, Thäler und Meeresboden gebildet hat. Außer dieser Erdwärme zeigt er auf die geheimnißvollen Wirkungen des Erdmagnetismus hin, durch welchen auch das Nordlicht bedingt wird, auf das Luftmeer und seine Strömungen, auf Pflanzen, Thiere und Menschen. Der zweite Theil lehrt dann die Schönheit und Ordnung der Natur, die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers empfinden und bewundern, Geist und Gemüth daran erheben, und giebt eine höchst lehrreiche Geschichte von der physischen Weltanschauung. Ein dritter Theil soll noch folgen.

So umfaßt Humboldt mit seinem Wissen das ganze Leben unsers Planeten in allen dessen Beziehungen und Thätigkeiten; er ist nicht blos ein Mann Europa's, sondern beider Hemisphären, welche er durchreiset und durchforscht hat. Die Geologie und Naturhistorie, die Meteorologie und Seefahrt, der Magnetismus, die Geographie und Völkergeschichte, wie die Philologie und Alterthumskunde ꝛc. verdanken ihm unendlich viel. Spanier und Franzosen, Engländer und Deutsche rechnen diesen wunderbaren Mann zu ihren klassischen Schriftstellern, denn neben correctem Latein schreibt er spanisch, englisch und französisch mit gleicher Kraft, Gewandtheit und Meisterschaft, und die Franzosen mußten bei seinen öffentlichen Vorlesungen eingestehen, daß ihnen von ihren eignen Landsleuten selten eine solche Fülle des Ausdrucks, eine solche Klarheit und Correctheit des Styles dargeboten worden; wie denn an lebendigem Fleiß und wunderbarer Thätigkeit selten ein Mensch diesem deutschen Riesengeist gleich kommt, der fast in allen Fächern neue Bahnen gebrochen, und den Ruhm deutscher Wissenschaft und deutschen Namens über die Welt verbreitet hat.

IV. Schleswig-Holsteins Freiheitskämpfe.

24) Früheste Kämpfe gegen Wenden und Dänen.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutschen Volkes hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen.
Chemnitz.

Die große Halbinsel, welche sich nördlich von der Elbe an die Ost- und Nordsee bis ans Kattegat hinaufzieht, führt in ihrem nördlichen Theil den Namen: die cimbrische Halbinsel oder Jütland (die im Süden auch Süd-Jütland oder Schleswig heißt), und wurde in ihrem südlichen Theil aber Nord-Albingien (Nord-Elbingien) oder Holstein genannt. Durch die Auswanderung der Cimbern und Teutonen, durch den Kriegszug der Angeln und Sassen zur Eroberung und Germanisirung Englands (s. I. Thl. S. 13 und 61) verlor das Land einen bedeutenden Theil seiner Bevölkerung. Von Norden drangen daher die Dänen, welche mit den Norwegern und Schweden zu den germanischen Stämmen im weitern Sinne gerechnet werden, und seit 795 unter dem gemeinschaftlichen Namen: Normänner vorkommen, nach Süden vor; doch behaupteten sich im Osten vom Flensburger Meerbusen bis zur Schlei die Angeln, im Westen an den Küsten der Nordsee und auf den Inseln die Friesen (zum Unterschiede von ihren Brüdern, den West- und Ostfriesen an der Nordsee bis Holland: Nordfriesen genannt) und im Süden von der Schlei und Treene bis zur Elbe (Holstein)*], die Sachsen, deren Wohnsitze bis Westphalen und jenseits des Harzes sich erstreckten. Alle drei Völkerschaften (deren Nachkommen noch jetzt in Schleswig-Holstein neben einander wohnen) waren echt germanische Volksstämme, übereinstimmend in ihrer körperlichen Beschaffenheit: große Gestalten mit blauem Auge und blondem Haar, wie in geistiger Hinsicht durch ihre Liebe zu einer gesetzlichen Freiheit, durch Treue, Tapferkeit, wie durch ihre Religion (dem nordisch-germanischen Heidenthum) und durch ihre bürgerliche Verfassung, indem ihre Fürsten mehr Kriegsanführer als Herrscher waren, die öffentlichen Angelegenheiten dem Volke zur Berathung vorgelegt wurden, jeder Gau unter seinem Vorsteher stand, ihre Gerichte (Thing, Ding) im Freien gehalten wurden, und zwar in jedem Bezirk durch zehn bewährte Männer (eine Art Geschwornengericht).

*) Adam von Bremen (hist. eccl.) leitet das Wort ab von Holzaten, Holtsassen, die im Holze (Walde) saßen. Dann ist Holstein damals gewiß noch waldreicher gewesen, als jetzt; aber immer noch die erhebende Heimath der majestätischen Buche und der königlichen Eiche.

Diese Völkerstämme, welche seit Jahrhunderten eine Vormauer gegen das Eindringen der Dänen in Norddeutschland bildeten, in vielfachen Kämpfen gegen dieselben sich muthvoll nicht allein vertheidigten, sondern häufig Dänemark tief demüthigten, dann unter Einem Fürsten mit demselben (jedoch als selbstständiger Staat) verbunden, in Gefahr kamen, dem dänischen Reiche einverleibt zu werden: sie wurden in der neuern Zeit ihres deutschen Stammes und Namens sich wieder bewußt und suchten kräftig ihre Rechte zu vertheidigen, und verdienen darum noch eine besondere Beachtung.

In alter einfacher Weise (welche sich in dem kleinen Dithmarschen (Bd. 1. S. 280) bis zur Unterjochung durch die Dänen 1559 erhielt) lebten diese Völkerstämme in der dunkeln Vorzeit bei Viehzucht, Ackerbau, Fischerei und Seefahrt geschichtlich unbekannt bis ins achte Jahrhundert, obgleich es sicher ist, daß sie lange vor Karl dem Großen sich kriegerisch ausgebildet und mit ihren kleinen Fahrzeugen kühne Unternehmungen auf dem Meere vollführt hatten, von denen die Eroberung Englands gewiß nicht die erste war, bis sie durch den dreiunddreißigjährigen Freiheitskrieg gegen jenen mächtigen Kaiser, der alle christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen vereinigen wollte, geschwächt, die Herrschaft des Meeres den Normännern überlassen mußten. Wittekind und Albion*), welche sich ins transalbingische Sachsenland, d. h. Holstein geflüchtet hatten, unterwarfen sich endlich dem Kaiser und dem Christenthum.

Karl legte im Albingerlande feste Orte an: Essesfeld, jetzt Itzehoe, Bökelnburg, jetzt Burg in Dithmarschen, und Hamburg, wo er ein Erzbisthum zur Förderung des Christenthums stiftete. Von den vier Theilen des Landes wurde der nördliche: Holstein, der südliche: Stomarn, und der westliche: Dithmarschen, dem fränkischen Reiche einverleibt, und die beiden ersten zum Herzogthum Sachsen geschlagen, das letzte dem Grafen von Stade und dem Erzbischof von Bremen übergeben (bis 1145); den vierten östlichen Theil: Wagrien, überließ Karl den obotritischen Wenden**), welche nach der Völkerwanderung sich von Osten an die Seeküsten bis an

*) Petersen, † 1544 als Pastor in Oldenburg, nennt ihn in seiner plattdeutschen Chronik den ersten bekannten Fürsten im Lande Holstein; die Sachsen hatten aber damals Heerführer.

**) Sie zerfielen in mehre Abtheilungen: nördlich die Wagrier mit ihrem Hauptort Stargard, Altenburg oder Oldenburg, Abkömmlinge sind unter andern die Probsteier; südlicher und im Lauenburgischen, die Paluben mit der Hauptstadt Ratzeburg, dessen Dom noch manche wendische Alterthümer enthält, die Obotriten, Wilzen, Rhetrarier, Rugier in Mecklenburg, Pommern 2c.

den Kieler Meerbusen gezogen und ihm im Kriege gegen die Sachsen Beistand geleistet hatten; erst 1142 wurde es mit Holstein und Stormarn wieder vereinigt.

In kirchlicher Hinsicht unterwarf Karl das Land dem Erzbisthum Hamburg; doch scheint Meldorf in Dithmarschen schon vor Karls Zeit eine vom Bremer Bischof Willehad gestiftete Kirche gehabt zu haben, wie dessen Nachfolger schon vor Anschar (818) den Holsteinern das Evangelium predigte. In staatlicher Beziehung ließ er das Land durch kaiserliche Beamte, Grafen, regieren; die Holsteiner mußten Heeresfolge leisten, waren lehnspflichtig, durften aber sonst nach ihren eigenen Rechten und Gewohnheiten leben.

In Süd-Jütland oder Schleswig herrschte zu Karls Zeiten König Gotrik (Gottfried), welcher, aufgeregt durch die fränkischen Eroberungskriege, den Sachsen Hülfe leistete, und 808 gegen die Deutschen das Danewirk (Dänenwall) anlegen ließ, eine Verschanzung von der Treene (Nordeider) bis zum Hadebyer Noer (schleswigischen Meerbusen) oder der Schlei. 811 wurde die Treene zur Grenze bestimmt. Unter Karls schwachen Nachfolgern wurde das Nordalbingerland von Wenden und Normannen heimgesucht (Bd. I. S. 340). Der dänische König Gorm der Alte, tödtete oder unterwarf 900 die kleinen jütischen Könige und machte Jütland zur dänischen Provinz, wurde aber in einer großen Schlacht von Kaiser Heinrich I. besiegt, welcher 934 die alte Reichsgrenze wieder herstellte, bei Hadeby (Alt-Schleswig) eine Burg gründete, einen Markgrafen oder kaiserlichen Grenz-Kommandanten einsetzte und dadurch die nördlichste deutsche Markgrafschaft Schleswig gründete, während der Westen (Nordfriesland) seine Selbstständigkeit zu bewahren wußte. Der mächtige Kaiser Otto I. stiftete in Oldenburg ein Bisthum, gab 965 der bischöflichen Kirche zu Schleswig, Ripen, Aarhus (welche Gorms Vasall, Fürst Frotho, der ein Christ geworden, gestiftet oder erneuert hatte) eigne Gerichtsbarkeit und Befreiung von aller Schatzung seiner Grafen, und spricht überhaupt in der Urkunde als Oberlehnsherr Schleswigs. Zwar benutzte König Harald Blaatand (Blauzahn) des Kaisers Kriege mit den Ungarn, drang in die Stadt Schleswig ein, tödtete den Markgrafen und die dorthin verpflanzten sächsischen Kolonisten; aber 952 durchbrach Otto das Danewirk, trieb die Dänen unter großen Verheerungen bis zum Lymfiord, und zwang den König sammt Gemahlinn und Sohn, Sueno, zum Frieden und zur Taufe. Beschäftigt in Italien, wo er sich die Kaiserkrone aufsetzte, mit den Ungarn und Franzosen, welche er in ihre alten Grenzen zurückwies, fühlte Otto die Nothwendigkeit, die Nordgrenze des Reiches durch einen tapfern Mann hüten zu lassen, und übertrug daher sein ange-

stammtes Herzogthum Sachsen (wozu auch Holstein gehörte), seines Vaters Stärke und Ruhm, im Vollgefühl seiner Kraft dem tapfern, treuen Hermann Billung, der bereits die Böhmen unterworfen, und die Slaven über die Oder getrieben hatte, als erblichem Herzog*), Es kostete jedoch noch einen verzweifelten Kampf, ehe die wendischen Völker deutsche Hoheit, Sitte und das Christenthum annahmen. Mehr als einmal empörten sie sich (1013, 1042, 1066 ꝛc.) in Verbindung mit den Dänen oder Normannen, zerstörten Kirchen und Klöster, verwüsteten das Land, wobei Hamburg, wie Aldenburg (Oldenburg) bedeutend litten, und der Abt des Benediktinerklosters des heil. Georg in Ratzeburg, Ansver, an dem Orte, wo das steinerne Ansver-Kreuz steht (1066) **] erschlagen ward. Zwar war der mächtige Obotritenfürst Gottschalk in Wagrien (1047—1066) aus einem frühern Verfolger ein eifriger Anhänger des Christenthums geworden, und hatte alle Slaven zu bekehren versucht; er mußte aber dieses Unternehmen mit dem Leben bezahlen. Der feindselige Fürst der Rugier, Kruko, bemächtigte sich fast der ganzen mecklenburgischen und holsteinischen Ostseeküste. Der Erzbischof Adelbert von Hamburg († 1072) verlegte daher seinen Sitz nach dem gesicherten Bremen; lebte aber mit den sächsischen Herzögen, deren Gerichtsbarkeit er sich zu entziehen suchte, in beständiger Spannung. Er bemühte sich, die aufs neue zerstörte Stadt Hamburg wieder aufzubauen; als er aber nicht allein südlich vom Dome einen bischöflichen Palast mit Thürmen und Bollwerken aufführte, ließ der Herzog auf der andern Seite an der Alster ein festes Schloß errichten; und als jener auf dem Süllberge bei Blankenese eine Burg anlegte, bauete der Herzog eine ähnliche in der Stadt, welche die „neue Burg" genannt wurde, da, wo jetzt die gleichnamige Straße sich befindet. Diese Burgen wurden aber bald von den Wenden zerstört. Das war für die deutsch-christliche Ordnung der Dinge ein trauriges Ereigniß: die nordalbingischen Länder und ihre Hauptstadt Hamburg wurden nach Herzog Ordulf von Sachsen Tode (1071) mehrmals mit Feuer und Schwert verheert, die Kirchen zerstört, die Geistlichen ermordet, und wiederum leuchteten Brandopfer dem guten und bösen Gotte der Wenden. Vom

---

*) H. Billung besaß ansehnliche Allodial-Güter im Lüneburgischen: Vater und Bruder waren Grafen, und sein Bruder Amelang Bischof von Verden. (S. Staphorst, K. G. Meibom ꝛc.) Hermann wird als tapfer, geistvoll und von gefälligen Sitten geschildert.

**) Hier war der berühmte Kanzelredner Dräseke von 1804—1814 Prediger, dann in Bremen, † als Bischof der Provinz Sachsen den 25. Nov. 1849 in Potsdam.

deutschen Reiche war bei dem Kampfe Heinrichs IV. mit den Sachsen und dem Papste Gregor VII. kein Beistand zu erwarten. Ja, der unbesonnene Kaiser ging in seinem Bedrängniß so weit, daß er in einer Unterredung mit dem dänischen König Svend (1071) zu Bardewick mit diesem ein Bündniß gegen alle seine Feinde, namentlich gegen die Sachsen schloß, und ihm dafür alle Provinzen, die an das dänische Reich grenzen (nach Adam von Bremen und Bruno: das ganze transalbingische Sachsen, nach Lambert aber das unter dem Markgrafen Udo von Sachsen stehende Dithmarschen) zu versprechen. Zwar hatte Herzog Magnus von Sachsen die Bardengauer, Stormarn, Holsteiner und Dithmarscher zur Hülfe Buthues, des Sohnes Gottschalks, aufgeboten (er herrschte also unmittelbar als Erbe des väterlichen Herzogthums über jenem Volke); als aber Buthues mit 600 Bardengauer von Kruko*) in der Festung Plön belagert, und trotz der Kapitulation mit allen seinen Leuten verrätherisch niedergehauen ward (8. Aug. 1071) herrschte dieser mit tyrannischer Gewalt über alle Wenden, bis er auf Anstiften seiner Gemahlinn ermordet ward, deren Hand Heinrich, ein anderer Sohn Gottschalks, erhielt, der sich nun König der Wenden oder Slaven nannte, aber sich nur mit Hülfe Sachsens und Holsteins behaupten konnte. Nach seinem Tode**) verfiel sein Reich, und die Dänen suchten sich desselben zu bemächtigen.

Die Billunger starben indeß 1106 aus, das Herzogthum Sachsen kam an Lothar von Supplinburg, welcher vier Jahre später als Kaiser, um den Norden Deutschlands vor den östlichen und nördlichen Barbaren besser zu schützen, dem Lande Stormarn und Holstein in der Person des tapfern Grafen Adolph von Schaumburg an der Weser einen eignen tüchtigen Landesherrn, Regenten und Schirmherrn gab, der, zwar sein Vasall bleibend, doch alle seine Kraft für das angefochtene Land verwenden konnte: und so gelangte es, nachdem es dreihundert Jahre ein Theil des deutschen Reiches, hundertundfünfzig Jahre ein Theil Sachsens gewesen war, zu einer größern Selbstständigkeit und Blüthe unter dem Schaumburgischen Hause, welches bis 1459 (und ein Nebenzweig in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau

---

*) Petersen nennt ihn Krito, und sagt, daß unter Gottschalk das älteste Lübeck an der Schwartau gebauet worden sei; später 1194 wahrscheinlich von Kolonisten aus Westphalen und Friesland das jetzige an der Trave. Schedels Chronik erzählt: „Lübeck ist ursprünglich von Wickboldo, dem sächsischen Herzoge, an dem Ende, welches die Wenden, die nachher einen Theil des sächsischen Landes inne haben, Bucko nennen, erbauet."

**) Auf Heinrich folgte Swentupolk, dann Niklot, der Stammvater des jetzt noch in Mecklenburg herrschenden Herzoggeschlechts.

bis 1640) herrschte. Schleswig erhielt 1115 in Knud Laward (d. h. Lord, Herr) einem Brudersohne des Dänenkönigs Niels, seinen ersten Herzog, 1129 wurde er auch König der Obotriten, aber 1131 auf Niels Anstiften ermordet. Die Herzogswürde bekamen fortan Prinzen des dänischen, später vielfach mit den Grafen von Holstein verwandten Königshauses, jedoch blos für ihre Person, nicht erblich, sie war daher auch nicht immer besetzt. Auf Schleswigs erblichen Besitz machte zuerst Abel, Herzog seit 1231, Anspruch.

Herzog Lothar hatte sich in seiner Erwartung und Wahl nicht getäuscht, die Schauenburger bewährten sich als Regenten und Heerführer. Adolph II. (1130—1164) bauete Hamburg wieder auf, stellte den Dom und die Alsterburg wieder her, und 1143 das von den Obotriten zerstörte Lübeck an seinem jetzigen Platze, wo es bald sich blühend erhob. Um sich jedoch der Dänen gegen das mächtige Hohenstaufische Haus zu versichern, hatte Lothar, nachdem er Kaiser geworden, ihren König Kanut (ermordet 1134) mit den wendischen Ländern bis zur Peene belehnt, weshalb dieser sich zuerst: König der Wenden, nannte. Aus demselben Grunde hatte er seine Tochter dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern gegeben, und ihm das Herzogthum Sachsen gleichfalls übertragen. Der folgende Kaiser Konrad, ein Hohenstaufe, erklärte indeß den stolzen Heinrich in die Acht, und verlieh Sachsen an den Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Bären, und dieser ernannte Heinrich von Badewide zum Lehnsgrafen von Nord-Albingien, Adolph mußte eine Zeit lang weichen, bis Heinrich der Stolze und dessen Sohn Heinrich der Löwe (s. Bd. I. S. 157) sich wieder erhoben*). Mit ihrer Hülfe erhielt er nicht allein sein Land zurück, während Heinrich von Badewide sich

---

*) Die Cronika der Sassen erwähnt Lübeck: „do greue Adolfus wedder krach (wieder kriegte, erhielt) syn lant to holten — buwede (bauete) eine Stadt geheiten Buco, twischen der wakenisse (Wackenitz) und der traue (Trave) un let de heten lübke" Lübeck wächst zum Schaden Bardewiks, Heinrich der Löwe verlangt daher die Hälfte der Stadt vom Grafen, und verbietet bis dahin den Handel, dat me to lubke nicht scholde kopen und vorkopen, sunder (außer) wat von noten to eten unde to drinken (von Nöthen zu essen und zu trinken) unde let de sulten (Salzwerk) to oldeslo stoppen (verstopfen). Dann heißt es: de stadt lubke verbrende reyn ut, do ginge de Koplude to hertogen hinriken dem lauwen (Löwen) unde clagenden oere not. (Dieser verlangt Abtretung der Städte, auf die Verweigerung beschließt er mit den Kaufleuten eyne nygen stadt up dem flete der Waknitz zu Roßberg zu bauen und Löwenstadt (Leuenstadt) zu nennen. Der Graf giebt nach und der bequeme Platz wird wieder bebauet und bald blühend. Vgl. Dr. Geffcken: Lübeck in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, nebst großer Ansicht der Stadt.

mit Ratzeburg begnügen mußte, sondern bezwang auch die Obotriten, vereinigte Wagrien mit Holstein und Stormarn, beförderte das Christenthum unter den Wenden durch Vicelin (s. Bd. I. S. 89) und zog fremde, vor Ueberschwemmungen fliehende Kolonisten, theils aus Friesland in die Gegend von Süsel, theils aus Holland um Eutin, theils aus Westphalen nach Ahrensböck; die Ueberreste der Wenden in der Propstei und anderen Theilen Wagriens blieben, wurden aber Leibeigne ihrer holsteinischen Herren. — Dem mächtigen Herzog Heinrich dem Löwen stand er tapfer zur Seite, um die Macht der Wenden zu brechen und die deutsche Herrschaft bis an die Ostsee auszudehnen; verlor aber, tief von Heinrich betrauert, in der blutigen Schlacht von Demmin, 1164, das Leben. Sein Sohn Adolph III. kämpfte gleichfalls für den Herzog in Westphalen 2c., veruneinigte sich aber mit ihm, als er sich willkürlich behandelt glaubte, und des Kaisers Friedrich I. Acht den Herzog traf. Heinrich entriß ihm deshalb 1180 Holstein, welches der siegreiche Kaiser ihm jedoch wieder einräumte. Während jedoch Adolph diesem nach Paläſtina folgte, kam der nach England verbannte Löwe plötzlich zurück, nahm Stade, Hamburg, Lübeck, Itzehoe, Plön 2c. weg, zerstörte Bardewick; doch gelang es dem eilends zurückkehrenden Adolph, sein Land mit Hülfe anderer Fürsten wieder zu erobern, und als der gebeugte Herzog endlich im Grabe Ruhe fand, wurde Adolph unabhängig von den sächsischen Herzögen.

Die Zersplitterung des unter Heinrich so mächtigen Herzogthums Sachsen war für den deutschen Norden ein Mißgeschick, gab aber den stets nach Ausdehnung ihrer Macht gegen Süden, besonders die deutschen Ostseeländer begierigen Dänen eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer Pläne. König Waldemar I. hatte vom Kaiser Friedrich I. Rügen und Pommern als Reichslehen sammt dem Titel: „König der Wenden" zu erlangen gewußt und die deutschen Reichstage besucht. Sein Sohn Kanut VI., Herzog Heinrichs Schwiegersohn, hatte sich nicht allein Esthlands bemächtigt, sondern machte auch Versuche auf Holstein**). Durch seinen Bruder Waldemar (seit dem Tode des Vaters Herzog von Schleswig) ließ er Holstein wiederholt

*) Die Hamburger gaben das Geld dazu her, erhielten dafür einen kaiserlichen Freiheitsbrief, worin Adolph sich einiger Hoheitsrechte begab, und der Stadt Zollfreiheit bewilligte.

**) Der berühmte Erzbischof von Roschild Absalon (Axel) † 1201, war die rechte Hand der letzten dänischen Könige im Felde wie im Reichsrathe. Er veranlaßte Kopenhagens Gründung durch den Bau eines Schlosses Axelhuus am Sunde, das man später wegen seiner Lage und seines guten Hafens, Havn, oder Kiöbmänds-Haven, Kaufmannshafen, nannte.

angreifen, sich des Schlosses Rendsburg (Reinoldsburg) bemächtigen, um dadurch freien Eintritt in die Länder des Grafen Adolph zu gewinnen. Nachdem er ihm durch Bestechung und List viele Freunde und Unterthanen abwendig gemacht, fiel er mit einem großen Kriegsheere in Holstein ein. Adolph hatte das Unglück, bei Stellow unweit Itzehoe 1201 eine Schlacht zu verlieren, sammelte in Stade einige Mannschaft, ging nach Hamburg, wo die Bürger (s. Petersen) des Herzogs Besatzung verjagt hatten, wurde dort jedoch belagert, gefangen, mit Ketten und Banden belegt und durch die Länder seiner ehemaligen Herrschaft höhnend ins Dänische geführt. Als Waldemar bald darauf nach seines Bruders Tode den Königsthron bestieg, mußte sich ganz Nordalbingien nebst Dithmarschen und die Städte Hamburg und Lübeck (Lauen- [Leuen-, Löwen-] burg hielt sich am längsten), ihm unterwerfen, und 1203 ließ er sich zu Lübeck als König der Dänen, Wenden und Herr von Nordalbingien ausrufen. Die Thronstreitigkeiten zwischen Kaiser Otto IV. (Heinrich des Löwen Sohn) und König Friedrich II. kamen ihm bei diesen Eroberungsgelüsten zu Hülfe. Anfangs wandte er sich auf die Seite des ersten, seines Verwandten, dann trat er zu Letzterm über, der ihm dafür 1214 alle nordalbingischen Länder förmlich abtrat: denn leider! schaueten die Hohenstaufen, zu ihrem und des Reiches Unglück, zu viel nach Italien!*)

Das ersehnte Ziel schien jetzt erreicht, Waldemar hatte seine Herrschaft bis zur Elbe ausgedehnt, und als er nun auch 1204 in Norwegen und Preußen siegreich gekämpft und sich nach und nach zum Herrn der ganzen Ostseeküste bis Liefland gemacht hatte; als Adolph 1203 seine Freiheit nur unter der schmählichen Bedingung wieder erhielt, alle seine Länder an den König abzutreten, und zwei seiner Söhne als Geißel zu stellen; als der einst so streitbare Held, der seinen Ruhm bis nach Palästina getragen, durch dieses unerhörte Mißgeschick seinen Muth gebrochen fühlte, sich auf seine Stammburg

---

*) Auch Stade suchte der König zu gewinnen, indem er die Streitigkeiten über die Erzbischofswahl in Bremen, wo das Domkapitel 1208 den schleswigischen Bischof Waldemar, einen unehelichen Sohn König Kanuts, erwählte, dem aber das dabei unberücksichtigte Hamburger Domkapitel den Dompropst Burchardt entgegenstellte. Waldemar bauete die Schwingenburg bei Stade, ging aber nach Abfall der Bremer ins Kloster Loccum (1217), wo er an einer unbekannten Stelle den aus Bremen entwendeten ungenähten Rock Christi eingemauert haben soll. (S. Wiedemann's Geschichte von Loccum 1822). Hat ihn dort der Bischof Arnoldi entdeckt und an einen wunderthätigeren Ort, nach Trier, gebracht, oder giebts mehrere dergleichen Röcke wie mehrere Köpfe, Glieder und Leiber einiger Heiligen?

Schaumburg zurückzog und nicht wieder nach Holstein kam: da, so schien es, hatte Holsteins letzte Stunde geschlagen, und seine Deutschheit war zu Grabe gegangen!

Doch die Dänen, in thörichtem Stolz und kurzsichtigem Uebermuth, verkannten auch damals den Sinn des Volkes: sie wollten das Land danisiren, legten ihm dänische Gesetze auf, setzten dänische Amtleute ein, ernannten den Grafen Orlamünde zum Statthalter mit unumschränkter Vollmacht. Bald äußerte sich eine dumpfe Gährung, die Einwohner wurden der dänischen Herrschaft und des dänischen Uebermuthes herzlich müde: nur fehlte ein Mittelpunkt. Vom Kaiser, Reich und dem Landesherrn (der sich deutschehrlich durch Vertrag gebunden hielt) verlassen, war die Ritterschaft des Landes durch lange Kriege und schwere Brandschatzungen verarmt und entmuthigt, und das Volk schien sich, wenn auch mit stillem Ingrimm, dem Dänenjoche zu fügen. Aber während die Männer schwiegen, die Ritter ihre Waffen ruhen ließen, handelte eine Frau.

---

25) Eine holsteinische Heldin.

Seht sie, die still, als noch die Schand' uns drückte,
Ein deutsches Herz im freien Busen trug,
Die stolz hinab auf fremden Schimmer blickte,
Mit strengem Spott den Feigen niederschlug.

E. Schulze.

Die Freifrau Deest von Kellingdorp in der Kremper-Marsch, ausgezeichnet durch hohe körperliche und geistige Vorzüge, erhob sich zur Rettung des deutschen Landes.

Sie lud die Edlen, auf deren patriotische Gesinnung sie rechnen zu dürfen glaubte, zu sich in die Wilstermarsch. Die Ritter kamen ohne Waffen, in feiner Hoftracht, denn sie meinten, von der als gastlich und lebenslustig bekannten Frau zu einem Banket geladen zu sein. Aber wie staunten sie über den Empfang, der ihnen auf Schloß Kellingdorp wurde.

Große schwarze Fahnen hingen von den Thürmen. Die Dienerschaft, in ärmlicher Trauertracht, harrte am Thore und führte die Gäste schweigend in einen großen Saal. Das Licht des Tages war ängstlich abgesperrt, eine matt flackernde Lampe verbreitete unheimliche Dämmerung durch den weiten Raum. Die Wände waren schwarz behangen, alles Geräthe war entfernt, nur an der Vorderwand hing

ein großes Schild. Als die Ritter, beklommen, neugierig, hinzutraten, um das Zeichen des Schildes zu sehen, da sahen sie, wie Holsteins Landeswappen von einem dänischen Troßknechte mit der Keule zertrümmert und mit Füßen getreten ward.

In diesem Augenblicke trat die Freifrau ein, kriegerisch gewappnet, wie die Heldinnen der fabelhaften Vorzeit. Ein schwarzer Harnisch umhüllte die edle Frauengestalt; nur am Helmknauf ragte wie ein flammendes Feuerzeichen eine rothe Feder.

Die überraschten Ritter waren keines Wortes mächtig. Da trat die Burgfrau mit erschütterndem Schmerze in ihren edlen Zügen auf die Männer zu und sprach:

„Nicht ich, edle Holsten, sondern das Vaterland bietet Euch diesen betrübenden und beschämenden Gruß. Hier seht Ihr bildlich das Elend und die Schande unsers guten Landes Holstein. Aber draußen waltet leider nicht die Nacht und Stille der Trauer wie hier. Die helle Sonne geht über Holstein auf und beleuchtet in Hütten und Palästen: Sorglosigkeit, Feigheit, Freudengelage. Und doch ist unser deutsches Land von den Dänen beschimpft und geknechtet. Sollten nun Männerherzen stark genug sein, diese Schmach zu ertragen: ein Frauenherz erträgt sie nicht länger. Doch kein Vorwurf entweihe diese Stunde. Wir müssen einig sein, wenn wir wieder erringen wollen, was wir durch Uneinigkeit verloren. Ich weiß, daß Ihr in heiligem Rachegefühl mit mir einig seid; ich lese es in Eurem flammenden Männerauge. Aber ich lud Euch, auf deren Gesinnung ich vertraue, zu mir, um zu erfahren, ob Ihr geneigt seid, die Gesinnung durch die That zu beweisen. Ich frage Euch, ritterliche Vertreter Holsteins, wollt Ihr in dänischer Knechtschaft hinsiechen, wollt Ihr Eure Kinder zu Knechten Dänemarks erziehen, wollt Ihr in dänischer oder deutscher Erde ruhen?"

Ein zornsprühendes: „Deutsch und frei!" donnerte durch den Saal; dann trat der Aelteste der Ritter zu der hohen Heldenfrau hin und sprach:

„Wir danken Dir, edle Frau, ritterliche Landsmänninn, für das Vertrauen, mit welchem Dein hohes Herz uns ehret. Ja, wir sind mit Gut und Blut dem Vaterland ergeben, welches uns durch Dein flammendes Wort an unsre Pflicht mahnt. Schämen müßten wir uns, daß eine Frau zuerst zur That schreitet, wenn wir nicht eben darin eine glückverheißende, höhere Weihe unsers Unternehmens freudig erkennen müßten. In diesem Glauben und nach altdeutscher Sitte fragen wir Dich, hohe Frau, welche Wege, welche Mittel der Befreiung zeigen sich Deinem gotterleuchtetem Geiste?"

„Was meinem Geiste sich offenbaret," rief die Freifrau, „es ist das göttliche Wort: Ein Volk ist frei, wenn es frei sein will! Welchem Volke dieser Wille fehlt, dem fehlt die Ehre. Wo aber dieser ehrenhafte Wille ist, da ist auch die Kraft des Vollbringens, und reicht sie nicht zum Siege aus, so genügt sie doch gewiß zum ruhmvollen Tode. Dies ist der ganze Plan unserer Befreiung, Ihr Männer! Lieber rühmlich sterben, als geknechtet leben!"

Mit hochaufflammender Thatenlust wiederholten die Männer diesen Ruf. Jetzt zog die Edelfrau ihr Schwert und trat mitten in den Kreis der Ritter. Auf den Wangen der mannhaften Frau glühte die Himmelsröthe der Begeisterung, aus ihren Augen strahlte belebende Freude und Zuversicht. Sie hob das Schwert hoch auf und rief: „So beschwören wir in dieser feierlichen Stunde den heiligen Lebens- und Todesbund! Schwört, Ihr Männer, bei dem Schwerte, welches Euch eine schwache Frauenhand darreicht, bei dem Schwerte, welches durch Eure männliche Berührung zu männlichen Ritterschlägen gestählt werden soll!"

Sie hielt das Schwert hin; die Ritter drängten sich im dichten Kreise herum und legten die Finger auf die Klinge. Ein Augenblick feierlicher, hochandächtig bewegter Stille! Dann sprach die Freifrau aus tiefster Seeleninnigkeit, mit hoch zum Himmel aufreichender Hoffnungsseligkeit die heiligen Worte: „Deutsch und frei!" „Deutsch und frei!" bekräftigte der Männerschwur.

Hierauf traten die Edelknappen ein, und brachten neu geschmiedete, blitzend geschliffene Schwerter. Auf jedem stand das Losungswort: „Deutsch und frei!" —

Die Freifrau küßte jede Klinge und reichte sie den Rittern, die einzeln vortraten und vor dem hohen Frauengenius das Knie beugten.

Der Verabredung gemäß sandte man hierauf einen vertraueten Boten nach Schauenburg, um Adolf III. aufzufordern, daß er heimkehren, sich an die Spitze der gegen Dänemark Verschworenen stellen und das Land seiner Väter befreien möchte. Aber der tiefgebeugte Mann war nicht zu bewegen. Er habe genug mit des Schicksals Tücken gekämpft, und wolle nun in Frieden sterben. Zudem habe er sein Wort gegeben und Geißel gestellt. Mit diesem trostlosen Bescheide entließ er den Botschafter des getreuen Holsteins.

Diese Kunde verbreitete Niedergeschlagenheit unter den verbündeten Rittern. „Nun fehlt unserm Streben vor den Fürsten, vor Kaiser und Reich die Berechtigung. Man wird uns gemeinen Eigennutzes beschuldigen, man wird uns als Rebellen verdammen, wenn wir zu den Waffen greifen." So sprachen die zaghaften Männer, und wollten Holstein verloren geben. Da blieb wieder die Helden-

frau allein aufrecht und ruhig. „Wir wollen noch einen Versuch machen, den Grafen zu gewinnen, und selber will ich zu ihm gehen!" rief sie, und rüstete sich sogleich zur Reise.

Aber schon war sie den dänischen Zwingvögten verdächtig geworden, und jeder ihrer Schritte wurde von Spähern belauscht. Sie mußte zu einer List ihre Zuflucht nehmen. Es wurde das Gerücht verbreitet, die Freifrau von Kellingdorp sei schwer erkrankt. Das Burggesinde zeigte tiefe Bekümmerniß, vertraute Aerzte und die Frauen der verschworenen Freunde machten zum Schein häufige Besuche auf Kellingdorp. Indessen zog die Burgfrau in männlicher Pilgertracht zum Stammschlosse der Grafen von Holstein, und gelangte glücklich an Ort und Stelle.

Als sie den Nesselberg zu Schauenburg hinanstieg, kam ihr eine zu ritterlichem Spiel vereinigte Schaar von Bauernjungen entgegen, angeführt von einem Edelknaben, in welchem die Freifrau sogleich den Sohn des Grafen Adolph erkannte.

Als die Knaben den Pilger erblickten, umringten sie ihn, der Prinz trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Willkommen, Pilgersmann! Der Berg ermüdet Euch, setzt Euch hier im Schatten zu uns, ich will Euch Brot und Wein holen lassen, und Ihr mögt uns Etwas von Eurer Pilgerfahrt erzählen."

Willig that die Freifrau, wie ihr geheißen, und wißbegierig fragte der Prinz: „Woher kommt Ihr, guter Mann?" „Ich komme aus Holstein."

„Aus Holstein?" rief der junge Graf, von freudiger Ueberraschung überglüht. „Holstein ist mein Vaterland! erzählt mir, wie sieht das Land aus, wie geht es dort?" „Ach, da kann ich Dir nur Trauriges erzählen," versetzte die Pilgerinn. „Dein Vaterland, mein guter, kleiner Landsmann, ist freilich ein schönes, grünes, gottgesegnetes Land, aber im Herzen seiner Bewohner herrscht tiefe Trauer. Holstein hat Ueberfluß und Segen an allen Lebensgütern, aber das höchste Gut hat es verloren, die Freiheit und Ehre. Die Feinde beherrschen es, die Feinde verschwelgen seinen Reichthum und beschimpfen seinen Namen!"

„Und wer ist schuld an diesem Unglück?" rief Holsteins Grafenkind, zornglühend ans Spielschwert greifend.

„Holstein schmachtet in dänischer Knechtschaft," sprach die Pilgerinn, „weil Holsteins Herr, Graf Adolf III., sein treues Land verlassen und den Dänen preisgegeben hat."

„Du beschimpfest meinen Vater!" schrie der Knabe mit drohend erhobenen Händen, „Das sollst Du büßen, Du abscheulicher Lüg-

ner!" Und er befahl seinen Gespielen, den Pilger zu packen und ins Schloß zu schleppen.

Die Edelfrau freuete sich dieses Zufalls, und ließ sich willig vor den Grafen ins Gericht führen.

Als der Knabe hier mit glühemdem Eifer seine Klage vorgebracht hatte, sprach der Graf mit wehmüthigem Ernste:

„Es freut mich, mein Sohn, daß Du Dich meiner Ehre so ritterlich annimmst; aber geh hin, und gib dem Pilger ein Geschenk, und laß ihn in Frieden ziehen, denn ich sage Dir, Adolf, der Mann hat Recht, obwohl ich nicht anders thun konnte, als ich gethan."

„Gottes Segen über dieses Wort!" rief hier die Freifrau, warf die Pilgertracht ab und stürzte dem Grafen zu Füßen.

„Holsteins treues Volk kniet vor Euch, Herr, und fleht um Eure Herrschaft, um durch sie die verlorne Freiheit und Ehre wieder zu gewinnen. Habt Ihr in vergangener Unglückszeit nicht anders handeln können, so hat jetzt die Zeit sich günstig geändert. Die Edelsten Holsteins harren Eurer in sehnsüchtigster Ungeduld. Sobald Euer Fuß Holsteins Boden betritt, steht das ganze Volk auf, und Holstein wird frei, Eure und unsere Ehre wird gerettet sein."

Zitternd, in tief innerster Erschütterung, hob der Graf die flehende Frau empor, und ihre begeisternde Rede drang mit Zaubergewalt in seine Seele. Aber das Verhängniß seines dem Feinde gegebenen Ehrenwortes schien den Grafen unbezwingbar. „Ich darf, ich kann nicht!" rief er und rang verzagend die Hände.*)

Da rief endlich die Freifrau: „So gebt uns Euer Kind, so gebt uns Holsteins Kind zurück! Laßt diesen Knaben mit mir ziehen, damit er einst für Eure Ehre kämpfe, für die schon jetzt sein kindliches Herz so edel erglüht. Ich will ihm Mutter, jeder Holste wird ihm Vater sein. Seine Gegenwart wird unser Volk begeistern und die Feinde schrecken. Wir wollen ihn zum Rächer und Retter groß ziehen. Er wird es vollbringen, mir sagt es in diesem feierlichen Augenblicke eine heilige Ahnung. Ich sehe ihn als Holsteins sieghaften Herrn!"

Als endlich selbst das Kind, vom ruhmvollen Geiste über sein kindliches Alter erhoben, seine Bitten mit denen der Frau vereinigte, legte der Vater segnend die Hände auf das Haupt des hochberufenen Kindes, und weihte es zum Opfer für das Vaterland.

---

*) „Es steht mir (s. Petersen) nicht zu; die Dänen sind mächtig, es würde meinen Geißeln und Bürgen großen Schaden bringen; dazu habe ich Eid und Gelübd' gethan, nimmer gegen die Dänen wegen der Fürstenthümer Holstein etwas zu unternehmen."

Nun wurde die sorgfältigste Verabredung getroffen. Die Frau von Kellingdorp schwur dem Grafen die weiseste Vorsicht bei dem Rettungswerk. Das Ehrenwort des Vaters sollte heilig geschont, Nichts sollte in seinem Namen, Alles nur für den Sohn unternommen werden. Auch sollte kein gewaltsamer Schritt gethan werden, der das Leben der Geißel gefährden könne.

Glücklich gelang es der mütterlichen Sorgfalt der Frau, das gräfliche Kind in die Wilstermarsch zu bringen.

Auf dem Schlosse Kellingdorp wurde der Knabe als des Landes heiligstes Kleinod gehegt und geschirmt.

Die Kunde von seiner Anwesenheit flog wie ein Himmelsruf in die Herzen der treuen Holsten. Aus allen Gauen des Landes pilgerten von Zeit zu Zeit die deutschen Männer nach Kellingdorp, um sich durch den Anblick des hohen Landeskindes zum Kampfe zu stärken. Mit jedem Tage wuchs nun die Zahl der zur That entschlossenen Patrioten. Geschützt durch das treu bewahrte Geheimniß gediehen die mit rastloser Emsigkeit ins Werk gesetzten Vorbereitungen der Rettung, während Holsteins Grafenkind unter treuer Mutterpflege der Frau von Kellingdorp freudig und kräftig seiner hohen Bestimmung entgegenreifte. Bald fühlten die Patrioten sich stark und muthig genug zur ernsten offnen That.

Die Ersten der Landesedeln, die Freifrau von Kellingdorp an der Spitze, traten vor den dänischen Amtmann zu Segeberg, den ärgsten Quäler und Schänder des deutschen Landes. Sie erklärten, daß sie fürder nicht mehr dem dänischen Rechte gehorchen wollten. Sie verlangten ihr heimisches Ding und deutsches Recht, welches ihnen angeboren und obendrein von dem König bei der Uebergabe Segebergs und der erzwungenen Huldigung verbürgt sei.

Der tyrannische Amtmann fuhr die Beschwerdeführer, wie Geßler und Landenberg die Schweizer, rauh an. „Ich bin ein dänischer Amtmann," rief er hochfahrend, „und mit des Königs von Dänemark gnädigster Vollmacht hier im Lande. Ich werde dänisch Recht sprechen und den deutschen Ungehorsam dänisch strafen, das merkt Euch, Ihr Herren, die Ihr des dänischen Rechtes als bezwungene Rebellen gar nicht werth seid." Eure Pflicht ist es, um dänische Gnade zu flehen und für sie in unterthänigem Gehorsam dankbar zu sein."

Da er aber die drohende Haltung der Versammlung (welche, wie die Chronik sagt: begunte unter Ogen to knurren) bemerkte, hielt er es für gerathen, einzulenken, um Frist zur Einholung von Verhaltungsbefehlen zu gewinnen. Daher sprach er: „Des Königs von Dänemark väterliche Gnade erlaubt mir, gegen Eure Widerspen-

stigkeit Gnade für Recht ergehen zu lassen. Darum sage ich Euch dies: Ich weiß Nichts von Euren deutschen Rechten, und ich brauche als dänischer Amtmann Nichts von ihnen zu wissen. Aber ich will im Geiste der königlichen Gnade mich darnach umsehen. Einstweilen suchet auch Ihr Eure vermeintlichen Rechte zusammen und kommet wieder, mir solche zu zeigen."

Diesem Verlangen zu genügen, entfernten sich die Holsten, ihren tiefen Groll noch bezwingend. Das dänische Recht aber wurde inzwischen zu noch drückenderem Unrecht.

Da stellten sich die Edeln, zahlreicher als das erste Mal, wieder zu Segeberg ein, und legten des Landes wohlverbriefte Rechte und Freiheiten vor. Der Amtmann aber hatte den Befehl erhalten, den deutschen Aufruhr mit rücksichtsloser Gewalt im Keime zu ersticken. Deshalb schrie er in roher Heftigkeit: „Enthalten diese schmutzigen Wische Eure Rechte, so beweiset Ihr selber, daß Euer Recht todt ist. Das dänische Recht ist aber des Königs lebendiger Wille. Diesem müsset Ihr gehorchen, denn Ihr seid Unterthanen Dänemarks. Wollt Ihr mir ferner zudringlich sein mit Eurem deutschen Rechte, so werde ich Euch behandeln, wie man zudringliche Bettler behandelt. Meine dänischen Fanghunde sollen Euch Euer Recht in die Ohren bellen und in die Gurgel beißen."

Da flogen die deutschen Schwerter aus der Scheide. „Siehe, unser gewöhnlich altes Recht wollen wir mit dem Schwerte vertheidigen. Giebst Du Gewalt für Recht, dänischer Prahler, so soll Dein treuloses Dänenherz das deutsche Recht auf der Spitze unserer Schwerter lesen." —

Als der dänische Amtmann die Vermessenheit und Kühnheit der Holsten sahe, und bemerkte, daß ein Aufruhr im Werk sei, ergriff er die Flucht, wurde aber verfolgt und nebst den Seinen niedergehauen. Von der Zeit entstand das Sprüchwort: „Die Holsten vertheidigen ihr Recht mit dem Schwerte."

Die Kunde dieser That flog schnell durchs Land und der Racheschlag zuckte aller Orten, wo die dänische Gewalt am empörendsten gewüthet.

Zum Aeußersten entschlossen setzten die Holsten rasch ihre festen Plätze in Vertheidigungszustand. Ueberall war die Freifrau von Kellindorp mit Rath und That an der Spitze der Unternehmung. Der Hauptstützpunkt der vaterländischen Sache war die treue Stadt Itzehoe. Man befestigte sie eilig durch einen tiefen Graben, und noch war er nicht vollendet, als ein dänischer Heerhaufen anrückte und eine heftige Bestürmung begann. Die Holsten vertheidigten sich mit unbezwingbarer Tapferkeit, und suchten zugleich inmitten des heißen Kam-

pfes die Verschanzung zu vollenden. Da mieden die Dänen den fruchtlosen Kampf, und suchten die Stadt durch Einschließung zu gewinnen. Sie warfen ringsum Wälle auf und schnitten alle Zufuhr ab. Die Lage der Patrioten wurde sehr bedenklich. Der Kern ihrer Mannschaft und die Seele der ganzen Unternehmung, die Freifrau, waren in der Stadt eingeschlossen, und die Erhebung des Landes war noch nicht organisirt. Fiel Itzehoe den Feinden in die Hände, so war die Hoffnung Holsteins auf lange, vielleicht auf immer, vereitelt. Da kam wunderbare Hülfe. Zweimal an einem und demselben Tage schwoll die Stör so hoch an, daß sie alle Werke der Dänen zerstörte und das Belagerungsheer in die äußerste Todesgefahr brachte. Dies entmuthigte die Dänen, und sie zogen ab. Der Rettungstag heißt (nach Petersen) noch jetzt in Itzehoe der „Bürgertag,“ und das war das Fest der Geburt Mariä; und da die Freifrau in ihrer wundervollen Heldengestalt die Führerinn des Kampfes gewesen, so entstand die Sage, die himmlische Jungfrau selber habe für Holstein gekämpft.

Die dänischen Befehlshaber fühlten sich augenblicklich nicht stark genug, den Kampf fortzusetzen, und da Dänemark eben damals in innern und äußern Fehden verwickelt war, so befahl der König, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen.

Auch die Holsten begnügten sich für diesmal mit dem errungenen Erfolg, der ihre Hoffnung zur Zuversicht steigerte. Noch war der junge Graf nicht wehrhaft, und die Zeit schien zur Vollendung noch nicht günstig genug.

Aber beim Siegesfest zu Kellingdorp setzte die Freifrau ihrem Pflegling den Grafenhut auf, und man huldigte ihm in Erwartung einer günstigern Zeit als Adolph IV. im Stillen.

---

*) Vergl. Schuselka's, Christiani rc. holsteinische Geschichte.

26) Norddeutschlands Befreiungskampf bei Bornhövdt.

Bornhöved, o Bornhöved, du wundervoller Klang,
Wo einst der Arm der Holsten der Dänen Stolz bezwang.
Da triesten alle Schwerter von rothem Feindesblut,
Da standen alle Herzen in rother Zornesgluth:
Das war ein wildes Schlagen, ein wilder Waffentanz,
Der Freiheit galt's und Ehre des theuern Vaterlands.
H. Zeise.

König Waldemar II. stand jedoch auf dem Gipfel seiner Macht, und Niemand schien ihm die Herrschaft über den Norden und die Ostsee streitig machen zu können. Zwar zog Kaiser Otto in Verbindung mit den Bremern trotz der Bannbulle des Papstes nach Holstein, wo die Hamburger 1215, der Dänenherrschaft müde, den Kaiserlichen die Thore geöffnet hatten: der geschlagene Otto mußte über die Elbe zurück, die Grafschaft Stade und das Bisthum Bremen wurden verheert, dann zog der König über das Eis der Elbe und belagerte Hamburg. Obgleich die Stadt sich tapfer vertheidigte, so schnitt ihr der König durch Anlegung einer Schanze im Eichholze auf einer Anhöhe, welche deshalb Feendsberg (Feindsberg) genannt wurde, woraus später der Name der Straße Venusberg entstand, durch Einpfählung und Einkettung der Elbe auf der westlichen, wie durch Albrecht von Orlamünde, welcher bei dem Dorfe Schiffbeck lagerte, auf der östlichen Seite die Zufuhr ab, verheerte die ganze Umgebung, und zwang sie, sich nach sechsmonatlicher Belagerung auf gute, aber nicht gehaltene Bedingungen zu ergeben. Zwei Jahre (1218) später überließ er die Stadt dem Grafen Albrecht, wahrscheinlich als Unterpfand für Besoldung und Auslagen für siebenhundert Mark löthigen Silbers (24,000 Mark lübisch), nachdem er sie bedeutend ausgesogen hatte. Wahrscheinlich bedurfte er Geld zu seinem großen Eroberungszuge nach Esthland. In Preußen und Pomerellen hatte er bereits 1210 und 1211 bedeutende Landstrecken gewonnen, 1258 drang er, von den Schwertrittern und dem Erzbischof von Riga unterstützt, in jenes Land ein, legte die Festungen Reval und Dorpat an, und zwang die Esthen zum Christenthum*). Großen Ruhm hatte sich Waldemar erworben, und schien durch siegreiche Züge den Namen: der Siegreiche, mit Recht zu führen.

*) Das dänische Banner war in einer blutigen Schlacht verloren gegangen; da soll in der großen Schlacht bei Wollmer die Danebrog-Fahne (roth mit weißem Kreuze) siegbringend vom Himmel gefallen sein, bis sie 1500 von den Dithmarschern erobert wurde.

Dänemark, Schleswig, Holstein, Lauenburg, Mecklenburg und Pommern, die Küsten von Preußen, Cur-, Esth- und Liefland, also die ganze südliche Küste der Ostsee, waren ihm, der sich König der Dänen, Gothen und Wenden nannte, unterworfen; ein Heer von 160,000 Mann und 1400 lange Schiffe standen ihm zu Lande und zur See zu Befehl; außer jährlich 100,000 Mark Strafgelder, nahm er noch täglich 600 Mk. gemünzten Geldes und 60 Last Getreide, 13 Schiffpfund Butter, 9 Schiffpfund Honig, 27 Ochsen, 300 Schafe und 200 Schweine an Natural-Lieferungen ein. In stolzem Gefühle seiner Macht fuhr er einher; wer mochte Holstein seiner Hand entreißen? Aber bald mußte er die Erfahrung machen, daß Uebermuth selten gut thut und Hoffart vor dem Falle kommt!

Der König hatte seinem Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin, nicht allein einen Theil seiner Besitzungen (wie Kaiser Albrecht dem Herzog Johann von Schwaben) vorenthalten, sondern auch dessen Vertrauen, der ihm während eines Zuges nach Palästina Weib und Kinder in Obhut gegeben, schändlich gemißbraucht. Den brennenden Zorn über diese Unbill verschloß der Graf bei seiner Rückkehr tief in der racherfüllten Brust; überfiel aber den König nebst seinem Sohne nach einer Jagd auf der kleinen Insel Ly-oe (Ly, denn oe heißt Insel) 1223, und führte beide auf einem bereitliegenden Schiffe auf das Schloß Dannenberg und dann nach Schwerin, wahrscheinlich dem Schutz der Feinde des Königs vertrauend. Zwar drohete der Papst mit dem Banne, zwar bot der Kaiser Geld für die Freilassung, zwar setzten die Dänen des Königs Neffen, Albrecht von Orlamünde zum Reichsverweser ein, und dieser zog mit einem Heere und mit Geld auch dadurch versehen, daß er den Bürgern Hamburgs seine Ansprüche für 1500 Mark löthigen Silbers verkaufte und ihnen große Freiheiten verbriefte, heran, wurde aber im Januar 1225 bei Mölln von Graf Adolph, dem Bremer Erzbischof ꝛc. geschlagen, gefangen, und mit König Waldemar in denselben Thurm zu Schwerin eingesperrt. Die Lübecker befreieten sich von der fünfundzwanzigjährigen Dienstbarkeit der Dänen, indem sie im Juni bei Gelegenheit eines Festes die dänische Besatzung in der Burg überrumpelten*), und vom König Friedrich II. die Reichsfreiheiten erhiel-

---

*) Alexander, dessen Geschlecht aus Soltwedel (Salzwedel) stammt, war ein kluger Kaufmann in Lübeck und sein älterer Bruder Johann Rathsherr. Als dieser einst über die Bedrückung der Dänen klagte, welche die Burg inne hatten, erwiderte Alexander, „wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich schon helfen.“ Deshalb berief man ihn einst aufs Rathhaus, und

ten*). — Graf Adolf gelangte wieder in den Besitz seines Landes, und bestätigte den Hamburgern und Lübeckern die ihnen von dem dänischen Statthalter ertheilten Privilegien, um diese Städte für sich zu gewinnen. Endlich kam es unter Vermittelung des Papstes und Kaiser Friedrichs II. durch den dazu abgesandten Großmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, welcher am 4. Juli 1224 in Dannenberg anlangte, zum Frieden. Der König mußte ein Lösegeld von 45,000 Mk. löthigen Silbers (eine halbe Million Thaler), alle Reichskleinodien außer der Krone, 300 Zimmer, à 40 Stück kostbares Pelzwerk, 1000 Ellen flandrischen Scharlach zur Kleidung von 100 Rittern und 100 Pferde geben, dem deutschen Reiche alle nordalbingischen Länder und das Wendenland (außer Rügen) abtreten, dem Grafen Adolph das noch von Dänen besetzte Schloß Rendsburg ausliefern, den Lübeckern und Hamburgern das Handelsrecht durch ganz Dänemark bestätigen, und mit einem Eide geloben, sich weder selbst noch durch Bundesgenossen zu rächen, endlich seine drei Söhne zu Geißeln geben.

Kaum war er jedoch den 21. December der 2½jährigen Haft entlassen, als er, unähnlich dem holsteinischen Grafen, sein Versprechen brach, und den Grafen Albrecht vom Papste des Eides entbinden ließ, und beide fielen, unterstützt durch den Schwestersohn des Königs, Otto von Lüneburg und den Nordfriesen, mit einem starken Heer in Holstein ein, und nöthigten die Dithmarscher zur Heeresfolge.

---

fragte ihn um Rath. „Wenn ich Bürgermeister wäre, würde ich nicht mit Gewalt, sondern mit List helfen; die Burg ist zu fest, die Dänen können die ganze Stadt in Brand stecken.“ Johann trat ihm seinen Platz ab. Nun ging er täglich auf die Burg, trank, jagte und spielte mit den Hauptleuten. Diese lud er dann am Maifeste 1226 vor der Stadt ein; der Befehlshaber kam auch mit wenigen Rittern und war lustig bis gegen Abend. Dann zogen eine Anzahl Leute aus Alexanders Behausung, in Frauenkleidern vermummt, mit einem großen Fasse Bier tanzend vor die Burg und erklärten den Dänen, Herr Alexander schicke es ihnen, damit sie sich auch erlustigen möchten. Die Dänen öffnen das Burgthor, der Wagen fährt schnell hindurch, während die Masken sich an die Thorwärter drängen und ihre Schwerter ziehen, andere Bürger herbeieilen und sie überwältigen. Nun bringt Alexander dem Hauptmann einen Becher, der auf das Wohl des befreieten Lübecks geleert wird, und zeigt den Ueberraschten die Fahne Lübecks auf der Burg.

*) Der vom Reiche einzusetzende Vogt solle von den benachbarten, an die Stadt grenzenden Orten genommen werden, und auch über das Kastell Travemünde walten, Niemand solle an der Trave eine Burg bauen, und von den Bürgern im ganzen Herzogthum Sachsen keine Accise erhoben werden, kein Fürst oder Herr solle ihnen die Zufuhr ihrer Bedürfnisse hindern oder im ganzen Reiche gegen sie das Strandrecht üben.

Doch der Treubruch half ihm auch nicht. Der Geist der Freiheit, der Haß gegen die Fremdherrschaft war einmal in den Herzen der holsteinischen Deutschen erwacht: Adolph IV. trat mit dem Herzoge von Sachsen, dem Erzbischofe von Bremen, der Grafen von Schwerin und den Lübeckern in ein Bündniß. Am 22. Juli 1227, dem Maria-Magdalenen-Tage, kam es bei Bornhövdt, zwei Meilen von Segeberg, in einer weiten, hohen, haidereichen Ebene des mittlern Holsteins, wo auch am 7. December 1813 die von den Franzosen unter Davoust im Stiche gelassenen Dänen den Deutschen und Schweden weichen mußten, zu einer blutigen Schlacht. Dem Könige, der das Mitteltreffen befehligte, stand der Graf Adolph gegenüber, dem dänischen Prinzen Abel und dem Herzoge von Lüneburg auf dem rechten und linken Flügel der tapfere Lübecker Bürgermeister Alexander von Soltwedel und Albert von Sachsen; die Reserve der Deutschen wurde durch den Erzbischof von Bremen und die der Dänen durch die Dithmarscher gebildet, welche einsehend, daß sie mit den Dänen gegen ihre eigne Freiheit fochten, ihrer deutschen Nationalität eingedenk und ihrer Freiheit innerhalb des deutschen Reiches, bereits mit dem Grafen Adolph in Unterhandlung getreten waren, und auf das Versprechen, frei zu bleiben und nur die kirchliche Hoheit des Bremer Erzbischofs anzuerkennen, ihren Uebertritt versprochen hatten. Der Kampf begann mit großer Erbitterung, der Sieg schwankte, die entgegenstehende Sonne blendete und die Hitze ermattete die Deutschen; der König, diesen Umstand benutzend, drängt eifrig vor, einige Schaaren gerathen in Unordnung und wanken. Graf Adolph sprengt von einem Flügel zum andern, sucht ihren Muth zu stärken, hebt zum Himmel die Hände, und thut das Gelübbde: „Hiliger God, ick spöre (spüre) dine mächtige Hülpe (Hülfe) un ick will ock (auch) nich undankbar erfunden werden. Wenn du mi de Feende (Feinde) überwinden helpest, will ick thon (zum) Denkmal diner Genade tho (zu) diner Ehren un thon Andenken disser Victoria Kerken (Kirchen) oprichten, un will my aller minschlichen Dinge begäwen (begeben) un tho dinem Deenst my sülwest (selbst) gäwen, un in een Kloster gaan (gehen).“ Auch Lübecks Feldherr gelobt des Tages in seiner Stadt zu gedenken.

Mag es nun sein, daß in Folge dieses Gelübdes, wie Albert Cranz rc. berichten, die heilige Maria Magdalena mit ihrer Schürze, oder mag eine Wolke die Sonnenstrahlen abgehalten haben; mag der Zuruf und das Beispiel eines erfahrnen Anführers wie Adolph die Seinen ermuntert oder die Dithmarscher, der Verabredung gemäß, ihre Schilde umgewendet und den Dänen in den Rücken gefallen

sein*), so daß sie sich wenden mußten, und die Sonnenstrahlen ihnen ins Gesicht kamen. Genug, die Dänen erlitten eine gewaltige Niederlage. Vier Tausend deckten das Schlachtfeld, Herzog Otto und drei Bischöfe wurden gefangen, der König, durch einen Pfeilschuß eines Auges beraubt, sinkt bewußtlos zu Boden, und nur die Treue eines deutschen Ritters**), der ihn aufs Pferd nimmt, und auf heimlichen Wegen nach Kiel führt, bewahrt ihn vor Tod oder neuer Gefangenschaft.

Diese glorreiche Schlacht rettete Holsteins und Norddeutschlands deutsche Nationalität und machte der Dänenherrschaft für immer ein Ende!***) — Die Lebensfrage des deutschen Nordens, ob dänische oder deutsche Herrschaft, Sprache, Sitte und Bildung, war für die letzte entschieden. Das Holsteinvolk und die Holsteingrafen hatten als echte Markgrafen den Dänen ein: „Bis hierher und nicht weiter," entgegengesetzt. Zwar versuchte Waldemar noch einmal 1228 das Verlorne wieder zu gewinnen, griff Rendsburg, dann Itzehoe und Segeberg an; aber der frühere so sieggewohnte König war überall unglücklich, suchte daher den Frieden, gab Lauenburg für seinen gefangenen Feldherrn Albrecht von Orlamünde, verheirathete sogar seinen Sohn Abel mit Adolphs Tochter Mathilde. Adolph war nun wieder Herr über Stormarn, Holstein und Wagrien, Dithmarschen ein Freistaat unter erzbischöflich bremischer und unmittelbarer Reichshoheit; Lübeck und Hamburg (welches zwar laut Vertrages weder Leute noch Kriegssteuer zu geben brauchte, aber freiwillig 20,000 Mk. löthigen Silbers hergegeben hatte) wurden, obgleich beide Adolph für ihren Schutzherrn erkannten, immer mehr und mehr selbstständig.

---

*) S. (Ranzau) wahrhaftiges kurzes Verzeichniß des Krieges... wider die Dithmarscher. Straßb. 1569: „Von ihren Schilden das underst ob sich wenden."

**) Nach einer lieblichen Volkssage soll der Ritter, welcher den umherirrenden König nach Kiel geführt, Adolph selbst gewesen sein; dort sprach der König zu seinem Retter:

„Jetzt öffne Dein Visir,
Und nenne Deinen Namen,
Die That belohn' ich Dir."
Der hebt sich hoch im Sattel, und öffnet das Visir;
Da sieht der Dänen König in brauner Locken Zier:
„Den Holstengrafen Adolph, der muthig um sich blickt,
Und seines Auges Blitze ins Herz der Feinde schickt."
Drauf wendet er den Rappen, als Alle staunend schaun,
Und reitet zu den Seinen im frühen Morgengraun.

H. Zeise.

***) Vergl. Dahlmann, Geschichte von Dänemark.

Noch lange wurde in Lübeck der Sieg mit Festlichkeiten und Almosenspenden gefeiert, und Bugenhagen gedenkt noch des Tages in seiner Lübecker Kirchenordnung, und sagt: darümme singet fröliken Te Deum; aber seit 1805 wurde auch die kirchliche Feier abbestellt: immer doch ein fast sechshundertjähriger Dank, während manche unserer Zeitgenossen in blöder Verblendung die Feier der Leipziger Schlacht schon nach vierzig Jahren abgeschafft wissen wollten! — Graf Adolph hielt nach glücklicher Beendigung dieses gefährlichen und bedeutungsvollen Kampfes seinen feierlichen Einzug in die Stadt Hamburg, seine gewöhnliche Residenz, dann begann er dort den gelobten Bau des Marien-Magdalenen- und des Johannis-Klosters und ihrer Kirchen, für Franzikaner und Dominikaner errichtete er 1233 das Seeken- (Siechen-, Kranken-) Haus, dem die Vorstadt St. Georg ihr Entstehen verdankt, gab der Neustadt gleiche Rechte in Benutzung der auf gräflichem Gebiet liegenden Wiesen und Felder, stiftete zwei Jahrmärkte; die Stadt machte dagegen bei der Hochzeit des Prinzen Abel mit Adolphs Tochter ein Brautgeschenk von 200 Mk. Silber.

Nachdem Adolph mit seiner Gemahlinn Hedwig von der Lippe einen Pilgerzug zur Befestigung des Christenthums nach Liefland gemacht, ging er den 13. Aug. 1240 in das Marien-Magdalenen-Kloster, nachdem er zuvor seinem Schwiegersohn Abel die Vormundschaft über seine unmündigen Söhne und über seine Länder übertragen, und diese zur treuen Erfüllung ihrer Regentenpflichten ermahnt hatte. Durch diese Entsagung der Regierung trat Holstein als selbstständiger Staat auf und Schleswig in genauer Beziehung zu demselben. Adolph übte in seinem Novizen-Stande strenge die Mönchspflichten und entzog sich selbst dem Betteln um Lebensmittel nicht, dann pilgerte er nach Rom, um die Erlaubniß zur Priesterweihe zu erhalten, welche den 20. December 1244 in Lübeck stattfand. Seine erste Messe las er in der Kapelle zu Bornhövd, die zweite zu Marien-Magdalenen in Hamburg und ging dann selbst in das Marienkloster zu Kiel, wo er den 8. Juli 1261 starb und vor dem Altare (nicht wie Thraziger behauptet, zu Marien-Magdalenen in Hamburg) begraben liegt. Sein Muth, seine Tapferkeit, Gerechtigkeit und Klugheit sichern ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte. Seine Gemahlinn bauete ein Kloster zu Harvstehude (hude = Hütung, Weide, vielleicht nach dem Besitzer Herbert) und trat als Aebtissinn ein. Ihm wurde den 13. August 1821 auf dem Adolfs-Platze in Hamburg vor der abgebrochenen Marien-Magdalenen-Kirche ein Denkmal errichtet (jetzt auf dem Walle vor dem neuen Klostergebäude). Das Johanniskloster wurde bei der Reformation eine Gelehrtenschule, in neuer Zeit sammt der

Kirche abgebrochen, aber als Kloster für eingekaufte unverheirathete Mädchen zwischen dem Deich- und Steinthor wieder aufgeführt.

Die Söhne Adolphs: Johann I. und Gerhard I., denen Abel den 8. November 1241 zu Hamburg die Regierung Holsteins übergab, theilten sich das Land, da sie sich über das gemeinschaftliche Regiment nicht vereinigen konnten, und nur die wichtigste Stadt derselben, Hamburg, blieb unter ihrem gemeinschaftlichen Schutz. Dadurch entstanden erst zwei Linien, die Kieler, Nachkommen Johann's, welche Wagrien nebst Kiel, und die Rendsburger, Gerhard's Nachkommen, welche Holstein und Stormarn erhielten. Jene starb nach siebenzig Jahren aus, dagegen erhielt 1307 ein Graf Schauenburg, welcher auch die Stammgrafschaft an der Weser besaß, die Grafschaft Pinneberg als selbstständigen Antheil, welche 1649 wieder mit dem Ganzen vereinigt wurde. Diese Theilung schwächte die Macht Holsteins, glücklicherweise fand eine gleiche Theilung nach der Sitte des Zeitalters auch in dem feindseligen Dänemark statt.

König Waldemar, welcher in seinem letzten Jahre als Gesetzgeber auch durch das in Schleswig gültige jütische Low- (Gesetz-) Buch (1240) dem Reiche bessere Dienste geleistet, als durch seine Kriegslust, starb den 28. März 1241. Vor ihm war schon sein Sohn und Mitregent, Waldemar, gestorben, und Knud, welcher die Provinz Bleking jenseit des Sundes erhalten sollte, in einer Schlacht geblieben; daher wurde Erich König, Abel erhielt Schleswig und Christoph Laland und Falster. Dänemarks Größe sank schnell dahin; die Söhne des einst so hochfahrenden Waldemar bereiteten sich durch bittere Feindschaft gegenseitig ein grausenhaftes Geschick; Erich Plogpenning (Pflugpfennig, von einer Abgabe, die er sich von jedem Pfluge bezahlen ließ), suchte nicht allein Schleswig, dessen erbliche

---

*) Diese Linien theilten sich noch weiter. Nach Johann's Tode und Begräbniß im Dom zu Hamburg (1265) fand eine neue Theilung statt. Der eine Sohn (Adolph V.) residirte in Segeberg, der andere (Johann II.) in Kiel. Letzterer † 1317, vertheilte noch bei Lebzeiten sein Ländchen: Er selbst blieb in Kiel, sein Sohn Johann bekam Bramstedt und Plön, Nicolaus: Oldeslohe, Adolph VI.: Segeberg (erschlagen 1315). Das Rendsburger Erbe wurde nach Gerhards Tode (1281) unter Heinrich I. († 1305), Gerhard II. († 1314) dem Blinden, getheilt. Des Letztern Sohn war Johann (Henneke) der Milde († 1359), mit dessen Sohne Adolph VII. diese Linie ausstarb. — Heinrich I. hinterließ jedoch zwei Söhne, Johann und Gerhard den Großen, dessen Söhne Heinrich der Eiserne und Nicolaus waren. Diese Theilungen, so wie die unter den dänischen, schleswigschen und holsteinischen Fürsten häufig vorkommenden Namen: Waldemar, Erich, Johann, Gerhard ꝛc. erschweren das Verständniß.

Freiheit urkundlich festgestellt war, wieder mit der Krone unter mancherlei Vorwänden zu vereinigen, sondern auch auf Holstein warf die dänische Ländergier ihre Blicke. Der König verwüstete Schleswig, und durch einige mecklenburgische Bundesgenossen Holstein. Abel und Christoph vergalten Gleiches mit Gleichem, erobern Ripen und Randers, die Lübecker verwüsten Kopenhagen; die Holsteingrafen belagern Rendsburg. Dieser Stadt will der König zu Hülfe kommen, aber die Nordfriesen bringen ihm eine Schlappe bei. Auf der Flucht faßt er den Entschluß, seinen Bruder Abel in Schleswig zu besuchen, welcher ihn freundlich aufnimmt und eine Aussöhnung in Aussicht stellt. Bei Tische entsteht jedoch ein heftiger Zwist, Abel giebt den Einflüsterungen des vom König aus Odensee verjagten Bischofs und eines dänischen Edelmanns, Lage Gudmundson, nach, läßt seinen Bruder in Ketten legen (9. August 1250) und in einem Boote über die Schlei wegführen. Gudmundson, des Königs Todfeind, eilt ihm nach, zwingt ihn, in einer benachbarten Kapelle zu beichten, läßt ihn enthaupten, und den Körper, mit Steinen beschwert, in den Möfund (Missunde) versenken, wo die Möven noch jetzt: Erich, Erich! rufen sollen. Abel, den Mord von sich abwälzend, wurde nun den 1. November zum König erwählt. Er berief zwar, um sich auf den mit Bruderblut befleckten Throne zu behaupten, die Reichsstände, denen auch Abgeordnete der Städte beigesellt wurden, während die vorigen Könige Adel und Geistlichkeit übermäßig erhoben hatten; aber mit wenig Gewinn für die Städte und die Krone, deren er nicht eigentlich froh wurde. Die Nordfriesen wollte er zu einer Schatzung zwingen, denen sie, als ihren Privilegien entgegen, sich nicht unterwerfen wollten; vergebens beriefen sie sich auf diese, und baten mit Hinweisung auf ihr Unvermögen, um Nachsicht. Dies bestärkt aber den König in seiner Absicht, sie als Aufrührer zu behandeln, er zieht mit einem überlegenen Heere in das kleine Land und lagert sich plündernd bei Oldensworth. Einmüthig fassen nun die sieben Gemeinden den Beschluß, ihre von Karl dem Großen herstammenden Freiheiten bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Sie aber überfallen ihn und sein Heer, daß es, Lager, Geld und Schiffe im Stiche lassend, die Flucht ergreift; bei Altarbleck will er sich halten, wird aber wieder in die Flucht geschlagen, bei Koldenbüttel vertritt ihm ein anderer Haufen den Weg und hält ihn einen halben Tag auf. Da vergessen die Eiderstedter und Utholmer Essen und Trinken in den eroberten königlichen Gezelten, fallen ihm in die Seiten, ereilen und erschlagen ihn den 29. Juni 1252, nachdem er kaum $1\frac{1}{2}$ Jahre sich der Königswürde erfreut hatte. Sein Leichnam fand, der Sage

nach, im Dom zu Schleswig keine Ruhe, und als man ihn in einen benachbarten Morast warf, und den Sarg mit einem Pfahl in den Boden befestigte (übrigens eine altnorddeutsche Strafe), zog er noch nächtlich auf feurigem Rosse, von Hunden begleitet, in wilder Jagd zu der Stätte des Brudermordes!

Die Friesen kehrten mit Ruhm und unbezwungen zurück, trennten sich nun gänzlich vom dänischen Reiche, und begaben sich unter dem Schutze der schleswigischen Herzöge, mit Beibehaltung ihrer Unabhängigkeit, gegen eine Abgabe (Schutzgeld).

Von Abel's Söhnen, Waldemar und Erich, war der erste bei seiner Rückkehr von der Universität Paris auf Anstiften des Erzbischofs von Köln festgehalten worden, und sein Oheim Christoph, Herzog von Laland und Falster, benutzte diesen Umstand, wie den Haß, der auf Abel's Andenken haftete, um sich auf den Thron zu schwingen. Als Vormund seiner Brudersöhne verlangte er von Heinrich Aemeltorp (Meldorf), die Huldigung wegen des Schlosses Skilfiskiov und Swinborg, die dieser pfandweise besaß, weil der König kein Recht habe auf verpfändetes Erbgut der Prinzen, und schlug den König, als dieser Gewalt brauchen wollte, mit großem Verluste zurück; dann suchte er die Erblichkeit des Herzogthums Schleswig anzutasten, welche zweifelhafter Natur war, je nachdem man sie dem deutschen oder dem dänischen Lehnsrechte gemäß betrachtete, da letzteres nur auf Lebenszeit oder so lange der König wollte, Gültigkeit gab. Die Königinn Wittwe Mathilde, bemerkend, daß man ihre Söhne von der Thronfolge auszuschließen beabsichtige, fürchtend, daß die dänischen Könige, wie sie Friesland und die Dithmarschen einzuverleiben gesucht, auch nach Holstein zum Schaden ihrer Brüder und deren Nachkommen ein Gelüste haben könne, nahm alle Urkunden, die sich auf Wendenland und Nordalbingien bezogen, namentlich die, welche Waldemar I. und II. vom Papst und Kaiser erhalten, im Originale weg, vernichtete sie aus Haß gegen die Dänen, und wird daher bei Langenbeck (Bd. I. S. 165) und Huitfeld (S. 234) „ein gewisses deutsches Weib, eine Tochter des Teufels" genannt*). Es sollen jedoch beglaubigte Abschriften vorhanden sein. Sie verheirathete sich zum zweiten Male 1254 an Birger Jarl von Schweden. Die holsteinischen Grafen Johann und Gerhard, die Nothwendigkeit fühlend, das Land gegen Dänemark zu schützen, nahmen sich aber der

---

*) Has literas, post mortem regis Abel, quaedam mulier teutonica, filia diaboli, destruxit in odium Donorum.

Sache ernstlich an, und verlangten erst in freundschaftlichem Schreiben Schleswig für ihren Schwestersohn Waldemar als erbliches Lehn: seine Weigerung veranlaßte den ersten Kampf um eine selbstständige Stellung Schleswigs (1253). Die Grafen mit ihren deutschen Bundesgenossen bekamen nicht allein das ganze Herzogthum, sondern auch durch die Lübecker Flotte und den berühmten Aemeltorp: Moen, Falster rc. in ihre Gewalt, so daß der König zu dem Versprechen gezwungen wurde, den Abelschen Prinzen nicht nur ihre Erbgüter in Dänemark, sondern auch dem losgekauften Waldemar bei seiner Volljährigkeit das Herzogthum Schleswig zu übergeben. Doch suchte er bis dahin, in der Eigenschaft eines Vormundes, das Land mit den durchdachtesten Bedrückungen heim, auch gelang es ihm 1257, Laland wieder mit der Krone zu vereinigen. In dem Streite mit dem Erzbischofe von Lund, Jacob Erlandson, dem Primas des Reiches, der die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate aussprach, ließ der König den Erzbischof von zwei Dienern gefangen nehmen, wurde aber dafür mit seinem Lande vom Papste in den Bann gethan, von dem Chorherrn Arnfaß (1259) nach dänischen Berichten) mittelst einer vergifteten Hostie gemordet. Sein Sohn Erich von Glipping (entweder wegen seines Blinzeln mit den Augen oder wegen seiner Falschheit) bestieg unter Vormundschaft seiner Mutter, der Königinn Margarethe von Pommern, nach vielfachen Verhandlungen mit Adel und Geistlichkeit den Thron, wollte aber eben so wenig als sein Vater den Herzog Erich II. von Schleswig, der seinen Bruder Waldemar 1256 beerbt hatte, im erblichen Besitz wissen. Die Grafen von Holstein, denen auch das immer mehr aufblühende Hamburg tapfer beistand (welches 1258 von ihnen große Privilegien und das Stück Land vom Millernthor bis Altona und Harvstehude eingeräumt erhalten hatte) kamen den Schleswigern zu Hülfe. In der Nähe von Schleswig auf der Lohhaide wurde den 28. Juli 1261 der Lehnsstreit mit den Waffen entschieden. Das dänische Heer erlitt eine völlige Niederlage; die Gefangennehmung des jungen Königs und seiner Mutter, der Tod vieler dänischen Großen vervollständigte Herzog Erich's Sieg. Kaum hatte der König 1264 unter feierlicher Anerkennung der erblichen Selbstständigkeit Schleswigs seine Freiheit wieder erlangt, als er die Verwirrung in Deutschland während des großen Interregnums und den Tod Johanns I. glaubte benutzen zu können. Er brach treulos den Vertrag, fiel ohne Kriegserklärung mit großer Macht in Schleswig ein, so daß dem darauf unvorbereiteten und ungerüsteten Herzog nichts als die Stadt Schleswig blieb, ein Unfall, der ihm das Leben kürzte (1271).

Trotz der eben so nahen Verwandtschaft der holsteinischen Grafen riß der König die Vormundschaft der nachgebliebenen herzoglichen Prinzen allein an sich, und zehn Jahr lang mußte das Land die härteste Knechtschaft dulden, bis König Erich durch die eigenen Großen seines Reiches ins Gedränge gebracht, sein Versprechen, sie nach ihrer Volljährigkeit mit dem väterlichen Herzogthum zu belehnen, in Erfüllung brachte: Waldemar IV. erhielt 1283 Schleswig und dessen Bruder Erich: Langeland. Jener wurde aber 1285, als er Familienansprüche auf verschiedene Güter in Fühnen und auf die Insel Alsen machte, bei der Ueberfahrt nach Norwegen verrätherisch in Helsingör gefangen genommen und erst auf der Holsteingrafen Betrieb wieder freigegeben, mußte aber die Lehnshoheit des Königs anerkennen. Der unzufriedene dänische Adel, unter ihnen Ranne Jönsen, Kammerjunker des Königs, wußte es bald darauf so einzuleiten, daß dieser, auf der Jagd in die Irre gelockt, sein Nachtlager in der Scheune des Dorfes Finderug nahm. Hier tödteten ihn die Verschworenen (Königsmorde kamen in der dänischen Geschichte häufig vor) 21. (22.) November 1286, als Mönche verkappt, mit sechsundfünfzig Wunden, in einem Alter von siebenunddreißig Jahren, und Herzog Waldemar wurde nicht allein Vormund des unmündigen Erich VI. Mendwed („auf Mannswort"), sondern auch Reichsverweser. Er ließ die Mörder (auf zwei Landtagen wurde der Graf von Halland und der Marschall Stigo, dessen Tochter der König auf die empfindlichste Weise gekränkt, als Urheber bezeichnet) verfolgen und verbannen, und erhielt auf dem Reichstage nicht allein die völlige Aufhebung des streitigen Lehnsverhältnisses, sondern auch sein väterliches Erbgut: Alsen, Femarn, Arroe ꝛc. wieder. Nachdem Erich mündig geworden, entstanden dieser Erbgüter wegen neue Streitigkeiten, der König forderte sie zurück, und meinte, der Herzog habe mehr von Dänemark erhalten, als ihm gebühre; als er aber, nachdem es ihm gelungen war, Rostock zu erobern und sich der Hoheit über Rügen und Pommern eine Zeitlang zu bemächtigen, 1319, ohne daß von seinen vierzehn Kindern noch eins am Leben war, starb, folgte ihm sein unruhiger Bruder Christoph II., nachdem er vorher die Wahlbedingungen wie die frühern Könige unterschrieben hatte, welche verschärft ihm fast alle Regentengewalt nahmen, so daß er ohne Einwilligung der Großen, d. h. des Adels und der Geistlichkeit, weder Krieg führen, noch Frieden schließen, noch Steuern auflegen durfte. „Die Geistlichkeit ist von aller Schatzung und weltlichen Gerichtsbarkeit frei, kein Bischof kann ohne Einwilligung des Papstes verhaftet, kein Kloster zur Unterhaltung der königlichen Dienerschaft beschwert, kein Ausländer durch den König zu einer geistlichen Stelle

befördert werden" ꝛc.*). Mit dem Halten nahm er es freilich nachher nicht so genau!

Den 1325 erfolgten Tod des Herzogs Erich, der seinem Vater Waldemar IV. 1312 gefolgt war, benutzte er, um sich der Vormundschaft des unmündigen Prinzen Waldemar V. und damit fast des ganzen Herzogthums zu bemächtigen. Da nahm sich Graf Gerhard der Große, der mütterliche Oheim, des jungen Herzogs an, eilte dem Lande zu Hülfe und wurde der eigentliche Beherrscher Dänemarks.

---

27) Graf Gerhard der Große,

der Dänen-Besieger, Schleswig-Holsteins Befreier.

Heil Dir, Du edler deutscher Mann!
Wie blick' ich Dich voll Ehrfurcht an,
Und les' in Deinem Kraftgesicht,
Wo jede Sehne Mannsinn spricht,
Wo Biedermuth und Heldengeist
Von Stirn und Auge flammend fleußt.
Canz.

Gerhard erwarb sich einen weltgeschichtlichen Namen und seinem Lande eine höhere Bedeutung, nicht durch die Hohheit seiner Geburt, nicht durch den Glanz seines Hauses, noch durch die Macht, welche ihm bereits bei seinem Auftritt auf dem Schauplatz der Welt in die Hand gegeben war: sondern durch Geist, Kraft und Hohheit der Seele, welche Mittel und Gelegenheiten zu schaffen und zu ergreifen wußte, um die Idee auszuführen, von der sein Leben bewegt war: die Freiheit und Selbstständigkeit seines Volkes.

Geboren 1293, fiel ihm von dem kleinen Besitzthum seines Vaters, Heinrich I., welcher das Rendsburger Ländchen bereits mit seinem Bruder hatte theilen müssen, wiederum nur die Hälfte zu, da sein Bruder Johann nach dem Tode des Vaters die andere erhalten hatte. In seiner ersten Jugend war er daher für den geistlichen Stand bestimmt, und hielt sich deshalb bei dem Erzbischofe Giselbert in Bremen, seinem Verwandten von mütterlicher Seite, auf, dessen

---

*) Aus der Vorrede zu den Gesetzen Erich V. ergiebt sich, daß er die gesetzgebende Gewalt mit den Vornehmen, den sogenannten Besseren, den Aristen, theilte. Anno Domini 1269 in Helsingborgh in parlamento per dominum regem Ericum de consilio meliorum regni Daniae celebrato statutum est.

Empfehlung ihn zu höhern geistlichen Würden bringen konnte, und widmete sich bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre den Wissenschaften, welche zu geistlichen Aemtern befähigen. Vermuthlich mochte darum sein Antheil von der kleinen väterlichen Erbschaft geringer ausgefallen sein, weil man die Hoffnung hatte, daß er anderweitig reichlich versorgt werde; als aber diese Erwartung nicht erfüllt wurde, vielleicht weil Giselbert 1306 zu früh starb, scheint er den geistlichen Stand verlassen zu haben, mußte aber deshalb eine Zeit lang seine Jugend in großer Armuth, seiner Geburt und seinem Stande zuwider, zubringen. „Denn er besaß in seinem Lande keinen festen Ort, kein Schloß, sondern hat zu Rendsburg auf einem Speicher, der über Wasser gebauet war, und wo man Fische einzuweichen pflegte, unter den Bürgern gewohnt, und nur etliche Jagdhunde gehalten" *). Daher versah ihn Hartwig von Reventlow, einer der angesehensten Edelleute, seinen Geist und seine Thatkraft gehörig würdigend, mit Pferden und Waffen, um öffentlich, „wie einem Fürsten zukomme," erscheinen zu können, und Gerhards aufstrebender Sinn wußte sich bald mehr Einfluß und Macht zu verschaffen, obgleich Amt Rendsburg, die Wilstermarsch und Itzehoe sein ganzes Reich ausmachten. In ritterlichen Fehden sich auszeichnend, erhielt er bald eine Gelegenheit zur Vergrößerung desselben durch die erfolgte Ermordung des Grafen Adolphs VI. von Segeberg, mit welchem diese Linie ausstarb.

Die Veranlassung war folgende: Die damaligen Grafen und Ritter, kriegerisch gesinnt und an Raub gewöhnt, suchten durch Gewalt und Bedrückung ihrer Unterthanen, ihren Bedürfnissen im Nothfall abzuhelfen, und Adolph scheint mit bösem Beispiele vorangegangen zu sein. So schickte er einst Drescher in die Scheune eines benachbarten Edelmanns, und ließ gewaltsam Hafer und anderes Getreide wegnehmen; dieser erbittert, ließ die Drescher greifen, ihnen die Hand abhauen und so verstümmelt auf einem Karren nach Segeberg bringen. Aehnliche Bedrückungen hatte er sich gegen Hartwig von Reventlow (dessen Familie von Dithmarschen, wo sie ansässig gewesen, nach Holstein gezogen war), ja noch ärgere gegen dessen Frau oder Tochter schuldig gemacht. Racheschnaubend dringt nun dieser, welcher entweder selbst Schloßhauptmann war, oder einen Sohn in Adolphs Diensten hatte, 1315, in dessen Schlafzimmer, tödtet ihn nebst seinem eignen Sohn, welcher in demselben Zimmer schlief, und räumte das Schloß dem Grafen Gerhard ein. Die übrigen Söhne

*) So erzählen Kranz, Solini und Petersen in ihren Chroniken.

Johann's II. waren bereits gestorben, und die Grafen der Rendsburger Linie ließen sich nun vom Herzoge von Sachsen mit jenen Ländern belehnen, so daß Gerhard Segeberg und sein Bruder Johann den übrigen Theil Wagriens bekam. Weil Gerhard aber durch den Tod Adolphs nicht allein Vortheile erhielt, sondern Reventlow auch früher sein Freund und Anhänger gewesen, so wird er von einigen Geschichtschreibern der Mitwissenschaft beschuldigt; allein ein Meuchelmord scheint nicht mit dem Charakter Gerhards übereinzustimmen; er läßt sich auch aus Reventlow's Rachbegierde hinreichend erklären. Nach Solini, Petersen u. a. saß Adolph in Schulden, und wollte mit Dänemarks Hülfe seine jungen Vettern Johann und Gerhard um ihre Güter bringen. Diese schickten Hartwig heimlich in das Schloß Segeberg, um den Grafen bei nächtlicher Weile gefangen zu nehmen, worüber dieser, vielleicht weil er sich tapfer vertheidigte, und Hartwig deshalb seinen Auftrag überschritt, unabsichtlich oder absichtlich das Leben verlor.

Gerhard und sein Bruder folgten (1316) jeder mit 60 Mann, dem Könige Erich, der einen ähnlichen Heeresfolge-Vergleich auch mit den Dithmarschern abgeschlossen hatte, in den Krieg gegen die Stralsunder, welche den dänischen Lehnsfürsten auf Rügen angegriffen hatten; die Unternehmung hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Im folgenden Jahre kam es jedoch in Holstein selbst zu Zwistigkeiten, bei welcher Gelegenheit Gerhard sich die Begünstigung jener Mörder von Neuem mußte wieder vorhalten lassen. Johann von Wagrien, ein Bruder des Erschlagenen, vereinigte sich mit dem Grafen Günzel von Wittemberg, welcher seines Oheims Tod rächen wollte; beide riefen den Grafen Adolph den Jüngern von Schauenburg herbei. Doch Gerhard griff kriegskundig und muthvoll den Grafen Günzel bei seinem Einfall in Holstein an und führte ihn gefangen nach Segeberg; dann eilte er Adolphen entgegen, um dessen Vereinigung mit Johann zu verhindern. Die Kampfbegierde Adolphs, der die zur Hülfe kommenden verbündeten Dithmarscher nicht erwartete, benutzend, überraschte ihn Gerhard den 29. August 1317 bei Bramstedt, schlug ihn und brachte den Gefangenen zum Grafen Günzel nach Segeberg. Nun erfolgte eine Aussöhnung. Die Dithmarscher, welche zu Johanns Hülfe herbeigezogen waren, trieben sich jedoch noch eine Zeitlang plündernd und Muthwillen treibend in der Gegend von Kiel herum. Gerhard, ihre Sicherheit und Unordnung benutzend, eilte herbei, suchte seine Annäherung dadurch zu verbergen, daß er seinen Leuten grüne Baumäste in der Hand halten läßt, so daß die Feinde in der Ferne ein Gebüsch, aber keine Feinde zu sehen glauben, und bringt ihnen den 17. Juli 1319 bei Bornhöved eine

solche Niederlage bei, daß 500 Mann erschlagen, andere ins Wasser gejagt werden und nur Wenige ihre Heimath erreichen. Dadurch ermuthigt und von seinem Bruder Johann und von vierzehn deutschen Fürsten, Johann von Sachsen, Heinrich von Mecklenburg u. a., (s. Ranzau, Krieg wider die Dithmarscher) unterstützt, dringt er in das unvorbereitete Dithmarschen, erleidet aber am 8. Sept. (s. Thl. I. S. 383) eine große Niederlage, worauf er 1323 Frieden schloß, um dem Hauptzweck seines Lebens: „Holstein zu einigen, damit es im Bunde mit Schleswig den unaufhörlichen Ränken und gewaltsamen Uebergriffen der Dänen einen festen Damm entgegenzusetzen vermöge," sich desto ungehinderter hingeben zu können.

Die Gelegenheit fand sich bald. Sein Schwestersohn, der unmündige Waldemar V. von Schleswig war durch plötzlichen Einbruch des Königs Christoph (s. oben) bis auf das Schloß Gottorp aller seiner Länder beraubt, und die Gefahr groß, daß die Besatzung, aller Hülfe entbehrend, sich ergeben werde (1325). Gerhard, die Folgen bedenkend, wenn der ungerechte Angriff gelinge, eilte mit einem ansehnlichen Heere, verstärkt durch deutsche Hülfstruppen, herbei, und bediente sich auch hier einer Kriegslist, um die auf dem Hesterberge bei Gottorp lagernden Dänen zu überraschen. Er befahl den Seinen, über ihre Waffenrüstungen weiße Hemden zu ziehen. Die Dänen glaubten einen Haufen Weiber herannahen zu sehen, lachten über den seltsamen Aufzug, und liefen aus ihrer Wagenburg, um ihn näher anzusehen. Ein Holsteiner unter ihnen rief jedoch warnend: „Ich kenne die Tapferkeit der Holsteiner, und sage euch, ihr werdet es noch heute erfahren, daß ihr mit Männern, und nicht mit Weibern streitet; schon sehe ich Waffen unter den weißen Gewändern blinken!" Die Dänen eilen nun unordentlich zu den Waffen, werden aber von den Holsteinern, so wie sie ankommen, angegriffen, bis endlich beide Heere sich zur Schlachtordnung sammeln. Auf beiden Seiten sanken viele, der Kampf war heftig und unentscheidend. Da riefen die Holsteiner plötzlich: „De Dänen lopt! (laufen) De Dänen lopt!" und die Dänen, welche das Hintertreffen bilden, ergriffen erschrocken die Flucht, auch die übrigen geriethen in Verwirrung, und als außerdem eine Abtheilung Holsteiner sie im Rücken anfiel, erlitten sie eine große Niederlage, nur die Nacht rettete, was floh. Gottorp, welches Gerhard zum Unterpfande für seine Kriegskosten erhielt, war nicht allein gerettet, sondern König Christoph mußte die Folgen noch schmerzhafter fühlen! Seine Unterthanen waren bereits gegen ihn aufgebracht, Bischöfe und Adel klagten über Beeinträchtigung ihrer Rechte, Bürger und Bauern über den Druck der Auflagen. Da versammeln sich die Stände, und kündigen dem Könige, dem

Geschöpfe ihrer Hand, sammt seinem schon gekrönten Sohn Erich 1326 in einer feierlichen Urkunde den Gehorsam auf. Erich, welchen der König nach Tornberg schickt, wird vom Drost Jonson und dem Marschall Albertson, den Verbündeten des jungen Waldemar, eingeschlossen, muß sich nach sechszehn Tagen ergeben, und ein Gefängniß in Hadersleben beziehen.

Jetzt trieb Gerhard, dessen Kriegsruhm seine Ernennung zum obersten Feldherrn des Königsreichs veranlaßte, den König Christoph so von allen Seiten in die Enge, daß ihm nichts übrig blieb, als schmachvolle Kapitulation, welche ihm die Entweichung aus seinem Reiche zur Pflicht wie zur Wohlthat machte: er flüchtete mit seinen Schätzen zu seinen mecklenburger Vasallen (nach Rostock) und dann in das Innere Deutschlands. Um ihm jede weitere Hoffnung zu entziehen, wählten die Stände auf Betrieb Gerhards (dem die Krone angetragen wurde, der aber lieber Schleswig-Holstein von Dänemark ganz unabhängig machen wollte) den jungen Herzog Waldemar von Schleswig zu Nyeborg zum König von Dänemark, welcher dem Grafen und seinen Erben das Herzogthum Schleswig den 15. Aug. 1326 abtritt, so daß die Krone mit Ausnahme der Lehnspflichtigkeit allen Ansprüchen auf jenes Land entsagte, und der Reichsrath bestätigte diese Abtretung durch eine eigene Akte. In dieser Urkunde (Waldemarsche Constitution genannt) wurde unter Erwähnung „der unzähligen Wohlthaten, welche Dänemark dem Grafen Gerhard verdanke," festgesetzt, „daß das ganze Herzogthum Schleswig mit allen Vasallen, Regalien ꝛc. ihm und seinen echten und wahren Erben zum erblichen Besitze übergeben, und niemals wieder mit dem Reiche und der Krone Dänemark zu einem Staate so vereinigt werden solle, daß ein Herr über beide sei"*). Zugleich wurde Gerhard ersucht, während der Minderjährigkeit des Königs Reichsvorsteher und Reichsfeldherr zu bleiben, so daß sein unternehmender Geist, seine Klugheit und Tapferkeit ihn auch ohne den Titel zum unumschränkten Beherrscher Dänemarks machten.

Während Gerhard nun mit scharfen Augen den Bewegungen Christophs folgte, ihn 1528 nöthigte, das Rügische Lehen, welches er

---

*) Diese Nyeborger Reichstags-Urkunde von 1326 ist zwar verloren gegangen, doch liegt sie noch in einer Urkunde von 1448 vor, wie dies auch auf dem Tage zu Ripen, als Graf Gerhard die erbliche Belehnung für den Fall erhielt, daß Abels Geschlecht aussterben würde, die ewige Trennung Schleswigs von Dänemark ausgesprochen wurde. (Vergl. Wienbarg, der dänische Fehdehandschuh. Hamburg, 1845.

anderweitig vergeben wollte, dem Sohne des Fürsten Wratislaus, welcher sich an König Waldemar gewendet hatte, zu überlassen, wachte er im Innern des Reiches mit Kraft über die Befolgung der Gesetze, erweckte aber dadurch die Unzufriedenheit der Bischöfe und des Adels, denen eine schwache Regierung für die Beförderung ihrer Sonderzwecke lieber war. König Christoph suchte davon Nutzen zu ziehen: die Abwesenheit während drei Jahren hatte den Haß gemindert, er trat mit den Unzufriedenen in Verbindung, und einsehend, daß ohne die Holsteiner nicht zur Krone zu gelangen sei, begann er mit Johann*) Unterhandlungen, gab ihm Femarn zu Lehen, versprach ihm zum Unterpfande seiner Auslagen: Laland, Falster, Seeland und Schonen, und suchte auch die Bischöfe von Ripen und Aarhus durch die lockendsten Versprechungen auf seine Seite zu ziehen. Wirklich gelang es ihm, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, und von Neuem auf dem wankenden Thron niederzusetzen, dann von Jütland aus einen Einfall in Schleswig zu machen und 1329 Gottorp zu belagern. Große Hoffnung auf die schleunige Eroberung und die Ueberwältigung Waldemars erfüllten seine Seele; aber Gerhard war wachsam, kam in Eile herbei, schlug die Dänen, nahm 400 Mann gefangen, jagte den König aus den deutschen Landen, und würde sich zum Herrn von Dänemark gemacht haben, wenn nicht der Kaiser und Johann der Milde sich für Christoph verwendet, und Gerhard nicht einen Bürgerkrieg in Holstein gescheuet hätte. So kam es den 25. Oktober 1330 in Ripen zu einem Vergleiche. Gerhard gab dem Waldemar das Herzogthum Schleswig und dieser die Königswürde an Christoph zurück, welcher dafür sein Reich schimpflich zerstückelte, indem er dem Grafen Gerhard Fühnen als Erblehen und einen Theil von Jütland als Pfand gab, und versprach, im Fall Waldemar ohne Kinder sterben würde, ihm Schleswig als erbliches Lehen gegen die Abtretung Fühnens zu überlassen.

Nicht lange dauerte die Theilnahme, welche Christoph theilweise gefunden, die Lage des Landes verschlimmerte sich. Der König mischte sich indeß in die neuen Streitigkeiten zwischen Gerhard und Johann 1330, hoffend, wenn Gerhard geschlagen sei, desto leichter mit Jo-

---

*) Johann der Milde (dessen Vater Gerhard II., der Blinde, die Wittwe Erich Glippings 1293 in zweiter Ehe geheirathet hatte), war also Christophs Stiefbruder. Um die Stadt Kiel erwarb er sich große Verdienste, verlieh ihr viele Privilegien, bewirkte, daß König Christoph zuließ, die Niederlage der Waaren aus Dänemark von Lübeck dorthin zu verlegen. Den Lübeckern überließ er Dorf und Thurm zu Travemünde für 4000 Mark.

hann und Waldemar fertig zu werden; er rückte mit einem Heere gegen Itzehoe, um sich mit Johann zu vereinigen. Schnell eilte Gerhard herbei, und ging dem Könige auf halbem Wege entgegen, griff ihn, obgleich die Schaaren des Grafen von Orlamünde noch nicht herbeigekommen waren (die Rendsburger wollten sie nicht ziehen lassen, bevor sie ihre Zeche bezahlt hätten) und das Heer des Königs ihm doppelt überlegen war, auf der Lohheide (Low-Heide) zwischen Schleswig und Rendsburg mit großer Tapferkeit an (30. November 1331). Es war ein Wagestück, auch ging's im Treffen hart her. Gerhard ward im scharfen Kampfe vom Pferde geworfen; ein Bauer aus Büttel im Brokdorfer Kirchspiel der Wilstermarsch half ihm wieder hinauf mit den treuherzigen Worten: „Bruke (brauche) nu wedder dine vörigen Kräfte!" und zur Belohnung befreiete Gerhard das ganze Dorf von allen Abgaben. Gerhard und die Seinen schonten auch ihre Kräfte nicht. Die Dänen wurden zum dritten Mal fast auf demselben Schlachtfelde geschlagen, und eilten in wilder Flucht davon; der König rettete sich nach Kiel zum Grafen Johann, wohin auch sein verwundeter Sohn Erich entkam, aber an seinen Wunden starb. Nach andern Nachrichten hörte Bernhard von Itzehude in Rendsburg von dem Treffen, und brachte die Bürger dahin, daß sie ihn ausließen. Während er in der Nacht in das benachbarte Dorf Sehstedt kam, hörte er einige Reiter in der Gegend, verfolgte sie, nahm sie und den König Christoph, den sie bei sich hatten, gefangen, eilte mit seiner Beute sogleich nach Gottorp und verlangt eine schleunige Unterredung. „Was ist geschehen?" fragte der Graf, und jener erwidert: „Ich bin gefangen und schwer verwundet; willst Du mich lösen?" „Beruhige Dich," entgegnete der Graf; „ich habe so viele Gefangene, daß ich Dich und alle übrigen auswechseln kann." Drauf nimmt Jener einen freudigern Ton an und spricht: „Ich bringe angenehme Botschaft: ich habe König Christoph gefangen!" Jetzt befiehlt der Graf, das Thor zu öffnen, geht dem Gefangenen entgegen und sorgt für seine anständige Aufbewahrung. So erzählen die holsteinischen Chroniken, die dänischen erwähnen dessen nicht.

Waldemar und Gerhard ergriffen jetzt wieder die Zügel des dänischen Reichs; schon sehnen sich die wankelmüthigen Jütländer wieder nach Waldemar. In Kiel kommt endlich 1332 ein Friedensvergleich zu Stande; aber welch' ein Frieden! Gerhard erhielt Fühnen, und zum Pfande für 100,000 Mark Kriegskosten: Jütland; Johann die Insel Femarn, und als Pfand Seeland und Laland; Schonen hatten die Schweden an sich gebracht, Rügen war dahin, eine Anzahl Edelleute waren Herren über einzelne losgerissene Besitzungen Dänemarks, und dem Könige blieben blos Skanderburg, Nyburg,

einige kleine Inseln: kaum so viel, als eine gute Grafschaft. Dänemark war aufs tiefste gedemüthigt, und der König gerieth bei seinen Unterthanen dermaßen in Verachtung, daß zwei Edelleute sich seiner Person bemächtigten, um ihn förmlich an Gerhard zu verhandeln. Dieser lehnte den Handel jedoch ab, und Johann, auf dessen Schloß Aalhorn er geführt worden, setzte ihn sogleich in Freiheit. Das Uebermaß der erlittenen Demüthigung mußte ihm aber das Herz brechen, wenn er eins hatte: er starb zu Nykiöbing den 15. Juli 1333 *).

Des Königs Tod brachte dem Staate auch keinen Segen; die Großen hielten einmüthig die Wahl eines neuen Oberhauptes hin, um zu größerer Unabhängigkeit zu gelangen. Es entstand ein siebenjähriges Zwischenreich, und das zerstückelte Reich schien unter allmähliger Auflösung dem König ins Grab zu folgen. Christophs Söhne, Otto und Waldemar, suchten zwar ihre Kronansprüche mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, und fielen in Jütland ein; allein ihnen fehlte die Liebe des Volks, es hinderte die Eifersucht der Großen, und Gerhard war ein zu erfahrener Kriegsmann, um sich überraschen zu lassen. Auf der Tapheide bei Wiborg kam es den 7. Oktober 1334 (nicht 1337, wie Huitfeld behauptet) zur Schlacht; Gerhard errang einen vollständigen Sieg, Otto und ein großer Theil des dänischen Adels wurden gefangen und nach Segeberg gebracht, wo jener trotz der Verwendung des Kaisers Ludwig des Bayern, dessen ältester Sohn Ludwig Markgraf von Brandenburg mit Otto's Schwester verheirathet war, in Haft blieb bis nach Gerhards Tode. Prinz Waldemar war zu dem Kaiser geflüchtet. — Wieder lag Dänemarks Krone zu Gerhards Füßen, der unter dem Titel: Herr von Nord-Jütland, der eigentliche Regent des Landes war, und in Jütland in eigner Person zu Gericht saß; er aber ermunterte seinen Neffen, den Herzog Waldemar von Schleswig, die Krone wieder zu nehmen, die ihm als einmal erwählten Könige gebühre, da die, zu deren Gunsten er entsagt habe, todt, gefangen oder machtlos wären, und unterhandelte, um nicht den Schein zu erwecken, als strebe er selbst nach der Krone, mit ihm, beschloß, ihm Jütland zu überlassen, um nachher Schleswig in Tausch zu bekommen. Die Gegner erregten jedoch neue Unruhe: Adel und Bauern weigerten die Steuern und begannen Gerhards Schlösser zu belagern. Da brachte der erbitterte Gerhard schleunig ein Heer zusammen, zu welchem aus dem Bremischen, Westphälischen und vom Rheine deutsche

*) Dies Datum nach Hvitfeld, Westphalen Mon.: denen auch Christiani folgt, scheint richtiger als die Angabe Philippi's, Rauschnick's 2c., welche den 10. Januar 1333 setzen, wo der Friede noch nicht unterzeichnet war.

Truppen stießen, und erklärte seinen deutschen Bundesgenossen, „es werde nie Ruhe, Bildung und Gerechtigkeit im Lande wohnen, so lange das dänische Geschlecht darin herrsche.“ Mit einem starken Heere, begleitet von seinen Söhnen Nikolaus und Heinrich drang er in Jütland ein, warf Alles vor sich nieder, mit dem festen Vorsatz, Waldemar auf den Thron zu setzen, Jütland zur Vormauer Schleswigs zu machen, und die ganze Halbinsel von Skagerak bis zur Elbe nebst den nahen Inseln als Lehen des deutschen Reiches mit einander zu verbinden. Diesen Plan, wichtiger als eine kaiserliche Eroberung in Italien oder Ungarn, welcher Deutschlands Geschicke eine andere Gestaltung und der Seemacht des Hansa-Bundes eine feste Haltung gegeben, vereitelte ein adeliger dänischer Meuchelmörder, Niels Ebbesen, weil Gerhard einst einen Richterspruch gegen ihn gefällt hatte.

Unter dem Vorwande, sich zu unterwerfen, kam er mit 67 Bewaffneten nach Randers, wo Gerhard sein Hauptquartier hatte, schlich sich, der Hausgelegenheit kundig, in der Nacht des 1. April 1340 in das Schlafzimmer des erkrankten Grafen; erschlug ihn in seinem Bette, nebst dessen Kaplan und Kammerjunker, eilte dann zur Stadt hinaus, und warf die Bretter der Brücke hinter sich ab, deren Nägel er vorher hatte ausziehen lassen (so wenig war er beargwohnt), und entkam in eiliger Flucht.

So unwürdig endete dieser außerordentliche Mann seine ruhmwürdige Laufbahn, der voll Einsicht, Muth, Festigkeit, aber auch mit weiser Mäßigkeit und klarem Verstande sich von dem Standpunkt eines kleinen abgetheilten Heeres zum Range eines Fürsten erhob, welcher Kronen austheilen und über Kronen gebieten konnte, und dessen längeres Leben, er war erst siebenundvierzig Jahre alt, dem deutschen Norden gegen Dänemark eine feste Mauer gegeben hätte. Dänische Geschichtschreiber, und selbst noch Christiani, vergleichen Niels mit Mucius Scävola; er war jedoch nicht mehr noch weniger als ein Meuchelmörder, dessen That eine christliche Sittenlehre eben so wenig billigen wird, als sie z. B. den Mord Napoleons zur „Zeit der größten Erniedrigung Deutschlands“ hätte gutheißen können.

---

28) Graf Heinrich der Eiserne,

der norddeutsche Roland.

„Ihr Bürger," nahm der Kaiser hier das Wort,
„Was soll der Wälsche an der Elbe Bord?
Was soll der steinerne Roland eurer Stadt,
Die eisern Roland an Herrn Heinrich hat.
Und während Karol' Stuhl hielt und Gericht,
Ließ er den edeln Holsteingrafen nicht.
„Mein deutscher Roland," sprach er oft allein,
Du meiner Kaiserkrone hellster Stein."

Fouqué.

Der älteste Sohn Gerhards des Großen und der Tochter Herzogs Johann von Sachsen, in welchem der Feuergeist des Vaters glühete, wird wegen seiner Stärke und Tapferkeit der Eiserne (isern Hinnerk) genannt, und legte seine ersten Waffenproben wohl unter den Augen jenes trefflichen Fürsten ab. Nach des Vaters schmählicher Ermordung eilte er, von edlem Zorn entflammt, mit seinem Bruder Nikolaus nach Jütland, um diese und andere Besitzungen zu schützen und des Vaters Tod zu rächen. (Niels Ebbesen (Jepsen) wurde in dem stark besetzten Skanderburg (Schakingburg) belagert, das Schloß am 1. November 1340 erobert, 2000 Dänen erschlagen und Niels gefangen, welcher durch das Rad den Lohn eines Mörders und Verräthers erhielt. So erzählen Solini und Petersen in der Chronik Holsteins; nach dänischen Geschichtschreibern soll er zwei Jahre später in einem Treffen gegen die Holsteiner geblieben sein. — Die weitern Folgen jener Unthat fürchtend, hatte der dänische Reichsrath, dem bisher die Thronerledigung für die Ausdehnung seines Einflusses günstig schien, den jüngern Sohn Christoph Waldemar's IV. (andere Geschreiber nennen ihn den dritten, indem sie Waldemar von Schleswig nicht mitzählen) zum Könige ihres zerrissenen Reiches gewählt, weil der ältere noch in der Gefangenschaft lebte. Sein fünfzehnjähriges Alter würde das Reich schwerlich vor den Waffen der holsteinischen Grafen geschützt haben, wenn nicht Ludwig der Bayer und dessen Sohn, Ludwig, Markgraf von Brandenburg, Waldemar's Schwestermann, sich für ihn, ihren Zögling von seiner Jugend an, verwendet hätten. Der Herzog von Schleswig entsagte in Folge dessen seinen Ansprüchen auf die dänische Krone, und gab dem neuen Könige seine Schwester zur Gemahlinn, und die beiden holsteinischen Grafen verglichen sich im Januar 1341 gleichfalls mit ihm. Sie gaben seinen Bruder Otto frei, und behielten ihre Eroberungen. „Der König mußte ihnen die Versicherung geben, daß, wenn er ohne Kinder verstürbe, sie und ihre Erben Fühnen nebst allen dazu gehörigen Inseln, so frei als jemals ein dänischer König sie besessen, erb-

und eigenthümlich erhalten sollten; erhielte er Erben, so sollte er befugt sein, Fühnen wieder auszulösen. Würde er den Vertrag brechen, so sollten die Grafen die königlichen Festungen in Seeland, und würden die Grafen bundbrüchig, so solle der König ihre Festungen auf Fühnen so lange behalten, bis der Vertrag ausgeführt sei." Diese Punkte bezogen sich auf die frühere Uebertragung Schleswigs durch Gerhard den Großen an Waldemar für Fühnen. Eben so sicherten sich die Grafen wegen ihrer Ansprüche an Nord-Jütland den Besitz eines beträchtlichen Theiles von Schleswig. Aber noch lange behielten die Grafen Nord-Jütland pfandweise, während Graf Johann der Milde auf dieselbe Art Seeland besaß. Beinahe möchte man sich mit Philippi (Geschichte Dänemarks) wundern, daß die dänische Krone selbst nicht irgendwo als Pfand untergebracht wurde*).

Von nun an überließ Graf Heinrich die Regierung größtentheils seinem Bruder Nikolaus, und suchte für seine Thatenlust einen größeren Schauplatz. Begleitet von einem auserlesenen Gefolge von Rittern und Scharfschützen zog er nach England, und ward vom König Eduard III., dem sein, wie seines Vaters Ruhm nicht fremd geblieben, sehr freundlich aufgenommen. Mit diesem ging er nach Frankreich, wo als nächster männlicher Erbe von der weiblichen Linie der König gegen Philipp von Valois, des verstorbenen Königs Karl IV. Vatersbruder Sohn, die Krone erstreiten wollte.

In der berühmten Schlacht von Cressy 1346, den 26. August, gegen Philipp VI. von Frankreich, focht Heinrich in den vordersten Reihen und war neben dem englischen Kronprinzen („dem schwarzen Prinzen") das vornehmste Werkzeug des glorreichen Sieges. Mit eigener Hand erlegte er so viele Feinde, daß die erschreckten Franzosen ihm zuerst den Namen: der Eiserne, beilegten. Er nahm den erblindeten König Johann von Böhmen, welcher hier für die Franzosen focht, gefangen (s. Petersen) und erhielt zum Zeichen der Ergebung zwei goldene Ketten von dessen Halse; allein die Engländer, welche ihm diese Ehre beneideten, sollen den König darauf erschlagen haben. Nach Andern (z. B. Kranz) habe er selbst den König Philipp gefangen genommen; eine Thatsache, von welcher anderswo nichts gemeldet wird. An der Eroberung von Calais hatte er gleichfalls den rühmlichsten Antheil, wie denn überhaupt die holsteinischen Scharfschützen den Franzosen großen Schaden zufügten.

---

*) Nach Solini wurde bei einer Streitigkeit zwischen Herzog Waldemar in Schleswig und dem Grafen von Holstein der erstere von letztern auf der Jagd gefangen genommen, nach Neuburg auf Fühnen geführt, zwei Jahre lang gefangen gehalten, bis er sich mit großem Gelde lösete.

Die Ehrenbezeugungen, mit welchen König Eduard (der nun auch Namen und Wappen eines Königs von Frankreich annahm), den deutschen Grafen überhäufte, ihn aufforderte, in Dienste Englands zu treten und die Oberfeldherrnstelle des Reiches anzunehmen, erregte den kleinlichen Neid der englischen Großen, so daß sie ihm hinterlistig nachstellten. Als er daher einst mit seinen Holsteinern auf Fütterung ritt und nach Calais zurückkehren wollte, wurde er von einem Haufen Engländer, welche sich stellten, als ob sie ihn und die Seinen für Franzosen hielten, mit Heftigkeit angegriffen. Vergebens rief ihnen der arglose Heinrich Stand und Namen zu, sie setzten den Angriff mordgierig fort; „da stellte er sich auch, als kenne er sie nicht, hieb mit seinen Getreuen einen Theil nieder, und jagte die andern in die Flucht.“ Niederträchtiger Weise klagten sie nun bei dem Könige, als habe er sie treulos angefallen. Als Heinrich sich jedoch erbot, zum Gottesurtheil mit jedem Einzelnen einen Zweikampf zu bestehen, verging den Klägern die Lust, seine Eisenfaust zu erproben; aber der König, der ihre Feindschaft kannte, nahm ihn noch mehr in seine Gunst.

Ein neuer Anschlag wurde gegen ihn gemacht. Man stellte Zweifel gegen seine fürstliche Abkunft an, „weil er so in fremden Landen diene,“ und rieth nun, eine Probe anzustellen, indem man den Löwen, der im Zwinger gehalten wurde, gegen ihn loslasse: denn es herrschte der Glaube, ein Löwe falle nur das Unedle an. Dem Könige mochte eine solche Probe unwürdig erscheinen, oder die Höflinge wagten vielleicht nicht einmal, ihm solchen Vorschlag zu machen. Als jedoch der König einst verreiset war, wandten sie sich an die Königinn, welche dem Grafen auch nicht günstig war, ihr vorstellend, „daß der König diesen Sachsen werther habe, als viele Fürsten seines Reiches, da er doch nicht einmal ihres Gleichen, sondern ein Söldling und Miethling sei;“ ob er ein geborner Fürst, werde sich zeigen, wenn man den Löwen, „der keinem gebornen Fürsten Leides thue,“ gegen ihn loslasse. Sie ließ sich überreden. Als Heinrich daher am frühen Morgen nach seiner Gewohnheit auf den Schloßhof ging, um Pforten, Mauern und die Wachsamkeit der Schildwachen zu untersuchen, stürzt mit Gebrüll der Löwe auf den Grafen los, der in leichtem Hauskleide keine Waffen, als ein Messer bei sich hatte. Voll Geistesgegenwart stellt er sich dem Thiere unerschrocken gegenüber, sieht es mit durchbohrendem Blicke an, erhebt drohend die Hand mit dem Messer und ruft mit Donnerstimme: „Ruhig, Hund, lege dich!“ und wedelnd gehorcht das Thier, giebt sich stumm zufrieden. Heinrich geht zum Erstaunen der Verschwornen, welche nebst der Königinn an einem verborgenen Fenster den Auftritt beobachtet hatten,

ruhig in den Garten. Von nun an wagten seine Feinde zwar keine gewaltthätigen Angriffe, suchten aber durch hämische Bemerkungen und Nachreden ihm den Aufenthalt am Hofe unangenehm zu machen. Da fordert Heinrich eines Tages den ganzen Hof in den Löwenzwinger, und redet die feindseligen Höflinge also an: „Ich weiß, daß ihr meine edle Abkunft bezweifelt. Wohlan denn, wer sich eines edlern rühmen kann, der ahme nach, was ich jetzt thun werde.“ Darauf ging er in die Schranken, setzt dem Löwen seinen Hut auf den Kopf, der stilliegend sich das gefallen läßt, und der Graf tritt unversehrt wieder aus dem Käfig. „Auf, ihr Herren!“ rief er den verblüfften Gegnern zu, „wer von Euch edler sich dünkt, denn ich, der gehe hinein, und nehme dem Löwen den deutschen Grafenhut vom Haupte.“ — Alle gingen beschämt von dannen!

Dieser Ränke müde, sprach Heinrich endlich zum Könige: „Ich habe viel feindselige und arglistige Nachstellungen an Deinem Hofe erlitten. Wollte man mich entfernen, so hätte man einen andern Weg einschlagen müssen, als durch solchen Hund. Ich kann von meinem väterlichen Erbe leben, hier werde ich nicht länger bleiben.“ Vergebens waren des Königs vortheilhafte Vorschläge, der ihm Städte und Schlösser anbot, bis er ihn endlich mit ansehnlichen Geschenken und einem Jahrgehalte entließ. Der König und sein Reich bedauerten später den Verlust eines Mannes, der ihnen den früh verstorbenen schwarzen Prinzen hätte ersetzen können.

Von England ging Heinrich noch im Jahre 1347 nach Schweden, wo er (nach Petersen) dem Könige Magnus die aufrührerischen Finnen zum Gehorsam treiben half, und dann, als dieser auf päpstliche Ermahnung einen Zug gegen die Russen vor hatte, sich ihm anschloß. Allein dies schwedische Heer litt, zu spät den Kampf eröffnend, bald Mangel, ließ sich dann von dem Nowgoroder Großfürsten überraschen, so daß 1348 die sorglosen Schweden, welche mit der Flotte auf dem Ladoga-See waren, sich von allen Seiten eingeschlossen sahen. Heinrich brachte jedoch die Flotte mittelst Durchgrabens eines schmalen Landstrichs glücklich ins Meer; Magnus schloß aber bald darauf Frieden, und verpfändete Heinrich für seine Forderungen das Schloß Calmar. Durch solche Thaten erwarb er sich Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten Schwedens! Eine Verbindung seiner Schwester Elisabeth mit dem Sohne des Königs Magnus, dem Könige Hako von Norwegen, wurde beabsichtigt. Sie scheiterte zwar an den Ränken der Dänen, welche ihres Königs Tochter dorthin zu bringen dachten. Es wurde der Vertrag geschlossen: Wenn Hako sie nicht zur Ehe nähme, so solle der ganze Adel Schwedens seines Eides gegen den König los sein und den Grafen Heinrich

zum Könige nehmen; hielte der Graf nicht Wort, solle Heinrich Calmar und noch 60 Pfund Gold an Schweden geben." In Plön wurde die Braut dem Gesandten des Königs angetraut, und von ihren Brüdern mit großer Pracht eingeschifft; sie hatte das Unglück, auf der Ueberfahrt an die dänische Küste verschlagen zu werden, wo Waldemar sie so lange zurückhielt, bis Hako durch die Aussicht, einst auch König von Dänemark zu werden, sich 1363 zur Heirath mit Margaretha von Dänemark entschloß. Innere Zwistigkeiten in der königlichen Familie (Hako nahm seinen Vater gefangen, und ließ sich 1363 auch zum Könige von Schweden erwählen), und Waldemars Bemühung, Schonen, Halland, Blekingen wieder an Dänemark zu bringen, erregten aber so viel Unzufriedenheit, daß die Schweden Vater und Sohn absetzten und die Krone dem ruhmreichen Grafen Heinrich antrugen. Allein dieser schlug Alters halber den zweiten Sohn seines Schwagers, des Herzogs Albrecht von Mecklenburg vor, und befreiete seine Schwester aus der Hand der Dänen, welche sich nun ins Kloster begab; 1369 erfocht er mit Albrecht II. von Mecklenburg einen großen Sieg über den von Waldemar aufgereizten wilden Herzog Magnus von Braunschweig bei Roggendorf.

Nicht lange genoß Heinrich der Ruhe in seinen Fürstenthümern. Papst Urban VI., zu welchem der Ruf von Heinrichs Tapferkeit gedrungen war, berief ihn durch Bulle und Breve 1379 nach Rom, um den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen gegen Neapel zu übernehmen. Dieser Ruf schien ihm nach damaligen Begriffen so ehrenvoll, daß er ungeachtet seines hohen Alters mit dem größten Eifer seinen Zug antrat und in Rom mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Seinen Wirth im Gasthofe zum Schwerte, einen Deutschen, nahm er als Geleitsmann mit nach Apulien, und dieser, welcher die Falschheit der Italiener kannte, wurde ihm durch seinen Rath sehr nützlich. Denn sobald im Lager des päpstlichen Heeres die Nachricht ruchtbar wurde, ein neuer Feldherr komme, schickte ihm der bisherige Befehlshaber eine Anzahl Leute mit dem Auftrage entgegen, ihn aus dem Wege zu räumen, ehe er das Lager betrete. Heinrichs Führer, der sie kommen sahe, rieth, „sich vor Tücke zu hüten und wieder umzukehren." Als der Graf sich weigerte, weil er mit Niemand dort Feindschaft habe, auf des Papstes Einladung gekommen, und nicht gewohnt sei, aus dem Felde zu weichen, so schlug jener vor, wenigstens Kleidung und Rüstung mit einem seiner Diener zu vertauschen. Kaum war dies geschehen, und sie in einen Engweg geritten, als die Wälschen einen Angriff machten, und ohne sich an den Zuruf des Grafen und seines Gefolges, daß sie Freunde wären, zu kehren, den, welcher Heinrichs Rüstung trug, erschlugen, und dann erst

fragten, wer sie wären? Ihnen wurde erklärt, „sie kämen vom Papste, welcher den zum Obersten angenommen, den sie erschlagen.“ Jetzt stellten sie sich über das Vorgefallene sehr betrübt, erklärten aber, sie hätten Befehl, Alle, die ihnen auf dem Wege entgegen kämen, gefangen zu nehmen und ins Lager zu bringen. Auch der päpstliche Feldhauptmann wußte sich listig zu verstellen, äußerte über das Unglück eine lebhafte Betrübniß; als er aber endlich Verdacht schöpfte, daß der Anschlag vereitelt sein könne, schwur er einen Eid, dem Grafen kein Leid zuzufügen, wenn er noch lebe, und erzeigte ihm große Ehre, suchte ihn aber zu überreden, mit der Uebernahme seines Amtes noch zu warten, weil die bestimmte Zeit, in welcher er das Kommando übernommen, noch nicht abgelaufen sei. Heinrich wollte sich darauf nicht einlassen, sondern verlangte, zum Papst nach Bologna zurückzureisen. Aber hier fand er für seine Beschwerden kein Gehör, und merkte, daß er hintergangen sei, weil er weder seine Unkosten erstattet, noch den nöthigen Unterhalt zu erwirken vermochte; daher ging er zu dem befreundeten Herzog von Mailand, welcher ihn nach Köln geleitete, wo er von Lübecker Kaufleuten das nöthige Reisegeld aufzunehmen gezwungen war, welches er ihnen in Lübeck freundlich wieder erstattete, nachdem er im September 1379 in sein Land zurückgekehrt war. Kriegerisch und unternehmend wie sein Vater (der indeß seine ganze Kraft einzig dem Dienste des Vaterlandes widmete, während Heinrich sie mehr für fremde Zwecke verwendete) war er doch auch in der Ferne stets bereit, zum Schutz seiner Unterthanen aufzutreten, und daher ihre Freude und Stolz so lange er lebte. Sein rastloser Geist fand endlich Ruhe in der Gruft seiner Väter zu Itzehoe.

Er hinterließ von seiner Gemahlinn Anna von Mecklenburg, Herzog Heinrichs Tochter und König Albrechts von Schweden Schwester, drei Söhne: Albrecht, welcher Holstein erhielt, Gerhard, welcher nachher Herzog von Schleswig, und Heinrich, der zum Bischof von Osnabrück erwählt wurde. Krug von Nidda hat Heinrichs Thaten in zwölf Romanzen besungen (s. Kröger: Deutschlands Ehrentempel. Bd. III. Altona 1835).

---

29) Freiheitskämpfe gegen Waldemar III. und Erich VII. Wirkung eines Hamburgischen Fehdebriefes.

Ein feiner Fang wär' es für Waldemar,
Könnt er mit Holstein Lübeck auch erobern, dann
Sinkt Hamburg mit; und nicht die Trav' und Elbe,
Nein, auch die Weser wird er unterjochen.
Doch unser ist der Sieg, Freiheit in Holstein!
Bärmann.

Während Heinrich den Ruhm deutscher Waffen im Norden und Süden verbreitete, sorgte sein Bruder Nicolaus nicht allein für die einheimischen Angelegenheiten, sondern auch dafür, daß die von Dänemark abgetretenen oder verpfändeten Lande in Pflicht und Gehorsam blieben. Er hatte um so mehr Ursache dazu, da der junge König Waldemar (welcher von seinem Lieblingsworte: Atterdag, morgen ist wieder ein Tag, seinen Beinamen führt) Schlauheit, Ordnungsliebe, Thätigkeit an den Tag legte und das erschöpfte Reich wieder zu heben suchte. Mit seinem schleswigischen Schwager schloß er 1345 ein Bündniß zu gegenseitigem Beistande gegen jeden künftigen Angriff; aber die holsteinischen Grafen, Waldemars Politik durchschauend, ließen den Herzog auf der Jagd gefangen nehmen, und nöthigten ihn, das dänische Interesse mit dem holsteinisch-deutschen zu vertauschen. Dann wandte der König seinen Blick auf das lange vernachlässigte Esthland, machte mehrere Reisen dorthin, verkaufte aber das ferne Gebiet 1346, einsehend, daß er es gegen äußere Angriffe oder innere Aufstände doch schwer vertheidigen könne, für 19,000 Mk. Silber an den deutschen Orden und suchte damit die verpfändeten Länder wieder einzulösen. Die Thronstreitigkeiten in Schweden benutzte er schlau, um nicht allein seine Tochter Margaretha mit Hako, dem Sohne des schwachen Königs Magnus, zu verheirathen (weshalb er die verlobte Braut desselben, Elisabeth*), die Schwester des Grafen Heinrich, welche ein Sturm an die dänische Küste geschlagen, dort so lange zurück hielt, bis die Heirath zum Abschluß gekommen war), sondern sich auch Schonen, Halland, Blekingen wieder abtreten zu lassen. Die Eroberung der Inseln Gothland und Aland, die Plünderung Wisby's regten jedoch die Hansa auf; diese unterstützte den Herzog Albrecht II. von Mecklenburg, einen Tochtersohn Waldemars, den die Schweden nach Absetzung ihres Königs erwählt hatten, und nöthigten in Verbindung mit Holstein den König, Dänemark zu verlassen (s. Th. I. S. 284), um in Deutschland Hülfe zu

*) Er hatte diesem Norwegen abgetreten, und dann, von ihm gefangen genommen, ihm auch Schweden überlassen müssen.

suchen. Dieser sahe sich genöthigt, 1370 zu Stralsund einen nachtheiligen Frieden einzugehen, der das von Albrecht abgetretene Schonen auf zehn Jahre in die Hände der Hansa brachte, und starb einige Jahre nach seiner Rückkehr 1375.

Waldemars Tochter Margarethe wußte es als Vormünderinn ihres und Hako's von Norwegen Sohn, des fünfjährigen Olaus oder Olaf, dahin zu bringen, daß dieser gegen Albrecht von Mecklenburg, einen andern Enkel des verstorbenen Königs, auch von den Dänen als König anerkannt wurde. Er starb früh, 1387, nicht ohne daß ein Verdacht auf seine herrschsüchtige Mutter gefallen wäre. Sie ward nicht allein Nachfolgerinn in beiden Reichen, sondern es glückte ihr auch, den König Albrecht von Schweden den 21. September 1388 bei Falköping in Westgothland zu schlagen und gefangen zu nehmen. Die Schweden wurden für sie gewonnen, Albrecht trat seine Ansprüche ab. Darauf erklärte sie den Enkel ihrer ältern Schwester, Heinrich von Pommern, der sich nun Erich nannte, zu ihrem Nachfolger, und stiftete den 13. Juli 1397 die Calmarsche Union. Nach derselben sollten die drei Reiche Erich für ihren rechten Herrn, Mitregenten und König anerkennen, bis auf ewige Zeiten unzertrennlich zusammenbleiben, und Einen und nicht mehre Könige haben; sollte kein Reich ohne Mitbewilligung des andern einen König wählen; was einem begegnet, Krieg oder Anfechtung vom Auslande, sollte alle drei angehen, so daß sie sich mit aller Macht und Treue einander beistehen, jedoch jedes seine besondern Gesetze und Rechte behalten 2c." Nur mit Mühe und nach vieler Ueberredung brachte Margaretha die Stände zur Annahme dieser Akte. Von dieser Union sagt Hojer, „daß sie den Norden zu dem formidalsten Reiche hätte machen können; aber allen drei Reichen eine Quelle vieles Elends geworden sei:" ein Urtheil, welches sich auch von der Verbindung Schleswig-Holsteins (1460) fällen läßt. Diese Völker waren auch durch Haß, Eifersucht, Vorurtheil, Entwicklung und Sinnesart zu sehr verschieden, als daß der Gedanke einer Vereinigung schnell hätte Eingang finden können. Die Verbindung war mehr eine äußere als innere, gebaut auf das Bedürfniß ruhigen Verkehrs und gegenseitiger Vertheidigung: Ein Thron, Ein König, aber drei stark geschiedene Völker.

Mit Klugheit und Besonnenheit behandelte Margaretha die Hansa und die holsteinischen Grafen, um in ihren Plänen nicht gestört zu werden, sondern sich ihrer bei ihren Absichten auf Schweden zu bedienen. Sie erkannte nach Absterben des dänischen (Abels) Stammes in Schleswig, mit Heinrich, Waldemars V. Sohn, 1375, nicht allein die Ansprüche der Holsteingrafen kraft des Vertrages von 1330 an,

sondern belehnte auch 1386, nachdem der kinderlose Graf Nicolaus es ausgeschlagen, den Grafen Gerhard, Sohn des 1381 verstorbenen Heinrich des Eisernen, mit diesem Herzogthum, da sie keine Aussicht hatte, es je wieder in Besitz zu bekommen. Es wurde dabei festgesetzt, „daß zwischen Dänemark einerseits und Schleswig-Holstein andererseits ein ewiger Friede sein, die Grafen von Holstein und ihre Nachkommen Schleswig erblich besitzen, und dafür dem dänischen Reiche mit Mannschaft Dienste leisten sollten.“

So zogen Gerhards des Großen Nachkommen vierzig Jahre nach dessen Tode als Erben des Landes Schleswig ein, der früher vielgebrauchte Name Südjütland hörte auf, das Herzogthum trat in innigere Verbindung mit Holstein, um selbst sicherer zu sein vor der Ueberwältigung eines fremden Volkes.

Bald aber fühlte Margaretha, nachdem die Calmarsche Union einige Festigkeit erlangt hatte, darüber Reue, daß sie den Grafen von Holstein, deren Beistand sie nicht mehr bedurfte, mit Schleswig erblich belehnt, und suchte durch List, Bestechung ꝛc. treulos und undankbar Schleswig wieder an sich zu bringen, schloß ein Bündniß mit den Dithmarschern, das einen zweiundzwanzigjährigen Krieg zur Folge hatte, und zum Aussterben des Schauenburgischen Hauses und zur Schande Dänemarks beitrug.

Mit Dithmarschen entstanden nämlich indeß Streitigkeiten. Gerhard und sein Bruder Albert drangen 1403 in das Land ein; der letztere verlor durch einen Sturz mit dem Pferde das Leben, und Gerhard, jetzt alleiniger Regent Schleswig-Holsteins, wollte dessen Tod rächen, wurde aber 1404 mit der Blüthe des holsteinischen Adels erschlagen (s. Bd. I. S. 384.) Der Tod dieses Fürsten war für Schleswig-Holstein ein unersetzlicher Verlust!

Herzog Gerhard hatte seine Gemahlinn Elisabeth, Schwester des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Lüneburg nebst einigen Edelleuten, mit Ausschluß seines Bruders Heinrich, Bischofs von Osnabrück, zum Vormunde seiner Kinder bestimmt; doch Heinrich legte seine Bischofswürde nieder, und machte nicht allein Ansprüche auf die Vormundschaft, sondern auch auf Stormarn, welches 1397 an Graf Albrecht gefallen war. Den Zwist benutzte Margaretha nach gewohnter Weise nicht durch Gewalt, sondern durch List. Sie machte den Großen des Landes Geschenke, lieh der Herzoginn-Wittwe Geldsummen in verschiedenen Posten, ließ sich dafür jedesmal eine Stadt oder eine Burg zum Pfande geben, und hatte bald alle Städte bis Schleswig und Got-

torp an sich gebracht. Dann suchte sie die Prinzen*) in ihre Gewalt zu bekommen; König Erich lud den Grafen Heinrich nach Kolding 1405 ein, unter dem Vorwande einer gütlichen Beilegung der Streitigkeiten, lockte ihn dann nach Fühnen, wo er ihn in halber Gefangenschaft hielt, und eine Entschädigungsforderung von 11,000 Mark benutzte, um Stadt und Schloß Flensburg als Unterpfand zu erhalten. Kaum war dies geschehen, als er Flensburg noch mehr befestigen ließ, und weder von Auslösung, noch von einer holsteinischen Gegenforderung wegen Kriegsschäden hören wollte. Da mußten Elisabeth und ihren Unterthanen wohl die Augen über ihre Wohlthäterinn Margaretha und den „Gaben der Danaiden" aufgehen. Die Königinn, welche sich bisher, der schwedischen Angelegenheiten halber, außer Landes aufgehalten**), kam jetzt zu neuer Bethörung, und aus Furcht, daß die Holsteiner die Lage der Dinge nicht gleichgültig ansehen würden, zum Besuche der Herzoginn nach Schleswig unter dem Vorwande der Vermittelung und der Bezeugung ihrer Unzufriedenheit mit Erichs gewaltsamen Schritten. „Weil ihr Friede und Ruhe am Herzen läge, so wünsche sie, daß ihr das Schloß Gottorp auf kurze Zeit eingeräumt werde, dann würden, auf dieses Zeichen unbeschränkten Vertrauens, die Holsteiner und Graf Heinrich sich wohl zufrieden geben." Die Herzoginn ließ es geschehen, daß die Königinn mit einigen Reichsräthen zur Unterhandlung aufs Schloß kam, wobei letztere jedoch, gegen die Abrede, nicht allein ein zahlreiches Gefolge mitbrachte, sondern auch bei ihrem Eintritte die Schlüssel

---

*) Der älteste, Heinrich, war bei seines Vaters Tode erst acht, der zweite, Adolph, sieben Jahre alt, und der dritte, Gerhard, wurde erst nachher geboren. Heinrich wurde von Margaretha nach Kopenhagen geschickt: er konnte ihr als Geißel dienen; Adolph ließ sich durch keine Freundlichkeit und Gefälligkeit gewinnen. Einst zierte sie seinen Hut mit einem Schmuck: er setzte ihn aber durchaus nicht auf; sie ließ ihn an seinem Aermel befestigen: er riß ihn ab, und auf dem Rücken genäht, rieb er diesen so lange an der Wand, bis er herabfiel; so daß sie in ihm einen künftigen heftigen Feind Dänemarks prophezeite. Graf Heinrich benutzte seinen Einfluß und schickte ihn dem Burggrafen von Nürnberg, dem trefflichen Friedrich von Hohenzollern, der 1417 die Mark Brandenburg erhalten hatte, zur Erziehung. Der jüngste Sohn, Gerhard, blieb bei der Mutter, eine Tochter kam ins Kloster Wadstena, und die andere, später an den Grafen Diedrich dem Glücklichen von Oldenburg vermählt, wurde die Stammmutter des oldenburgischen Königshauses.

**) Albrecht von Schweden hatte auf die drei nordischen Reiche Verzicht leisten und sich verpflichten müssen, gegen dieselben und das Herzogthum Schleswig nichts Feindseliges zu unternehmen. Margaretha und Erich hielten sich also der letzten schon für sicher.

verlangte, die Pforte mit einem Kreuze bezeichnete und küßte, als wolle sie dadurch Besitz nehmen. Bei Tafel rief sie ihren Rath und Feldherrn Scharpenberg und gab ihm einen geheimen Auftrag. Als dieser ihr jedoch berichtete, er habe in dem Thurme des Schlosses Bewaffnete und Schützen bemerkt, welche vielleicht der Herzoginn Amtleute dort verborgen hätten, so gerieth die Königinn in Angst, argwohnte Verrath, stand plötzlich von der Tafel auf, und rief weinend vor Zorn aus: „Ist das der Glaube und die Treue? ich werde dafür noch einmal danken.“ Vergebens erklärte die Herzoginn, daß ihr keine Unredlichkeit in den Sinn gekommen, daß keine Bewaffnete vorhanden wären, als des Schloßhauptmanns Leute, welche er, um dem großen Gefolge der Königinn mehr Raum zu verschaffen, in den Thurm verlegt und mit einem Fasse Bier bewirthet habe.

Die Königinn, argwöhnisch Andern zutrauend, was sie unter ähnlichen Umständen selbst zu vollbringen wohl nicht Anstand genommen, hatte sich jedenfalls bloß gestellt, und mit der Herzoginn (mochte nun die Sache sich so verhalten, wie gesagt worden, oder der Schloßhauptmann auf eigene Hand eine Verstärkung ins Schloß gezogen haben) war das gute Vernehmen gestört. Sie rief ihren Sohn Heinrich aus Kopenhagen zurück, damit er nicht als Geißel zurückgehalten werde: denn der Krieg war bei Erichs gewaltthätiger hochfahrender Gemüthsart vorauszusehen! Dieser erntete aber darin blutige Dornen statt der gehofften Lorbeern. Zweiundzwanzig Jahre lang bot ein mäßiger Landstrich dem Beherrscher dreier Reiche muthvoll die Spitze, und erklärte der Welt durch siegreichen Widerstand mit der Hansa-Hülfe die Ohnmacht der Calmar-Union. Der Krieg gereicht dem „innerlich verfaulten Dänemark“ zur ewigen Schmach!

Auf Rath und Antrieb des holsteinischen und schleswigischen Adels ließ die Herzoginn den Rath Flensburgs zu sich entbieten und ihn nöthigen, ihr die Stadt wieder zu übergeben; dann wurden mehrere Schlösser der Königs-Partei geschleift. Erich bemächtigte sich dagegen der Inseln Alsen und Arroe, verband sich aufs Neue mit den Dithmarschern (1409), und fiel dann den Friesen ins Land, welche sich zu Holstein neigten. Dem Bischof von Schleswig, welcher die Partei des Königs ergriffen und den Segen über dessen „unbezwungenes Heer, das ihm alles Land von der Elbe bis zum Rhein unterwerfen möge,“ ausgesprochen hatte, bekam dies übel. Einige Edelleute überfielen ihn in Flensburg, den 17. Februar 1410, nahmen ihn gefangen, mißhandelten ihn, und führten ihn gefesselt zum Spott durchs Land, bis er sich losgekauft hatte, und dann klagend nach Rom eilte. Das königliche Heer wollte mit seiner Beute von Eiderstädt nach Flensburg zurückgehen, wurde aber am 12. August 1410

von dem Grafen Adolph von Schauenburg-Pinneberg*), der mit Kriegsvölkern, welche er im Lüneburgischen, Bremischen und Westphälischen gesammelt, seinen bedrängten unmündigen schleswigschen Vettern zu Hülfe gekommen war, unterstützt von Holsteinern und Friesen, bei Eggebeck und Sollerup im Amte Flensburg gänzlich geschlagen. 1400 Dänen wurden getödtet, sammt dem einen Feldherrn Munk, 356 gefangen, unter ihnen der zweite Heerführer Scharpenberg, den der König mit 10,000 Mk. Silber loskaufen mußte, so daß ihm der Zug 200,000 Mk. kostete. Rache nahm er 1411 an Flensburg, wo er Bürgermeister und Rath nebst einigen vornehmen Bürgern hinrichten ließ. Margaretha suchte unter Vermittelung deutscher Fürsten einen Vergleich, welcher Flensburg pfandweise auf fünf Jahre in ihre Hand gab; als sie aber am 28. Okt. 1412 starb, brach Erich, den nun diese Rücksicht nicht mehr von Gewaltthaten abhielt, den Vertrag. Als Elisabeth mit ihren Kindern auf der Reichsversammlung zu Nyborg (den 26. Juni 1413) erschien und um Belehnung bat, wurde ihr dieselbe nicht allein abgeschlagen, sondern das Land dem Könige zugesprochen, weil der vorige Herzog nicht auf gehörigem Wege bittweise die Belehnung nachgesucht, und durch die bisherigen Kämpfe des holsteinschen Hauses dieselbe neuerdings verwirkt habe. Ja, auf dem Concilium zu Kostnitz 1414, wo Johann Huß verbrannt wurde, ließ Kaiser Siegmund, vor dessen Richterstuhl der königliche Verwandte diese Lehnsstreitigkeit brachte, um seine Hoheit zu zeigen, die Herzoginn mit ihren Kindern aller Ansprüche verlustig erklären. Eine schöne Gelegenheit, Großmuth und Gerechtigkeit zu üben, und den verderblichen Zwist ehrenvoll zu beendigen, ließ der eroberungssüchtige und habgierige König zu seinem eigenen Unheil vorübergehen, rüstete sich zu einem gewaltigen Kriege, und verlor darüber drei Kronen. Zuerst benutzte er die Dithmarscher zu einem Einfall in das Friesenland, suchte Lübeck zu gewinnen, indem er des abgesetzten Rathes Wiedereinsetzung im Auftrage des Kaisers bewirkte, und machte sich die übrigen wendischen Hansestädte, bis auf Hamburg, wie die benachbarten Fürsten, zugeneigt; dann fiel er 1417 mit einem großen, auf 100,000 Mann starken Heere verwüstend in das Herzogthum ein. Schleswig wurde belagert und den 15. Juli zur Ergebung genöthigt, wobei Herzog Albrecht von Mecklenburg und

*) Es war ein Enkel Adolphs des Jüngern, den Gerhard der Große 1317 gefangen nahm, und ein Sohn Otto's, der 1390 mit einem, ihn zu seinem Pinnebergischen Antheil von Holstein gegebenen Geldsumme abgefunden worden.

zwei Ritter Pogwisch gefangen wurden und geloben mußten, nicht wider den König zu kämpfen; dann kam die Reihe an Gottorp, und mit dem Fall dieser Stadt schien das Land, trotz tapferer Gegenwehr Einzelner, verloren. Das ganze Unternehmen nahm aber ein so unerwartetes, als klägliches Ende!

Die Stadt Hamburg erkannte zwar den Grafen von Holstein als Landesherrn an, war jedoch weder zu Eid noch Heeresfolge verpflichtet, und daher bis jetzt fast ganz neutral geblieben, sich darauf beschränkend, Gebiet und Schiffe gegen die von den Dänen aufgehetzten Dithmarscher (welche in ihrer kurzsichtigen Politik sich mit den Friesen statt mit den Dänen herumschlugen) zu schützen. Graf Heinrich, der vormalige Bischof, hoffte von dieser wichtigen Stadt eine Geldhülfe von 300,000 Mark für sich und eben so viel an Lebensmitteln 2c. für seinen Vetter zur Erhaltung Gottorps zu erhalten, und ging, von wenigen Räthen begleitet, in Person dorthin. Heinrich von Brockdorf aber rieth ihm unterweges, er möchte doch lieber einen Beistand an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen gegen einen König, der mit so gewaltiger Macht herbeiziehe, suchen. Gelähmt an allen Gliedern fuhr Heinrich daher am Morgen nach seiner Ankunft vor das Rathhaus. Auf der Trostbrücke standen sechszig Hauptleute der Bürger, vor dem Rathhause die Bürgermeister und Rathsherren, und von seinem Krankenwagen herab sprach der Graf Worte, die Hand und Fuß hatten, und begehrte den Beistand der Stadt. Der Rath machte Schwierigkeiten, zeigte auf die Größe und die Gefahr des Verlangens hin, verstand sich indeß zu einer ansehnlichen Geldhülfe. Dem erwiderte der Graf, voll Vertrauen auf die günstige Stimmung der Bürger, daß ihm Alles an einem starken Beistand zum Entsatze der belagerten Feste gelegen wäre; wogegen der Rath die Freiheiten der Stadt in Betracht nahm, welche zur Heeresfolge nicht verpflichtet sei. Die Bürger jedoch stimmten dafür, dem Grafen mit ihrer ganzen Macht beizustehen, und dies dem Könige durch einen feierlichen Fehdebrief kund zu thun. Kaum war der Vertrag berathen, so kam die Botschaft von Schleswigs Uebergabe, und einige ängstliche Rathsherren wollten dies als Grund zur Aufhebung des Vertrages geltend machen; doch die Bürgerschaft erklärte: Wäre das Bündniß noch nicht geschlossen, so müßten wir es jetzt schließen, weil es, damit König Waldemars Zeiten nicht wiederkehren, besser ist, dem Könige bei Gottorp, als bei Hamburg Widerstand zu leisten! Der Rath gab nach, Kriegshülfe ward zugesagt, 600 Schützen sollten eiligst nachgehen, Reisige und Schiffe folgen.

Graf Heinrich machte sich, in Begleitung eines Hamburger Herolds, mit dem Fehdebrief freudig auf den Rückweg. In Rendsburg traf

er die Herzoginn, welche mit ihrem Sohne Heinrich aus Schleswig dorthin geflüchtet war, und fand alle tief betrübt und verzagt, denn jeden Augenblick mußte man die Uebergabe Gottorps erwarten: dann war Schleswig verloren und Holstein in Gefahr. Heinrich ermuthigte die Verzagten durch die Botschaft: Haben wir Schleswig verloren, so haben wir dafür das mächtige Hamburg gewonnen! Dadurch erweckte er Freude und Muth, und eilte dann unverzüglich nach Gottorp. „Und nun bewahrt die Geschichte einen Zug von besonderem Interesse," sagt Schuselka, „für die Charakteristik des Kampfes der Deutschen mit den Dänen, der dem Gedächtnisse des deutschen Volkes und der Bürger Hamburgs eingeprägt bleiben sollte:"

Der Hamburgische Herold, ein schlauer Mann, von kühnem Bürgermuthe und frischem Volkshumor, besah sich von den Mauern Gottorps herab das dänische Lager und die Tausende von Kriegern, welche sich bereit machten, Gottorp zu erstürmen. „Wenn wir sie hier nach ihrem Belieben walten lassen," sagte er, „so werden sie Gottorp erdrücken; wir müssen uns Luft machen." So dachten freilich Alle; aber nach den Mitteln der Rettung sahe man sich vergebens um. Zu einem erfolgreichen Ausfall war die Besatzung zu schwach, die aus Deutschland erwartete Hülfe noch so fern, daß man Gottorps frühern Fall fürchten mußte. Da sprach der humoristische Hamburger zu den kleinmüthigen Rittern und Herren: „Was meint ihr dazu, liebe Freunde und Nachbarn, wenn ich es unternähme, Euch diesen lästigen Dänen vom Halse zu schaffen!" Diese Rede klang fast wie Hohn und erregte den Unwillen der Holsteiner. Aber Jener fuhr ernsthaft fort: „Sattelt mir ein stattliches Roß und schafft mir einen Trompeter mit guter Lunge." Beides geschah. Nun befestigte der Bürgerherold (so erzählen Huitfeld, Christiani ꝛc.) den Fehdebrief seiner Stadt an der Spitze einer Lanze, bestieg sein Roß und begab sich unter Vortritt des Trompeters, der Hamburgs Wappenschild auf der Brust trug, ins Dänenlager hinaus. Von Zeit zu Zeit blies der Trompeter eine schmetternde Fanfare, und rief dann mit lauter Stimme: „Ein Brief der freien Stadt Hamburg an den König von Dänemark! Macht Platz!" Neugierig liefen die Dänen zusammen, und bildeten eine Gasse, durch welche der Herold ungehindert und gravitätisch das ganze Heer durchritt, bis er vor das Zelt des Königs kam, noch einmal die Trompete schmettern und dann aus Leibeskraft rufen ließ: „Ein Fehdebrief Hamburgs gegen Dänemark." — Diese Botschaft flog durchs Lager und wirkte wie ein Donnerschlag auf die Dänen. König Erich erschrak, und las erbleichend den Absagebrief der mächtigen Stadt; eiligst rief er den Kriegsrath zusammen, um einen Entschluß zu fassen. Gerüchte hatten sich ver-

breitet, die Hamburger und Dithmarscher wären nebst vielen Miethvölkern im Anzuge, und der Herold theilte den ihn Umdringenden freundschaftlich mit, daß ein großes Heer ihm auf dem Fuße nachfolge, und der gegenwärtige Fehdebrief schien eine Bestätigung; vielleicht fürchtete man, daß, wie zu Waldemars III. Zeit, siebenundsiebenzig Fehdebriefe der Städte nachkommen würden. — „Die Hamburger kommen! die Hamburger sind da! Ihre Schiffe werden uns den Heimweg abschneiden!" so lief es schreckenerregend durch die dänischen Reihen, und ehe ein Befehl kam, bereitete man sich zum Abzuge. Des Kriegsraths Beschluß war damit übereinstimmend: man müsse die Belagerung aufheben. Und noch in derselben Nacht brach der König eiligst das Lager ab, das ganze Heer warf sich in ängstlicher Eile und Unordnung in die Flucht. Nicht einmal in Schleswig ließ er eine Besatzung, sondern übergab die Stadt dem Rathe mit der Verpflichtung, sie ihm zu erhalten. Furcht und Verwirrung waren so groß, daß die Dänen auf der nächtlichen Flucht die Richtung verloren, und nach Eckernförde gelangten, wo sie ihre Schiffe nicht fanden. Im Zorn darüber brannten sie die Stadt ab, flüchteten über die Schlei, in welcher viele von ihnen umkamen, warfen sich dort in ihre Schiffe, und flohen mit vollen Segeln nach Dänemark zurück. „So floh, unerhört in der Geschichte, ein großes Heer vor dem Fehdebrief einer einzigen Stadt!"*)

Als der Morgen anbrach, traueten die Gottorper kaum ihren Augen. Das feindliche Heer war verschwunden, „als sei der Boden unter seinen zitternden Füßen zusammengebrochen." Jubelnd stürzten die Befreieten in das verlassene Lager hinaus, und erquickten sich an den vielen Vorräthen, welche die Dänen im Stiche gelassen hatten.

---

*) So Philippi: Geschichte von Dänemark, 1840; er fügt hinzu: „Fast immer zogen die Dänen gegen Schleswig-Holstein den Kürzern, selbst unter gefeierten Königen. Der Ruhm ihrer alten Tapferkeit erscheint daher beinahe fabelhaft, wenn man ihn nach den spätern Kriegsereignissen abmißt, zum unwiderleglichen Beweise, daß die Masse des Volks, seit Jahrhunderten gebrochen, in der besten Kraft des Daseins, das Opfer einer tyrannischen Aristokratie und verzehrender Bürgerkriege, den großen vaterländischen Angelegenheiten abgestorben und bis zum Stande herzloser Kriegsknechte heruntergekommen war." — Selbst der sonst so sehr parteiische dänische Geschichtschreiber Boden gesteht: „Der König, beinahe im Besitze des ganzen Herzogthums, ließ sich unvermuthet überfallen, und mußte mit großem Verluste seinen Vortheil aufgeben. Ebenso unglücklich war er mit einer Armee von 100,000 Mann, welche auf das bloße Gerücht, daß von Hamburg eine kleine Armee dem Grafen zur Unterstützung heranrücke, Schleswig verließen."

Der Hamburger Herold aber, „welcher mit seinem gewaltigen Pergamente hunderttausend Dänen in die Flucht gejagt," hielt mit seinem Trompeter einen feierlichen Triumpheinzug in die befreite Stadt, und wurde von dem Volke auf den Händen getragen.

Zu dieser unverhofften Siegesfreude kam noch eine unverhoffte Siegesbeute. Einige Kieler Kaperboote hatten ein großes dänisches Schiff aufgebracht, welches reiche Vorräthe an kostbaren, mit Edelsteinen übersäeten, kirchlichen Gewändern und Kirchengeräthen nach Schleswig bringen sollte, wo König Erich mit dem Erzbischofe von Lund ein großes Siegesdankfest feiern wollte. Nun dienten dieselben Kostbarkeiten beim Siegesfeste der Schleswig-Holsteiner in Schleswig, welche Stadt sich mit Freuden ihrem rechtmäßigen Erbfürsten ergeben hatte. Mittlerweile war auch das deutsche Hülfsheer gekommen, 30,000 Mann zu Fuß und 800 zu Pferde, geführt von den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg, dem Fürsten Balthasar von Werle (Wenden), dem Grafen Adolph von Schauenburg. Um Weihnachten wurde die Hattesburg, welche der König zwischen Schleswig und Gottorp angelegt hatte, erobert und die ganze Besatzung erschlagen, die Königsburg am Ende der Schlei belagert, ihre Besatzung entfloh, und Stubbe, das Schloß des treulosen Schleswiger Bischofs von Grund aus zerstört. Erich suchte nun sein Heil in trüglichen Friedensunterhandlungen und in Trennung seiner Feinde. Bei Immervad im Amte Hadersleben erlitt aber sein Heer 1420 eine bedeutende Niederlage, wobei seine Feldherren Rönnow und Hogenschild getödtet wurden, und das Sprüchwort entstand: „Bei Immervad kam Dänemark ins Teufels Bad." Verschiedene deutsche, zu Schiedsrichtern ernannte Fürsten suchten vergebens, den Streit zu schlichten; der König aber, sobald ihm ein Glücksstrahl lächelte, brach die Verhandlungen ab. Er wußte viele Hansestädte für sich zu gewinnen, eben so durch reiche Geschenke die Dithmarscher. Die Hamburger fuhren fort, es mit den Holsteinern zu halten. Den Verlust einiger Schiffe rächten sie 1421. Zwölf Hamburger Schiffe fielen in Jütland ein, schlugen, mit Beute zurückkehrend, die dänische Flotte, nahmen drei Schiffe mit 120 M. und brachten sie nach Hamburg, wo sie sich mit vielem Gelde lösen mußten (s. Bd. I. S. 287 ff.). Herzog Heinrich ging selbst nach Lübeck, um die wendischen Hansestädte für sich zu gewinnen; sie schickten Abgeordnete, um den König zu einem billigen Frieden zu bringen, eben so König Sigismund, der den Herzog Heinrich von Schlesien (Runipolt genannt) sandte. Letzterer gab sich deshalb viele Mühe, starb aber an einer ansteckenden Krankheit in Flensburg. Der König Erich ging indeß 1424 zum Kaiser nach Ofen, wohin auch Herzog Heinrich geladen wurde. Hier aber erfolgte, nicht unter Berathung

deutscher Fürsten, sondern ungarischer Freiherren, den 28. Juni der Urtheilsspruch des parteiischen Kaisers, der des hussitischen Krieges halber in Norden Frieden wünschte: daß Schleswig dem Könige zustehe; dem Herzoge wurden 300,000 Mk. für die Abtretung geboten. Unwillig appellirte dieser an den Papst, worüber der Kaiser in einem drohenden Schreiben den benachbarten Fürsten und Städten gebot, dem Könige Beistand zu leisten. Neue Verhandlungen erfolgten in Flensburg 1425; aber manche deutsche Fürsten lernten in der Zwischenzeit die Sache der Schleswig-Holsteiner mit andern Augen betrachten.

Der König rückte indeß 1426 mit 50,000 Mann vor Schleswig und Gottorp, welche Städte stärker befestigt und mit Besatzung und Vorräthen gut versehen waren; 600 Schützen hatte Hamburg geschickt, und 600 Vitalienbrüder waren zu diesen übergegangen und versahen die Belagerten wie die Hamburger überhaupt mit Kriegsbedürfnissen, Balken ꝛc. Da überlegten endlich die übrigen wendischen Hansestädte, daß die Unterjochung der Herzogthümer auch ihnen ein gleiches Loos bereiten würde. Nach einem neuen vergeblichen Friedensverhandlungs-Versuch kam ein neues Bündniß zu Stande: dem Könige die Erweiterung der Grenzen seines bisherigen Gebietes nicht zu gestatten, und im Oktober 1426 schickte jede Stadt für sich eine förmliche Kriegserklärung an den König, dem sich auch einige Edelleute anschlossen. So schickte der mecklenburgische Landesmarschall Ludwig Blücher dem König folgenden Fehdebrief: „Wetet (wisset) hochgeborne Vorste (Fürst) Konynk Erik, dat ik, Lüdeke Blücher, juwen (eure) Veyndt (Feind) wyl wesen (sein will), unde all juwen mannen (Männern) de in juwen riken (Reichen) syn." — Eiligst hob der erschrockene König die Belagerung auf, die Holsteiner aber nahmen das Lager und dessen Vorräthe in Besitz und fügten seinem Nachtrabe nicht unbedeutenden Schaden zu. Die Hamburger halfen dem Herzog Heinrich die Schlei vor der Dänenflotte sperren, die große hanseatische Flotte, auf welcher sich Gerhard, der jüngste der schleswigschen Prinzen befand, verbreitete Schrecken im Kattegat und in der Ostsee, und belagerte dann Flensburg, wobei Herzog Heinrich durch einen unglücklichen Zufall das Leben einbüßte (Bd. I. S. 288), den 28. März 1427.

Der Verlust dieses tapfern, gerechten und humanen Fürsten war ein neuer Verlust, eben so schmerzlich, wie Gerhards, seines Vaters, Tod 1404, und zwar nicht allein in seinen nächsten Folgen, sondern auch, weil er kinderlos starb (er war mit einer braunschweigischen Prinzessinn verlobt, welche aus Betrübniß den Schleier nahm), in dem großen

Nachtheil, welcher später dem Lande daraus hervorging (vergl. Dahlmann). Solini erwähnt daher auch: „Es ist nicht zu beschreiben, welche große Trauer im Lager gewesen. David hat seinen Sohn Absalon, die Trojaner haben ihren Hektor, die Juden den Josua und Judas Makkabäus nicht so sehr beklagt.“ Die Brüder: Adolph VIII. und Gerhard, Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein setzten den Kampf fort, zur See und zu Lande von den Hanseaten unterstützt, „denen besonders der bei Helsingör willkürlich eingesetzte, den ganzen Handel im baltischen Meere beschwerende, den Wegelagerungen der Raubritter ähnlichen Sundzoll mit Recht ein Dorn im Auge war, weil dafür keine, die Schiffahrt etwa sichernde Gegendienste geleistet wurden.“ Kopenhagen entging damals nur mit Mühe und durch die Anstrengungen der Königinn Philippine der feindlichen Flotte; andere Städte und Orte wurden verwüstet, und bei Stralsund erlitt die dänische Flotte einen Hauptschlag. Die Herzoge suchten sich indeß Flensburg zu bemächtigen, wo viele Bürger durch Privatrücksichten und Verheißungen des Königs sich mit der dänischen Besatzung gegen ihre eignen Landsleute vereinigt hatten. Hamburg hatte damals einen schwierigen Kampf mit den Dithmarschern; daher rückten jene, blos von Lübeck unterstützt, mit nur 200 Mann am Palmsonntage 1431, als die Bürger in der Kirche waren, gegen die Stadt, im Einverständniß mit einigen Bürgern. Einer von diesen fuhr, als Bauer verkleidet, ein Fuder Heu ins Stadtthor, warf es um, so daß das Thor nicht geschlossen werden und die Holsteiner eindringen konnten. Sie zogen auf den Markt, und pflanzten, während die in der Stadt befindlichen Dänen in die Burg eilten, daselbst ihre Fahnen auf; die Herzoge ließen sich dort zu Rittern schlagen, und ertheilten diese Würde sogleich an zehn adelige Personen. Dann eilten Boten nach Hamburg und Lübeck mit der Bitte, um schleunige Hülfe. Beide Städte säumten nicht, schickten eine hinreichende Anzahl Krieger unter zwei Rathsherren; 800 eiderstädtische Friesen kamen mit Grabgeräthen herbei, und umgruben in kurzer Zeit das Schloß von der Landseite mit Graben und Schanzen, um die Besatzung auszuhungern. Von der Seeseite gelang es jedoch noch den Feinden Zufuhr hineinzuwerfen, bis achtzehn große hanseatische Schiffe sich dorthin legten und den Hafen mit Pfählen verrammelten. Da mußte sich die hungernde Besatzung den 2. September 1431 ergeben, und siegreich weheten die Fahnen mit dem Nesselblatte und den beiden Löwen von den Zinnen des Schlosses über die Stadt hinweg.

Am 24. August 1433 war auch Herzog Gerhard gestorben, und Adolph VIII. war nun alleiniger Herr Schleswig-Holsteins mit Aus-

nahme des Pinneberger Antheils und Dithmarschens. Erich hatte durch Härte und Unbesonnenheit die Herzen seiner Unterthanen sich entfremdet, in Schweden brachen Unruhen aus, die Holsteiner und die vier Hansestädte befanden sich noch mit ihm im Kampfe, daher suchte er sich mit dem Herzoge und den Hanseaten zu vergleichen, und schloß 1435 einen schimpflichen Frieden, welcher Schleswig nach dem damaligen Besitzstande sammt Nordfriesland und Femarn an Adolph überließ. Dadurch noch mehr verhaßt, und in allen drei Reichen abgesetzt, entfloh er nach Pommern, und starb nach einigen unbenutzten günstigen Wechselfällen im sechsundsiebenzigsten Jahre zu Rügenwalde in strenger Uebung der Andacht. Die Dänen und Schweden aber wählten den Pfalzgrafen Christoph von Bayern 1438 erst zum Reichsverweser und dann zum Könige (Norwegen folgte). Dieser that, was Erich 1438 versprochen und der dänische Reichsrath bewilligt hatte.

Den alten gefährlichen Zwist zwischen Dänemark und den Herzogthümern, welcher das Königreich 20 Jahre hindurch entkräftet hatte, in der Wurzel zu tilgen, und der gebieterischen Nothwendigkeit nachgebend, belehnte er 1440 den Herzog Adolph feierlich und erblich mit Schleswig bis zu der Brücke von Colding, während er mit Holstein, im Namen des Kaisers Albrecht II. durch den Bischof von Lübeck belehnt ward, womit zugleich die bisherige sächsische Lehnsherrschaft aufhörte und die Grafschaft Holstein zur Reichsunmittelbarkeit gelangte.

So erhielt Herzog Adolph auch Schleswig als „rechtes Erblehn;“ alle den Ansprüchen seines Hauses günstigen Verträge wurden bestätigt, die ihnen widersprechenden oder ungünstigen Urkunden förmlich aufgehoben; der dänische Reichsrath bestätigte nicht allein diesen Vertrag, sondern auch der deutsche Kaiser sprach die Anerkennung der Rechte des Hauses Holstein förmlich aus!

Mit Christophs III. plötzlichen unbeerbten Tode 1448 war die Nachkommenschaft Waldemars IV. völlig ausgestorben; „über die Ehen der letzten Könige waltete ein auffallender Unstern.“ Da ließen die dänischen Reichsstände dem Herzog Adolph, dem Urenkel des Königs Erich Glipping, dessen Einsicht und Tapferkeit sie in dem langwierigen Kriege selbst hinreichend erfahren hatten, die dänische Königskrone antragen. Allein er erkannte das Unheil, welches eine Verbindung beider Staaten für Schleswig-Holstein hervorgebracht hatte und hervorbringen könne; der Glanz einer Krone blendete ihn nicht, er wollte lieber ein kleines geliebtes Land in Ruhe und Segen regieren: daher lehnte er, selbst kinderlos, „wegen hohen Alters“ das

Anerbieten ab, und schlug (die Schweden hatten den bisherigen Reichsvorsteher Karl Knutson gewählt und damit die Calmarsche Union faktisch aufgelöset) den jungen Grafen Christian von Oldenburg, den Sohn seiner Schwester und Diedrichs des Glücklichen, einen Abkömmling Erichs V. von mütterlicher Seite vor, welcher ihm größtentheils seine Erziehung zu danken hatte, und begab sich 1448 zur Beförderung dieser Angelegenheiten selbst nach Kopenhagen, seinen Sitz unter den dänischen Reichsräthen nehmend. Christian wurde von Dänemark und nachher auch von Norwegen und 1457 nach Knutsons Flucht auch von Schweden zum Könige gewählt.

1450 erfolgte vom neuen König und dem Reichsrathe die Bestätigung der berühmten Waldemarischen Verordnung von 1326, wodurch dem Herzog Adolph und den schleswig-holsteinischen Ständen die Zusicherung förmlich erneuert wurde,

„daß das Herzogthum Schleswig nie mit dem Reiche und der Krone Dänemark verknüpft werden solle, so daß beide einen Herren bekämen.“ Auch leistete der König

„für sich und seine Nachkommen auf Schleswig-Holstein Verzicht, und versprach, daß weder Er noch seine Erben darauf Ansprüche machen sollten oder möchten: — dat he, edder syne erven, dar nicht up saken scholde edder mochte. —

In dem Lehnbrief König Christians I., oder der Bestätigungs-Urkunde der Belehnung 1455, den Christiani (IV. 317) aus einer Handschrift mittheilt, werden zuerst den zu vielen Zeiten (tho velenn tidenn) von unserm lieben Oheim (leven ohm) geleisteten mannigfaltigen Beistand, Dienst und schweren Kosten zu des Reiches Frommen und Besten erwähnt, (mannichfoldt bistanndt unnd deinst unnd swaren Kostenn merchlichen gedann und bewiset hefft tho unser rike framen unnd bestenn), und dann erklärt, daß der König „wohlbedachten Muthes (modes) nach Rath und Vollmacht des vollmächtigen Reichsrathes zu Dänemark aus Königlicher Macht, alle Artikel des Briefes wegen Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig bestätige und befestige (wegenn de furgeschrevenn belheninge . . vulborde unnd bestedige), so daß der Herzog und seine Erben das Herzogthum mit allem Zubehör (mit alle sinenn tho behorigenn), nach König Christophs Briefe, nichts ausgenommen (nichts ut genamen), als ein rechtes Erblehen in Besitz haben solle (tho enenn Rechten errflene scholenn unnd mogen Konichlikenn und fredesannleich hebben unnd besittenn). Er verspricht, ihm darin gegen Jeden, er sei geistlich oder weltlich, mit allem Vermögen beizustehen (mit alle unnsem vermogen mit truwenn unnd gantzer macht),

und daß alle Privilegien, welche vorzeiten deshalb gegeben, bei voller Macht bleiben sollen (alle breve und privilegia — vortidenn gegevenn by vuller macht blivenn). Dieser Lehnbrief ist von den Prälaten und Rittern unterschrieben und bestätiget, und zu Kopenhagen den 21. Juli 1455 ausgefertigt.

---

30) Personal-Union mit Dänemark durch freie Wahl des dänischen Königs zum selbstständigen Herzoge von Schleswig-Holstein.

Nun, wir sind euer; aber haltet auch
Was ihr verheißt. Den Franken soll man stets
Erst schwören lassen, daß er auch den Schwur
Will halten. „Ihr versprecht — doch dringt man aufs
Erfüllen; ja, so habt ihr euch — versprochen.
Fouqué.

So hatte Schleswig-Holstein seine Unabhängigkeit gegen alle Eroberungsversuche Dänemarks siegreich behauptet, und wie es schien, für alle Zukunft gesichert! — Leider starb Adolph den 4. December 1459 in Lübeck, wo er bei schwerer Krankheit den Rath der Aerzte suchte, ohne Erben und ehe er die Erbfolge in den Herzogthümern seinen Schaumburgischen Seitenverwandten förmlich hatte zusichern lassen, vielleicht, weil er deren Rechte für hinreichend klar und die Selbstständigkeit Schleswig-Holsteins durch obige Urkunde für gesichert hielt. Er war ein Fürst von großer Einsicht, von gutem Herzen und kräftigem Geiste. Do word mänch Ooge geweenet rott, woll umb des Edlen Försten Dodt (Da ward manch' Auge geweinet roth, wohl um des edlen Fürsten Tod), heißt es in den holsteinischen Chroniken, denn mit ihm (von welchem noch lange das Sprüchwort gebraucht wurde: „Es ist jetzt nicht mehr im Lande wie zu Adolphs Zeiten") erlosch das Schauenburgische Haus, die männliche Nachkommenschaft Gerhards des Großen. — Auf die Nachfolge machten Ansprüche: König Christian und dessen Brüder, die oldenburgischen Grafen Moritz und Gerhard, als Geschwisterkinder des Verstorbenen und der Graf Otto von Schaumburg-Pinneberg; und letzterer, als der nächste Verwandte von der Mannesseite, war unstreitig im Rechte, wenigstens für Holstein, denn hier galt das deutsche Lehnsrecht. In Schleswig jedoch, welches nicht unmittelbar zum deutschen Reiche gehörte, war das Lehnsrecht jenem nur nachgebildet und nicht durch bestimmte Gesetze geordnet (doch

ging aus der Zeit der eignen Herzoge Schleswigs hervor, daß die weibliche Linie ausgeschlossen war); und darauf gründete Christian das Recht, daß ihm als Lehnsherr nach Absterben des Vasallen das Land wieder zufallen müsse. Wurde nun Schleswig und Holstein dem Grafen Otto zugesprochen, so stand ein neuer Kampf mit Dänemark bevor; gab man dem König Schleswig hin, so ging die Frucht früherer Kämpfe und Siege, die Verbindung beider Länder mit einander verloren; Schleswig aber wollte mit Holstein vereint bleiben, weil auf den Zusammenhang dieser Länder ihre politische Stellung, welche sie seit Gerhard dem Großen im Norden eingenommen, blühete. Gegen die Vereinigung beider mit Dänemark sprach aber die Waldemarsche, von Christian erneuerte und bestätigte Constitution, der König hatte bei seiner Wahl förmlich auf die Nachfolge für sich und seine Erben Verzicht geleistet, und das Land durfte, wenn Otto in beiden Nachfolger wurde, den Kampf mit Dänemark nicht scheuen, und das bereits vergossene Blut wäre wenigstens nicht vergeblich geflossen. Aber theils wollte die stolze Ritterschaft sich dem unmächtigen Grafen nicht beugen, und hoffte mehr Glanz von einem mächtigen Könige, theils schonte dieser weder Geld noch Versprechungen, und trat mit den Landständen beider Länder in Unterhandlung. In Rendsburg fand eine Berathung statt, wozu auch Lübeck, als Haupt der Hansa, und Hamburg, als die mächtigste Stadt des Landes, eingeladen waren, und es wurde beschlossen, daß vierzehn Tage nach Ostern in Lübeck eine weitere Berathung statt finden und der König wie die Schaumburger ihre Rechte darlegen sollten. Allein Christian, der die Berathung dort scheuen mochte, wußte es dahin zu briugen, daß die ihm zugethanen, bestochenen Landräthe (also nicht der Landestag) sich schon am 3. März 1460 zu Ripen versammelte, ihn zum Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein erwählten, und huldigten „nicht als König, sondern als Herzog und Grafen." Der dänische Historiker Baden meint, es sei ein unverzeihlicher Fehler gewesen, Schleswig von Dänemark zu trennen, und es hätte nach dem Tode des letzten Herzogs von selbst wieder an dasselbe zurückfallen müssen; der schleswig-holsteinische Adel habe indeß die Gelegenheit meisterhaft benutzt, um seine Privilegien auszudehnen, und der König habe sich mit seinen Verwandten durch Geld (40,000 Gulden den oldenburger Brüdern und 43,000 den Grafen Otto) abfinden müssen! —

Allein die lübeckische Chronik gedenkt dieser folgenreichen Begebenheit mit diesen unwilligen Worten: „Also wurden die Holsteiner Dänen, verschmäheten ihren Erbherren (Otto von Schaumburg und seine acht Söhne) und gaben sich mit freiem Willen, ohne

Schwerter Schlag unter dem König von Dänemark, gegen den ihre Vorfahren manchen Streit geführt, wobei ihnen die Städte Hamburg und Lübeck mit großem Volk und großen Kosten behülflich gewesen, blos darum, daß sie keine Dänen sein wollten. Daran war die Geldgierigkeit der Holsten und die Listigkeit (Listicheit und Bosheyt) der Dänen Schuld. Denn der König und seine Räthe erkauften den Adel mit Geld und mancherlei Versprechungen, und er verhieß allen Schloßhauptleuten, sie sollten Lebenslang die besetzten Schlösser behalten! Und mancher Herr und Fürst und hochgestellte Mann war doch im Kampfe für diese Sache gefallen auch von ihren eigenen Vorfahren, weil sie den Dänen nicht unterthan, sondern frei und unterthänig sein wollten. So wurden sie durch Eigennutz verblendet, und überantworteten das allgemeine Eigenthum des ganzen Landes um kleinen Vortheiles und Gewinnstes. Das Versprochene ward ihnen nicht einmal gehalten, denn der König nahm ihnen die Schlösser noch in demselben Jahre und setzte andere Leute darauf." — „Der Mittwoch nach Invocavit 1460 ist," sagt Schuselka, „Schleswig-Holsteins unglücklichster Tag. Damals erhielt Dänemark das, wornach es im vielhundertjährigen Kampfe fruchtlos gerungen, durch freiwillige Wegwerfung der schleswig-holsteinischen Stände, unter denen noch viele Männer lebten, welche den letzten siegreichen Riesenkampf gegen Dänemark mitgefochten." Und Dahlmann fügt hinzu: „Man opferte den allgewohnten Segen eines sichtbaren Fürsten gegen einen seltenen Besucher, der mit leeren Taschen kam, um mit vollen davon zu gehen, verwandelte einen sich genügenden Boden, den Günstling zweier Meere und eines aus dem Herzen Deutschlands kommenden Stromes in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Bestrebungen. Man drängte Hamburg, die wichtigste Stadt des Landes, welche während des letzten Kampfes ein lebendiges Gemeingefühl für Schleswig-Holstein aus freier Wahl mit dem Blute seiner Bürger bethätigt hatte, jetzt dahin, dieselben Wege zur Reichsfreiheit zu suchen, wie Lübeck. Das zweite Auge des Landes schloß sich." Als der König nach Hamburg kam, und den Huldigungseid verlangte, berief sich die Stadt auf ihre alten Privilegien, und wollte nicht schwören, sondern blos versprechen, ihm treu zu sein.

Zwar auf dem Pergamente wurde die Selbstständigkeit, die innigste Verbindung, die freieste Stellung Schleswig-Holsteins nicht unter, sondern neben Dänemark, wohl verwahrt, und ihm ein Wahlrecht unter den oldenburger Prinzen vorbehalten: Christian versprach Alles, um Alles zu erhalten. Er stellte für sich und seine Nachkommen zwei Freiheitsbriefe aus: der erste vom 6. März 1460,

die Wahlcapitulationen enthaltend, hat später die Aufschrift bekommen: „Das sind des Landes Privilegien, von dem alten König Christian besiegelt.“ Der zweite (5. April) führt den Namen: „eine tapfere Verbesserung der Freiheit“. In dem ersten erklärt Christian, „daß die Stände und Einwohner Schleswigs und Holsteins ihn gewählt haben zu einem Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein.“ In beiden werden dem Volke und den Landständen folgende Zusicherungen ertheilt:

1) Schleswig und Holstein sollen zu ewigen Zeiten ungetheilt beisammen bleiben (und dat se bleven ewich tosamen ungedelt).

2) Den Landständen soll beim Absterben des Landesherrn das Recht zustehen, aus den Söhnen des Verstorbenen den zum neuen Landesherrn zu wählen, der ihnen am meisten zustehe, nachdem er die Aufrechthaltung der Landesverfassung beschworen habe. Wenn nur ein Sohn vorhanden, und dieser König von Dänemark wäre, so könnten sie auch einen andern von des Königs rechten Erben, den Oldenburgern, wählen, und dürften jedesmal von der Wahl abstehen, wenn der auf die Wahl gesetzte Prinz die Bestätigung oder Beschwörung der Landesverfassung verweigern sollte. Der Mannsstamm sollte also vorangehen.

3) Die Einwohner sollen nicht verpflichtet sein, außerhalb des Landes Schleswig-Holstein Kriegsdienste zu leisten.

4) Es sollen keine Schatzungen und Abgaben auferlegt und kein Krieg unternommen werden ohne Zustimmung der Stände.

5) Es soll keine Münze angeordnet werden, welche nicht in Hamburg und Lübeck gäng und gäbe ist, und jeder Einwohner nur innerhalb des Landes vor Gericht geladen werden können.

6) Die Beamten sollen aus den Einwohnern des Landes genommen und kein Befehlshaber in den Landschlössern ein- und abgesetzt werden ohne Einwilligung des Landrathes. Jährlich soll ein Landtag gehalten werden.

Dadurch trat das Herzogthum Schleswig thatsächlich aus dem früheren Lehnsverbande mit Dänemark heraus, blieb selbstständig, aber unzertrennlich mit dem selbstständigen Holstein verbunden, und wählte seinen Herzog selbst, statt ihn durch dänische Belehnung zu erhalten. Schleswig-Holstein war in ein Wahlreich verwandelt und stand in keiner staatlichen Gemeinschaft mit dem Königreich, wohl aber bildeten beide Herzogthümer einen Staat mit gleichen Ständen, Rechten und Gesetzen: so gut und noch besser als Brandenburg und Preußen, welches unter dem großen Kurfürsten, als Polen 1656 die Lehnshoheit aufgab, nur den Regenten gemein hatte.

Alle diese Zusicherungen wurden von Christian I. für sich, seine Erben und Nachkommen durch einen feierlichen Eid bekräftigt. Aber bald zeigte es sich, daß papierne Verträge, Friedensschlüsse so wenig wie Constitutionen rc. der Gewalt gegenüber wenig nutzen, und bald kam die Zeit, daß Dänemark auch dieses papierne Recht mit Füßen trat. Was leicht voraus zu sehen war, geschah; dem Namen und der Sache nach verschlang der König den Herzog!

Nach alter germanischer Weise waren in älteren Zeiten alle allgemeinen Landesangelegenheiten auf einer allgemeinen Volksversammlung für Schleswig zu Urnehöved bei Urk, und für Holstein zu Bornhöved beschlossen worden. Adel und Geistlichkeit, Bürger und Bauern waren gleichberechtigt*). Nach und nach wurden die Bauern (schon bei der Wahl Christians) ausgeschlossen; doch behielten sie das Recht, bei allgemeinen Steuern in jeder Landschaft besonders, und unabhängig vom Landtage, darüber zu berathen. Aber seit 1460 wurden keine getrennten Landtage in den Herzogthümern mehr gehalten, und seit dem siebenzehnten Jahrhundert bewilligten die Landstände allein die Steuern auch für die Aemter und Landschaften; es entstand eine drückende Leibeigenschaft und eine starre Trennung des Adels vom Bürgerstande. Die Stände hatten zwar noch das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen und Einfluß auf die Verwaltung; aber die folgende Regierung bemühete sich, auch dieses

---

*) Landstände, Räthe, Landtage, Landting, Gothing, kommen häufig vor, wobei nicht blos der Vasallen, Ritter und Edeln, sondern auch der Städte gedacht wird, z. B. 1318 bei einer Vereinigung des Grafen Nikolaus und Albert mit diesen. 1422 ertheilten die Herzoge und Grafen dem holsteinischen Adel und Einwohnern Freibriefe, daß sie Kriegsdienste nur bis an die Landesscheide zu leisten hätten; sie konnten aufgeboten, aber nicht gezwungen werden, außerhalb des Landes in den Krieg zu ziehen; außer den bestimmten und festen Abgaben (Bede) hingen die übrigen von freiwilliger Zustimmung ab. In Holstein galt das Sassenrecht, in Schleswig das jütische Lov-Buch. Die Dithmarscher folgten jenem, aber zugleich ihrem Landrecht, die Städte größtentheils dem lübeckischen Rechte. Die Nordfriesen hielten fest an ihren alten Sitten und Landesgewohnheiten; diese wurden 1426 schriftlich aufgesetzt. Sie nannten das Buch „die Krone der rechten Wahrheit." Hier galt noch die altdeutsche Buße bei Verletzungen: ein abgeschlagener Finger wurde mit 7½, eine Nase oder ein Zahn mit 9½ Mark gebüßt; ein Todschlag in der Hitze 4 Mark und jedem der drei Landschaften eben so viel; ein Auge die Hälfte. Einen Mörder oder Mordbrenner band man die Hände auf den Rücken, steckte ihn mit Steinen am Halse in einen Sack und warf ihn ins Meer. Dieselbe Strafe galt der Nothzucht: dieses Verbrechen mußte die Frauensperson sogleich jedem, der ihr begegnete, klagen, in der nächsten Kirche die Glocke ziehen, und dort das zuständige Gericht mit aufgelöseten Haaren und Bezeugung dessen, dem sie sogleich geklagt, anrufen rc.

Recht nach und nach zu schmälern. Die häufige Geldverlegenheit, in welcher sich Christian befand, der kein guter Haushalter war, und sich doch mit den Fürsten, welche Erbrechte geltend machten, abfinden mußte, brachte einen großen Theil der Städte und Schlösser pfandweise in die Hände des Adels; der König machte durch Anordnung eines Statthalters einen Eingriff in die beschworne Landesverfassung, da dieser in seiner Abwesenheit durch den Landrath nebst Drost und Marschall für das Land Sorge tragen sollte. Darüber erhob sich ein bedenklicher Aufstand. Sein eigner Bruder Gerhard, welcher die verheißenen Abfindungsgelder nicht erhalten konnte, fiel **1465**, **1467**, **1470** ins Land. Zwar lockte er ihn zu Segeberg ins Netz, ließ ihn gefangen nehmen und schwören, sich nicht zu rächen und keine weiteren Ansprüche zu machen; doch mußte er den Lübeckern wegen beraubter Schiffe eine Entschädigung zahlen und zum Unterpfande die Stadt und das Schloß Kiel einräumen. Als nach dem Tode König Carls von Schweden (**1470**), dessen Schwestersohn Sten Sture zum Reichsstatthalter, und nicht Christian zum Könige erwählt ward, überzog er Schweden, erlitt aber bei Stockholm eine schwere Niederlage, dann machte er eine kostspielige Reise nach Rom und an den Rhein. Bei einem Besuche bei Kaiser Friedrich III., **1474**, vermochte er diesen, Holstein, Wagrien und Stormarn zu einem Herzogthum zu erheben, und es, als seit undenklichen Zeiten ein Lehn des deutschen Reiches, gegen Leistung der gewöhnlichen Lehnspflicht, ihm zu Lehn zu geben; zugleich stellte er dem Kaiser vor, daß Dithmarschen ein herrenloses Land sei, und die widerrechtlich gewonnene Freiheit zum Schaden seines Landes mißbrauche." Der Kaiser ließ sich täuschen, und genehmigte die Einverleibung, welche jedoch auf die Erwidrung und Erklärung der Dithmarscher und Lübecker zurückgenommen wurde (s. Dithmarschen). Bei seinem Tode **1481** hinterließ er zwei Söhne, Johann und Friedrich. Ersterer wurde nach dem Testamente des Vaters König der nordischen Reiche, und der jüngere sollte die Herzogthümer haben. Johann stieß das Testament um, und berief die Stände zur Wahl nach Kiel. Die Stände des jetzt zu einem Staate vereinigten schleswig-holsteinischen Landes waren berechtigt, einen von den beiden Söhnen des Königs zu wählen; sie nahmen aber beide. Eine Zeit lang wurde, so lange Friedrich unmündig war, die Regierung gemeinschaftlich geführt; später theilten beide Fürsten das Land, jedoch nicht so, daß Jeder ein Herzogthum bekäme, sondern in der Art, daß Jeder sowohl holsteinische als schleswigsche Distrikte erhielt, und also der Grundsatz der Einheit beider Länder aufrecht erhalten werden sollte, auch blieben die Klöster der adeligen Distrikte und die wichtigsten Landesangelegenheiten unter gemeinschaftlicher Regierung

beider. Holstein war von jeher theilbar gewesen, Schleswig nicht. Da aber der Lehnsherr jetzt einwilligte, so ließ sich von dieser Seite nichts dagegen einwenden; um so mehr ist es jedoch den Landständen zu verargen, daß sie den volksfreundlichen Grundsatz der Untheilbarkeit, welchen vor dreißig Jahren das Haupt-Privilegium aufstellete und in Holstein zuerst einführte, diesen einzigen Fortschritt unter so vielen Rückschritten aufopferte, und Alles wieder dem Zufall überließen, wie viele Prinzen vorhanden wären. Gerade aber wie bei Christians Erhebung schenkten sie das Wesen ihrer Zustände weg, und glaubten es hinterher durch allerlei Formen zurückkaufen zu können: darum ward die Theilung ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Landstriche blos nach Maßgabe des Ertrages dem einen oder andern Theile zugewiesen, und darum ließ man manches gemeinschaftlich. Der eine Theil erhielt den Namen des Segebergischen (königlichen) und der andere des Gottorpischen Antheils nach den beiden Hauptschlössern. — König Johann, zum Trübsinn geneigt, gerieth bald mit seinem Bruder in Hader; Friedrich machte, nachdem er mündig geworden, Einwendungen gegen die ungleiche Theilung, weil ihm die schlechtern Landstriche zugefallen; der König meinte aber, wenn er nicht damit zufrieden wäre, so könne es leicht kommen, daß er auch verlöre, was er habe. „Seinem Sohn Christian ist es aber nicht wohl bekommen" (s. kurzer Begriff einer holsteinischen Chronic durch A. O. 1674), bis sie sich endlich einigten, den Dithmarschen gemeinschaftlich Unrecht zu thun. Der König nannte sich Herr von Dithmarschen, und sein Bruder konnte es diesem Völklein nicht verzeihen, daß es Helgoland, welches er als Theil des ihm zugefallenen Friesland ansahe, in Anspruch nahm, weil es, wie die Hanseaten, dort bedeutende Speicher und Faktoreien habe, und den Helgoländern wegen des Heringsfanges der Verkehr mit ihnen unentbehrlich sei*). Indeß verschob man den Angriff, bis der König nicht allein in Norwegen, sondern auch in Schweden (wo Sten Sture zum Reichsverwalter ernannt worden), anerkannt worden; die Krönung in Stockholm erfolgte aber erst 1497 nach manchen Kämpfen, in welchen ihm die berühmte sächsische große Garde von 6000 Mann bedeutende Dienste leistete. Nun hoffte er Dithmarschen mit einem Schlage zu gewinnen, überfiel das unvorbereitete Land; verlor

---

*) Auch Hamburg, Bremen, Stade erklärten sich dagegen: die Insel sei unabhängig, eher ihr Eigenthum. Der Herzog ließ nun die Bremer Packhäuser abbrennen, diese verbrannten des Herzogs Zeughäuser und Herings-Buisen.

aber nicht allein die Schlacht bei Hemmingstadt, wo die Garde und ihr Anführer Junker Slenz den Untergang fanden (Se tagen ehm mit Sadel und Ross herdahl; Wol in de depen Graben), sondern auch das kaum beruhigte Schweden (s. I. Th. Dithmarscher).

Christian II. (Christiern), der 1513 nach seines Vaters Tode den Thron von Dänemark und Norwegen bestieg, wollte zwar die Freiheiten seines Antheils an Schleswig-Holstein nicht bestätigen, obgleich er die Landesverfassung beschworen hatte; als ihm aber trotzig geantwortet wurde, man habe sich eines Bessern zu ihm versehen, da man seine Vorfahren von Grafen zu Herzogen und endlich zu Königen erhoben, so bequemte er sich dazu. Mit seines Vaters Bruder und Mitregenten, dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, entstanden ernste Mißhelligkeiten, da er, mit König Carl V. Schwester verheirathet, auf den Beistand seines Schwagers rechnete, und eine Lehnsherrschaft über Holstein beanspruchte. Dänemarks Herrschaft über Schweden wollte er von Neuem durch die Waffen erzwingen, und benutzte auch einen Theil des holsteinischen Adels in diesem Kampf. „Da sie ihm aber Jahr und Tag gedient," erzählt Solini, „und ganz Schweden halfen gewinnen, so daß dabei ihrer mehr als die Hälfte umgekommen waren, hat er den Ueberbliebenen statt Besoldung ihre Pferde und Harnisch genommen und sie zu Fuß heimziehen lassen." Nachdem er in Stockholm durch gütliche Unterhandlungen Einlaß erhalten, und Alles treulich zu halten durch Eidschwur und Abendmahlsgenuß verheißen, ließ er alle Großen des Reichs zu seiner Krönung bescheiden (1520), aber drei Tage nachher verrätherisch am 8. November in Stockholm vierundneunzig vornehme Schweden und in den übrigen Städten gegen sechshundert hinrichten. Aber die Schweden erkämpften, unterstützt von Lübeck und anderen Hansestädten unter Gustav Wasa ihre Freiheit, erwählten letztern zum Könige 1523. Damit war die Calmarsche Union völlig zerrissen. Das Stockholmer Blutbad erschreckte selbst Christians dänische Unterthanen, und weil er auch diesen durch Willkür, Ausschweifung und Grausamkeit verhaßt geworden war, so kündigte man ihm den Gehorsam auf, und erwählte dessen Oheim, Herzog Friedrich zum Könige, welchem auch die schleswig-holsteinischen Stände als alleinigem Herzoge huldigten. Die Herzogthümer waren übrigens während Christians Krieg mit Lübeck, als ein von Dänemark gesonderter Staat neutral geblieben, und hatten dem Könige erklärt: „Dänemarks Feinde wären nicht die ihrigen."

Christian fürchtend, durch die Lübecker auch von der Seeseite eingeschlossen zu werden, entfloh 1523 feige mit einer schlauen hol-

ländischen Wittwe Sigbritta*) und deren Tochter Düvecke, welche sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt hatten, nach Antwerpen zu seinem Schwager Carl V., ward, nachdem er in mehreren Ländern umher geirrt war und dann einen Einfall 1532 in Dänemark gemacht hatte, gefangen und blieb es bis an seinen Tod (1559), sechsundzwanzig Jahre lang (vergl. unter: Wullenweber).

Der neue König Friedrich, welchem die Lübecker mit 18 Schiffen und 2200 Mann die Uebergabe Kopenhagens bewirkten, während Johann von Ranzau Christians Feldherrn Norby bei Lund schlug, bestätigte die Untheilbarkeit, verbürgte die alten Rechte und erweiterte die Verfassung Schleswigs und Holsteins. Jährlich sollten zwei Landtage zu Flensburg und Kiel gehalten und ohne Zustimmung der Stände keine Zölle und Abgaben eingeführt werden, auch keine Appellation von Schleswig nach Dänemark erlaubt sein. Den adeligen Gutsbesitzern gab er Freiheit von allen Zöllen zu ewigen Zeiten, und was dem dänischen Adel auch ertheilt wurde, das Recht über Leben und Tod ihrer Bauern, wodurch die Leibeigenschaft noch härter wurde. Unter Friedrichs alleiniger Regierung fand, wie 1526 in Schweden, die Reformation nicht allein vom Könige, von dessen ältestem Sohne Christian, und von Johann Ranzau, welche auf dem Reichstage zu Worms Luthern gehört hatten, sondern vorzüglich vom Volke unterstützt, im Lande Eingang. Die erste lutherische Predigt wurde 1522 in Husum von Hermann Tast gehalten; in Flensburg trat Gerhard Slecwart, in Schleswig Marquard Schuldorp, in Rendsburg Peter Militius, in Kiel Melchior Hoffmann als erste lutherische Geistliche auf; Heinrich Möller von Zütphen, der in Meldorf das Evangelium mit großem Beifall lehrte, ward dagegen auf Anstiften der Geistlichen von einem aufgeregten Volkshaufen den 11. December 1524 überfallen, nach Heide geschleppt und verbrannt, doch wurde die Reformation 1532 auch hier völlig durchgeführt, so daß im ganzen deutschen und scandinavischen Norden die lutherische Confession, nebst Bugenhagens Kirchenordnung, fast einstimmig angenommen wurde. Der König Friedrich, welcher dem schmalkaldischen Bunde beigetreten war, starb 1533. Die Schleswig-Holsteiner anerkannten seinen Sohn Christian III. und dessen unmündige Brüder, Johann den Aeltern, Adolph und Friedrich als Herzöge; und jener übernahm

*) Große Abgaben mußten (s. Begriffe 2c.) von den allergeringsten Dingen gegeben werden, so daß man sogar auf Angeben der beim Könige viel geltenden, leichtfertigen Vettel Sigbritta die Eier unter den Bruthennen zählte und die Gänse entfederte.

für sich und diese die Regierung. In Dänemark und Norwegen fand seine Thronfolge Anfangs Widerstand, denn eine starke Partei erhob sich für den gefangenen Christian II. Er ging daher vorsichtig zu Werke, schloß als Herzog 1533 mit dem dänischen Reichsrathe ein Schutz- und Trutzbündniß, die sogenannte Union, nach welcher zwischen beiden Staaten ein ewiger Friede herrschen, die Streitigkeiten derselben durch Schiedsrichter geschlichtet werden, und beide bei feindlichen Angriffen sich gegenseitig unterstützen sollten, ein Bündniß, welches 1623 und 1634 erneuert worden und bis zum heutigen Tage nicht aufgehoben ist. Zwar wurden durch diese verkehrte Politik und die Kraftlosigkeit der Stände die Herzogthümer in Kriege und Kosten verwickelt, aber doch wenigstens der Beweis geliefert, daß die Herzogthümer als selbstständige Staatskörper unterhandelten (nämlich weil es damals keinen König gab), der dänische Reichsrath mit den schleswig-holsteinischen Ständen. In Dänemark aber brach über der Königswahl ein Bürgerkrieg aus, woran auch Lübeck, und zwar, weil Christian die Holländer begünstigte, diesmal für den gefangenen Christiern Theil nahm. Der Graf Christoph von Oldenburg, den die Stadt zum Oberfeldherrn ernannte, eroberte nebst dem Lübeckischen Bürgermeister Wullenweber und Marcus Meier, Kopenhagen und andere Städte in Seeland. In dieser Noth erwählte der dänische Reichsrath am 4. Juli 1534 in Jütland den Herzog Christian III. zum Könige. Dieser schickte seinen großen Feldherrn Johann Ranzau nach Fühnen, Seeland und Jütland, welcher die Anhänger des abgesetzten Königs schlug, dem Grafen Christoph seine Eroberungen nebst Kopenhagen wieder abnahm, worauf ein Friede zu Hamburg 1536 geschlossen wurde. Christian ließ sich im folgenden Jahre in Kopenhagen von Dr. Bugenhagen krönen, und theilte mit seinen beiden Brüdern, nachdem sie mündig geworden, die Herzogthümer; jedoch nur die Aemter, Landschaften und Städte (mit Ausnahme Hamburgs, welches durch seinen blühenden Handel reich geworden, zwar huldigte, aber nur Ergebenheit versprach, obgleich bei jeder neuen Thronbesteigung Huldigung in Anspruch genommen wurde), denn die Regierung über die adeligen Güter und Klöster blieb gemeinschaftlich. Der Theil, den der König erhielt, hieß der Sonderburgische. Herzogs Adolphs (Stammvater des Kaisers von Rußland, des Königs von Schweden, jetzt noch des Prinzen Wasa, und des Großherzogs von Oldenburg) Antheil hieß der Gottorfische (Sitz in Gottorf), Herzog Johann (Sitz in Hadersleben) erhielt den haderslebenschen Theil und der noch unmündige Friedrich bekam ein geistliches Amt: das Bisthum Schleswig. Alle drei Brüder erhielten 1548 zu Brüssel die Belehnung vom Kaiser selbst, gewöhnlich geschah

es sonst durch den Bischof von Lübeck. Der König starb 1559 und bald nach ihm der gefangene Christian II. Zu den drei Landesherren, welche jetzt das Herzogthum Schleswig-Holstein (mit Ausnahme des schaumburgischen Antheils) bereits besaß, sollte nun ein vierter hinzu kommen. Der neue König Friedrich II., den die Stände Dänemarks noch mehr beschränkt hatten, wollte mit seinem jüngern Bruder Johann, dem Stifter des Hauses Augustenburg-Glücksburg, den sonderburgischen oder königlichen Antheil theilen; allein die Stände und seine Oheime widersetzten sich auf dem Landtage zu Flensburg dieser Zerstückelung; Johann erhielt zwar Alsen, Arree, Glücksburg, Plön, Ahrensböck, Rheinfeld ꝛc. wieder, bezog daraus die Einkünfte und übte herrschaftliche Rechte, bekam aber keinen Antheil an der schleswig-holsteinschen Regierung. Durch neue Theilungen unter den Söhnen Johann's entstanden daraus eine Menge kleiner Herrschaften und Linien: die Herzoge von Sonderburg, Augustenburg, Glücksburg, Plön ꝛc. Diese hießen abgetheilte appanagirte Herren. Auf diesem Landtage entzog der Bischof von Lübeck den bischöflichen Landestheil von Holstein (das Fürstenthum Lübeck) der holsteinschen Herrschaft. Als mit Johann dem Aeltern 1581 eine Hauptlinie ausstarb, wurde sein Antheil, der haderslebensche, unter die beiden andern, dem Herzog-König Friedrich II. und dem Herzog Adolph, getheilt, und bis 1773 gab es daher nur zwei regierende Herrschaften: die königliche und die herzogliche oder gottorpische. Auch sie besaßen für sich keine streng abgetheilten Gebiete, zum Zeichen, daß die Länder einen gemeinschaftlichen Staat ausmachten, und die Regierung durch die beiden Landesherren, durch die schleswig-holsteinischen Landtage, deren Beschlüsse in allen Landestheilen Gültigkeit hatten, gemeinschaftlich sei. Beide, der König und der Herzog, verbanden sich 1559 zu einem Kriegszuge gegen Dithmarschen. Anfangs hatte der kriegerische Adolph*) nach seines friedlichern Bruders Christians III. Tode Lust, ihn allein zu unternehmen; aber auf des alten Ranzau's, des königlichen Statthalters, Rath, der sonst nichts mit der Sache zu thun haben wollte, trat er in Verbindung mit seinem Brudersohne König Friedrich II. und Herzog Johann. Der Krieg endigte diesmal unter Ranzau's und Adolphs Leitung (der schwer verwundet ward), mit dem Untergange der Freiheit und der Zertheilung Dithmarschens unter die drei Fürsten. Den Vertrag darüber bestätigte König Max II. (s. Wahrhaftiges Ver-

---

*) Er unterstützte Karl V. bei der Belagerung von Metz, leistete Elisabeth gegen Spanien und Holland (1568) und dann 1572 den Spaniern gegen Wilhelm von Oranien tapfere Dienste.

zeichniß des Krieges); der König gönnte diesen die angestammte Freiheit nicht, und beugte sich doch vor dem gesetzgebenden Adel (s. Dithmarschen).

In dem siebenjährigen blutigen Kriege Friedrichs mit König Erich von Schweden 1563—1570 leisteten die Herzogthümer in Folge der Union Kriegshülfe, da er sie sonst nichts anging; Lübecks Kriegsschiffe standen den Dänen tapfer bei; im Sturm bei Wisby gingen aber auf beiden Flotten (nach Sleidan 7000, nach Thuan 9000 Mann nebst dem dänischen Admiral Lorenz und dem Lübeckischen Tinappel zu Grunde. Von der Stadt Hamburg erpreßte der König eine Tonne Goldes, sie leistete aber keine Erbhuldigung, sondern versprach in der plattdeutschen Anrede des Bürgermeisters, daß sie sich als Gledematen (Gliedmaßen) der Förstendöme Holsten und Stormarn, und in allen geböhrlichen Saken by Ju K. Maj. und F. G. alse Försten tho Holsten und Stormarn to holden, wie unse Vorfahren alletydt sik geholden hebben. By also, dat wy by unsen Privilegien, Gerechtigkeiten und olde geböhrlicken Gewahnheiten bliven und gelaten ward etc. Das Sinken der hanseatischen Macht förderte Dänemarks Uebergriffe in den Herzogthümern, trotz der schriftlichen Anerkennung der Verträge 2c., denn Herzog Adolph bezieht sich in der Instruktion 1579 (s. Nordalb. Studien VI.) nicht allein auf König Christian, sondern auch auf König Waldemars Constitution (welche die Dänen für nicht in Kraft getreten ausgaben), und erklärt, „auch durch König Waldemarn Verschreibung und König Christian zu Dennemarken den Erstenn ist ausdrücklich mit der Reichsrathe Bewilligung confirmirt und bestetigett wordenn, daß das Herzogthumb Süderjütland, so jetzo Schleswig genennett wird, zu ewigen Zeiten der Cronen zu Dennemark nicht wiederumb sollte vereinbaret und einverleitet werdenn." Und eine königliche Schrift von demselben Jahre sagt mit deutlicher Beziehung auf die Urkunde: „Dardurch dan abermals präcaviret, das solch Fürstenthumb Schleßwig, als durch absterben Hertzog Adolffen als des letzten Lehenträgers erlediget, dem Reich und der Crone Dennemarken nicht wiederumb solle incorporirt werden." In einer, Namens Christian IV. am kaiserlichen Hofe im Jahre 1594 abgegebenen Erklärung heißt es: „zumahlen weilen die holsteinische Privilegio auch vermugen, daß die beiden Fürstenthumben Schleßwig-Holstein 2c. nicht sollen getrennelt, noch eine ohne daß andere mit einiger Regierung belegt werde."

König Friedrich I., zweiter Sohn Adolphs, der Stifter der Gottorpischen Linie, vererbte seinen Antheil an beide Herzogthümer auf seine Söhne, von denen aber nur Johann Adolph Erben hinterließ. Dieser führte für das herzogliche Haus 1608 das Erbgesetz ein, wonach

die Regierung jedesmal auf den nächsten männlichen Erben übergehen sollte, um fernere Theilungen zu verhüten, obgleich Anfangs mit Widerspruch der Landstände, welche ihr Wahlrecht behaupten wollten. Sonderbar war dies Ge etz ohnehin, denn wurden die Herzogthümer erblich, und Dänemark blieb ein Wahlreich, so mußte entweder die Vereinigung bald aufhören oder die Dänen waren gezwungen, stets die Erbherzöge zu wählen. (Niederländische Remonstranten gegen die Dordrechter Synode legten damals 1619 Friedrichsstadt an, auch Mennoniten ließen sich in Holstein nieder). Sein Sohn Herzog Friedrich III. folgte kraft dieses Gesetzes 1616. Gleichzeitig mit ihm regierte Friedrichs II. Sohn, der König Christian IV. Er führte 1611 — 1615 einen nicht unglücklichen Krieg mit Schweden, erneuerte 1628 die Union mit Herzog Friedrich, ward aber in dem Kriege gegen den Kaiser (1626—1629) zu Lutter am Barenberge von Tilly geschlagen und von diesem und Wallenstein bis Jütland zurückgedrängt; nur Glückstadt hielt sich unter Marquard Ranzau. Herzog Friedrich verglich sich zwar mit den Kaiserlichen, dennoch wurde das Land sehr verheert, Glückstadt, Crempe belagert, bis Wallenstein, welcher Mecklenburg als Lehn erhalten hatte, den Lübecker Frieden 1629, unter unerwartet billigen Bedingungen, gewährte, weil ihm des Königs (der die mecklenburgischen Herzoge aufopferte) Freundschaft zur Befestigung seiner neuen Herzogswürde wichtig schien. Gustav Adolphs Fortschritte in Deutschland erregten aber die Eifersucht der Dänen, und als nach dieses Königs Tode bei Lützen 1632 eine von Christian für seinen Sohn Ulrich mit der Tochter Gustav's projektirte Heirath zu nichte ward, kam es zu einem neuen Kriege mit Schweden. Der schwedische General Torstenson, welcher damals 1643 in Schlesien stand, fiel aber plötzlich, wie eine Sturmfluth, über die Dänen, daß ganz Schleswig-Holstein sammt allen festen Plätzen binnen achtzehn Tagen in seine Gewalt gerieth. Trotz des Muthes, den der König in einem Seetreffen 1644 bei Femern bewies, mußte er doch im folgenden Jahre einen nachtheiligen Frieden schließen, und Gothland, Oesel und Halland abtreten. Im Streite über den Elbzoll erpreßte er aber von Hamburg 100,000 Thaler, doch erhielt diese Stadt 1640 vom Kaiser Sitz auf dem Reichstage, trotz der Proteste der Könige, welche erst 1768 ihre Ansprüche völlig aufgaben. Als der letzte Graf von Schauenburg, Otto VI., 1640 starb, folgte das oldenburgische Haus in Pinneberg und das hessische in der Grafschaft Schauenburg. Der Kaiser machte zwar auf die Grafschaft Pinneberg, als erledigtes Reichslehen, Anspruch, und übertrug es dem Herzog Franz Albert von Lauenburg, allein Christian hatte sich bereits seit des Grafen Tod in Besitz gesetzt. Bei

der Theilung mit Herzog Friedrich behielt er daher zwei Dritttheile: Altona, Pinneberg, Uetersen für sich, und dieser erhielt Bramstedt, Elmshorn, welches nachher von Christian Ranzau erkauft und von Ferdinand III. zur Reichsgrafschaft erhoben wurde, so daß wiederum ein neuer kleiner Staat in Holstein bis 1726 gebildet wurde. Für die Herzogthümer Schleswig und Holstein wurden 1635 in Kirchenangelegenheiten General-Superintendenten eingesetzt. — Des Königs bereits zum Nachfolger erwählter ältester Sohn Christian starb ein Jahr vor ihm und dessen Bruder Friedrich III. bestieg 1648 den Thron; er mußte aber vorher eine Handfestning oder Capitulation unterschreiben, welche den Einfluß des Reichsraths (worunter besonders der Reichs-Kanzler Corfiz Uhlefeld fast mehr Ansehen als der König hatte) noch befestigte; den Herzogthümern bestätigte er ihre Privilegien mit einem Eide. In dem königlichen Antheil derselben führte er 1650 auch das Erstgeburtsrecht ein, so daß der nächste männliche Erbe in der nächsten Mannslinie zur Erbfolge berechtigt war, woraus von selbst hervorgeht, daß, da in den Herzogthümern nicht wie in Dänemark die weibliche Linie erbt, Schleswig-Holstein beim Absterben des dänischen Mannsstammes von Dänemark (wie Hannover von England 1847) getrennt werden muß.

Als der König 1657 einen thörichten Krieg mit Karl X. von Schweden begann, um das verlorne Land wieder zu gewinnen, und des Herzogs Friedrichs III. Festungen besetzte, weil dieser nicht gegen seinen Schwiegersohn, den schwedischen König, Krieg führen wollte, rückte Karl aus Polen in Holstein ein, schlug die Dänen bei Fuhlsbüttel und Mayenfeld, bombardirte Itzehoe, ging dann über das Eis nach Fühnen und Seeland, belagerte Kopenhagen, welches jedoch von Studenten und Bürgern tapfer vertheidigt wurde. Nur die holländische Flotte unter dem berühmten Admiral Michael Ruyter, und die Hülfstruppen des Kaisers wie des Kurfürsten von Brandenburg in Jütland und Fühnen, rettete Dänemark vom Untergange. Im Rothschild-Kopenhagener Frieden 1660 willigte Friedrich III. in Abtretung aller frühern dänischen Provinzen jenseit des Sundes und sicherte Karls Schwiegervater die Unabhängigkeit zu, indem er die Lehnsverbindung sowohl des königlichen, als des herzoglichen Antheils von Schleswig mit Dänemark aufhob; beide Fürstenhäuser wurden rücksichtlich Schleswigs souverain. Von dieser Zeit an stand das Herzogthum Schleswig in keiner weitern Verbindung mit dem Königreiche, als das Herzogthum Holstein. Beide Landesherren standen in beiden Herzogthümern mit gleichem Rechte neben einander; beschränkt durch die Landstände: dem Adel (aus einer geschlossenen Anzahl landtagsfähiger

Familien und dem Vorsteher der vier adeligen Jungfrauen=Klöster: und Prälaten und der Ritterschaft) und den Abgeordneten der Städte. Auch Schleswigs Verbindung mit Dänemark war gelöset, es hatte fortan nur einen gemeinschaftlichen Regenten, so lange der Mannsstamm lebte.

Den traurigen Zustand, worin Dänemark durch jenen Krieg versunken war, benutzte der König, indem er die Bürger Kopenhagens und der Geistlichkeit gegen die Vorrechte des Adels, welcher zu den Steuern des Staates nichts beitragen wollte, aufbrachte. Jene, unter Bürgermeister Nannsen in Kopenhagen und dem Bischof von Seeland Svanning, im Verständniß mit dem Reichsschatzmeister Hannibal Sehestedt und dem Kammerherrn Chr. Gabel und Schack, dem Kommandanten von Kopenhagen, trugen dem Könige die Erb=Souveränität an, schlossen die Thore von Kopenhagen und nöthigten den Adel zur Unterschrift 1661. Durch das 1665 publicirte Königsgesetz (lex regia), das Fundamental=Gesetz der dänischen Krone, wurde darauf festgesetzt, daß der König stets der Augsburgischen Confession zugethan sein und die lutherische Religion herrschen solle; daß er ohne Eid oder einige Verpflichtung und Gesetz freie Herrschaft über alle Unterthanen im Geistlichen und Weltlichen haben, und daß nach seinem Tode der nächste Verwandte sogleich König sein, aber seines Rechtes verloren gehen solle, wenn er ohne wichtige Ursachen sich nicht binnen drei Monaten im Reiche einfinde; daß das Reich unzertheilt bleiben, und bei der Erbfolge der ältere Bruder dem jüngern, der Bruder der Schwester, der männliche Stamm der weiblicheu Linie vorangehen, und erst eine Linie aussterben solle, ehe eine andere succediren könne, in Ermangelung eines Prinzen die Prinzessinn, aber nicht ihre Männer 2c. Auf diese Weise wurde der sehr beschränkte König ein völlig souveräner, unumschränkter, durch kein Gesetz gebundener Herr, und die Extreme berührten sich auch hier. Dänemark hörte auf ein Wahlreich zu sein! Uhlefeld, welcher am stärksten gegen den souveränen König protestirte, auch später aus dem Lande ging und sich an Schweden wandte, ward des Mordversuchs gegen den König und der Verrätherei angeklagt, und starb 1644 am Rhein. Schleswig=Holstein aber behielt seine Rechte, namentlich auch das der Steuerbewilligung auf den Landtagen; allein da die Erbfolge in Dänemark beim Aussterben des Mannsstammes auf die weibliche Linie übergeht, in Schleswig=Holstein aber der Mannsstamm fortherrscht: so muß nach diesen, nicht aufgehobenen Gesetzen in jenem Falle eine Trennung erfolgen. — Für den Verlust von Schonen suchte sich Christian in den deutschen Landen

zu entschädigen. Von Hamburg verlangte er die Huldigung, erpreßte statt deren 220,000 Thaler; als er aber zum zweiten Male mit einer Armee vor dieser Stadt erschien, ward er zurückgeschlagen. Zum Nachtheile Hamburgs begünstigte er nun den Flecken Altona und gab ihm 1664 Stadtrechte; den Herzog von Gottorp, Christian Albrecht (Friedrichs Sohn), welcher 1665 die Universität zu Kiel gestiftet hatte, suchte er seines Landes zu berauben und ihn zur Entsagung der zugesicherten Unabhängigkeit zu nöthigen.

So dauerten die Versuche der Dänen gegen die Selbstständigkeit der Herzogthümer unausgesetzt fort. Ueber die oldenburgische Erbfolge fanden ohnehin schon Streitigkeiten statt, denn in Oldenburg war 1667 mit Anton Günther die männliche Linie ausgestorben und das Haus Holstein mußte folgen, wobei Hannover und Schweden, welches durch den westphälischen Frieden in den Besitz des Fürstenthums Bremen gekommen war, auch Ansprüche erhoben. Die Linie zu Plön hatte auf Oldenburg und Delmenhorst das größte Recht, der König nahm aber diese Grafschaften in Besitz, und brachte es dahin, daß Plön ihm alle seine Ansprüche abtrat. Herzog Christian Albrecht wollte nicht einwilligen, ging 1647 nach Schweden und erneuerte dort das Bündniß von 1661. Da lockte ihn der neue König Christian V. (seit 1670) nach Rendsburg, entwaffnete die herzoglichen Truppen, nahm das ganze Land in Besitz, „weil er sich genöthigt sähe, Schweden (welches kurz zuvor die Schlacht bei Fehrbellin gegen den großen Kurfürsten von Brandenburg verloren hatte) anzugreifen, und keinen Feind im Rücken haben könne.“ Der Herzog entkam nach Hamburg, wo er in Dürftigkeit lebte; es wurde zwar unter des Kaisers Vermittelung unterhandelt, weil er aber seiner Souveränität über Schleswig entsagen, und ohne des Königs Wissen kein Bündniß und keine Rüstungen unternehmen sollte, gab er zur Antwort: „Er wolle lieber als armer Edelmann sterben, denn seiner Nachkommen Fluch auf sich laden!“ Der König erzwang nun 1684 von Schleswig die Huldigung, und bot dem Herzoge eine Entschädigung in Oldenburg und Holstein an, doch dieser weigerte sich standhaft. Der Krieg mit Schweden, welchen 1679 der Lundner Frieden beendigte, hatte Dänemark keinen Segen gebracht, ein neuer drohete; daher sahe sich der König genöthigt, durch den Altonaer Vertrag 1689 den Herzog in Land und Gerechtsame wieder einzusetzen; wollte aber gleich nach dem Tode desselben, 1694, dessen Sohn Friedrich IV. nicht als Nachfolger anerkennen. Dieser, ein junger, lebhafter und kriegerischer Mann, geb. 1670, Schwager, Freund und Gesinnungsgenosse Karls XII., welcher sich größtentheils in Schweden aufgehalten hatte, zeigte neben einer großen Anhänglichkeit an Schweden eine entschiedene Abneigung

gegen Dänemark, indem er sich in seinem Lande befestigte und achthundert Schweden aufnahm. Als nun der König Karl XI. von Schweden 1697 starb, begab sich der Herzog nach Stockholm, heirathete dessen Schwester und ward zum Generalissimus aller schwedischen Truppen in Deutschland ernannt. Da starb auch Christian 1699, und sein Nachfolger, Friedrich IV., glaubte, wie Polen und Rußland, den Zeitpunkt günstig, um dem jungen, bei seines Vaters Tode erst fünfzehnjährigen Karl, die Länder mit leichter Mühe zu entreißen, welche zwei kräftige Regenten, Gustav Adolph, Karl X. 2c. ihnen entzogen hatten. Das beneidete Schweden stand damals allerdings auf dem Gipfel seiner Macht: Bremen und Verden, Wismar, Stralsund und Stettin gehörten ihm an; die Mündungen der Weser, Oder, Newa waren von ihm besetzt, und die reichen Zölle, sammt der Sparsamkeit Karls XI. und seine Sorge für Handel und Gewerbe, vermehrten die Einkünfte. Ingermannland, Liefland und Esthland waren Schwedens Kornkammern, und Rußland hatte kein anderes Meer zur Grenze als das Eismeer und das schwarze Meer; die Stätte, auf welcher jetzt Petersburg steht, damals eine sumpfige Niederung mit einigen Fischerhütten, war schwedischer Grund und Boden. Aber die Ausbreitung dieser Besitzungen schien auch eben so unnatürlich als unsicher; Deutschland mußte, beruhigt, den Drang fühlen, die fremden Hüter seiner Küsten zu vertreiben, Peter der Große wollte sein Reich bis an die Ostsee ausdehnen, Polen hoffte sich in Cur- und Esthland auszudehnen, und Dänemark seine früheren Besitzungen jenseits des Sundes wieder erobern.

Aber die Dänen sahen sich sogleich schrecklich getäuscht. Zwar waren sie schon am 12. März 1700 ins Holsteinsche eingerückt; allein der achtzehnjährige Karl erschien plötzlich vor Kopenhagen, bombardirte die Stadt, landete am 4. August, und der beschämte und gedemüthigte König Friedrich mußte den Travendahler Frieden (18. Aug.) erbitten, und nicht allein vom Bunde gegen Schweden abstehen, sondern auch versprechen, den Herzog von Holstein-Gottorp zu entschädigen, und konnte sich noch freuen, so wohlfeil davon gekommen zu sein. Doch der Herzog, welcher seinem Schwager gegen die Russen und Polen gefolgt war, verlor unglücklicherweise in der Schlacht bei Clissow den 19. Juli 1702 das Leben und Karl XII. 1709 die Schlacht bei Pultawa gegen die Russen: sogleich brach der Dänenkönig den geschlossenen Frieden. Die vormundschaftliche Regierung für den jungen Herzog Karl Friedrich (seine Mutter und sein Oheim, der Erzbischof von Lübeck, Christian August, dessen Sohn Adolph Friedrich 1751 König von Schweden wurde) sahe sich daher genöthigt, den Altonaer Receß vom 17. Juli 1709 anzunehmen, nach welchem die Landstände noch mehr ein-

geschränkt wurden. Sie protestirten zwar auf dem Landtage zu Rendsburg 1711 kräftig dagegen, erhielten aber nur die Bestätigung der Landesprivilegien und das Versprechen, daß die gewöhnlichen Steuern nicht erhöht, und die außerordentlichen (mit Ausnahme in Kriegsfällen) nur mit Bewilligung der Landstände sollten ertheilt werden; denn der starrsinnige Karl saß noch in der Türkei. Zwar schlug der schwedische General Steenbock den König Friedrich am 20. December 1712 bei Gadebusch, und ganz Holstein stand ihm offen; er zündete am 9. Januar 1713 die Stadt Altona an, verbrannte sie bis auf die lutherische und reformirte Kirche, weil die Dänen Stade in Brand geschossen hatten, und brandschatzte Flensburg; aber von den nachrückenden Russen und Sachsen gedrängt, warf er sich in die herzogliche Festung Tönning, mußte sich jedoch 1713 ergeben. Dadurch glaubte sich der König berechtigt, den Gottorpischen Antheil von Schleswig mit seinem Reiche zu vereinigen. Der junge Herzog, der seinem Oheim Karl nach Norwegen gefolgt war, fiel in betäubenden Schmerz über den Meuchelmord desselben, und verwarf daher den Vorschlag des Generals Dücker, sich den Truppen zu zeigen, denn man wolle ihn auf der Stelle zum Könige ausrufen. Schweden, wo nun der Adel eine Schmälerung der königlichen und eine Erweiterung der Rechte der Stände (bei denen eigentlich die Souveränität blieb) erlangt hatte; wo die Krone der jüngern Schwester Karls XII. übertragen war, welche sie ihrem Gemahl, dem Prinzen Friedrich von Hessen überließ, vermochte oder mochte im Frieden nichts für den Herzog thun, und der Kaiser konnte ihm nur Holstein wieder verschaffen. England dagegen, welches die Herzogthümer Bremen und Verden dem Dänenkönig abgekauft hatte (obgleich dieser kein Recht darauf besaß), und Frankreich gewährleisteten sogar dem Könige den Besitz von Schleswig, worüber sie freilich ebenfalls nichts zu verfügen hatten, und Rußland, welches dem Herzoge noch in seinen letzten Unterhandlungen mit Karl die Erbfolge in Schweden zusichern wollte, hatte aus Furcht vor den Türken mit dem Frieden geeilt. Mit Bestürzung vernahm daher Bassewitz, des Herzogs Minister, bei der Glückwünschungsaudienz aus dem Munde Peters: „Der Himmel habe es diesmal nicht erlaubt, etwas für den Herzog zu thun, es würde sich wohl eine bessere Gelegenheit finden." Auf Bassewitz männlich freimüthiger Antwort: „Ich wünsche diesem neuen Versprechen mehr Festigkeit als dem vorigen, welches meinem Herrn nach langem Zögern verleitete, die mächtige Hand zu küssen, die man ihm darreichte. Was mich betrifft, so möchte ich vor Gram sterben, daß ich so einfältig war, zu glauben, es gebe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß ich einen Sprößling der Wasa's nach Rußland führte, um der Politik zum

Spielballe zu dienen," — erblaßten alle Anwesenden, zitterten für Bassewitz und fürchteten Peters Jähzorn; allein dieser, die Gerechtigkeit des Vorwurfs fühlend, sagte ungewöhnlich sanft zu den Umstehenden: „Man muß mit dem Uebermaß seines redlichen Eifers Nachsicht haben. Hier (ein großes Deckelglas ihm reichend) trinkt auf die Gesundheit Eures Herrn. Ihr sollt sehen, daß Ihr nicht Ursache habt, es zu bereuen, daß Ihr ihn nach Rußland geführt habt." — Doch wenig frommte das neue Versprechen, und die Protestation des jungen Herzogs! Friedrich IV. behielt ganz Schleswig, mit Ausnahme der Distrikte der abgetheilten Herren, und so ist seit **1714** das herzogliche Haus nicht wieder zur Regierung in Schleswig gelangt; durch Mitwirkung des deutschen Kaisers erhielt der Herzog **1720** den gottorpischen Theil von Holstein zurück, und residirte fortan in Kiel. **1725** heirathete er die älteste Tochter Peters und Katharinens, Anna, und nur der Kaiserinn Tod verhinderte, sie dem Herzog (der auch später sich nicht bewegen ließ, für eine Million Thaler seinen Ansprüchen zu entsagen), wieder zum Besitz des herzoglichen Theiles von Schleswig zu verhelfen; ja, es handelte sich mehrmals darum, ihn auf den Thron Schwedens zu bringen. Mit gleicher Ungerechtigkeit behandelte der König auch die Grafschaft Ranzau*),

---

***) Die Familie Ranzau (Rantzau oder Rantzow).**

Unter den vielen holsteinischen Adels-Familien, welche durch ausgezeichnete Glieder sich berühmt gemacht, sind besonders die Ranzau's zu bemerken. Sie waren es nicht allein, welche die Wahl des dänischen Königs Christian I. zum Herzog von Schleswig-Holstein, vielleicht aus Stolz, vielleicht im guten Glauben, wenn auch zum Nachtheil ihres Vaterlandes begünstigten, sondern haben auch wie andere holsteinische Edelleute der dänischen Krone im Kriege und Frieden die wichtigsten, obgleich eben nicht dankbar vergoltenen Dienste geleistet.

Ihr Stamm wird abgeleitet von einem reichen holsteinischen Gutsbesitzer Kuno, dessen Urenkel Wolf große Besitzungen in der Altmark (das Balsamer Land) gewann. Ein Enkel Wolfs, der berühmte Wiprecht II., vertauschte das Land mit der Grafschaft Groitzsch, und Kaiser Heinrich IV. machte ihn 1083 zum Burggrafen von Leisnick und belehnte ihn mit der Markgrafschaft Lausitz. Wiprechts jüngerer Sohn, Otto I., zog wieder nach Holstein, bauete das Stammhaus Ranzau und wurde der Stammvater aller in Dänemark, Holstein und Mecklenburg verbreiteten Linien dieses Hauses.

Der Ritter Breide Ranzow war einer der elf adeligen Zeugen, welche die nach Adolphs VII. Tode 1330 gemachte Theilungsurkunde unterzeichneten; in eben dem Jahre starb Waldemar, Rath des Grafen Nikolaus. Des Cai und Gottschalk, Hartwig, Breidecke und Waldemar Ranzau Namen finden sich auf vielen Dokumenten. Bei dem Angriff auf Dithmarschen gerieth 1404 ein Ranzau in Gefangenschaft, Schack Ranzau war Rath des Grafen von Holstein, und führte die Holsteiner mit an, welche Femern 1417 eroberten;

deren regierender Graf 1721 auf Anstiften seines Bruders erschossen worden. Er mischte sich, obgleich er keine landesherrliche Gewalt über diesen besaß, in die Sache, lockte ihn auf sein Gut, ließ ihn ge-

---

dagegen war Joh. Ranzau unter den königlichen Räthen. In der Schlacht gegen die Dithmarschen 1500 fielen Joachim und Owe Ranzau, Breida, Heinrichs Bruder, und Heinrich Ranzau, Johanns Bruder (s. Wahrhaftiges Verzeichniß ꝛc.).

Johann von Ranzau, Herr von Bredenburg (Breitenburg), geb. 1492, gest. 1560. Er trat früh in Kriegsdienste, machte dann große Reisen und wurde 1517 in Jerusalem zum Ritter geschlagen. Auf den Reichstag nach Worms gesandt, machte Luthers unerschrockene und freimüthige Vertheidigung einen solchen Eindruck auf ihn, daß er, ganz für ihn eingenommen, ein Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark und den Herzogthümern wurde. Die Thronbesteigung Friedrichs I. 1523 beförderte er sowohl durch seine klugen Anordnungen, als durch die Tapferkeit, mit welcher er 1525 den eifrigen Anhänger des abgesetzten Christian II, Soren Norby, in Schonen schlug und die Ruhe wieder herstellte. Auch 1531, als Christian wieder in Norwegen einfiel, und ein großer Theil des Reichs seine Partei ergriff, verdankte ihm der König die schnelle Unterdrückung dieses Aufstandes. Dem folgenden König Christian III., seinem Zögling, leistete er große Dienste gegen die Lübecker und ihre Bundesgenossen, schlug 1534 die aufrührerischen Bauern auf dem Tarlskow-Berge, ließ ihren Anführer Clemens Schipper (Schiffer) enthaupten, bezwang Fühnen, eroberte Aalborg und vermittelte den Frieden mit Kaiser Karl V., der ihn, wie sein Gegner Franz I. von Frankreich, in seinen Dienst zu ziehen suchte. Er lehnte diese Anträge ab, entschlossen, seinem Könige treu zu bleiben. Wirklich leistete er den Dänen und dem neuen König Friedrich, besonders durch seine Weigerung, für den Herzog Adolph gegen Dithmarschen allein aufzutreten, dessen Antrag er mit den Worten abwies: „Er habe nicht mit gekocht, wolle auch nicht mit ausessen,“ den großen Dienst, ihnen in seinem 67. Jahre (1559) das bisher unüberwundene Dithmarschen zu unterwerfen, und starb 1565. Moritz Ranzau befehligte die Reiterei, welche das beste that gegen die Dithmarscher; ein Michael Ranzau war Hofmarschall, und König Christian weinte über seinen Tod, weil ihm „ein Edelstein aus seiner Krone gefallen.“

Daniel Ranzau, geb. 1529, gest. 1569, lebte in seiner Jugend am Hofe des Kaisers Karl V. machte einige Feldzüge in Italien mit, leistete dann dem Könige Friedrich II. im Kriege gegen die Dithmarscher und Schweden wichtige Dienste. Er fiel 1563 in Smaland ein, schlug 1565 mit 5000 Mann ein 24,000 Mann starkes schwedisches Heer bei Falkenberg (Suartena) in Halland, und gewann noch zwei andere Schlachten, wobei drei feindliche Feldherren gefangen wurden. Noch berühmter ist sein bald darauf erfolgter Rückzug im Winter durch unwegsame Oerter, welcher ihn den berühmtesten Feldherren zur Seite setzt. Bei dem Wiederausbruch des Krieges verlor er aber sein Leben vor der Festung Wardberg. Solche Dienste rechtfertigten wohl das dänische Sprüchwort: „Treu wie ein Ranzau!“

Heinrich Ranzau (Sohn Johanns) geb. 1526, gest. 1599, ward unter König Friedrich, dem er einen Obelisken bei Itzehoe und Segeberg errichtete, Statthalter von Holstein, ein Freund, Kenner und Beförderer der

fangen nehmen, und bemächtigte sich der Grafschaft. Auf solche Weise konnte er wohl (da ihm auch durch Erbfolge das Amt Norberg und die Insel Arroe zugefallen war) 1730 mit dem Ruhme

---

Künste und Wissenschaften, wie wenige seiner Zeitgenossen. „An Wissenschaft und Großmuth," sagt der Geschichtschreiber Dänemarks, Hojer, „übertraf er alle Nordländer, führte prächtige Gebäude auf, verwandte einen großen Theil seines Vermögens auf Sammlungen von Büchern und Gemälden, unterstützte Gelehrte, war selbst Schriftsteller in lateinischer Sprache, z. B. über den Dithmarscherkrieg, über die Erhaltung der Gesundheit, über Astrologie ꝛc., legte die ersten Säge-, Eisen-, Kupfer- und Pulvermühlen in Holstein und eine Buchdruckerei in Wandsbeck an, stand mit den berühmtesten Gelehrten in Briefwechsel. Seine Vorzüge verdunkelten indeß eine übertriebene Eitelkeit, welche sich in Schaumünzen, Aufschriften ꝛc. kund gab, obgleich dieses Urtheil größtentheils von dänischen Schriftstellern herzurühren scheint, denn die dänische Geschichte von Bade sagt: „Schade, daß die Ranzau's holsteinische Adelige waren, und bei allen ihren Fähigkeiten den, dem holsteinischen Adel anklebenden Stolz besaßen" (s. H. Ranzovii vita et res gesta. Viteb. 1562). Er kaufte 1571 das Dorf Grönau und den Hof Tüschenbeck von dem Herzog Franz I. von Sachsen-Lauenburg, und suchte es zu einem Flecken oder Städtchen zu erheben, indem er Handwerker herbeizog, selbst Wiedertäufern und Calvinisten die Niederlassung erlaubte, Unglückliche aufnahm, ein Armenhaus gründete. In P. Lindenberg Hypotyposis artium, Frankfurt 1592, befindet sich eine Abbildung Grönau's mit der Unterschrift: „Olim pagui eram, nunc me Rantzovius heros Immortale tuum, Cimbrios ora, decus, Oppidulum fecit, non parvis sumptibus, essem Perfugiumque inopum, praesidiumque senum." Sein Enkel Friedrich verkaufte das Städtchen wieder 1624 an Herzog August.

Josias von Ranzau (Rantzow) war ein schöner und geistreicher Mann, ein kühner Abenteurer, an Ritterlichkeit, aber auch in Trunk und Ausschweifung das Muster eines Edelmannes in seiner bewegten, regellosen Zeit. Kaum dreizehn Jahre alt, entlief er seinen Eltern, um in die Leibwache des Prinzen von Oranien zu treten; ging von dort in dänische und dann in schwedische Dienste, wo er unter Gustav Adolph die Kriegskunst erlernte, und sich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnete. Sein unruhiger Sinn trieb ihn von hier nach Oesterreich, wo er sich namentlich bei der Eroberung Mantua's hervorthat; ein Jahr später ist er wieder schwedischer Kommandant in Andernach, und bald darauf erwählter Gouverneur der freien Reichsstadt Straßburg. Mit Oxenstierna ging er 1635 nach Frankreich, wo er sich nicht allein die Gunst Ludwigs XIII., der ihn zum Marschall und Gouverneur von Dünkirchen ernannte, sondern auch des allgewaltigen Ministers, des Kardinals Richelieu, erwarb, der ihn zum Werkzeug seiner Rache gegen den Bruder des Königs, Gaston von Orleans, gebraucht, und dadurch der Linie Orleans die nahe Aussicht auf den Thron geraubt haben soll*). Ludwigs XIV. Stirn, Nase, Anstand sind wohl kein Erbtheil von dem armen Ludwig XIII. Durch Feldherrntalent errang er den Franzosen,

---

*) S.: Geschichte der durchlauchtigsten Prinzessinn Anna von Oesterreich, Ludwigs XIII. König von Frankreich Gemahlinn mit Mir. C. D. R., des Vaters Ludwigs XIV., aus dem Französ. ins Deutsche übersetzt, Cöln 1693.

sterben, „der erste Oldenburger gewesen zu sein, der das Dänenreich durch neue Eroberungen vergrößert."

Nach Karl Friedrichs 1739 erfolgtem Tode regierte für den unmündigen Peter (Karl Peter Ulrich) sein naher Verwandter, der

---

wie später der Graf Moritz von Sachsen unter Ludwig XV., Ruhm und Sieg, denn bis 1646 kam er fast nicht vom Kriegsschauplatz; „verlor aber dafür von allen Gliedern, welche der Mensch doppelt hat, Eins": Außer einem Ohre verlor er bei der Belagerung von Dole 1636 ein Auge, 1640 bei der Belagerung von Arras einen Arm und ein Bein, und zählte nicht weniger als sechszig Wunden an seinem ganz verstümmelten Körper. Dennoch konnte er seine Lust zu Raufhändeln selbst im Frieden nicht mäßigen, trieb sich verkleidet unter den Lanzknechten herum, und veranlaßte blutige Zänkereien. Trotz seines Marschallsstabes und seiner Gouverneurstelle und 50,000 Thaler Revenuen, brachte er, der 1642 zur katholischen Kirche übergetreten war, das große Vermögen seiner Gemahlinn durch, und führte stete Klagen über die Minister, weshalb ihn der Kardinal Mazarin 1649 in die Bastille schickte. Er starb 1650 noch nicht vierzig Jahre alt mit Schulden und Wunden beladen. Ihm wurde folgende Grabschrift gesetzt:

Du corps du grand Ranzow tu n'as qu'une des parts;
L'autre moitiè resta sur les plaines de Mars,
Il dispersa partout ses membres et sa gloire
Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur
Son sang fut en cent lieux le prix de sa victoire
Et Mars ne lui laissa rien d'entier, que le coeur.

Christian von Ranzau, Statthalter von Holstein, kaufte 1649 zu seinen Besitzungen von dem Herzog Friedrich von Gottorf dessen Antheil an der Grafschaft Pinneberg (das Amt Bramstedt und 26 Dörfer) für 101,000 Thaler, und trat ihm überdies die Güter Ranzau und Koxbüll ab, welche dem Herzog gelegener lagen und 100,000 Thaler werth waren. Kaiser Ferdinand bestätigte diesen Kauf, erhob das Amt zu einer Reichsgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage: so wurden die Rantzau's unmittelbare Reichsgrafen. Er war freigiebig und prachtliebend, hatte einen glänzenden Hofstaat, schlug Münzen mit seinem Bilde und Wappen; dennoch hielt er seinen Haushalt in guter Ordnung. 1661 machte ihn König Friedrich III. zum Oberstatthalter und Premier Minister; sein Tod erfolgte 1663. Der Kurfürst von Sachsen nannte ihn den reichsten Mann in ganz Deutschland. Im Kriege gegen Karl XII. zeichnete sich Georg von Ranzau als Kavallerie-General aus, ließ sich aber, als er zum Obergeneral des reterirenden dänischen Heeres, welches 1710 Schonen erobern sollte, ernannt worden, von Steenbock im März bei Helsingborg so schrecklich schlagen, daß kaum drei Bataillone der Dänen beisammen blieben und ganz Schonen geräumt werden mußte.

Mit der Vermehrung des Reichthums scheint aber auch Uebermuth und Sittenlosigkeit in dieses edle Geschlecht gekommen zu sein, und die Sünde wurde sein Verderben. Graf Christian Detlev wurde in Preußen wegen eines todeswürdigen Verbrechens verhaftet, kam wieder frei, um auf Anstiften seines jüngern Bruders Wilhelm Adolph 1721 durch einen Meuchel-

Bischof von Lübeck, Herzog Adolph Friedrich. Als der junge Herzog vierzehn Jahre alt war, wurde er nach der Thronbesteigung der Schwester seiner Mutter Elisabeth nach Rußland gefordert, wo er am 8. Februar 1742 anlangte; am 14. November wählten ihn die Schweden zum Thronfolger; weil aber die Kaiserinn ihn am 18. November ebenfalls zum Thronfolger ernannt hatte, so wurde für Schweden eine neue Wahl nöthig, und trotz Christians VI. Bemühung,

---

mord das Leben zu verlieren. Obgleich die Grafen reichsunmittelbar nur dem Kaiser und Reich unterworfen waren, mischte sich doch Dänemark in die Sache, ließ den Bruder gefangen nehmen, zur ewigen Gefangenschaft auf die norwegische Festung Aggerhuus bringen, und nahm gewaltthätig und eigenmächtig von der Grafschaft Besitz. Des Grafen Schwester, die verheirathete Gräfinn Castell-Rüdenshausen erhielt die Herrschaft Breitenburg.

Selbst noch in neuer Zeit zeichnet sich dieses Geschlecht (obgleich Glanz und Reichthum nicht allein der Ranzau's, sondern der meisten Adeligen in Holstein sehr gesunken ist) durch ihre reichen Besitzungen und edle Sitten aus. Conrad Ranzau, ein Sohn Friedrich Ranzau's und der Gräfinn Louise von Castell, und obwohl der jüngste von fünf Brüdern, Testamentserbe der Herrschaft, liebte in seiner Jugend das Reisen, besonders zu Fuß mit einigen Bedienten, und durchwanderte Spanien von einem Ende zum andern. Ohne in Staatsdienste zu treten, lebte er der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, besonders der historischen. Obgleich Besitzer der größten Privatbesitzung im Lande, mit 7000 Einwohnern, war er Jedem zugänglich, und aller Bedrängten Zuflucht. Als die dänische Regierung 1815 im Herzogthum Holstein einseitig Steuern auflegte, wozu sie ohne Bewilligung der Stände kein Recht hatte, erklärte er, er könne und wolle weder seine Bauern zu Grunde richten, noch das ungesetzliche Verfahren der Regierung gutheißen, noch sich gewaltsam widersetzen, und lebte viele Jahre unter mancherlei Beschränkungen im Auslande. Als furchtbare Sturmfluthen im November 1824 und im Februar 1825 die Westküste Holsteins verheerten, brachte er zahllose Opfer zum Besten seiner Untergebenen, und setzte sich vielen persönlichen Gefahren aus, suchte seine Herrschaften in einen bessern Zustand zu versetzen, und bauete ein Kranken- und Arbeitshaus. Ein Freund des nachherigen König Christian VIII., begleitete er den Kronprinzen auf dessen Reisen, und lebte dann 1828 als Oberschenk, von Staatsgeschäften entfernt, in Kopenhagen, bis ihn König Friedrich 1831 in schwieriger Zeit zum geheimen Staatsminister ernannte. Später zog er sich, seiner Gesundheit wegen, nach Breitenburg zurück, behielt aber Sitz und Stimme im Staatsrathe, und begleitete den König, wenn er die Herzogthümer bereisete. Aus Gefühl und Grundsatz ein Deutscher und Holsteiner durch und durch, schmerzte ihn in den letzten Jahren tief des Landes unerfreuliche Lage. Im Sommer 1845 ging er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Wiesbaden, und starb dort am 4. Aug., 72 Jahre alt, das letzte rein deutsche Mitglied des dänischen Staatsrathes. Auch 1848 ꝛc. führte ein Ranzau ein Freikorps gegen die Dänen. — Auf dem Ranzauschen Gute Ascheberg wurde 1739 zuerst die Leibeigenschaft aufgehoben: 1760 lebten dort 200 Menschen, 1788: 1050. Ein Ranzau bauete zu Dersau dem verfolgten Rousseau eine Schweizerhütte: aber der belobte Philantrop antwortete nicht einmal auf die Einladung.

seinen Sohn auf den schwedischen Thron zu bringen, ward am 4. Juli 1743 der Herzog Adolph Friedrich erwählt: doch beide Throne gereichten dem Gottorper Fürstenhause nicht zum Segen! Nun suchte Christian VI. († 1746) einen Austausch des herzoglichen Holsteins gegen Oldenburg und Delmenhorst, welche Christian V. erworben hatte, zu bewirken; allein es gelang ihm eben so wenig, als seinem Sohn Friedrich V. Peter ließ den Gottorpischen, oder wie es jetzt genannt wurde, den großfürstlichen Theil durch Räthe regieren, und rüstete sich nach seiner Thronbesteigung 1762, die Bedrückung seines Hauses an Dänemark zu rächen und seine Anrechte an Schleswig wieder zu erobern, als er schon nach einigen Monaten Krone und Leben durch seine ehrgeizige Gemahlinn Katharina verlor; Adolph Friedrichs Sohn, König Gustav III., wurde 1792, auf Veranlassung der über die Beschränkung ihrer übermäßigen Vorrechte erbitterten Reichsräthe, meuchelmörderisch erschossen, und dessen Sohn, Gustav IV., 1809 zur Thronentsagung genöthigt.

Unter Friedrich V., einem der besten Regenten aus dem oldenburgischen Hause, wurde besonders durch seinen Minister Bernstorf (aus einer hannovrischen Familie), das innere Wohl des Landes wesentlich befördert. Ihm glückte es, durch den Tod des letzten Herzogs von Plön 1761 dies Ländchen, so wie durch Kauf einen Theil der Besitzung der Glücksberger an sich zu bringen. Er hinterließ 1766 einen Sohn, Christian VII., aus erster Ehe mit einer englischen, und den Erbprinzen Friedrich aus der zweiten Ehe mit der braunschweigischen Prinzessinn Juliane. Bald nach seiner Beerdigung wurde im August seine Tochter Louise († 1831) mit dem Landgrafen Karl von Hessen-Cassel, verheirathet, welcher erst Statthalter in Norwegen und 1771 in den Herzogthümern wurde. Am 1. Oktober feierte man am dänischen Hofe eine Doppelhochzeit. Die ältere Schwester Christians, Sophie, wurde mit dem Kronprinzen Gustav von Schweden, und der König selbst mit Caroline Mathilde, jüngster Tochter des Prinzen von Wales, durch Prokuration verheirathet, und großer Jubel herrschte in Kopenhagen, Stockholm und London: denn Alles verhieß Glück, und die junge sechszehnjährige, schöne Königinn, welche wenige Wochen darauf in Kopenhagen anlangte, wurde mit Enthusiasmus empfangen. Aber Gustav III. fiel von der Hand des Meuchelmörders Ankarström, Caroline Mathilde wurde schmachvoll von der Seite ihres Gemahls und ihrer Kinder verjagt, und Christian VII. von seinem Günstling, den Grafen Holck und Saldern, in den Strudel eines üppigen und ausschweifenden Lebens gezogen, verfiel in Wahnsinn. — Der König ging bald nach der Geburt des Kronprinzen, den 28. Januar 1760, auf einer Reise durch die Niederlande nach

London und Paris. Als Leibarzt begleitete ihn unter andern Joh. Friedr. Struensee, der Sohn eines von Halle nach Altona berufenen Predigers, welcher als Arzt in dieser Stadt mit dem damaligen Oberpräsidenten Hans Ranzau, dessen Sohn Schack Ranzau, dem Kammerjunker Brandt, dem Grafen Holck u. a. bekannt und durch diese dem König empfohlen worden war. Struensee machte den König gewissenhaft auf die übeln Folgen unregelmäßiger Sinnengenüsse aufmerksam, erlangte Einfluß auf ihn; suchte ihn dann nach seiner Rückkehr zur Annäherung mit der Königinn zu bewegen, impfte bei einer Blattern-Epidemie dem Kronprinzen mit glücklichem Erfolge die Blattern ein, und befestigte sich dadurch auch in ihrer Gunst: sein Einfluß und seine Ehren stiegen! Die Königinn hatte Widerwillen gegen Holck und Saldern, wie gegen Bernstorf, des letztern vertrauten Freund. Sie wurden entlassen, und Struensee, nebst seinem Freunde Brandt in den Grafenstand erhoben, ward endlich geheimer Cabinets-Minister mit fast unumschränkter Gewalt über den blödsinnigen König. Nun machte er manche treffliche Einrichtungen, z. B. Verminderung des übermäßigen Prunkes, Abschaffung der Tortur und Salzsteuer, der vielen Festtage, der Censur &c., und manches Gute konnte auch durch das folgende Ministerium nicht wieder vertilgt werden; machte sich aber auch durch manche unbesonnene, den Stolz des hohen Adels verletzende Handlungen, z. B. durch sein schnelles Steigen, die Entfernung geachteter Männer, die Abdankung der Garde zu Pferde &c., viele Feinde; selbst Schack Ranzau, dessen Schulden er nicht bezahlen wollte, und Andere nahmen nun an den Ränken gegen ihn Theil. Ranzau, General Eichstedt, Oberst Köller, Prof. Guldberg, die Grafen Thott und Osten bildeten eine Hofpartei, an deren Spitze die Königinn-Wittwe Juliane stand, welche ihren Sohn vielleicht auf den Thron zu heben hoffte. In der Nacht des 17. Januar 1772 weckte man den König aus tiefem Schlafe, und bewirkte durch die Nachricht von einer ausgebrochenen Empörung Verhaftbefehle gegen die Königinn, gegen Struensee und dessen Bruder, der Justizrath war, gegen Brandt, den Generälen Gude, Gähler, den Obersten Falkenskiold und Hesselberg und den Leibarzt Berger. Nach einem Prozeß, „der alle Ungerechtigkeiten politischer Verfolgung in sich trug,“ wurden Struensee und Brandt durch einen Justizmord am 28. April enthauptet, Falkenskiold auf Zeitlebens ins Gefängniß gesetzt, aber nach vier Jahren des Landes verwiesen, die übrigen abgesetzt oder entfernt; die Ehe der Königinn geschieden, und sie nach Celle geschickt. wo sie fern von ihren Kindern, einsam in Uebungen der Wohlthätigkeit lebte und am gebrochenen Herzen starb! Aber auch die Urheber dieser schauderhaften Begebenheit nahmen größtentheils ein trauriges

Ende! — Im Volke suchte man nun Haß gegen alles Deutsche anzuregen, während doch in der Staatsverwaltung wie im Kriege, in Wissenschaft und Kunst Dänemark sich an und durch Deutsche gehoben und gebildet hatte. Die Ranzau's und Bernstorf, die Moltke, Plessen, Reventlow, Ahlefeld und Brokdorf sind deutsche Familien, die Gelehrten: Niebuhr, Münster, Oehlenschläger, Baggesen ꝛc. sind Deutsche oder von deutschen Eltern geboren, und schrieben auch in deutscher Sprache!

Endlich erreichte das königliche Haus das Ziel, nach welchem es in den Herzogthümern schon lange getrachtet hatte. Der russische Großfürst Paul, der Sohn Peters, entsagte nach erfolgter Mündigkeit 1773 dem Gottorfer Antheil an Schleswig und Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche er wieder an den Bischof von Lübeck, Friedrich August, dem Sohne Christian Augusts, überließ, dessen Nachkommen noch jetzt dies Land, nebst dem Bisthum Lübeck (Eutin) besitzen, während Pauls Söhne, Alexander und Nikolaus, über Rußland herrschten. Der König von Schweden, als Haupt der zweiten Gottorfer Linie protestirte jedoch dagegen und behielt sich seine Rechte vor. 1779 starb auch der letzte Herzog von Glücksburg, so daß ganz Schleswig-Holstein nur einen regierenden Landesfürsten besaß; der Titel ging auf Holstein-Beck über. Jetzt sind nur noch zwei Nebenlinien übrig: Augustenburg und Beck-Glücksburg, und der 1798 geborne Herzog Christian von Augustenburg ist beim Aussterben der königlichen Linie in Dänemark (wo 1660 der König nicht des Oldenburger Hauses Vortheil, sondern den seiner Familie vor Augen hatte, und die weibliche Linie zur Erbfolge berechtigte) eben so gewiß der rechtmäßige Erbfolger in Schleswig-Holstein, wo das deutsche Recht gilt, also der Mannsstamm vorgeht, als es 1837 Ernst August in Hannover war (vergl. Samwer, die Staatserbfolge).

Mochte jene Einheit aber auch den mancherlei Fehden ein Ende machen, und eine allgemeine Gesetzgebung und Verwaltung erleichtern, so kam doch das Land dadurch, daß Dänemark durch ein enges, geheimes Freundschaftsbündniß an Rußland gekettet, später mit Schweden und England in Krieg und seine Verfassung wurde verletzt. Die Wirksamkeit der Landstände hörte auf, seit 1712 war schon kein Landtag mehr gehalten, und die Alleinherrschaft wurde ohne Berathung mit den Ständen fortgeführt. Selbst unter der Regentschaft des Kronprinzen, welcher das Guldbergsche Ministerium und die Königinn-Wittwe*) entfernte, wurde 1802, trotz des Widerspruches

---

*) Ihr Sohn, der Erbprinz, starb 1808, und hinterließ Christian Friedrich, den nachherigen König Christian VIII., starb 1848 (dessen Sohn

Ritterschaft, welche sich auf das Steuerbewilligungsrecht berief, eine neue Steuer eingeführt, und manche Einrichtungen gemacht, welche im souveränen Dänemark, aber nicht in den constitutionellen Herzogthümern, Rechtens waren. Damit söhnte einigermaßen aus die Aufhebung der Leibeigenschaft 1804, welche indeß nur in den früheren slavischen Gegenden herrschend war, wo die alten Einwohner die Eindringlinge dienstbar gemacht hatten, und die Erhaltung der Neutralität während der Stürme der französischen Revolution, welche den Wohlstand der Einwohner förderte (so stieg während der Elbblokade seit 1803 der Zoll in Tönningen von 25,000 auf 200,000 Thaler), wogegen Kopenhagen durch den Brand des prächtigen Schlosses Christiansburg 1794, und der Stadt litt, von welcher der vierte Theil zu Grunde ging. Aber die Herzogthümer hielten auch treulich mit dem Könige aus, als England durch die Seeschlacht vor Kopenhagen, den 2. April 1801, ihn nöthigten, vom Bunde mit Rußland und Schweden abzutreten, und das widerrechtlich besetzte Hamburg und Lübeck zu räumen, wie 1807, als England Kopenhagen bombardirte und die Flotte weggeführt ward, denn mit ihrem Gelde wurde sie zum Theil wieder erbauet!

Als Bayern, Würtemberg und Baden sich im August 1806 durch die Königswürde und die scheinbare Souveränität verlockt, sich an Frankreich schlossen, Napoleon zum sogenannten Protektor des Rheinbundes machten, einseitig aus dem deutschen Reiche traten, und dadurch Franz veranlaßten, die Kaiserwürde niederzulegen, eilte der damalige Regent (der 1808 nach Christians Tode König ward) die günstige Gelegenheit zu benutzen, und erklärte durch ein Patent vom 9. September: „daß das Herzogthum Holstein nebst Lauenburg, Ranzau und der Stadt Altona mit der Gesammt-Monarchie, als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben verbunden sei". Durch den unglücklichen Krieg Preußens gegen Frankreich kamen die Franzosen, welche Hamburg und Lübeck besetzten, in drohende Nähe. Dänemark schloß sich nach der Wegführung der Flotte näher an Frankreich, nahm spanische Truppen (welche unter dem Marquis de la Romana als Verbündete Frankreichs nach Hamburg und der Umgegend verlegt worden waren) zum Schutz, wie es hieß, in sein Land auf, von wo sie aber auf englischen Schiffen in ihre gegen Napoleon aufstehende Heimath entkamen. 1809 wurden den Franzosen einige Tausend Dänen unter Ewald gegen den braven, unglücklichen Schill zu Hülfe geschickt, dessen Unternehmen dadurch ein ganz

---

der jetzige König Friedrich VII., geb. 1808, ist) und Friedrich Ferdinand, geb. 1792, die beiden letzten männlichen Sprößlinge des königlichen Hauses.

Deutschland betrübendes Ende in Stralsund nahm, und E. M. Arndt in seinem Liede „von Schill“ zu den Zornesworten veranlaßte: „Viel ziehen zu Land, es schleichet vom Meer der Däne, die tückische Schlange, daher.“

Zwar schien Dänemark 1813, als die Franzosen Hamburg und Lübeck mit einem Angriffe bedroheten, diese Städte beschützen, und durch deutsche Lande sich für die etwanige Abtretung Norwegens an Schweden entschädigen zu wollen*); als dieses aber nicht bewilligt wurde, schloß sich Friedrich VI. dem Kaiser Napoleon an, und stellte sein Heer unter den französischen Marschall Davoust, der jene Städte mit dänischer Hülfe wieder besetzt hatte. Nach der Schlacht bei Leipzig schlossen die Verbündeten unter dem schwedischen Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte, früher französischer Marschall) Davoust in Hamburg ein, schlugen die Dänen bei Bornhövd, drangen in Schleswig vor, und Dänemark mußte im Kieler Frieden (14. Januar 1814) Norwegen an Schweden, Helgoland an England abtreten, und erhielt dafür Schwedisch-Pommern, welches 1815 für Lauenburg eingetauscht wurde. Auf dem Wiener Congreß mußte der König für Holstein und Lauenburg dem deutschen Bunde beitreten, und die Herzogthümer traten in ihr voriges Verhältniß zu einander und zum Königreiche zurück. Der König versprach Holstein, laut der Bundes-Akte, eine ständige Verfassung zu geben: an Schleswig schien mit Fleiß nicht gedacht; aber schon damals erging deshalb von Ritterschaft und Städte beider Herzogthümer eine Petition an den König.

Das Band, welches diese vereinigte, bestand schon seit Jahrhunderten und mußte enger werden seit der dänischen Revolution 1660, wo Dänemarks König souverän und dies Reich ein Erbreich auch in weiblicher Linie wurde, während in den Herzogthümern die männliche Nebenlinie zur Erbfolge berechtigt war. Dadurch ging im Grunde schon die Geschichte des Königreichs und der Herzogthümer auseinander, und die nächste Folge war, daß die einzelnen Glieder des oldenburgischen Hauses eben nur diesen letzten angehörten und

---

*) Daß der Franzose Karl Johann, um den Schweden populär zu werden, im Bündniß mit Rußland, dem England beitrat, sich Norwegens bemächtigen wollte, worauf ihm durchaus kein Recht und den Russen und Engländern keine Bestimmung zustand: das mußte Dänemark allerdings empfindlich verletzen; allein eine klügere Politik Dänemarks hätte durch Eingehen in die Sympathie der Holsteiner für Deutschland, durch Benutzung des zweideutigen Verfahrens des Kronprinzen von Schweden, und durch kräftige Unterstützung Hamburgs sicherlich andere Resultate erzielt! — Man wußte und begriff in Kopenhagen nicht, was in Deutschland vorging.

nur für diese ein Interesse haben konnten; aber deshalb auch von den Königlichen gehaßt und verfolgt wurden, weil das Land an jenen einen Rückhalt bei den unausgesetzten Einverleibungs-Plänen der Dänen hatte. Dazu kam noch das Lehnsverhältniß Holsteins zum deutschen Reiche: denn die Unions-Versuche Christians V. und Friedrichs IV. scheiterten an der deutschen Reichsverfassung und an dem Reichsgerichte, und das schützte zugleich Schleswig. Zwar nach der Vertreibung der Gottorper Linie aus Schleswig, nach der Gelangung derselben auf den Thron von Schweden und Rußland, nach Struensee's Sturz hoffte das neue Guldbergische Ministerium leichteres Spiel zu haben; aber nun trat die jüngere königliche Linie, die Sonderburgische, diesen Plänen entgegen, und erntete gleichen Haß wie die Gottorper. Als Friedrich VI. die Regierung übernahm, befolgte er, obgleich er den jüngern Bernstorf ins Ministerium berief, das alte System; aber selbst dieser Minister erklärte, daß die Monarchie nur so lange wohl bestehen werde, als Dänemark und die Herzogthümer von einander fern gehalten, und nach ihren Eigenthümlichkeiten regiert werden würden.

Da kam zum Unglück für die Herzogthümer und zur Freude Dänemarks die durch französische Uebermacht, Arglist und durch deutscher Fürsten Uneinigkeit und Selbstsucht bewirkte Auflösung des deutschen Reiches, welches bisher Holstein und mittelbar auch Schleswig gegen offene Willkür geschützt hatte. Das Lehnsverhältniß zu Deutschland fiel weg, der König ward souveräner Herzog von Holstein, aber das Erbfolgerecht war damit noch nicht aufgehoben! Jetzt sollten die Herzogthümer unzertrennlich mit dem Königreiche verbunden werden; aber der Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, das älteste Mitglied des Staatsraths und Schwager des Regenten, protestirte noch vor dem Beginne der Verhandlungen dagegen, als unvereinbar mit den Rechten der Herzogthümer und seines Hauses. Daher hieß es in einer Erklärung vom 9. September 1806: „Holstein solle mit dem Gesammtstaate ein völlig „ungetrennter" Staat sein;" beruhigende Schreiben gingen nach Schweden und Rußland, „daß die Deklaration des Königs die Erbfolge nicht berühre." Dennoch behaupteten nachher die Dänen, die Erbfolge sei mit Schwedens und Rußlands Zustimmung geändert!

Obgleich nun nach dem deutschen Befreiungskriege und der Stiftung des deutschen Bundes der vorige Zustand von selbst wieder eingetreten war, so hörten doch die dänischen Bedrückungen nicht auf; bewirkten aber gerade das Gegentheil. Man begann in Holstein und Schleswig über die Nachtheile nachzudenken, welche aus der bisherigen Verbindung der Herzogthümer, welche doch ein völlig getrenntes

Staatswesen bilden sollten*), mit Dänemark hervorgegangen waren, und über die Eingriffe der dänischen Regierung in die Rechte jener Länder. Bei Kriegen, z. B. im Interesse Dänemarks, mußten die Herzogthümer Vormauer und Kampfplatz sein, und waren allen Leiden des Krieges Preis gegeben, während Dänemark bewahrt blieb: so im dreißigjährigen Kriege 1627—1629 und 1643—1645; im Schwedenkriege 1657 und 1758, 1709, 1813 und 1814, während dann sogleich Friede gemacht wurde, wenn sich der Krieg nach Jütland oder den Inseln zog. Und als der Krieg mit den Engländern 1801 und 1807 besonders Kopenhagen traf, mußten doch die Herzogthümer zu den Kriegskosten und der Wiederherstellung der Flotte beitragen. Dazu kamen noch andere Beschwerden. Es wurde 1762, im Widerspruch mit dem Steuerbewilligungsrecht, eine Kopfsteuer ausgeschrieben, und blieb in den Herzogthümern, während sie in Dänemark bald wieder aufgehoben wurde; 1813 mußten 6 Prozent des Steuerwerthes von Gebäuden und Ländereien als Reichsbankhaft hergegeben werden; in Dänemark wurden jedoch bald $\frac{5}{6}$ erlassen und damit die Staatskasse belastet, so daß Schleswig-Holstein den Theil für die Dänen mittragen mußte; wie jedoch später die Bank einen Gewinn versprach, wurden die Herzogthümer aus der Verbindung mit derselben gesetzt. Von den fünf Millionen Thalern, welche von dem Lande eingenommen wurden, blieb nicht die Hälfte im Lande, und die andere wurde nicht zu dessen Besten verwendet, sondern kam den Dänen zu Gute für Schauspiel, Musik, für die Kopenhagener Armenkasse 2c. Nach dem Grundgesetze von 1466 sollte keine Münze eingeführt werden, welche nicht, wie das schwere holsteinische Courant, auch in Hamburg und Lübeck gelte; aber seit 60 Jahren erlitt das Land durch dänisches Geld und Papier großen Verlust; die schleswig-holsteinische Bank wurde 1812 trotz feierlicher Garantie von Altona nach Rendsburg abgeführt. Die Beamten *sollten* ferner aus den Landeseinwohnern genommen werden; aber die meisten Stellen wurden mit Dänen besetzt, die Rendsburger Offizier-, die Kieler Forstschule u. a. nach Kopenhagen verlegt, die schleswig-holsteinischen Schiffe als dänisches Eigenthum bezeichnet, die schleswig-holsteinischen Trup-

---

*) Der alte Stand der Dinge ist dieser: „Die Herzogthümer Schleswig und Holstein, obschon das eine ein dänisches, das andere ein deutsches Lehen ist, obschon die Aemter getheilt sind unter mehre Linien desselben Hauses, haben Eine Verfassung, Eine Erbfolge, gemeinschaftliche Landstände, gemeinschaftliche Heeresmacht und Landesmatrikel, gemeinschaftliches Indigenat, gemeinschaftliche Verträge mit andern Staaten (vor allem mit Dänemark) gemeinsame Regierung und Gerichte, gemeinsame Gesetze und gemeinsame Steuern."

pen größtentheils von dänischen Offizieren dänisch kommandirt. 1847 waren unter den 782 Offizieren des dänischen Heeres nur 101 Schleswig-Holsteiner, von welchen überdies eine vollständige Kunde der dänischen Sprache beim Offizier-Examen verlangt wurde. Ueberhaupt ward die dänische Sprache den Schleswigern aufgedrängt, aber selbst an die dänisch redende Bevölkerung wurde trotz der Bemühungen des Preßvereins und Orla Lehmanns fast kein dänisches Buch verkauft.

Jetzt gedachte man natürlich in Schleswig-Holstein wieder der alten Landesverfassung, der alten Landesgerichte und der alten Landtage, welche in mehr als hundert Jahren nicht mehr gehalten worden. Immer lebendiger wurde im Volke das eingeschläferte Bewußtsein, „daß es ein Theil des großen deutschen Volkes, daß Schleswig-Holstein ein niezutheilender selbstständiger Staat, und dessen Herzog nur zufällig auch König von Dänemark, wie der König oder Kurfürst von Hannover damals auch König von England sei; ein selbstständiger Staat, in welchem (wie in Hannover) nur die männliche Linie des Fürstenhauses zur Erbfolge gelangen könne. Immer allgemeiner wurde anerkannt, was in den Wahl-Capitulationen von 1460 der König Christian I. selbst einräumt, „er sei von den Herzogthümern nur in Rücksicht auf seine Person, nicht aber als König von Dänemark erwählt, und den Ständen das Recht zuerkennt, einen Nachfolger aus seinen Kindern oder Erben zu wählen, und daß die Herzogthümer für ewige Zeiten ungetheilt bleiben sollen." Diese Rechte waren seit Jahrhunderten bestätigt und beschworen worden; in diesen Rechten war weder 1721, wo Friedrich IV. seinen Mitregenten, den unmündigen Karl Friedrich aus Schleswig verdrängt hatte, noch 1773, wo Kaiser Paul seine Rechte an Schleswig und an der Mitregierung Holsteins dem Könige Christian VII. abgetreten, etwas geändert. Jene Abtretung vereinigte nur den herzoglichen Antheil des Landes mit dem königlichen, änderte aber nichts in den politischen Beziehungen der Herzogthümer zu dem Königreiche; und Englands und Frankreichs Garantie (1721) des Travendaler Friedens versprach blos den König in dem Besitze des vereinigten herzoglichen und königlichen Antheils zu schützen, so daß er alleiniger Landesherr von Schleswig sei, konnte ihm aber nicht ein Recht geben (was jene garantirenden Mächte nicht besaßen), das Land mit Dänemark zu incorporiren. Noch weniger konnte dies Recht aus der Aufnahme Holsteins in den deutschen Bund abgeleitet werden, denn wenn auch Schleswig, sowohl Deutschland als Dänemark, gegenüber, als selbstständig erscheint, so steht es doch durch seine Unzertrennlichkeit mit Holstein in unmittelbarer Beziehung, und dadurch in mittelbarer mit Deutschland; dieses hat daher nicht allein das Recht, sondern auch

die Pflicht, darüber zu wachen, daß die Union der Herzogthümer aufrecht erhalten, und das in ihnen und dem Königreiche bestehende verschiedene Erbfolgerecht nicht verletzt werde.

Die Prälaten nnd die Ritterschaft drangen im Bewußtsein der Landesrechte daher 1820 auf Wiederherstellung der Landesverfassung in zeitgemäßer Form (besonders auf das Steuerbewilligungsrecht, denn die Abgaben waren fast unerschwinglich geworden) und viele aus dem Bürgerstande traten bei; doch nach langen Verhandlungen blieb die Sache liegen. Da forderte 1830 der Friese, Landvogt Lornsen auf Sylt, in einer Schrift auf, zur redlichen Durchführung der administrativen Trennung der Herzogthümer, als eines selbstständigen, durch Personal-Union mit dem Königreiche vereinigten Staates und der Verwirklichung eines Repräsentativ-Systems mit beschließenden Ständen; aber noch rührten sich die städtischen Behörden nicht, sie wollten „die Regierung in unruhiger Zeit durch Petitionen nicht in Verlegenheit bringen.“ Lornsen wurde das Opfer, abgesetzt, zu einjähriger Gefangenschaft verurtheilt, verließ er später das Land und starb 1837 fern von seiner Heimath am Genfer See. —

Endlich kündigte die Regierung eine Verbesserung der Staatseinrichtungen durch Provinzialstände der verschiedenen Theile des Königreiches an, was für das letzte allerdings eine Verbesserung sein mochte. Die beiden Herzogthümer sollten ein gemeinschaftliches Oberappellationsgericht in Kiel, eine höchste Landesbehörde (die sogenannte Regierung) in Schleswig erhalten; jedes Herzogthum sollte berathende Stände haben, die jedoch nur ein Gutachten abgeben durften, also nicht, wie das Grundgesetz und die alten Verträge es forderten, für beide Herzogthümer gemeinschaftlich, nicht beschließend, sondern nur berathend waren. Diese Einrichtung sollte 1834 in Kraft treten; aber die schleswig-holsteinischen Stände protestirten, und verlangten Vereinigung. Ebenso lebhaft widersprach man den dänischen Schriften, welche die Sachlage entstellten und die dänische Erbfolge auch für Schleswig geltend machen wollten, die Zustimmung Rußlands behaupteten und den Protest des Herzogs von Augustenburg (1806) ableugneten.

Das geheime Ziel der Regierung, die Herzogthümer zu danisiren und wo möglich zu incorporiren, ging aus den freilich vorsichtigen Schritten derselben immer klarer hervor: aus der Begünstigung der dänischen Sprache, aus jenen getheilten Provinzialständen, aus jenen noch leisen Andeutungen über das Verhältniß Schleswigs zu Dänemark. Schleswig ist aber ursprünglich deutsch, denn die Dänen im nördlichen Theil sind bloße Eindringlinge; es gehört zwar nicht

zum deutschen Bunde, ist aber noch weniger eine Provinz Dänemarks, sondern muß unstreitig, dem Rechte gemäß, mit Holstein verbunden bleiben und beim Absterben der männlichen Linie mit diesem Einen Herzog aus der Nebenlinie haben. Die stillen Gegenbestrebungen der Dänen wurden unter dem folgenden König lauter.

31) Schleswig-Holsteins Wortkämpfe gegen die Uebergriffe der Dänen.

Sind alle sanften Mittel auch versucht? —
Vielleicht weiß es der König nicht; es ist
Wohl gar sein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieses letzte wollen wir versuchen,
Erst uns're Klagen bringen vor sein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache ist Gewalt;
„Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen."
Schiller.

Am 3. December 1839 war Friedrich VI. nach einer langen, vielbewegten Regierung unerwartet schnell ins Grab gesunken. Ungeachtet der bittern Erfahrungen in seiner Jugend und der Angriffe der Engländer 1801 und 1807 und des Verlustes von Norwegen hatte er den Ruf eines wohlmeinenden, einfachen, wenn auch wortkargen, am Altherkömmlichen hängenden Fürsten sich erworben, und seinem Lande mitten unter den Stürmen der Revolutions-Kriege die Segnungen des Friedens zu erhalten gewußt. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so war die Trennung der Herzogthümer von Dänemark in naher Aussicht gestellt, denn dort gilt die männliche, hier aber die weibliche Erbfolge, und es mußte beim Aussterben derselbe Fall eintreten, wie zwischen Hannover und England (1837): d. h. die Regierung der Herzogthümer mußte auf die nächste Nebenlinie des königlichen Hauses, die Herzoge von Augustenburg, übergehen *).

*) Friedrich VI. hinterließ von seiner Gemahlinn, der Prinzessinn Marie Sophie von Hessen-Cassel, nur zwei Töchter. Der nächste männliche Erbe war der am 18. December 1786 geborne Sohn seines Oheims (des Erbprinzen Friedrich, Halbbruders Christians VII.) Christian VIII. Der neue König hatte zwar einen Sohn, den jetzigen König Friedrich VII. (geb. 1808), welcher zuerst mit der zweiten Tochter König Friedrichs VI., dann mit einer mecklenburgischen Prinzessinn verheirathet, aber beide Male geschieden, und kinderlos (wie seines Vaters Bruder, der Prinz Friedrich Ferdinand [geb. 1792], Gemahl der ältesten Tochter Friedrichs VI.) zum dritten Male in nicht ebenbürtiger Ehe lebt. Die Schwester Christians VIII.

Der neue König Christian VIII. hatte unter der Leitung seiner Mutter, einer mecklenburgischen Prinzessinn, eine gute Erziehung genossen, und war ein geistreicher, beredtsamer und wohlwollender Fürst; daher schickte ihn der König, obgleich ihm eben nicht persönlich gewogen (die Großmutter des Prinzen: Juliane, war ja die Todfeindinn der unglücklichen Mutter des Königs, und hatte dessen eigne Jugend getrübt) bei der schwierigen Lage Norwegens (1814) als Statthalter dorthin, wo er, weil das Volk, obgleich mit Dänemark unzufrieden, sich doch nicht den Schweden unterwerfen, sondern einen selbstständigen Staat bilden wollte, zum Könige ausgerufen wurde, nachdem er die neue Staatsverfassung angenommen hatte; allein schon im August mußte er der Gewalt der Umstände weichen. Von seiner ersten Gemahlinn, der mecklenburgischen Prinzessinn Charlotte 1812 geschieden, verheirathete er sich 1815 mit der Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg († 1814) und Schwester Friedrichs VI., vielleicht um durch diese Verheirathung des Enkels Julianens und der Enkelinn Karolinen Mathildens die alte Feindschaft beider Linien zu versöhnen. Nachdem der Prinz Deutschland, Italien, Paris und London besucht und Bekanntschaften mit den ersten Persönlichkeiten angeknüpft hatte, wurde er zum Gouverneur des Stiftes Fühnen (1822) ernannt, und die Sorgfalt, mit welcher er diese Stellung zum Wohl des Landes benutzte, erregte bei dem dänischen Volke große Hoffnungen sowohl für eine freiere Staatsverfassung als für die Erbfolgefrage.

Die erste Angelegenheit wurde in mancherlei Adressen, welche auf eine Constitution, namentlich die norwegische, hinwiesen, vielfach berührt. Der König antwortete, er anerkenne das Bedürfniß fortschreitender Entwickelung; diese müsse aber auf Erfahrung beruhen, es gäbe noch mancherlei dabei zu erwägen; in Norwegen hätten die Umstände Eile geboten, sonst wäre diese Verfassung besser ausgefallen und es müsse zuerst bei Entwickelung der Provinzialstände bleiben." Das

---

und Friedrich Ferdinands: Louise Charlotte, ist mit dem Prinzen Wilhelm von Hessen, muthmaßlichen Erben dieses Kurfürstenthums, vermählt. An der Spitze der ältern königlichen Nebenlinie steht der Herzog Christian von Holstein-Augustenburg (geb. 1798), dessen Bruder Friedrich früher Statthalter der Herzogthümer war; an der Spitze der jüngern Linie der Herzog Karl von Holstein-Beck-Glücksburg (geb. 1813), welcher (1838) mit der von Friedrich VII. geschiedenen Tochter König Friedrichs VI. verheirathet wurde; während die herzogliche oder gottorpische Linie in ihrem ältern Zweige durch Peter III. († 1762) auf den russischen, und die eine jüngere durch Adolph Friedrich († 1771) auf den schwedischen, die andere durch Friedrich August († 1785) auf den oldenburgischen Thron kam.

dänische Volk mochte recht haben, wenn es eine angemessene Regierungsform wünschte (obgleich diese Forderung schwerlich von dem gesammten Volke ausging, sondern durch die Journale, z. B. Fädreland, durch den Advokaten Orla Lehmann, dem nachherigen Casino-Minister ꝛc., welcher 1851 von der Mühe, Ausdauer und Selbstverleugnung redete, welche es gekostet habe, eine freie Presse zu schaffen, und ein widerstrebendes Volk zur Freiheit heranzuziehen): denn das alte Königsgesetz machte den Fürsten zum unumschränktesten Herrscher, den weder Eid noch Gesetz band. Es mochte recht haben, daß bei einer solchen Verfassung die Wohlfahrt eines Landes auf der zufälligen Eigenthümlichkeit eines einzigen Menschen beruhet, der stets an der Spitze der Fortschritte der Zeit stehen, und, um sie zu verwirklichen, nicht allein die Einsicht, sondern auch die Kraft und den Willen dazu in sich vereinigen muß, was sich nur bei einzelnen, und dann mit Recht bewunderten Herrschern findet. Es mochte recht haben, wenn es nach der Ursache fragte, warum Dänemark, welches doch im ganzen Revolutionskriege alle Vortheile des Handels ꝛc. gezogen und nur einzelne Unfälle erlitten, welches durch den Sundzoll jährlich etliche Millionen einnimmt, ohne etwas dafür auszugeben: stets leere Kassen habe, während andere Staaten, z. B. Preußen nach einem unglücklichen Kriege, nach siebenjähriger Aussaugung, nach einem, alle Kräfte des Landes anspannenden und hingebenden Befreiungskriege einen gefüllten Staatsschatz besitze. Es mochte recht haben, daß wenn auch nicht die Staatsform das Glück schafft, sondern der Geist, welcher in ihr waltet, die Form doch dazu beitragen könne, dem schlechten Geist entgegen zu wirken und den guten zu erstarken. Doch hatte auch der König recht, wenn er nicht plötzlich zu einer eingeschränkten Regierungsform übergehen wollte; wenn er erklärte, „daß dabei noch mancherlei zu erwägen sei;" denn eine solche Veränderung, je schneller und plötzlicher sie eintritt, kann nicht ohne innere Erschütterung und ohne Rücksichtnahme auf das Ausland statt haben. Die absolute Königsgewalt war durch die Revolution von 1660 gerade als Schutzwehr gegen die Bedrückungen der Reichsstände und des Adels und zum Besten des Landes eingeführt worden; die Könige hatten die ihnen vom Volke übertragene Gewalt für jenen Zweck verwendet; die dänische Monarchie war bei der eingeschränkten Macht des Königs vor 1660 durch zahlreiche Bürgerkriege und innere Unruhen an den Rand des Verderbens gerathen, während sie sich unter der milden Alleinherrschaft erholt hatte: stand nicht zu befürchten, daß neue Bürgerkriege sich erheben würden, und hat denn nicht die Kopenhagener Revolution von 1848 diese Befürchtung sogleich zur Gewißheit erhoben?

Immer stärker drängte die Reform-Partei den König, und die Presse verlangte nicht allein Steuerbewilligungsrecht und eine Verfassung als einfaches Recht, sondern forderte auch das Volk auf, die Initiative zu ergreifen, den Anfang zu machen, und ihm ein „Wahrzeichen" zu geben; auch fehlte es nicht an einzelnen Volks-Tumulten, wobei jedoch auf die Frage: Was man denn vom Könige wolle? keine vernünftige Antwort folgte. Lehmanns Angriffe, selbst auf den König, zogen ihm zwar eine Verurtheilung und Gefangenschaft zu; allein dies steigerte noch die Gährung. — Auch die Erbfolgefrage kam in Betracht. Die Aussicht auf das wahrscheinliche Aussterben des männlichen Stammes, und die dann erfolgende Trennung der Herzogthümer vom Königreiche; die Gefahr, die schönsten Landestheile zu verlieren, und dadurch zur völligen politischen Unbedeutendheit herabzusinken, erregte nach und nach die Bevölkerung Dänemarks. Und wir wollen es ihr nicht verdenken, daß sie über das demüthigende Bewußtsein ihrer Ohnmacht, wie über jedes andere Unglück erschrak und es abzuwenden suchte, sobald dies auf rechtliche und verständige Weise geschehen konnte; denn war dies nicht der Fall, so mußte es wie jedes andere Leid ertragen werden. Leider forderte die aufregende Partei, List und Gewalt anwendend, die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins oder wenigstens Schleswigs bis zur Eider (die Eider-Dänen), und zwar auf eine so leidenschaftliche Weise, daß bei den deutschen Bewohnern der Herzogthümer der Sinn für ihre alten Rechte, ihre Selbstständigkeit und unzertrennliche Verbindung auf das Lebendigste angeregt wurde; leider nahm der König, der die Vermittelung beider Nationalitäten sich hätte zum Zweck setzen und gegen beide gleich gerecht sein sollen, Partei für die Dänen, wenn auch mit offenbarer Unsicherheit!

Während die Magistrate der Städte in den Herzogthümern dem Könige nach seiner Thronbesteigung noch sehr loyale Adressen eingeschickt und huldreiche Antwort erhalten hatten, waren von den Bürgern Schleswig, Kiels 2c. andere eingesendet, welche die unzertrennliche Verbindung Schleswigs und Holsteins, namentlich durch vereinigte Ständeversammlungen in Erinnerung brachten, aber dafür ungnädige und Hintergedanken verrathende Antworten erhielten. Die dänischen Aufreizungen nahmen ihren Fortgang, man überschüttete nicht allein den Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel bei seiner Vermählung mit der russischen Prinzessinn Alexandra (wodurch man eine cognatische Erbfolge hoffte), sondern auch den König mit den gehässigsten Angriffen, so daß dieser die Presse einschränken mußte. Man forderte, die dänische Sprache solle auf den Ständeversammlungen gleiches Recht wie die deutsche haben, obgleich nur diese, nicht jene, allgemein verstanden

wurde; das Landvolk wurde namentlich in einigen schleswigschen Norddistrikten durch dänische Prediger aufgehetzt; in Wiborg kam es bei der Versammlung der jütischen Stände zu aufregenden Streitreden über Schleswigs Angelegenheiten, welche ganz außerhalb ihrer Befugniß lagen; Lehmann ging so weit, in einer Kopenhagener Versammlung zu erklären: „Holstein müsse man aufgeben; aber dafür, daß Dänemark bis an die Eider reiche, werde man den hochverrätherischen Holsteinern den blutigen Beweis mit dem Schwerte auf den Rücken schreiben.“ Eine solche brutale Aeußerung konnte jedoch nur Erbitterung erzeigen, da sie sich ohnehin in der Folge als leere Prahlerei bewies, weil die Holsteiner den Dänen nirgends den Rücken zeigten, und sogleich mit der Feder ihr vierhundertjähriges Recht, unzertrennt zu bleiben, siegreich vertheidigten. — Da schritt die dänische Partei zu einer neuen Maßregel. Die Bürgermeister Assing machte 1844 auf der Roschilder Ständeversammlung den allen und jedem Rechte widersprechenden Antrag: „der König solle durch einen Machtspruch, also durch eine Gewaltthat, erklären: daß Dänemark, Schleswig, Holstein, Lauenburg ein untheilbares Reich ausmache, welches nach dem dänischen Königsgesetz auch auf die weibliche Nachkommenschaft Friedrichs III. vererbe, und deshalb solle

„Jeder, der gegen diese Bestimmung etwas sage, schreibe oder unternehme, als Verbrecher bestraft werden,“

und — der königliche Minister und Commissarius bei der Versammlung, Oersted, hatte gegen diesen — nichts einzuwenden!

Aerger konnte aber dem öffentlichen Rechte nicht Hohn gesprochen, willkürlicher nicht in der Türkei, in Frankreich oder Rußland die Thronfolge abgeändert werden; solche Rechtsverletzungen hatten sich die Russen gegen die Türken, die Oesterreicher gegen die Ungarn und Lombarden, die Holländer gegen die Belgier nicht zu Schulden kommen lassen! Und wenn dänisch-gesinnte Schriftsteller

---

*) Hieß es doch in der Erklärung Christians I. 1460: ausdrücklich, daß der Regierungsantritt seiner Nachfolger als Regenten von Schleswig-Holstein nicht allein von der vorangegangenen Wahl, sondern auch davon abhängig sei, „daß der Erwählte verpflichtet sein solle, alle den Ländern und Einwohnern ertheilten Privilegien eidlich zu bestätigen; im Weigerungsfall sind aber die Stände nicht verpflichtet, diesen König zu ihrem Herrn zu erwählen, vielmehr können sie einen Unserer nächsten Erben zu ihrem Herrn nehmen.“ Daraus aber folgt sogar, daß wenn die Schleswig-Holsteiner auf die Bestätigung dieser Privilegien verzichtet hätten oder verzichten würden, der jedesmalige König aus dem oldenburgischen Hause verpflichtet ist, seinerseits, diese Landesprivilegien zu bestätigen, weil sonst seine Wahl ungültig sein würde.

klagen, „daß diese Anträge einen wahren Sturm in der deutschen Presse hervorgerufen,“ so war das natürlich, denn wer „Wind säet, wird Ungewitter ernten,“ das Gegentheil wäre für Deutschland eine unauslöschliche Schande gewesen!

Die holsteinische Ständeversammlung erließ daher den 21. December 1844 eine würdige, gemäßigte und feste Rechtsverwahrung an den König, worin sie äußerte: „Wir achten das Band, welches die Herzogthümer seit Jahrhunderten an das Königreich knüpft, und erkennen nicht minder die Vortheile, welche uns daraus erwachsen. Aber klar und entschieden ist auch in uns das Bewußtsein der von den Vätern überlieferten Rechte. Durch jene Verträge werden die Herzogthümer in ihrer staatsrechtlichen Selbstständigkeit verletzt, und würden zu dänischen Provinzen herabsinken; sie bedrohen das Gut der Landeseinwohner mit Schaden und unser Gewissen mit Beschwerde. Selbst der uneingeschränkteste Monarch kann die Thronfolge nicht einseitig verändern; Meineid und Bürgerkrieg waren stets die unausbleibliche Folge. Mehr als verletzend sei übrigens das noch in Vorschlag gebrachte Mittel: jede Erörterung über die durch ein Machtwort festzusetzende Staatsveränderung verbieten zu wollen: ein Zeugniß des Bewußtseins gethanenen Unrechts, ein Akt der Willkür, der Gewalt. Wir behaupten: die Herzogthümer sind selbstständige Staaten; der Mannsstamm herrscht in den Herzogthümern; die Herzogthümer Schleswig und Holstein sind fest miteinander verbundene Staaten.“ Es folgen die Beweise*). „Die in Antrag gestellten Mittel,“ heißt es schließlich, „sind unzureichend; ein Machtwort kann für den Augenblick Gehorsam erzwingen, den Widerspruch der Berechtigten, die öffentliche Meinung niederdrücken; das Recht kann dadurch gebeugt, aber nicht vermindert oder gar vernichtet werden. Jene Mittel sind aber auch gefährlich: auf das Recht allein muß die künftige Thronfolge beruhen wie bisher, nicht auf ein Machtgebot. Die Gefühle des Schmerzes und Unwillens werden früher oder später desto heftiger zum Ausbruche kommen.“

Und wirklich war in den Herzogthümern nicht von staatsauflösenden Bewegungen (z. B. der Gründung einer nordalbingischen Republik, die höchstens in einzelnen beschränkten Köpfen existirte, womit aber die Kopenhagener Aufwiegler schreckten) die Rede; mit Recht

---

*) Sammer stellte die Erbfolgeordnung also dar: die augustenburger, glücksburger, die russische, schwedische und oldenburgische, nach dem Erstgeburtsrecht.

konnten die schleswig-holsteinischen Stände der Roschilder Versammlung, welche sich in die Angelegenheiten der Herzogthümer so wenig wie in Schwedens oder Deutschlands zu mischen ein Recht hatten, der Unwahrheit bezüchtigen; vielmehr hatten sie gegen Ussings Staatsstreich, des Theologen Clausens Vertheidigung derselben, und des Naturforscher-Ministers Oersted's Doppelzüngigkeit 2c., geradezu gesagt: „Wir wünschen, daß das Königreich und die Herzogthümer zusammenbleiben, jedoch nur, sofern es auf eine legitime Weise geschehen kann," und wo man eine Trennung wünschte, da erwartete man sie ruhig von dem Laufe der Natur.

Das Jahr 1845 verging, es verging die Hälfte von 1846 ohne eine beruhigende Erklärung von Seiten der dänischen Regierung und ohne irgend ein Ereigniß, welches auf Fortsetzung oder Zurücknahme jener Maßregel hingedeutet hätte; man schien sich auf die Lauer legen und einschläfern zu wollen. Doch heimlich ging das Streben dahin, eine gleiche Erbfolge, wo möglich, und Holsteins Lostrennung vom deutschen Bunde zu bewirken: die Arglist vergriff sich aber in den Mitteln. Der König, welcher 1845 auf einer Reise durch die Herzogthümer wahrnahm, daß sein Parteinahme für die dänischen Aufwiegler, die Liebe, welche ihm sonst überall entgegen kam, zu erkalten begann, der zwar noch in Plön, die Eiderdänen verleugnend, gesagt hatte, „daß, wenn auch in einer dänischen Ständeversammlung von Trennung der Herzogthümer und ihrer Vereinigung mit Dänemark die Rede sei, man ihm eine solche Dummheit nicht zutrauen müsse:" hatte doch auch drohende Worte gegen holsteinische Advokaten ausgesprochen und dadurch aufgeregt, weil die dänische Partei mit Aufwiegelung und Beleidigung gegen Schleswig-Holsteiner nicht aufhörte. Der König, wenn auch nicht den Fanatismus der Oppositions-Partei theilend, wohl aber einen Föderativstaat mit gleicher Erbfolge wünschend, wurde wankelmüthig, und zu einem verderblichen Schritt verleitet, welchen er auf seinem Todtenbette bereuete. Er erließ, obgleich er noch kurz zuvor dem Statthalter wie der Kieler Universität mehrmals erklärt hatte, daß „Niemand, am wenigsten die Regierung, an Incorporiren der Herzogthümer gedacht habe," den 8. Juli 1846 den vom Kronprinzen, Stemann, A. W. Moltke, Oersted, Reventlow-Criminil mit unterzeichneten sogenannten „offenen Brief," in welchem er, der Landesherr, an dessen Gerechtigkeit die deutschen Unterthanen gegen seine dänischen appellirt hatten, die Partei der letzteren nahm, und erklärte, daß „gleicherweise wie über die Erbfolge in Unserm der Krone Dänemark durch Verträge erworbenes Herzogthum Lauenburg kein Zweifel obwalte, so bestehe auch die gleiche Erbfolge des Königs-Gesetzes im Herzogthum Schleswig (in Gemäßheit des Patentes vom 22. Aug. 1721 und der darauf geleisteten

Erbhuldigung, so wie endlich in Folge der von England und Frankreich ausgestellte Garantie=Akte vom 14. Juni und 23. Juli 1721 und der mit Rußland geschlossenen Verträge vom 22. April 1767 und vom 1. Juni 1773) in voller Kraft und Gültigkeit. Dieses Erbfolgerecht aufrecht zu erhalten, werde er und seine Nachfolger für Pflicht und Beruf achten. In Bezug auf einzelne Theile des Herzogthums Holstein walteten Verhältnisse ob, welche ihn hindern, sich mit gleicher Bestimmtheit über das dortige Erbrecht auszusprechen; er wolle aber unabläßig dahin streben, die zur Zeit vorhandenen Hindernisse zu beseitigen, und die vollständige Anerkennung der Integrität des dänischen Gesammt=Staates zu Weg zu bringen, so daß die unter seinem Zepter vereinigten Landestheile niemals von einander getrennt werden, vielmehr für immer in ihren gegenwärtigen Verhältnissen, und mit den, einem jedem von ihnen zuständigen Rechten zusammenbleiben." Dann folgte die Versicherung, daß er „der Selbstständigkeit Schleswigs und seinen Verhältnissen zu Holstein nicht zu nahe treten wolle, sondern es auch ferner im Besitz der ihnen, als einem zwar mit der Monarchie unzertrennlich verbundenen, aber zugleich selbstständigem Landestheile zuständigem Rechte schützen werde." — Der holsteinischen Stände=Versammlung wurde zugleich jede fernere Erörterung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer und desfallsiger Eingaben bei der Regierung untersagt!

In dieser Erklärung wird die Erbfolge in Schleswig auf die des Herzogthums Lauenburg gestützt, dessen Besitz aus der allerneuesten Zeit herstammt, offenbar ein sehr lockerer Grund für das Staatseinheitsgebäude. Die englisch-französische Garantie=Akte wird mit dem Patent und der Erbhuldigungs=Akte so in Verbindung gestellt, daß es scheinen solle, als wären die letztern dadurch garantirt worden; allein sie ist vom 14. und 23. Juni 1720, konnten also diese nicht garantiren. England, dem damals die Fürstenthümer Bremen und Verden gegen eine Geldsumme von den Dänen übergeben, und Frankreich verbürgen dem Könige auch blos den herzoglichen oder gottorpischen Antheil Schleswigs, als eine gemachte Eroberung im Kriege gegen Karl XII. (la possession paisible de la partie ducale du dit duché, la quelle Sa Majesté Danoise de maintenir a entre les mains), und dieser Antheil war allerdings sehr bald durch Peter den Großen, der andern Sinnes ward, und den flüchtigen jungen Herzog mit seiner Tochter Anna verlobte, in Gefahr. Hier ist also nicht von einer Incorporirung Schleswigs mit Dänemark die Rede und konnte nicht die Rede sein, sondern von Einziehung des gottorfer Antheils an Schleswig und dessen Vereinigung mit dem königlichen

Landestheile: diese Gewaltthat beraubte den Herzog, änderte aber nichts am Rechtszustande des Landes.

Wäre dies anders zu verstehen, wie hätte dann 1750 ein Tractat zwischen Friedrich V. und dem schwedischen Thronfolger, Herzog Adolph von Schleswig-Holstein abgeschlossen werden können, worin letzterer als Repräsentant der zweiten gottorfer Linie zu Gunsten des Königs und seiner Erben und männlichen Descendenten (also mit Ausschluß der weiblichen) nicht blos wegen des gottorfer Antheils, sondern zugleich wegen des ganzen Herzogthums Schleswig Verzicht leisten können. Was endlich die russischen Verträge betrifft, so ist die große Gefahr bekannt, in welche Dänemark bei der russischen Thronbesteigung Peter III., Herzogs von Holstein-Gottorp gerieth, weil er voll Liebe für das deutsche Erbe seiner Väter und voll Haß gegen die dänische Krone, sogleich bereit war, alle Unbill zu rächen, die sein Haus von dieser erfahren hatte. Der Tod Peters rettete Dänemark (von Hamburg erpreßten die Dänen trotz der Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarkeit ein paar Millionen Mark; früher, als die Stadt sogar huldigen sollte und belagert ward, half der große Kurfürst von Brandenburg durch Drohung und Rüstung, und Katharina schloß 1767 und dann der Großfürst-Thronfolger, ihr und Peters Sohn Paul, als regierender Herzog von Holstein nach erlangter Volljährigkeit 1773 einen Vertrag, in welchem der großfürstliche Antheil Holsteins (Norderdithmarschen, die Aemter Bordesholm, Neumünster, Oldenburg in Holstein, Neustadt, Tremsbüttel, Trittau, Reinbeck und Kiel) gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, und zwar ausdrücklich dem Könige und seinen männlichen Descendenten, überlassen wurde, so daß alle Gerechtsame, Freiheiten und Privilegien des Landes ungekränkt bleiben sollten. Die Besitzungen des Hochstiftes Lübeck kamen auf die jüngere gottorfer Linie, welcher der Großfürst Oldenburg und Delmenhorst gegen Entsagung Schleswigs übertrug, und deren Großherzog noch jetzt das Fürstenthum Eutin als selbstständiges Land besitzt. Eine solche Verzichtleistung auf Holstein von Seiten der schwedischen, gottorfer Linie (jetziger Repräsentant ist der Prinz Wasa) konnte trotz aller Versuche Dänemark nicht erlangen. In allen diesen Anführungen ist also der „offene Brief" sehr unglücklich, denn sie beweisen gerade das Gegentheil, nämlich: „in den Herzogthümern gilt die männliche Erbfolge." Er redet aber auch von „einzelnen Theilen" Holsteins, welche hindern, sich mit gleicher Bestimmtheit über das Erbrecht auszusprechen, womit hauptsächlich Dithmarschen, die Herrschaft Pinneberg, die Grafschaft Ranzau und die Stadt Altona gemeint sind, welche als Schauenburger Antheil erst später, nicht ohne List und Gewalt, mit dem übri-

gen Lande vereint wurden (s. oben). Aber auch hier kann von einer andern Erbfolge nicht die Rede sein; denn was der König sich im Umkreise des Landes erworben hat, das erwarb er nicht als König von Dänemark, sondern als Herzog von Holstein.

Nach der Auflösung des deutschen Reiches benutzte zwar Friedrich VI. eifrig die Gelegenheit, welche Napoleon seinen neugemachten und verbündeten König gab, im Innern despotisch die Rechte der Unterthanen zu verletzen, und erklärte am 9. September 1806, „daß Holstein, Pinneberg, Ranzau, Altona als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil des dänischen Staatskörpers der alleinigen, unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen sei. Die Inschrift am Rendsburger Thor: Eidora Romani Imperii terminus: „Eider, des römisch-deutschen Reiches Grenze," wurde abgenommen, und zu den Antiken des Museums gelegt. „Unter den weiten frostigen Hermelin-Mantel des Namens: „„dänische Monarchie,"" sagt Wienbarg, „steckte man die deutschen Herzogthümer mit den Dänen, den eisigen Isländern, den thranigen Grönländern, den Fischern der Faröer-Inseln." Ja, dies Patent spricht sogar von „unumschränkter" Botmäßigkeit des Königs, also vom dänischen Königsgesetz in seinem ganzen Umfange, während der offene Brief, der sich nur auf die Erbfolge einläßt, dagegen die Selbstständigkeit und alte Verbindung der Herzogthümer nicht gefährden will; dagegen will der offene Brief „eine unzertrennliche Verbindung." Allein jedenfalls war das Patent von 1806 eine Gewaltthat gegen den Grundvertrag des Landes, und nach Napoleons Sturz (dessen Freundschaft: Flotte und Norwegen kostete, und die deutschen Schleswig-Holsteiner zwang, gegen ihre deutschen Brüder zu kämpfen) und nach dem Beitritt des Königs zum deutschen Bunde traten die Herzogthümer von selbst wieder in ihre alten Verhältnisse zurück. Und wie hätte sonst Friedrich VI. noch eine Reihe Verträge mit Hamburg, den Niederlanden, England &c. schließen können, worin für das Königreich und für die Herzogthümer stets besonders gehandelt wurde?

Diese staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer lagen demnach so klar vor Augen, daß ihre Anerkennung sich nicht allein bei der ganzen Bevölkerung derselben, sondern auch im gesammten Deutschland auf eine so offene Weise kund gab, wie es vielleicht seit Jahrhunderten unter uns nicht erhört war. Unter der Menge Zuschriften

---

*) Auf des verstorbenen Herzogs von Augustenburg Vorstellung, dem das Patent handschriftlich mitgetheilt worden, verwandelte man das „unzertrennlich" in ungetrennt (s. oben); es handelte sich damals weniger um die Erbfolge.

aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zeichnet sich die der Universität Heidelberg (Ende Juli) besonders aus; sie erklärte: „Um viel schlechtere und zweideutigere Rechte seien in andern Zeiten andere Völker in die Waffen getreten, und hätten unsterblichen Ruhm geerntet. Als König Erich das Herzogthum Schleswig angefochten, habe die deutsche Hansa für die deutschen Interessen gekämpft, Fürsten und Volk würden sich heute nicht von jenen Städten beschämen lassen, wo eben so große und größere Interessen auf dem Spiele ständen 2c." Die badischen Stände stellten den Antrag an die Regierung, „die Integrität der deutschen Lande Schleswig-Holstein und Lauenburg dem deutschen Vaterlande unverkümmert zu erhalten;" und der Justizminister Jolly erklärte den 21. August, daß diese Principien von der Regierung vollkommen gebilligt worden; eben so der König Ludwig von Bayern. Unterm 16. Juli gab der Großherzog von Oldenburg, als Repräsentant des Chefs der schleswig-holsteinischen gottorfischen Linie in Deutschland, beim Bundestage eine Rechtsverwahrung gegen den „offenen Brief" ein, und gegen alle daraus etwa herzuleitenden präjudicirlichen Folgerungen, „da der König sich mit den verschiedenen Chefs der zum Gesammthause Oldenburg gehörigen Spezíallinien nicht verständigt, und in des Königs Erklärung also blos dessen einseitige Ansicht und Auffassung zu erkennen sei." Der Herzog von Augustenburg hatte einen Brief des Ministers, der den Augustenburgern die Erbschaft des Königreichs in Aussicht stellte (weil er ein dänischer Fürst und bei Hessen das nicht der Fall sei), wofern seine Söhne als dänische Prinzen erzogen würden, am 2. April 1848 dahin beantwortet, daß er den „dänischen Fürsten abweiset, wie die dänische Erziehung seiner Söhne, damit etwa das dänische Volk veranlaßt werde, einen derselben zum Könige zu wählen," und erklärt dann, „daß er weder Lust habe, noch einen sonstigen Beweggrund, um einen Thron zu buhlen, der ihm nicht rechtmäßiger Weise zukomme; eben so fest sei aber sein Entschluß, nie sein Recht auf eine Krone aufzugeben, welche nach seiner Ueberzeugung allein ihm und seiner Familie zukomme. Wenn der oldenburger Stamm auf dem dänischen Throne aussterbe, werde ihn nichts davon abhalten, sein Recht auf beide Herzogthümer geltend zu machen: kein Bürgermeister von Kopenhagen, keine Roeskilder Ständeversammlung, kein Prinz von Hessen 2c." Mit dem „offenen Brief" sollte früher der Herzog bei seiner Durchreise von Schweden in Kopenhagen überrascht werden; wich dort aber aus, und der König, voll Verlegenheit, hatte ihm blos in einem Schreiben davon Anzeige gemacht, und auf Entschädigung hingedeutet. Der Herzog von Augustenburg sandte am

30. Juli seinen Protest ein; wie der Herzog Karl von Glücksburg, Sachsen, Anhalt, Hannover und Braunschweig thaten das Nämliche zur Verwahrung ihrer Erbansprüche auf Lauenburg.

Eine Volksversammlung in Nottorf und Neumünster (20. Juli 1846), bei welcher es fast durch aufgestellte Truppen zum Blutvergießen gekommen wäre, erließ eine Adresse mit 15,000 Unterschriften, an die holsteinische Ständeversammlung: „Wir wünschen die Verbindung, welche zwischen den Herzogthümern und dem Königreich besteht, nicht länger aufrecht zu erhalten, als der natürliche Lauf der Ereignisse und die rechtmäßig bestehende Erbfolgeordnung es fordert. Wenn aber nach dem Willen der Vorsehung der Mannsstamm der ältern Linie aussterben sollte, so wünschen wir unter unsern eignen Herzogen, gelös't aus jeder Verbindung mit einem auswärtigen Staate, uns ungehindert der nach Einheit strebenden Entwickelung unsers großen deutschen Vaterlandes anzuschließen. — Obgleich die königliche Eröffnung Sie verhindern will, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes an den Thron zu bringen, so werden Sie Sich durch die ungerechte Beschränkung des Petitions-Rechtes nicht von einer freimüthigen Vertheidigung des Rechtes und der Wahrheit abhalten lassen. — Sagen Sie dem Könige, daß seine Rathgeber, die zu diesen unheilschwangern Maßregeln ihre Zustimmung gegeben, das Vertrauen des Landes weder verdienen, noch genießen, zeigen Sie ihm die Unklarheit und Unrichtigkeit der von ihm ausgesprochenen Ueberzeugung und die Gefahren, wenn er den Weg des Rechts verlassen wird. Will man sie am Throne nicht hören, so mahnen Sie den hohen deutschen Bund, daß unsere Sache die seinige sei; rufen Sie dem gesammten deutschen Volke zu, es solle nicht ruhig zusehen, wenn sich hier das traurige Schicksal vom Elsaß und von Luxemburg wiederholt." Aehnliche Adressen erfolgten von allen Seiten; der Präsident der Ständeversammlung empfing 108, worunter zwei in dänischer Sprache: alle gegen den Inhalt des Briefes. Gülich forderte zu einer neuen Adresse auf mit den Worten: „Jetzt müssen wir reden stark und männlich; es gilt des Vaterlandes heilige Sache; das fast Unglaubliche ist geschehen: die staatsrechtliche Selbstständigkeit des von uns vertretenen souveränen Herzogthums Schleswig ist bedroht, bedroht von seiner eignen Regierung!"

Eine Adresse ging wirklich an den König, worin die Stände noch einmal ihr Recht darstellten, und darauf hinwiesen, daß sie geduldig und schweigend die Lasten getragen hätten, welche die Hand ihrer Fürsten in trüben Zeiten ihnen aufgelegt, aber nicht glauben könnten, daß dieser Gehorsam, dieses Schweigen das Land um seine theuersten Rechte gebracht, und es sich in dem, dem Könige und seinen

Vorfahren bewiesenem Vertrauen sollte getäuscht haben. Sie wüßten wohl, daß der „offene Brief" die Erbfolgerechte der Fürstenhäuser rechtlich nicht aufheben könne, daß die staatsrechtliche Stellung Holsteins als souveräner deutscher Bundesstaat nach Außen und Innen geschützt werden müsse, daß sie der Sympathie ihres deutschen Vaterlandes versichert sein dürften; aber sie möchten den Gedanken nicht fassen, daß die Landesregierung auf längere Zeit einer Richtung folgen werde, die dem Wohle des Landes in seiner Grundbedingung entgegenstehe." Allein die Annahme dieser Addresse ward verweigert! — Die dänische Regierung suchte Louis Philipp, den Kaiser von Rußland und England für ihre Ansicht zu gewinnen; eine treffliche Rechtfertigung der Verhältnisse von der ersten provisorischen Regierung an die englische blieb ohne Beachtung. England und Frankreich, einige Jahre später so bereit für das Recht der Türken einen blutigen Weltkrieg zu veranlassen, hatten, da es nicht dem eignen Vortheil galt, kein Herz und keinen Sinn: die unzubezweifelnden Rechte der Schleswig-Holsteiner, wenn nicht zu unterstützen, doch wenigstens nicht unterdrücken zu helfen.

Auf das Verbot der Petitionen wandten sich die Stände unterm 3. August 1846 mit einer Beschwerde an den deutschen Bund, und stellten ihre weiteren Arbeiten ein. Dieser erklärte den 17. September, daß, da der König in Betreff der Eingabe vom 3. August unterm 7. September geäußert habe, es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, der Selbstständigkeit des Herzogthums Holsteins oder wohlbegründetem Rechte der Agnaten zu nahe zu treten, die Bundesversammlung sich in der vertrauensvollen Erwartung bestärkt fühle, daß der König in der endlichen Feststellung der im „offenen Briefe" besprochenen Verhältnisse die Rechte Aller und Jeder, insbesondere aber die des deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung Holsteins beachten werde," daß sie den Befehl, keine weiteren Petitionen oder Vorstellungen in der Erbfolgesache entgegen zu nehmen, mit dem Gesetze von 28. Mai 1831 nicht im Einklange finde. Dagegen zollt zwar die Bundesversammlung den patriotischen Gesinnungen, welche sich bei diesem Anlasse in den deutschen Bundesstaaten äußere, bereitwillig ihre Anerkennung, beklagt aber die gehässigen Anschuldigungen und Aufreizungen, und hegt die zuversichtliche Erwartung, daß die Bundesregierungen solchen Ausbrüchen der Leidenschaft gehörige Schranken setzen werden." Auf die Protokoll-Eingabe des dänischen Gesandten, welcher einlenkend 1) protestirt gegen die Competenz des deutschen Bundes in Hinsicht Schleswigs, 2) anerkennt die agnatischen Ansprüche an Holstein, 3) erklärt, daß weder

Schleswig noch Holstein Provinzen Dänemarks, noch demselben untergeordnet sind; 4) daß beide Herzogthümer alle öffentlichen Rechtsverhältnisse gemein haben, 5) erklärt, daß in den Verhältnissen ad 3 und 4 Nichts, ad 2 nur unter Berücksichtigung wohlbegründeter agnatischer Rechte Aenderungen getroffen werden solle; — erklärt der Bund sich 1) ad 2, 3, 4, 5 befriedigt, 2) verwahrt er die Rechte Aller und Jeder, 3) behielt sich die Competenz des deutschen Bundes in vorkommenden Fällen, wahrscheinlich dem Aussterben der dänischen Dynastie vor. — Der preußische Gesandte General von Canitz bestand ausdrücklich darauf, die ganze Sache, auch die von Schleswig, ausschließlich zur Bundes-Competenz zu verweisen; wurde aber in dieser Beziehung überstimmt.

Bei einer wirklichen Durchführung dieser Anerkennung würden die Herzogthümer in den Standpunkt vor der Roeskilder Versammlung und dem „offenen Briefe" zurückgetreten sein. — Allein wie wenig dem zu trauen war, zeigte ein Manifest des schlauen, listigen Königs vom 18. September, welches zwar den Eindruck des „offenen Briefes" verwischen und auf Beruhigung und Versöhnung hinwirken sollte; aber nur wiederholte, „daß in der staatsrechtlichen Stellung der Herzogthümer zu einander und zum deutschen Bunde sonst nichts geändert werden solle." Die Entlassung des Herzogs von Augustenburg als Statthalter von Schleswig-Holstein, Beselers u. a. wegen Theilnahme an der Volksversammlung, die Verhaftung Olshausen's, Lorentzen's 2c., die scharfen Maßregeln wegen staatsrechtlicher Erörterungen und Volksversammlungen, wie das Verbot des Sängerfestes in Kiel, nebst Einführung der Censur waren die Antwort auf alle Beschwerden und auf die Bitte um Schleswigs Eintritt in den deutschen Bund (den 4. December).

Da starb plötzlich und unerwartet Christian VIII. am 20. Jan. 1848, und sein Sohn Friedrich VII. erließ nun eine andere Verfügung, welche auf einem Umwege das Ziel erreichen sollte: „Königreich und Herzogthümer sollten gemeinsame Stände haben." Man hoffte, die Herzogthümer durch den Reiz einer freien Verfassung zu locken, und durch eine Scheinfreiheit zu erlangen, was dem Absolutismus mißlungen war; aber die Schleswig-Holsteiner mißtraueten der papiernen Verfassung und Verheißung: wollte man doch die alten Urkunden, die heiligsten Rechte zerreißen und als vergilbte Dokumente für nichts achten. Ließen sie sich zur Annahme verleiten, so waren sie offenbar dem Königreiche faktisch einverleibt, weil die Dänen in der Versammlung vorgeherrscht hätten und die Herzogthümer ganz von Deutschland getrennt worden wären. —

Hoffte nun auch die revolutionäre Partei mit dem neuen König

leichter fertig zu werden (Volksaufläufe wurden veranstaltet, die Presse aufregend benutzt, und endlich der König geradezu mit der „Selbsthülfe der Verzweiflung" bedroht), so standen doch die Angelegenheiten für Schleswig-Holstein günstig. Das deutsche Volk nahm aller Orten so entschieden für diesen leidenden Theil des Gesammtvaterlandes Partei, wie seit Jahrhunderten nicht geschehen war; viele Fürsten sprachen sich in diesem Sinne aus, und der Bundestag, wie gering sonst auch seine Kraftäußerungen sein mochten, hatte sich so geäußert, wie es unter damaligen Umständen möglich war, und seine Competenz für vorkommende Fälle gesichert; und traten diese ein, so mußte er schon der Volksstimmung zu genügen, ein übriges thun, wahrscheinlich wäre die Sache auf friedlichem Wege geschlichtet worden. — Aber der Juli-Thron des einst so hochgepriesenen Bürgerkönigs Louis Philipps brach im Februar vor einem Volksauflauf, selbst gegen die Absicht der Urheber, zusammen, und wie diese französische Revolution Italien aus der Bahn begonnener Reformen warf, stürzte sie auch Deutschland in revolutionäre Zuckungen, welche mehr als alle andern Umstände auf Schleswig-Holsteins staatsrechtliche Verhältnisse nachtheilig einwirkten, indem sie theils die Gemüther aufregten, theils mit den übrigen unruhigen Bewegungen in Deutschland verwechselt wurden, und die deutschen Republikaner, welche auch von einer nordalbingischen Republik (Schleswig-Holstein) und deren Hauptstadt Hamburg-Altona sprachen, dort einen Heerd für ihre Plane zu finden hoffen konnten: Plane, die eben so einfältig als unpatriotisch waren, denn ein paar Dutzend Republiken würden Deutschland bald in die Hände der Fremden gebracht haben.

In Kopenhagen, wo im Casino, wie im Bürgervereine unter der Leitung Orla Lehmann's, Monrad's, Tscherning's die politische Leidenschaft, ähnlich dem ältern Pariser Jakobiner-Klubb, ihren Höhepunkt erreichte, ging die Verblendung dieser sogenannten Casino- oder Eider-Partei so weit, „daß sie es," gesteht selbst die oben angeführte Schrift: „Geschichte 2c. Altona 1852," „mit ihren nationalen Ideen, mit dem Wohle der dänischen Monarchie für vereinbar hielt, lieber Holstein und Lauenburg aufzugeben, als ihr „Dänemark bis an die Eider." Dem trat nun das „Deutschland bis zur Königsau" entgegen. Täglich wuchs in Kopenhagen die Aufregung, täglich wurden Volksversammlungen gehalten (11., 12., 13. März), bei welchen man viel von Nationalität und Volksrechten sprach; aber wo sich eine Stimme erhob gegen die Absicht, die deutschen Schleswiger*) wider

*) Die ganze Bevölkerung des Herzogthums beträgt 350,000, darunter 91,250 Dänen. Dr. Clement schildert diese also: der Halbdäne auf dem

ihren Willen in das dänische Volk zu incorporiren, da wurde sie mit Toben zum Schweigen gebracht. Tscherning, Lehmann ꝛc. meinten, „es sei gar nicht davon die Rede, was Schleswig wolle oder nicht ꝛc.; sie entflammten in Kopenhagen eine, das absolute Königthum umstürzende leidenschaftliche Partei, welche wie gewöhnlich auf Nichts, als auf ihr Idol sah. Am 13. März erklärte die Casino-Partei an den Straßenecken: „Dänemarks Existenz stehe auf dem Spiel, wenn jetzt nicht Schleswig von Holstein getrennt werde; die Nachrichten über die Unruhen in Wien und Berlin steigerte des Volkes Keckheit, das sich stets zum Uebermuth leicht hinreißen läßt: Preußen und Oesterreich hatten ja im eignen Lande zu thun!

Wohl sahen besonnene und erfahrene Männer die Gefahr, in welche das Land sich stürzen könne, und suchten die conservativen Elemente zu sammeln und die Verbindung zwischen den Deutschen und Dänen aufrecht zu erhalten (Etatsrath Bang und Frank, Graf Sponneck); aber die Exaltirten hatten die Masse in Aufregung gebracht, und diese glaubt bei augenblicklichen Erfolgen stets ihr Thun geheiligt. Die deutschen Mitglieder des Ministeriums (besonders Graf Karl Moltke, Präsident der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzelei, obgleich Verehrer der Gesammtstaatsidee Christians VIII., wurden aufs Eifrigste angegriffen. Endlich wurde der König den 21sten, von einer Deputation an der Spitze von fünfzehntausend Menschen durch Drohung „mit Selbsthülfe der Verzweiflung" (til Fortvivelsens Selvhjelp) und mit „Erhebung der Standarten der Republik" auf revolutionärer Weise gezwungen, sein Ministerium aus Eiderdänen (Lehmann, Tscherning, Moned nebst Bardenfleth *) ꝛc.; erstere waren erklärte Feinde der Herzogthümer, zu wählen, seine Souveränität aufzugeben, und eine gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig, zugleich als Lockspeise für letzteres, aufzustellen. In

---

dürren schleswigischen Rücken, gleichsam ein Halbmensch, ist durchaus klein, unmännlich, engherzig, sparsam, erwerbsam; aber ohne Unternehmungsgeist, versteckt, phlegmatisch, mittelmäßig begabt, roh wie die ächten Jüten. Seine abscheuliche Sprache verdient kein Dasein. Im Süden ist erwachende Neigung für das Deutsche, und gegen Westen und Süden etwas mehr Leben und Offenheit durch den Einfluß der Deutschen. Härte und Unbarmherzigkeit ist selten, noch seltener Empörung, aber unterwürfiges stummes Dulden; die Plattdänen wissen nichts von Skeptizismus oder Fanatismus, sind altgläubig ohne klares Bewußtsein.

*) Bardenfleth, der Günstling des Königs, äußerte doch noch am 21sten gegen Frank, der ihm die ganze Situation klar gemacht, „es sei nicht die Absicht des Königs, so weit herunterzusteigen, um Kapitän Tscherning zum Minister zu nehmen."

Seeland, Fühnen und Jütland wurden unter dem Vorwande auf einen Krieg gegen England oder Rußland gefaßt sein zu müssen, in Aufsehen machender Weise, wohl um die Herzogthümer einzuschüchtern, die Truppen mobil gemacht, so daß man jeden Augenblick zu einer Expedition gerüstet war.

Diese Ereignisse vergrößerten begreiflich die Aufregung in Schleswig-Holstein, wo man wußte, was von diesen revolutionären Ministern zu erwarten stand, und gaben bei dem Gange der Dinge in Deutschland und Frankreich dem Wunsche und Plane eine neue Richtung. Von allen Seiten (13., 15., 18. März) ergingen Petitionen und Adressen an den König: von Altona mit 1600 Unterschriften: Preßfreiheit, Redefreiheit und Bürgerbewaffnung fordernd, wie von den Prälaten und der Ritterschaft mit der Erklärung: daß nur dann das Verfassungswerk ein segensreiches werden könne, wenn die Herzogthümer in demselben die volle Anerkennung und Sicherung ihrer staatsrechtlichen Vereinigung fänden. In Rendsburg wurde am 18ten, um einen festen Haltpunkt zu bekommen, sämmtliche Abgeordnete zusammenberufen und Beseler zum Präsidenten erwählt; eine Volksversammlung beschloß (auf Olshausens Antrag, welcher den innern Zusammenhang ihrer Angelegenheit mit der deutschen Sache darstellte) eine Adresse an die Abgeordneten, in welcher die Bildung einer constitutionellen Verfassung, Anschluß von Schleswig-Holstein an den deutschen Bund, Preßfreiheit, Associations-Recht, Volksbewaffnung, Zusammenruf der schleswig-holsteinischen Stände und Vorlegung eines Verfassungsentwurfes rc. als Grundlage des Strebens bezeichnet wurde." Graf Reventlow-Preetz rc. fürchtete dagegen, daß man den gesetzlichen Boden verlassen und zur Anwendung der Gewalt getrieben werde. Man fing Bürgerbewaffnungen an und die Gemeinden schossen Geld dazu her. Ehe indeß die Herzogthümer zum äußersten Schritt der Selbsthülfe übergingen, schickten sie den 21. März eine Deputation an den König, welche die fünf Rendsburger Punkte fordern sollte; dann gingen zwei Schreiben des Prinzen von Augustenburg-Noer und des Herzogs von Glücksburg an den König, worin ihm der letztere aufs dringendste empfahl, sogleich in die Herzogthümer zu kommen; er werde darüber vielleicht für einen Augenblick den dänischen Thron einbüßen, aber ihn um so sicherer wieder erhalten; der erste forderte ihn auf, ähnliche Punkte, wie die Deputation wünsche, zu gewähren, ein vorläufiges Administrations-Collegium unter Graf Reventlow, Beseler, Bargum zu ernennen, an dessen Spitze er als Statthalter und commandirender General für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung bürgen wolle. Der Herzog von Augustenburg war indeß nach Berlin geeilt, und

hatte vom Könige ein eigenhändiges Schreiben erwirkt, worin derselbe der Ansicht zustimmt, „daß die Herzogthümer engverbundene Staaten sind, in denen der Mannsstamm herrscht."

Die revolutionäre Partei ruhete indeß nicht, das Kopenhagener Volk aufzuhetzen. Lehmann hatte sogar seine Zuflucht zu Unwahrheiten genommen, und in einer Rede behauptet, in Rendsburg sei eine provisorische Regierung gebildet, die Hauptkasse genommen, ein Bataillon sei übergegangen, ein Hauptmann im Kampfe erschossen, und als nun Franke aus Briefen nachwies, daß von Allem nichts vorgefallen sei, erwiderte er: „Wahr oder nicht wahr; wenn die Revolution in den Herzogthümern noch nicht ausgebrochen ist, so wird sie ausbrechen!" Als daher die Deputation am 22sten in Kopenhagen ankam, machte ein Theil des Volks Miene, zu Thätlichkeiten überzugehen; statt sofortiger Audienz mußten sie ihr Anliegen schriftlich überreichen, am andern Vormittag bekam sie eine ausweichende Antwort, am 23sten fand die Veränderung des Ministeriums statt, und am 24. März erfolgte die zu erwartende Antwort, welche zwar Holstein eine gesonderte Stellung als deutschem Bundesstaate versprach; aber Schleswigs unzertrennliche Verbindung mit Dänemark festhalten und es nicht dem deutschen Bunde einverleiben wollte." Damit war der Friede gebrochen, die deutschen Beamten der Collegien eilten auf die Dampfschiffe, und die Deputation brachte den 26sten die Botschaft des jetzt unvermeidlichen Krieges nach Kiel. Hier war Gefahr im Verzuge!

Auf Privatnachrichten von der Lage der Dinge in Kopenhagen hatte man indeß auch nicht gezaudert. Am 24. März, ehe die entscheidende Antwort ankommen konnte, hatten der Prinz Friedrich von Augustenburg, Bruder des Herzogs, auf Noer residirend, nebst Beseler und Graf Reventlow-Preetz, die dänischen Offiziere in Rendsburg überrascht, und die Truppen sich überall für das Land erklärt. Die schleswig-holsteinischen Stände, welche in Rendsburg zu einer neuen Ständeversammlung (der ersten schleswig-holsteinischen Landesversammlung) zusammengekommen waren, ernannten eine provisorische Regierung (Beseler, Bremer, Prinz Friedrich, F. Reventlow, M. T. Schmidt), und diese erließ sogleich eine Proklamation, worin es hieß:

---

*) Es ist die Einnahme Rendsburgs als eine ungesetzliche bezeichnet worden, weil sie vor Rückkehr der Deputation erfolgte; allein in Dänemark hatte man sich bereits eifrig gerüstet; die Stimmung des neuen dänischen Ministeriums war bekannt, ein schleuniger Angriff war zu erwarten: fiel Rendsburg in der Dänen Hände, so war an keinen glücklichen Ausgang durch eigne Kraft mehr zu denken.

„Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen. Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei, und das Land ohne Regierung; darum haben wir provisorisch dieselbe übernommen, um die Rechte des Landes wie des angestammten Herzogs in seinem Namen aufrecht zu halten, und werden mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands uns anschließen ꝛc."

---

32) Schleswig-Holsteins Schwertkämpfe gegen die Dänen.

Wenn der Gedrückte nirgend Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last: greift er
Hinauf recht kühnlich in den hohen Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die auch „von Gottes Gnade" droben hangen,
So unzerbrechlich als die Sonne selbst.
Schiller.

Noch hätte der Kampf vielleicht vermieden werden können, wenn in Kopenhagen die Rechtfertigung der provisorischen Regierung gehörig benutzt worden wäre. Sie richtete den 25. März ein Schreiben an den König, in welchem sie auf die Unhaltbarkeit eines Mischsystems in den Herzogthümern, auf die wiederholten, herausfordernden Erklärungen der Eider-Dänen, auf die Gefahr der drohenden Anarchie im Lande hinwies, und die Ueberzeugung aussprach, daß der Herzog von Schleswig-Holstein nicht mit gutem Willen sein Herzogthum Schleswig den Dänen Preis geben könne, und der Herzog Christian August von Augustenburg schloß eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner vom 31. März mit der Zusage, „wenn die Landesrechte und die Nationalität gewährleistet und der Landesherr wieder frei sein werde, so würden Alle ihn freudig in der Ausübung seiner landerherrlichen Gerechtsame unterstützen." Ein Aufruf der provisorischen Regierung vom 31. März an die Dänen erklärte, daß Schleswig-Holstein seine Rechte und Nationalität schützen, nicht andere angreifen werde; daß der Norden Schleswigs sich frei erklären möge, ob er sich Dänemark oder Deutschland zuwenden wolle; daß ein ehrliches Bündniß, personelle Gemeinschaft des Landesherrn geboten werde, so lange der Mannsstamm herrsche ꝛc. Aber den revolutionären Eider-Dänen ging es wie den revolutionären französischen Con-

ventsgliedern; sie wünschten den Krieg, schoben aber die Schuld auf die Deutschen. — Von Kopenhagen erfolgte listigerweise keine Antwort*); die bereits gerüsteten Dänen hofften durch einen raschen Angriff mit den „Rebellen" leicht fertig zu werden, und rechneten darauf, daß die deutschen Fürsten und Regierungen durch die Volksaufstände im eignen Lande hinreichend beschäftigt wären.

Und Anfangs schien dieser Plan zu glücken! Schon am 30. März erschienen dänische Truppen in Hadersleben, andere bemächtigten sich der Insel Alsen, deren Lage jede Stellung im Norden des Flensburger Meerbusens gefährdet; das Land war überdies von den Dänen wehrlos gemacht, es fehlte an Geschütz, Kriegsbedarf und Offizieren; noch war Preußens und des deutschen Bundes Beistand nicht gesichert, und er schien so schnell nicht herbei kommen zu können. Die Schleswig-Holsteiner griffen indeß freudig zu den Waffen, konzentrirten sich bei Flensburg, kaum 7000 Mann Soldaten, Kieler Studenten, Turner, Freischaaren rc. Nachdem am 5. April der König nach Friedericia abgegangen war, griffen die Dänen, unterstützt durch ihre Kriegsschiffe, 15—16,000 Mann stark, die feindliche Avantgarde von 2000 Mann bei Bau und Krusau an, während deren Hauptkorps auf drei Meilen ausgedehnt, in Flensburg und eine andere Abtheilung in Glücksburg stand, und der Flensburger Meerbusen mitten in sie hineinging. Hatte der befehligende General Prinz Friedrich, der zu spät von Rendsburg auf den Schauplatz gekommen sein, und keine Rückzugslinie angeordnet haben soll rc., die Schuld, genug, der Avantgarde konnte keine Unterstützung zur rechten Zeit gegeben werden, und der Befehl zum Rückzuge kam zu spät. Doch die Studenten und Turner, lauter junge Leute, welche nie ein Gewehr getragen, warfen sich „mit solcher Kühnheit der siebenfachen Uebermacht scherzend und feuernd entgegen," und trieben sie mehrmals zurück, daß die Dänen stutzig wurden, und einen starken Rückhalt voraussetzten. Als aber das 16. Bataillon bei Bau geschlagen war, mußte das umzingelte Corps unter Major Michelsen an den Rückzug denken; die dänischen Kanonenböte bestrichen aber die Straße, und Flensburg war bereits von den Dänen besetzt: dennoch vertheidigte es sich bei der Eisengießerei, bis gänzliche Erschöpfung zur Uebergabe zwang. Der fünfte Mann war gefallen, die Söhne der edelsten Familien: zwei Ranzau's, ein Reventlow rc.; aber gegen eine ungeheure Uebermacht hatten sie sich geschlagen, und den Dänen

*) Die lauenburger königliche Regierung erklärte sich dagegen unterm 27. März für neutral.

einen dreimal größeren Verlust zugefügt. Das ganze Heer (vier Fünftel waren nicht zum Schlagen gekommen) zog sich zurück. Prinz Friedrich „fand es nicht zweckmäßig,“ die Stellung bei Idstedt, von welcher die Rettung Schleswigs abhing, zu behaupten, und am 11. April standen die Dänen in der Stadt Schleswig, schleppten unter argen Mißhandlungen die deutschgesinnten Personen (es gab aber auch namentlich in Flensburg dänischgesinnte, welche von den Vortheilen einer nähern Verbindung mit Dänemark für ihren Handel träumten) unter argen Mißhandlungen weg, und dieser drückende Zustand dauerte 14 Tage. Flensburger Kaufleute sollen das Kieler Corps durch falsche Signale verlockt und mit den Dänen correspondirt haben. Die Hoffnung auf eignes Ausfechten der eigenen Sache war erschüttert. Die Dänen hatten ein gut organisirtes, überlegenes Heer, die Herrschaft zur See, den Besitz von Alsen, die starke Stellung von Schleswig. „Den Schleswig Holsteinern fehlte dies Alles: ein geniales Gouvernement, ein genialer Feldherr,“ und daher auch die selbstständige Politik. Die provisorische Regierung, deren Stellung unklar genannt wird, da sie im Namen des Herzogs und gegen Dänemark auftrat, wurde nur noch mehr gelähmt. Indeß hatten sie und der Herzog von Augustenburg nach Berlin einen Abgeordneten geschickt, um Hülfstruppen zu erbitten, und der Minister von Arnim sagte sie zu, trotz des Protestes des dänischen Gesandten, des Grafen von Plessen, der deutsche Bund, unter von Gagern's Vorsitz, hatte die provisorische Regierung anerkannt, und Preußen am 4. und 12. April ersucht, sich nebst dem 10. Armeecorps der Rechte der Herzogthümer anzunehmen und auf den status quo ante (die vorigen Verhältnisse) zu vermitteln. Die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund sollte zugleich bewerkstelligt werden.

Am 4. April trafen auf der Eisenbahn 1500 Mann preußische Garden unter dem Grafen von Waldersee durch Hamburg in Altona ein und wurden mit Jubel aufgenommen, obgleich die Presse sie wegen ihrer Pflichttreue während der Berliner Märztage vielfach angegriffen hatte; ihr Oberbefehlshaber General von Bonin war bereits nach Rendsburg vorausgeeilt; täglich folgten andere nach; Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger zogen über die Elbe in Holstein, um sich an der Eider zu sammeln. Während der Zeit fielen die nachtheiligen Gefechte der Schleswig-Holsteiner und ihr Rückzug auf Rendsburg vor. Die Preußen brannten indeß vor Begierde gegen die Dänen zu rücken. Von Berlin und Hannover kamen endlich Befehle, wenn das Geschütz angelangt sei, den 10ten in Schleswig einzurücken, wofern eine Aufforderung an die Dänen zur Räumung desselben, keinen Erfolg habe.

In der Nacht vom 22. zum 23. April rückten die Preußen, das Centrum unter dem Oberbefehl des Generals Wrangel von Rendsburg aus. Den rechten Flügel bildeten die Schleswig-Holsteiner unter dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, den linken die Truppen des 10. Armeecorps unter dem hannovrischen General Halkett, die preuß. Gardebrigade befehligte General von Möllendorf und die andere Brigade der zum General-Major ernannte Oberst Bonin. Die Dänen wurden bei dem stärker verschanzten Dannewerk um 9 Uhr überrascht; es galt hier eigentlich einem Scheinangriff, um anderen Abtheilungen Zeit zu lassen, ihre angewiesene Stellung einzunehmen. Nachdem aber die heldenmüthigen preußischen Krieger einmal den Befehl zum Angriff erhalten hatten, ließ ihre Kampfslust sich nicht halten; ohne die Artillerie, welche noch in Heidunge zwischen Kropp und Rendsburg stand, wurde das Dannewerk erstürmt, und dieser Umstand entschied über die Plane des Obergenerals. Ehe er noch einmal seine ferneren Dispositionen den einzelnen Corpsführern mittheilen konnte, waren die Verschanzungen eingenommen. Die überraschten Dänen zogen sich nun zum ernsthaften Kampfe zusammen, und wollte Wrangel sich jetzt nicht einer Niederlage aussetzen, so mußte er ein kräftiges Nachrücken beordern. Bei Gottorf wurde der Kampf blutig und hartnäckig; den Dänen, welche sich Anfangs gut vertheidigten, kamen die Schlei und ihre Niederungen zu Hülfe; aber es half ihnen nichts, und weil die Preußen immer weiter gegen die Flensburger Chaussee vordrangen und Schleswig umgingen, so wurden sie um ihre Rückzugslinie besorgt, räumten eilig Gottorf und um 7½ Uhr Abends waren die Preußen im Besitze dieses Schlosses und der Stadt Schleswig. Wie die Tapferkeit der Preußen im Kampfe allgemeine Anerkennung fand, so ihr Benehmen nach demselben, die Freundlichkeit der Befehlshaber, die Genügsamkeit der Soldaten, der Edelsinn ihrer Aerzte, welche im heftigsten Feuer preußische und dänische Verwundete gleich eifrig verbanden und verpflegten, und der Schleswiger Bürger, welche es beiden nicht an Erquickung fehlen ließen. „Tückisch sind die Dänen von den Deutschen nirgends behandelt worden!“ Dieser Hergang der Sache widerlegt das damals von Dänen-Freunden und Preußen-Feinden ausgesprengte Gerede, als hätten die Preußen, noch vor Kurzem wegen Zauderns getadelt, um die Ehre des Sieges allein zu genießen, zu früh angegriffen, und daß, wenn Wrangel gewartet, Halkett den Dänen den Rückzug hätte abschneiden können. Allein dieser stand, als die Preußen den Angriff machten, noch bei Duvenstedt, und die Rückzugslinie auf Flensburg geht bekanntlich über Idstedt, auch möchten die Dänen, wenn Wrangel am Dannewerk stehen geblieben wäre, schwerlich so blind gewesen sein, Halketts

etwanigen Marsch auf ihre Rückzugslinie nicht zu bemerken! Ob eine schnellere Verfolgung der Dänen möglich war, läßt sich nicht nachweisen; aber ihr Rückzug wurde bald zur unordentlichen Flucht. Am 25sten war Flensburg besetzt, am 29sten das deutsche Hauptquartier in Apenrade und am 30sten in Hadersleben.

Vom Bundestage kam am 4. Mai ein Schreiben, „daß die Schnelligkeit und die Erfolge die Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hätten; die militärische Tüchtigkeit des Heeres wurde lobend anerkannt, und daß es sich um das Vaterland hochverdient gemacht; ein ähnlicher Dank erfolgte auch am 8ten durch einen Tagesbefehl des Königs von Preußen „seinen Truppen, wie ihren deutschen Waffenbrüdern." Ganz Schleswig war befreit! Während Halkett mit Bundestruppen Sundewitt besetzte (weil die Dänen sich auf der Insel Alsen zusammengezogen, von dort gedeckt und ihren Kriegsschiffen unterstützt, bei Düppel an der Meerenge sich stark verschanzt hatten, war Wrangel am Schlachttage von Groß-Görschen den 2. Mai bei Kolding in Jütland eingerückt, Friedericia öffnete Bonin die Thore, von der Citadelle wehete die deutsche Fahne; der Zoll im kleinen Belt wurde aufgehoben, die Dänen gingen nach Fühnen, versuchten am 8ten einen Angriff, wobei sie auch Friedericia, und wie Wrangel erklärte, ohne irgend eine äußere Veranlassung beschossen, worauf dieser mit einem Bombardement Middelfahrts antwortete. Als der dänische Befehlshaber der Flotte Steen Bille mit grausamer Rache an den Seestädten der Ostsee drohete, entgegnete jener, „daß er für jedes Haus, welches die dänische Marine an deutschen Küsten in Brand schießen würde, ein Dorf in Jütland abbrennen wolle," und als die Dänen deutsche Schiffe mit Beschlag belegten, daß er zur Entschädigung eine Contribution von zwei Millionen Speziesthaler von Jütland erzwingen werde, bis jener Schaden wieder gut gemacht sei. — Und in ganz Deutschland lobte man die Kraft und Entschiedenheit dieses Verfahrens, welches Dänemark schneller wie 1813—1814, wo die alliirten Truppen nur bis Eckernförde gestreift waren, zum Frieden gezwungen hätte! Von einer halben oder falschen preußischen Politik zeigte sich keine Spur, vielmehr erklärte man in Frankfurt sich in „voller Uebereinstimmung" mit der preußischen, auch gegen Rußland ausgesprochenen Ansicht, daß als Grundlage einer Vereinbarung der eventuelle Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund die Vereinigung beider Herzogthümer, als eines unzertrennlichen, selbstständigen Staatskörpers, der mit Dänemark nur so lange in Personal-Union stehe, als hier der Mannsstamm herrsche; worauf den dänischen Distrikten in Schleswig die Wahl bleiben solle, ob sie bei Dänemark bleiben wollten, oder nicht. — Wodurch wurde dieses Ergebniß vereitelt? Durch Preußen gewiß nicht! Ihm, wie

dem ganzen deutschen Volke mußte (mochten auch einzelne Mißgriffe begangen sein) an der Ausführung dieser Grundlage zu thun sein, welche dem deutschen Norden und der deutschen Macht eine neue Gestalt und ein außerordentliches Gewicht geben konnte. Mit den Herzogthümern oder nur mit der Suprematie in Holstein hatte Preußen einen Damm gegen Norden, konnte sich zu einer Seemacht erheben; aber gerade das fürchtete Rußland, das fürchtete England! Die fremde Politik und die Ultra's im Innern traten hemmend in den Weg! — Das dänische Kabinet, die gänzliche Vernichtung Dänemarks vorhersehend, hatte in seiner Noth sich aufs dringendste an England und Frankreich, und besonders an Schweden und Rußland gewendet. Schweden wäre wohl zu gewinnen gewesen, wenn man ihm, wie 1813 Norwegen, so jetzt die dänischen Inseln geboten hätte, die es wünschte, während die Dänen an eine Art Calmarscher Union dachten. Jetzt aber erklärte es unterm 9. Mai, daß mit der Ueberschreitung der dänischen Grenze der Fall eintrete, Dänemark ein Hülfskorps nach Fühnen rc. senden zu müssen; Rußland, dem doch ein einiges Deutschland das beste Bollwerk gegen Frankreich gewesen wäre, rüstete eine Flotte nach Kopenhagen rc. aus; das republikanisch „frei gewordene" Frankreich drohete: England, hochgepriesen als Begünstigerinn der Volksfreiheit und der Volksrechte, hatte für Schleswig-Holstein kein Herz, und wollte ebenfalls Deutschland nicht zu stark und Dänemark nicht zu schwach werden lassen; was aus Deutschland werden sollte und werden würde, wußte damals bei den Aufregungen der Demokraten, der Auflösung des Bundestages und den Bestrebungen der rothen Republikaner Niemand; Preußen sah sich isolirt allen übrigen Mächten gegenüber, und der Beistand der deutschen Mächte war um so unzuverlässiger, da die Eifersucht Oesterreichs hinzukam, welches sogar mit Dänemark in diplomatischer Verbindung blieb, und einen Dänen zum Admiral im adriatischen Meere machte. Hierzu kam, daß die dänische Blokade in den Nord- und Ostseehäfen dem Handel der norddeutschen Staaten, besonders Preußens, großen Nachtheil zufügte, während Würtemberg und Bayern, Sachsen und Baden dabei nicht direkt litten, und endlich die Unmöglichkeit, ohne eine Flotte den Dänen entscheidend beizukommen: eine deutsche Flotte war aber noch im Entstehen, und England, das auf dem Wiener Congreß, den ihm an der Nordsee unbequemen Preußen, Ostfriesland entziehen half, drohete sogar, die deutsche Flotte mit der „unbekannten" (deutschen) Flagge als Seeräuber zu behandeln!

Unmöglich konnte Preußen zugemuthet werden, die Last allein zu tragen; sich zu schwächen, zu einer Zeit, wo es seine Stärke in Deutschland nöthig hatte; sein Volk in einen gefährlichen Krieg zu

verwickeln, ohne Aussicht, auf die Länge helfen zu können? Hatte der König nicht zunächst Pflichten gegen Preußen? — Aber er hätte nicht seinen Brief an den Herzog von Augustenburg schreiben, nicht seine Truppen vorrücken lassen sollen, wenn er nicht den Kampf durchkämpfen wollte? Das klingt doch eben so lächerlich, als wenn die mehrfach angeführte „Geschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung (Altona 1852)," sagt: „Die Herzogthümer waren in dem Wahne befangen, und zunächst durch die preußische Regierung darin bestärkt, daß Freiheit, Glück und Wohlstand nicht von Kopenhagen, sondern aus Berlin und Frankfurt ihnen werden könne;" denn die Geschichte zeigt, daß dieser „Wahn" aus dänischen Bestrebungen entstand, den Schleswig-Holsteinern wie ihren Schiffen das „dänische Eigenthum" auf den Rücken zu brennen. Was aber jene Anerkennung und Hülfssendung des Königs von Preußen betrifft, so wurde sie freudig begrüßt, und sicher würden alle Zeitungen den heftigsten Tadel ausgesprochen haben, wenn sie nicht erfolgt wäre; ihm und seiner Unthätigkeit hätte man dann die Schuld des Falles der Herzogthümer beigemessen! Jetzt opferten die Preußen freudig ihr Blut, erreichten freilich nicht den vorgesetzten Zweck wegen Verhältnisse, deren Beseitigung nicht in ihrer Macht lag: und es erfolgten undankbar neue Anklagen. Preußen hatte einmal, weil es nicht fallen wollte, das Schicksal, von den Ultra-Demokraten bei allem, was es that, getadelt zu werden! Wenn ein Kaufmann einem andern zu einem schwierigen Unternehmen Unterstützung verspricht, und Geld und Kredit ertheilt, jenes Unternehmen aber mißlich und gefährlich wird, und er selbst sich von andern Seiten bedroht sieht: soll er nun deshalb sein eignes Vermögen gänzlich aufs Spiel setzen? Wie im Handel, so hat auch in der Politik die Gemüthlichkeit ihre Grenzen! Oder darf man (nach Erklärung des Demosthenes und des Ministers v. Arnim bei ähnlicher Gelegenheit) dem Schiffsherrn, der alles Mögliche zur Erhaltung des Schiffes angewendet, und es mit Allem versehen hat, was zur Sicherung dient, die Schuld beimessen, wenn nachher ein Sturm das Schiff beschädigt: steht der Ausgang des Thuns doch nicht in unserer Gewalt!

Während die Könige von Dänemark und Schweden sich gegenseitig Besuche machten und die Besetzung Fühnens durch schwedische Soldaten verabredet wurde, drängte England Preußen zur Nachgiebigkeit und zu Unterhandlungen. Es kam am 18. Mai ein Waffenstillstand zu Stande: beide Herzogthümer, wurde vorgeschlagen, sollten sowohl von dänischen als deutschen Truppen geräumt, die gegenseitigen Gefangenen herausgegeben, die schleswig-holsteinischen Truppen aufgelöset, eine provisorische Regierung, unterstützt von einem starken

Gensd'armen=Corps, eingesetzt, alle Contributionen eingestellt werden 2c. Preußen willigte nicht in Aufhebung der bestehenden Regierung, man kam über die Trennung des nördlichen dänischen Schleswig von dem südlichen, als Grundlage des Friedens, überein, und Preußen legte diese Vorschläge der Frankfurter Versammlung vor. Der Zweck schien also erreicht, man hoffte täglich den Abschluß der Unterhandlungen, welche die Unabhängigkeit der beiden Herzogthümer feststellen, die Schiffahrt wieder frei machen und dem deutschen Norden Ruhe geben würde. Dagegen ließ sich höchstens von den Ultra-Demokraten und rothen Republikanern etwas einwenden! Als jedoch die Preußen aus Jütland und dem nördlichsten Theil Schleswigs, um die Bedingungen der englischen Vermittelung zu erfüllen, sich zurückzogen, verlangte Dänemark, daß in Schleswig eine provisorische Regierung durch den König, in Holstein eine vom deutschen Bunde eingesetzt und die schleswig-holsteinische Armee aufgelöset werden sollte. Dies Ansinnen wiesen die Preußen entschieden ab; Dänemark zog sich daher von den Londoner Verhandlungen zurück, und schloß sich enger an Schweden und Rußland. Ein tückischer Ueberfall der Dänen während dieser Unterhandlungen, zeigte, wessen man sich von ihnen zu versehen habe*). General Halkett stand der Insel Alsen gegenüber; 1500 Bundestruppen, welche Sundewitt besetzt hatten, wurden von den Dänen den 28. Mai mit großer Uebermacht an Fußvolk und Reiterei bei Düppel überfallen, setzten ihnen aber, obgleich ohne Kanonen, einen so entschlossenen Widerstand ent-

*) Selbst der Verf. der „Geschichte" nennt diesen Ueberfall eben so unpolitisch als inhuman, ein Werk unedler Rache, ohne welche die Räumung Schleswigs und der Waffenstillstand unter günstigern Bedingungen erfolgt wäre, obgleich er auf der vorherigen Seite der Redlichkeit der Absichten, der Consequenz in ihrer Verfolgung, der staatsmännischen Klugheit der dänischen Minister eine große Lobrede gehalten; während von der schleswig-holsteinischen Regierung gesagt wird, daß sie fast gar nichts gethan weder für selbstständige Waffenmacht, noch für Auswechselung der Kriegsgefangenen 2c., und von der Frankfurter National-Versammlung, „daß sie gezeigt habe, man könne mit ihr machen, was man wolle, daß sie laue, halbe, nichtssagende Anträge gemacht." — Aber doppelt inhuman und unpolitisch waren die Mißhandlungen der deutschgesinnten Bevölkerung Nordschleswigs nach Wiederbesetzung durch die Dänen, welche hierdurch wieder ihren, kleinen Nationen eigenen hämischen Charakter bewiesen. Allein unser Verfasser, gestehend, das sei nicht zu rechtfertigen, weiß doch Rath: der König und seine Räthe haben den Angriff nicht veranlaßt, konnten nicht verhindern, wußten nichts davon. Wahrscheinlich gilt dasselbe bei der regimentsweisen Absetzung mißliebiger Personen, der Anstellung dänischer Geistlichen und Lehrer, welche Kirche und Schule leer machen, bei den Post-, Paß-, Zoll- und Münzquälereien!

gegen, daß sie nicht allein wenig ausrichteten, sondern auch, nachdem Verstärkungen herbeieilten, mit bedeutendem Verluste in ihre Schanzen bei Düppel zurückgetrieben wurden. Eine Kompagnie Oldenburger, von Dänen umringt, schlug sich unter dem Hauptmann Schlarbaum durch den viermal stärkern Feind trotz des Feuers der dänischen Flotte mit dem Bajonnet durch; die Braunschweiger unter Ehrenbrock folgten rühmlich diesem Beispiele. — Anfang Juni besetzten 4500 Schweden Fühnen und deckten die Dänen. Halkett wollte nun die Halbinsel Sundewitt gänzlich von dänischen Truppen säubern und hatte von Wrangel die Zusage der Unterstützung erhalten; er griff daher am Geburtstage des Königs von Hannover, den 5. Juni, an, während seine Truppen glaubten, zu einer glänzenden Parade befehligt zu sein. Die Erbitterung der kürzlich überfallenen Mecklenburger, Braunschweiger und Hannoveraner war so groß, daß sie sich kaum halten ließen, die Dänen wurden zurückgetrieben. Nachmittags wurden von den Preußen die Düppeler Schanzen (welche stark mit Kanonen besetzt waren, und nur von vorne angegriffen werden konnten, weil die Seiten von den Schiffen gedeckt waren) unter einstimmigem Hurrah und trotz des fürchterlichen Kanonenfeuers erstürmt; sie mußten aber wegen des heftigen Feuers der Schiffe wieder aufgegeben werden. Am 9ten hatte das v. d. Tann'sche Freikorps ein glänzendes Treffen bei Hadersleben.

Diese Tücke der Dänen, ihr Wiedereinrücken in Schleswig, die Nichträumung Alsens, und die Miene, welche die Russen machten, Kiel zu nehmen, bewirkten, daß auch England sich bestimmt für die Räumung Schleswigs und gegen jede Berührung des schleswig-holsteinischen Gebietes von Seiten der Russen erkärte; daß Preußen in Schweden darauf drang, die von England aufgestellten Vorschläge müßten aufrecht erhalten werden, und daher dem General Wrangel Ende Juni den Befehl ertheilte, sofort wieder vorzurücken. Am 28. Juni besetzte der Prinz Friedrich von Augustenburg mit seinen Truppen, welche auf ihren Wunsch und für ihre eigne Sache diesmal voranzogen, Apenrade; v. d. Tann und Aldosser zogen weiter nordwärts, und die Dänen wichen nach kurzen Scharmützeln allenthalben eilig bis Kolding zurück. v. d. Tann bestand ein glänzendes Gefecht bei Hoptrup. Mit seinem Freikorps von 450 Mann drang er kühn und umsichtig während der Nacht in die Mitte der feindlichen Stellung, und schlug bei grauendem Morgen das 5000 Mann starke Dänenkorps, daß es in wilder Flucht über die Königs-Au eilte. Am 29sten wurde Hadersleben besetzt, am 30sten war Wrangel in Christiansfeld und Schleswig war zum zweiten Male von den Dänen geräumt. Oberst Graf Ranzau blieb mit 4000 Mann zur Beobachtung Sundewitts zurück.

Preußen führte die Sache so gut es sich thun ließ, denn die National-Versammlung in Frankfurt konnte es nicht: sie hatte an keinem Hofe Anerkennung gefunden und galt diplomatisch nicht.

Wirklich wurde von dem preußischen Gesandten in Malmoe am 2. Juli die Uebereinkunft getroffen, daß auf der Grundlage: Räumung der Herzogthümer von den Dänen, Einsetzung einer gemeinschaftlichen Regierung, Besetzung Schleswigs von deutschen Truppen unterhandelt werden solle, und Wrangel erhielt dazu am 8ten den Auftrag. Es wurde also zugleich in London, Malmoe und Bellevue bei Kiel unterhandelt, und bald trat eine große Verwirrung in den für Deutschland, Preußen, Schleswig-Holstein bisher durchaus nicht unehrenvollen noch unvortheilhaften Gang der Dinge ein!

In Frankfurt war der Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt worden. Mag diese Wahl ein Zugeständniß für Oesterreich oder eine damals sehr unkluge Demonstration gegen Preußen gewesen sein oder nicht, sie mußte eben so unpolitisch erscheinen, als manche Reden gegen den König und den Prinzen von Preußen, da man in Frankfurt doch einsehen mußte und später einsah, ein Kaiserthum sei nur mit einem Preußen-Fürsten, nicht mit Oesterreichs vielgemischten Nationen möglich. Mag Preußen in jener Wahl eine Art Zurücksetzung gesehen haben oder nicht, darüber sind keine bestimmten und sichern Angaben vorhanden: nach dem öffentlichen Auftreten der Regierung war dies nicht der Fall, denn sie gab Wrangel den Befehl, „den Waffenstillstand nur unter dem Vorbehalt des Reichsverwesers abzuschließen.“ Dieser Befehl hatte in der That eine größere Bedeutung und Tragweite, als es auf den ersten Anblick erscheint: „Deutschland trat dadurch als selbstständige Macht in die Diplomatie hinein.“ Aber gerade diese deutsche Forderung erregte einen heftigen Sturm gegen Preußen in der ganzen europäischen Diplomatie; man fürchtete, daß Preußen sich der deutschen Einheit in die Arme werfen und dadurch die Gestaltung Europa's ändern würde, daß der Reichsverweser unter dem Einflusse einer starken Kriegspartei in der National-Versammlung eine deutsche Kriegsmacht würde aufbieten können. Auf Wrangels Weigerung, ohne Genehmigung des Reichsverwesers zu unterzeichnen, wollte Dänemark sich nicht einlassen, Schweden erklärte sich diesem beistimmig, weil es Preußen allein die Vermittelung angeboten, Frankreich regte sich zu Dänemarks Gunsten, England zeigte seine Unzufriedenheit über die neuen Schwierigkeiten, und wollte sich von den Verhandlungen gänzlich zurückziehen. Der Reichsverweser ertheilte nun die Vollmacht zum Abschlusse des Waffenstillstandes den 7. August. Der damalige Unterstaatssekretär M. v. Gagern wurde mit zur Unterhandlung nach Malmoe geschickt, der aber dort

nicht gern gesehen, in Rendsburg blieb, und zugleich wurden die süddeutschen Truppen (das 7., 8. und 9. Armeekorps) zur Verstärkung des Heeres in Schleswig aufgeboten. Oesterreich lehnte den thätigen Antheil an dem Kriege ab, weil es in Italien zu thun habe, und als europäische Macht in Kopenhagen durch einen Gesandten diplomatisch vertreten sei; vielleicht auch, weil es den Aufstand der Lombarden und Ungarn mit dem der Herzogthümer in gleiche Beziehung gestellt fürchtete, weshalb es auch später den Wünschen der schleswigholsteinischen Offiziere bei dem Bunde um Pension bisher immer entgegen gestrebt hat. Bayern, Sachsen, Würtemberg rührten sich damals nicht; nur einige Heertheile kamen nach Holstein, man wollte die Verhandlungen nicht stören, weil ohne Flotte eine weitere kräftige Unternehmung doch kaum ausführbar war.

In Malmoe zeigte sich aber die Einmischung Frankreichs, die ungünstig gewordene Stimmung Englands, Rußlands und Schwedens gegen Deutschland: jede Beziehung zu einer deutschen Central-Gewalt wurde abgelehnt, so daß Preußen, vereinzelt, sich genöthigt sah, einzuwilligen, daß Alsen den Dänen blieb, der Waffenstillstand von drei auf sieben Monate verlängert wurde, die provisorische Regierung wie die bisherigen erlassenen Verordnungen aufgehoben, eine neue Regierung eingesetzt werden sollte, mit dem Rechte, die für den Geschäftsgang nothwendigen Gesetze wieder in Kraft treten zu lassen. Das war ein ruhmloser Vergleich, aber die Lage der Dinge war schwierig! Hielt Preußen an der Vollmacht der Centralgewalt, die mit seinen eignen Einsichten und Wünschen übereinstimmte, so war an keinen Waffenstillstand noch Frieden zu denken, und es stand ein Kampf gegen fünf Mächte bevor ohne Hoffnung auf kräftige Unterstützung der vielgespaltenen Centralgewalt. Preußen bedurfte seiner Truppen im eignen Lande bei den sich stets erneuernden Aufregungen in Deutschland. Schloß es den Waffenstillstand, so sagte es sich, was die europäische Politik allerdings wünschte, von der Centralgewalt in allen Fällen los, die sein Sonderinteresse verletzte, und obgleich in Berlin eine Partei das nicht wünschte, so war doch selbst Graf Arnim in einer Flugschrift der Vertheidiger eines Separatfriedens mit Dänemark, Niemand war da, der ihn auf die Gefahr der staatlichen Vernichtung Preußens hin, hätte verhindern wollen. Warum sollte Preußen sich, und vielleicht nutzlos opfern? Hatte es doch weit mehr gethan, als Oesterreich, Bayern 2c.

Ganz anders hätte die Nationalversammlung freilich auftreten können, wenn damals der König von Preußen zum Kaiser oder der Prinz von Preußen zum Reichsverweser erwählt worden wäre; die Republikaner und die österreichische Partei hatten das leider! verhindert. In noch größere

Verlegenheit kam nun die Centralgewalt, und man wußte das in Malmoe sehr wohl; auf Oesterreich war nicht zu rechnen, und trat Preußen nach den gemachten Erfahrungen zurück, so hatte sie das Schwert aus der Hand verloren. Konnte, und wenn sie es konnte, durfte sie die deutschen Fürsten, namentlich Preußen, zwingen, einander und Europa den Krieg zu erklären: ein Wagniß, das nur dann Erfolg versprach, wenn man, wie die französischen Conventsglieder 1792 und 1793, vor keinem Mittel zurückbebte, Mittel, die nur der unerträgliche Druck und die Verarmung, in welche das französische Volk damals versunken war, einigermaßen entschuldigen konnte; aber so weit war es in Deutschland glücklicherweise noch nicht gekommen. Die gemäßigten und besonnenen Mitglieder der National-Versammlung fühlten, daß es ein mächtiges europäisches Staatensystem gebe, gegen welches man zu kämpfen haben werde; der Waffenstillstand war durch Theilnahme Frankreichs, Schwedens, Rußlands, Englands eine europäische Thatsache geworden! Die National-Versammlung wollte zwar am 5. September theilweise den Waffenstillstand aufheben; als aber M. von Gagern, Radowitz, Lichnowsky, Bassermann ꝛc. auf die Gefahr hinwiesen, welche von Rußland, dem Dänemark schon seit Struensee's Fall dienstbar war ꝛc. drohe, als das ganze Reichsministerium seine Entlassung einreichte, und der Versuch, ein neues zu bilden, welches das Aeußerste hätte wagen müssen, vergebens war, so entschloß man sich zur Nachgiebigkeit, wofür selbst die schleswig-holsteinischen Abgeordneten stimmten, nachdem Dänemark den Grafen Moltke als Regierungspräsidenten fallen lassen, und über die härtesten Punkte des Waffenstillstandes in weitere Unterhandlungen zu treten versprochen hatte, und die Zahl der aufzuhebenden Gesetze auf eine bestimmte Zahl beschränkte.

Am 18. und 19. September ergriff jedoch die demokratische Partei sogar die Waffen gegen die Versammlung in der Paulskirche und den Reichsverweser, der durch herbeigezogene Truppen den Aufruhr dämpfte. Die schauderhafte Ermordung Lichnowsky's und Auerswald, welcher der Reichsminister Heckscher nur mit Mühe entrann, zeigte, wie weit der aufgehetzte Pöbel entmenscht, das Volk vom wahren Freiheitssinn entfernt war. Der edle Theil des Volkes wurde mißtrauisch bei diesem Septembrisiren! Die provisorische Regierung der Herzogthümer trat zurück, ein Staatsgrundgesetz war berathen, Wrangel nahm seinen Abschied, der Prinz von Augustenburg legte seine Stelle als General der schleswig-holsteinischen Truppen nieder, welche dem preußischen General von Bonin übergeben wurde, eine neue gemeinsame Regierung wurde eingesetzt durch von Stedtmann als deutschen Reichs-Commissär in Vollmacht der deutschen Centralgewalt (welche endlich von dänischer Seite anerkannt worden) und den dänischen von Reedtz. Sie bestand aus dem

Graf Th. von Reventlow als Vorsitzendem, J. F. Boysen, dem Baron von Heintz, A. von Moltke und A. F. W. Preußer, und übernahm die „gemeinsame Regierung der Herzogthümer im Namen des Königs und in seiner Eigenschaft als Herzog von Schleswig-Holstein während des Waffenstillstandes," mit Zustimmung der Landesversammlung und Ausschluß der einstweiligen ruhenden gesetzgebenden Gewalt, unter Versicherung, die unveräußerlichen Rechte des Landes wie die der Krone zu wehren, und die Gesetze auf dänisch- wie deutschredende Bevölkerung unparteiisch anzuwenden; zugleich erfolgte die Aufforderung: „den Erlassen der Männer Moltke, Johannsen, Hansen, welche in Sonderburg eine Immediat-Commission bildeten, keine Folge zu leisten 2c.

Im Frühling 1849 kündigten jedoch die Dänen, welche ihre Seemacht nun wieder benutzen konnten, und die bisherigen Friedensverhandlungen nicht ehrlich gemeint hatten, den Waffenstillstand auf, die gemeinsame Regierungsbehörde trat nun zurück, und am 26. März wurde Beseler, Reventlow-Preetz zu Statthaltern gewählt. Deutsche Bundestruppen rückten vor, und der Herzog von Braunschweig, schon im vorigen Jahre bei seinen Truppen in Holstein, der Herzog von Coburg-Gotha, der Großherzog von Weimar, der sächsische Prinz Albert, der Erbprinz von Meiningen, nahmen persönlich an diesem Feldzuge Theil. Die deutschen Heere bewiesen, „daß ihre Schwerter noch immer gut zu machen bereit waren, was die Diplomatie verderbt hatte."

Mit der freudigsten Erregung erfüllte bald ganz Deutschland die Nachricht von dem Treffen bei Eckernförde, weil hier die Dänen auf dem Elemente, das ihnen bisher dienstbar gewesen, einen empfindlichen Verlust durch kleine Mittel erlitten. Der Herzog von Gotha stand nämlich mit drei Reserve-Bataillons (Gotha, Meiningen und Reuß) zwischen Kiel und Eckernförde zur Deckung dieser Hafenplätze. Da erschien den 4ten Abends eine starke dänische Flotten-Abtheilung, mit der Absicht einer Landung. Der Herzog eilte sogleich in der Nacht von Gottorf nach der bedroheten Stadt, deren Meerbusen durch zwei Strandbatterien vertheidigt wurde. Die Nordbatterie mit sechs Kanonen befehligte der schleswigholsteinische Hauptmann Jungmann, und unter ihm der Unteroffizier Preußer die Südbatterie. Mit vollen Segeln und vom Ostwind begünstigt, fuhr um 7½ Uhr des andern Morgens das stolze Linienschiff Christian VIII. von 84 Kanonen unter Kapitän Paludan, die schöne Fregatte Gefion von 46 Kanonen, 2 Dampfschiffe (Hekla und Geiser) jede mit 8 Kanonen, und eine Korvette in die Bucht ein, und eröffneten mit ihren 130 Feuerschlünden sogleich ein furchtbares Feuer mit Bomben, Granaten und Kartätschen gegen die Nordbatterie, welche sie bei ihrer schwachen Besetzung bald zum Schweigen zu bringen hofften. Doch die Schleswig-Holsteiner ließen sich nicht schrecken, ob-

gleich die Kugeln rechts und links in die Batterien fuhren und sie förmlich umwühlten; ruhig und kaltblütig ließen sie ihr Geschütz über das Wasser spielen, und jede ihrer wohlgezielten Kugeln schlug krachend in die Schiffe. Um 10 Uhr trafen noch zwei nassauische Kanonen zum Beistande an, und feuerten so trefflich, daß Christian VIII. voll Wuth eine halbe Stunde lang seine Kugeln dahin richtete, und den Holsteinern Zeit ließ, die arg zugerichtete Nordbatterie wieder auszubessern. Dann wandte sich das riesige Schiff gegen die Südbatterie, und kam der Stadt auf 600 Schritte nahe, so daß man eine Landung befürchtete. Aber sogleich erschien der Herzog, von einem einzigen Adjutanten, dem Hauptmann von Stieglitz begleitet, an der Spitze der Reußen, führte sie im Sturmschritt dicht an den Hafen, wo sie, vom Kartätschenhagel empfangen, bald hinter einer leicht aufgeworfenen Brustwehr Schutz fanden. Einige Stunden fortwährenden Feuers, und Paludan ließ eine weiße Flagge aufstecken„ dann drohete er in einem Schreiben an den Befehlshaber der Nordbatterie, Jungmann, die Stadt in Brand zu schießen, wenn die Schiffe nicht unangefochten aus der Bucht gelassen würden. Die Eckernförder zagten aber nicht, und Jungmann antwortete, er werde so lange feuern, als ein Geschütz und ein Schuß in der Batterie sei, und benutzte kurze Ruhe, die zerschossenen Lafetten wieder herzustellen. Der Herzog von Gotha ließ die nassauischen Kanonen links der Südbatterie vortheilhaft aufstellen, und sie leisteten, unter ihrem Hauptmann Müller, als der Kampf wieder begann, treffliche Dienste, indem sie den Gefion der Länge nach bestrichen, so daß er keinen Antheil an dem Gefechte nehmen konnte, und sich durch die Dampfschiffe hinausbugsiren lassen wollte; diese aber konnten selbst nur mit Noth dem Untergange entrinnen, blos die Korvette war unbemerkt entflohen. Christian VIII. leistete allein noch Widerstand, befand sich aber in verzweifelter Lage; der Wind war dem Entkommen ungünstig, alle Manövres, welche er zu diesem Zwecke machte, mißglückten, die Segel, welche er aufsetzte, wurden von den Kugeln zerfetzt, das gewaltige Schiff wankte hin und her und gerieth endlich auf den Grund, nachdem mehrere glühende Kugeln gezündet hatten; um 6 Uhr Abends strich der Commandant die Danebrogsflagge, ging ans Ufer und übergab dem Herzoge von Gotha seinen Degen, während die Besatzung der Südbatterie nebst einigen Schiffen ꝛc. am Bord des brennenden Schiffes eilten, um dessen Mannschaft zu retten. Zuweit hatte jedoch das Feuer um sich gegriffen, hoch loderten die Flammen, die erhitzten Kanonen entluden sich von selbst, Bomben und Granaten schwangen sich platzend in die Höhe: ein furchtbarer Knall und das Schiff flog in die Luft mit zweihundert Menschen, welche noch darauf waren, unter ihnen wurde der tapfere von Preußer ein

Opfer seiner Menschenliebe. Der Kampf war einzig in der Kriegsgeschichte! Eine ganze Flottenabtheilung mit 150 schweren Kanonen wurden von einigen leichten Batterien, welche 16 Kanonen führten und größtentheils mit jungen Soldaten besetzt waren, fast vernichtet. Das Linienschiff, dem Könige zu Ehren genannt, welcher durch den „offenen Brief" den blutigen Krieg angefacht, war in den Fluthen begraben, die herrliche Gefion strich die Segel, wurde erst der jungen deutschen Flotte einverleibt, und führt jetzt die preußische Flagge. So verloren nicht allein die Dänen zwei ihrer besten Kriegsschiffe, sondern auch 1000 Mann an Todten und Gefangenen, während der deutsche Verlust sich nur auf 4 Todte und 8 Verwundete belief*).

Nicht minder glänzend war am 13. April der Angriff der Bayern und Sachsen auf die Düppler Höhen; diese wurden trotz des furchtbaren Feuers aus ihren starken Batterien mit dem Bajonnet erstürmt, während die Schleswig-Holsteiner unter dem General von Bonin bei Kolding mit 11,000 M. einen glänzenden Sieg (20. und 23. April) über 18,000 Dänen errangen, wobei der tapfere preußische Oberst von Zastrow sich besonders auszeichnete**).

Indeß waren die preußisch-deutschen Truppen unter Prittwitz bei Veile in Jütland vorgerückt. Nun wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen: denn ein Friede war doch das Ziel des Krieges, und schien um so wünschenswerther, je mehr die Verwirrung in Deutschland und die republikanische Schilderhebung in dessen Süden zunahmen, je stärker sich die Abneigung Rußlands und Englands gegen eine Schwächung Dänemarks kund that: das Alles übte auf die Kriegsoperationen der deutschen Truppen eine lähmende Wirkung. Nur die Schleswig-Holsteiner setzten vor dem, von ihnen belagerten Friedericia den Kampf mit Erbitterung fort. Die Dänen benutzten die Gelegenheit, während die Waffenstillstandsbedingungen in Berlin zum Abschluß vorlagen, während

---

*) Auch als Seeleute bewährten die Norddeutschen ihren alten Ruhm. Die deutsche Flotte, von freiwilligen Beiträgen größtentheils erbauet, war nicht allein damals schon stärker, als Nordamerika's Flotte bei Beendigung des Freiheitskrieges, sondern machte den Dänen bereits zu schaffen. Der Admiral Brommy, ein Sachse und früher griechischer Seekapitän, jagte die dänischen Blokadeschiffe von der Wesermündung bis Helgoland, wo ihnen die Engländer Schutz gaben; die Schleswig-Holsteiner kämpften mit ihren Kanonenböten ebenso kühn als gewandt gegen die überlegnen Schiffe der Dänen; ein preußischer Kapitän bestand ein glückliches Scharmützel mit ihnen. Jetzt hat Preußen einen Kriegshafen bei Stralsund und in der Jahde.

**) Die schleswig-holsteinische Marine bestand im Frühjahre 1850 aus drei Kriegsdampfschiffen, 1 Schooner, 12 Kanonenböten mit 41 Kanonen und 791 Mann ohne Offiziere. Sie konnte sich zwar nicht mit der dänischen messen und reichte kaum zum Schutze der Küsten aus, bewährte sich aber in manchen kleinen Seegefechten.

Prittwitz vielleicht den Befehl hatte, in seiner Stellung zu verharren, und die Schleswig-Holsteiner weniger auf ihrer Hut waren, zu einem neuen Ueberfall. Mittelst ihrer Flotte konnten sie leicht Truppen auf einen beliebigen Punkt der offnen Küste werfen: daher schiffte der dänische General Rye 18,000 Mann heimlich nach Fühnen und machte in der Nacht des 6. Juli einen plötzlichen Ausfall aus Friedericia auf die nur 7000 Mann starken Belagerer, daß diese trotz der muthigsten Gegenwehr und unter großem Verluste der Dänen ihre Schanzen und Kanonen aufgeben mußten. Einige Tage nachher, den 10ten, wurde der Waffenstillstand zu Berlin unterzeichnet.

Nun sollte Holstein eine von der Centralgewalt eingesetzte Statthalterschaft erhalten, Schleswig von einer „Landesregierung" unter einem dänischen, englischen und preußischen Kommissär im Namen des dänischen Königs regiert werden, und im Süden eine preußische, im Norden eine schwedische, auf den Inseln Alsen 2c. eine dänische Besatzung haben, die übrigen deutschen Truppen sollten abziehen; aber schon damals fühlte sich die deutsche Partei in Schleswig von einer Landesregierung, wo das Wohlmeinen des preußischen Kommissärs durch den dänischen (Tillisch) und den englischen (den Dänen zugewandten) Mitregenten, vielfach in ihren Rechten gekränkt, und „mit allem Uebermuthe und aller Rachgier eines dänischen Satrapen behandelt." Als daher am 2. Juli 1850 im Namen des deutschen Bundes ein Friede geschlossen wurde, welcher die Herzogthümer in ihr früheres Verhältniß zu Dänemark versetzte, als direkte Verhandlungen an den verstockten Nationalhaß der Dänen scheiterte: da entschloß sich die kräftige Bevölkerung mit norddeutscher Zähigkeit, den Kampf allein fortzusetzen.

Weil der General Bonin den Oberbefehl über die Schleswig-Holsteiner nun nicht fortsetzen konnte, ohne sein preußisches Dienstverhältniß aufzugeben, so nahm er den 9. April seine Entlassung, und der intelligente preuß. General-Lieutenant v. Willisen a. D. trat an seine Stelle.

Dieser vereinigte das Heer in der Stellung bei Idstedt auf dem Wege von Schleswig nach Flensburg, und hier kam es am 24. und 25. Juli zu einer zweitägigen Schlacht, welche am ersten Tage sieg-

---

*) Der Major Lütgen giebt (s. dessen „Feldzug") die Stärke der schleswig-holsteinischen Armee Anfang Juli an, auf 33,766 Mann und 529 Offiziere; die dänische nach dänischen Berichten auf 38,209 Mann und 808 Offiziere. In der Schlacht bei Idstedt waren die Dänen 11,401 Mann und 337 Offiziere stärker als die Schleswig-Holsteiner. Der Verlust der letztern in der Schlacht betrug 535 Todte und Vermißte, 791 Verwundete und 1482 Gefangene; wogegen die Dänen ihren Verlust berechnen auf 441 Todte, 608 Vermißte, 2748 Verwundete und 424 Gefangene. Von einer Niederlage war also gar nicht die Rede!

reich, am zweiten aber mit dem Rückzuge nach Rendsburg endigte, ebenso ging es den 12. September bei Missunde. Die unentmuthigten Krieger verlangten jedoch mit Nachdruck aufs Neue in die Schlacht geführt zu werden, und obgleich Willisen es nicht für rathsam hielt, so gab er doch dem Drängen v. d. Tann's u. a. nach, und ließ einen Angriff auf Friedrichsstadt an der Eider zu, welches die Dänen von der Nordsee her genommen und stark befestigt hatten. Der Sturm, mit der hingebendsten Tapferkeit unternommen (4. November) wurde, nachdem ein Theil der Verschanzungen bereits erobert war, mit Verlust von 700 Mann abgeschlagen. Obgleich man von Willisens militärischer Einsicht überzeugt war, so kam er nun doch in den Ruf der Unentschlossenheit. Die Gerüchte von Verrätherei ergaben sich bald als Volkssagen und Zeitungsgerede: sie erbitterten aber doch den leichtgläubigen Pöbel, daß er sich hinreißen ließ, seine eignen Bundestruppen, obgleich sie ihre Pflicht gethan, für Schleswig-Holstein und Deutschland ihr Blut vergossen, und überall neben Tapferkeit auch Schonung und Edelmuth bewiesen hatten*), ebenso ungerecht als unverständig zu beleidigen; der General von der Horst wurde Willisen's Nachfolger.

Weil aber die republikanischen Bewegungen im Südwesten Deutschlands nicht aufhörten, so wollten Oesterreich und Preußen (nach der Ollmützer Konferenz) die Ruhe im Norden wieder hergestellt wissen, und Schleswig-Holstein wurde daher im Namen des wiederhergestellten deutschen Bundes aufgefordert, die Feindseligkeiten einzustellen, unter Androhung von Zwangsmitteln. Dieser Anforderung, nicht dem Drohen der Dänen, unterwarf sich (den 11. Januar 1851) die Landesversammlung, und bewies dadurch bis zum letzten Augenblick, wie ihre Beharrlichkeit, so ihre ernste, ruhige, von allem revolutionären Treiben entfernte Haltung. Die holsteinische Armee wurde aufgelöset, die Statthalterschaft machte einer von Dänemark, Oesterreich und

---

*) Allgemein wurde die Besonnenheit, Mäßigung und Umsicht bewundert, mit welcher die Preußen in den Herzogthümern wie beim Abzuge in Altona und Hamburg gegen die aufgereizte und beleidigende tobende Menge verfuhren, so daß kein Leben durch sie verletzt wurde, obgleich die rechtlichen Bürger nachher die Kosten der darauf folgenden Besetzung der Stadt zu tragen hatten. Sobald sie einquartirt worden, sah man sie auch Arm in Arm mit ihren Wirthen und deren Kindern spazieren gehen; die Anspruchlosigkeit in ihren Anforderungen rief ältern Bürgern die frühere Brutalität der französischen und anderer Truppen ins Gedächtniß. Das spätere Schießen der Oesterreicher am Pfingsttage 1851 bei einem unbedeutenden Volksauflauf gab einen neuen Contrast. In Hamburg hatte aber die Pöbelherrschaft sich selbst durch diese Unklugheit ein Grab gegraben, obgleich man nun die Schuld der preußischen Occupation auf die Behörde zu wälzen versuchte.

Preußen ernannten Regierung Platz, und 25,000 Mann Oesterreicher unter Legeditsch besetzten im Namen des Bundes das Land. Doch die neue Regierung ließ, ungewarnt durch den eben beendigten Kampf, ihrer Rachsucht freien Lauf. Beamte, Geistliche zc. wurden in Masse abgesetzt, und fanden zwar in Preußen und anderen deutschen Staaten die regste Theilnahme, Geldunterstützung und Anstellung, wie die deutsche Geschichte sie kaum kennt, und damit den Beweis, daß sie nicht für „Rebellen" angesehen wurden; aber die dafür eingesetzten Dänen erzeugten in Schleswig eine heillose Verwirrung. Die Sprach-, Münz-, Zoll- und Post-Quälereien nährten den Unwillen des Volks zc. Endlich wurde (1852) in London, wo man sonst, wie in Paris, von dem regen Mitgefühl für die Freiheit der Völker so viel Rühmens macht, wo man eine so zarte Theilnahme für die Rechte der Türken*) und Negersklaven zur Schau trägt, ein Vertrag geschlossen, welcher wie früher die Chinesen zum Opium-Trinken, so ein deutsches Land zu dem Schierlingsbecher der Unterwerfung unter eine verhaßte, alle Rechte verletzende Regierung verurtheilte: es wurde nicht allein die Integrität der dänischen Monarchie als eines einigen, untheilbaren Staatskörpers, sondern auch der Prinz Christian von Glücksburg als Thronfolger anerkannt. Ganz Deutschland war entrüstet!

Das ist das durch diplomatische Ränke der Fremden und durch den Mangel an Einheit bei den Deutschen herbeigeführte beklagenswerthe Ende eines Kampfes**), in welchem der norddeutsche Volkscharakter in seiner Beharrlichkeit, Mäßigung, Kraft, Treue und Biederkeit sich, trotz des ungünstigen Erfolges, herrlich bewährte, und selbst in den Tagen der höchsten Aufregung, der stärksten Anspannung, des erbittertsten Streites, sich nie und nirgends zu den maßlosen Ausschweifungen, den unmenschlichen Auftritten, den grausamen Tollheiten hinreißen ließ, welche anderswo selbst die vernünftigen Reformbestrebungen in Miß-

---

*) „Die allerneueste Methode des wechselseitigen Unterrichtes von Volk zu Volk (die mit Lancasterschen Kanonen, sagt Marggraf) wird dort zum ersten Male versucht, um von der Höhe der Cultur aus, womöglich auch das nordische Barbarenvolk in die Cultur hinein zu bombardieren (wie die Chinesen durch Opium, die Ostindier durch Incorporirung): handelte es sich ja um nichts Geringeres, als um den zweifellosen Sieg der Civilisation über die Barbarei! So versichern wenigstens in erfreulichster Uebereinstimmung die kaiserlichen und königlichen Thronreden in Paris und London: nur das Eine ist zweifelhaft bei diesem Unterrichte, ob die Schüler bei den Lehrern oder die Lehrer bei den Schülern profitiren."

**) Hatte der letzte Krieg für die Türken gegen die Russen, von welchem manche so übermäßige Erwartungen mit übermäßiger Prahlerei ausgesprochen wurden, trotz der übermäßigen Rüstungen und der übermäßigen Opfer einen bessern Ausgang? so können wir die Franzosen und Engländer fragen!

kredit brachten, und die Nothwendigkeit erzeugten, den aufgewühlten Böden erst wieder zu ebnen, um ein besseres, festes Gebäude dort aufzubauen.

Schleswig-Holsteins Geschick hing mit den deutschen Einheitsbestrebungen eng zusammen, und sank mit diesen dahin! Wer trägt die Schuld, daß so große Hoffnungen nach so lebendigem Ringen aller Kräfte kein glücklicheres Ergebniß hervorbrachten? Gewöhnlich klagt Einer den Andern an, wäscht aber seine eignen Hände in Unschuld, und doch ist gewöhnlich das Bekenntniß das richtige: „Wir haben Allesammt gesündigt!“ Veranlassung zum dänischen Kriege gab aber unstreitig Dänemark. Wir können, um gerecht zu sein, gerne einräumen, daß dieser Staat durch die Abtrennung der Herzogthümer in eine höchst mißliche Lage gerathen und zur völligen Unbedeutendheit herabgesunken wäre; die Festhaltung jener Länder mochte den Dänen also von ihrem Standpunkte der Staatswohlfahrt, als höchstem Gesetz, betrachtet, nothwendig erscheinen. Dennoch lag in diesem ihren Vortheil kein Grund, die klaren Rechte der Herzogthümer zu verletzen, diese Länder mit Gewalt zu incorporiren, und schon eine ruhige Ueberlegung, wie die trüben Erfahrungen, welche einst aus der Calmarschen Union hervorgegangen, mußten vor dem Unrechte warnen; höchst zweckwidrig und unpolitisch waren überdies aber die Mittel, deren sich die Dänen bedienten, ihre Absichten durchzuführen. Eine Jahrhundert lange Gewohnheit hatte die Herzogthümer mit Dänemark unter Einem Könige vereint, das Bewußtsein ihrer Deutschheit war ihnen während der Erschlaffung des deutschen Reiches nach und nach fast entflohen, von den Kämpfen des deutschen Volkes im siebenjährigen, wie im Revolutions-Kriege war das Volk kaum berührt worden, und hatte im Gegentheil von der dänischen Neutralität auch manchen Nutzen gezogen*).

*) Wer sich des letzten halben Jahrhunderts mit Klarheit erinnert, der weiß, daß, wenn man damals einen Soldaten im rothen Rocke in Hamburg und seiner Umgebung sah, es stets im Volke hieß: „das ist ein Däne!“ daß, wenn von Altona die Rede war, erwidert wurde: „Altona gehört zu Dänemark;“ daß man schleswig-holsteinische Münze nur dänisches Geld nannte ꝛc. Ja noch in den dreißiger Jahren hörte der Verf. in einer Rede zur Feier des Geburtstages Friedrichs VI. im Altonaer Gymnasium die Hindeutung, daß sie keine Germanen, sondern Dänen seien, und konnte deshalb nachher gegen den Direktor die Bemerkung nicht unterdrücken: „Ihr wollt ja keine Germanen, sondern Dänen sein! Das kommt mir eben so vor, als wenn die Harburger Engländer, die Greifswalder Schweden sein wollen!“ Als aber die Dänen namentlich in Schleswig allerlei Sprach- und andere Experimente machten, um das Land zu danisiren und endlich der „offene Brief“ erschienen war, da ward zu Christians VIII. Geburtstag weder von Dänen, noch vom Könige geredet, sondern nur von dem Landesfürsten

In einfacher, natürlicher und gerechter Weise hätten die Dänen allem Streit über die Erbfolge und der gefürchteten Trennung der Herzogthümer begegnen können, wenn der König aus der nächsten Erblinie, der Augustenburgischen (dessen Herzog der Schwestersohn Friedrichs VI. und Enkel Christians VII. und Karolinens Mathildens war), durch Adoption eines Prinzen jene alte Feindschaft der beiden königlichen Linien versöhnt, wenn er nicht statt dessen einen Gesammtstaat vor Augen gehabt, und wenn nicht der blinde und ungestüme Eifer der revolutionären Partei in Kopenhagen das wahre Heil und das ewige Recht übersehen hätte. Gab diese ihr ungerechtes Incorporations-Gelüsten auf oder schloß sie gleich Anfangs Frieden auf die allgemein gewünschte Bedingung, daß Schleswig dem deutschen Bunde beitrete, so mochte sie vielleicht hoffen, die andere durchzusetzen, daß nach Aussterben des Königshauses entweder die weibliche Linie in den Herzogthümern erbe, oder sie hätte auch die männliche auf den Thron bringen können: die Personal-Union mit dem Königreiche blieb und Schleswig kam aus seiner unnatürlichen Doppelstellung. Schloß Dänemark dann für seine übrigen Länder ein Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland, trat also zu demselben in ein Verhältniß wie etwa das eigentliche Königreich Preußen, so hatte es an der Landmacht Deutschlands einen starken Rückhalt gegen die scandinavischen Unions-Bestrebungen Schwedens, wie gegen Englands Uebermacht, und war nebst dem ganzen westlichen Europa vor Rußlands Uebergriffen besser geschützt, als durch die etwanige Wiederherstellung Polens oder den letzten blutigen und erfolglosen türkischen Krieg; Deutschland aber fand an Dänemarks Flotte einen Anhalt, der Norddeutschland bald wieder zu einer Seemacht verhelfen und in einem Kriege mit Rußland die Ostsee beherrschen konnte. Daran aber dachte die leidenschaftliche dänische Partei nicht, dachte nicht, daß bei aller Verschiedenheit des Volkscharakters Deutsche und Dänen doch wirkliche Halbbrüder sind, daß die Dänen für Wissenschaft und Kunst, für Christenthum und Reformation den Deutschen unendlich viel zu danken haben; sie bedachte nicht, wenn sie auch vorläufig ihre Absicht erreicht zu haben scheinen, daß sie ihr Land der Gefahr eines unheilvollen Krieges aussetzte, dem sie ohne fremden Beistand nicht zu ihrem Vortheil zu endigen hoffen konnte, und der wenigstens die zerrütteten Finanzen noch mehr zerrüttet hat. Des Sieges über die Herzogthümer oder gar über Deutschland kann doch nur ein bornirter dänischer Mann sich rühmen! Nicht das Schwert, sondern Staatsränke

---

und den trüben Wolken, welche über dem Lande hingen; und auf derselben Stelle stehend, wie vor Jahren, erinnerte der Verf. an die damals ausgesprochenen Worte: aber Jedermann freuete sich über den Wechsel!

errangen *augenblicklichen* Erfolg. Wir wollen ihnen gern einräumen, daß sie sich zum Theil gut vertheidigt haben; aber dem jungen schleswig-holsteinischen Heere gebührt doch die Palme! Bei Idstedt, wo es *allein* kämpfte, war der erste Schlachttag siegreich, als am zweiten der Befehl zum Rückzuge kam; und auch nur von Hannovers oder Mecklenburgs Kriegern unterstützt, wie zur Zeit der alten Reichsverfassung sicher geschehen wäre, würde der Krieg zu seinen Gunsten entschieden worden sein. — Und was hat Dänemark durch alle Opfer gewonnen? Nichts, was es nicht unter anderen Umständen leichter erlangt hätte und jetzt augenblicklich wieder verlieren kann, und dann ist dies Ende le commencement de la fin! Ganz Deutschland ist gegen Dänemark aufgeregt, Schleswig-Holstein ist in dem Munde von Millionen, welche früher wenig oder gar nichts davon wußten; die dänisch-französische Politik während der französischen Kriege, und die Sundzollfrage sind nicht vergessen; und die gegenwärtige, ungroßmüthige Behandlung der Herzogthümer ist eine unkluge Aufstachelung! Frankreich, England, Rußland schwächen sich jetzt gegenseitig in blutigen Kämpfen (und England kauft bereits fremde Schafe für die Schlachtbank); Preußen, Oesterreich und Deutschland haben diesmal klug und umsichtig ihre eigne, deutsche Politik verfolgt, und wollen nach den gemachten Erfahrungen der frühern und der *neuesten* Zeit sich nicht ins Schlepptau nehmen, sich nicht für fremde Zwecke mißbrauchen, nicht fremden Völkern erlauben, ihren Streit auf unserm Boden und mit unserm Blute auskämpfen und sich dann mit Undank belohnen lassen. — Wie, wenn das dänische Königshaus jetzt ausstürbe? Diplomatische Uebereinkünfte können die Rechte des Landes weder ungültig, noch vergessen machen; von kluger Mäßigung und Versöhnlichkeit, welche allein den Erfolg sichern könnte, haben die Dänen keine Probe abgelegt!

Den *Schleswig-Holsteinern* giebt ein im dänischen Interesse geschriebenes Buch die Hauptschuld an dem Kriege und dessen Ergebnissen. Bald soll die provisorische Regierung, bestochen durch die französischen und deutschen Revolutions-Bewegungen, zu weit gegangen und eine sofortige gänzliche Losreißung von Dänemark gewollt haben, obgleich keine offizielle Akte dies beweiset. Alle Verfügungen wurden vielmehr im Namen des König-Herzogs gegeben, ein Verfahren, das wiederum dem Tadel nicht entging: soll weder die Regierung, noch der Prinz-Oberbefehlshaber die Kräfte des Landes gehörig angespannt haben ꝛc., vielleicht, weil sie aus sittlicher Scheu revolutionäre Mittel vermeiden wollten. Dennoch werden die Dänen sich getäuscht sehen, wenn sie wähnen, durch Lobpreisen ihres Königs und der neuen Verfassung des Reichs, die den König zur Null macht, oder durch Versprechung gleicher Rechte, die Schleswig-Holsteiner

dahin zu locken, sich ihnen freiwillig anzuschließen und von Kopenhagen alles Heil zu erwarten, oder Deutschen spotten, bei denen solche Segnungen nicht zu holen sind*). Auch Christian I. ließ es an schönen Worten und lockenden Versprechungen nicht fehlen, bis die Herzogthümer ihn freiwillig gewählt hatten: man weiß, was von Danaiden-Geschenken zu halten ist! Die Bevölkerung der Herzogthümer hat sich unbestreitbar überall männlich und kräftig bewiesen, wenn auch die Behörden hie und da den Umständen sich fügen mußten.

„Deutschland hat das Uebel verschuldet, es hat sich eingemischt!" so riefen Dänen, und auch Deutsche mit heftigem Tadel, aber weil es sich nicht genug eingemischt! Und wer unter uns sieht nicht mit tiefem und gerechtem Schmerz manche schöne Hoffnungen für Deutschland und damit für Schleswig-Holstein zu Grabe getragen? Waren die Hoffnungen aber auch auf das Erreichbare beschränkt, die Verwirklichung möglich, die Mittel zweckmäßig gewählt, trat der Parteigeist nicht häufig hemmend in den Weg, hat die Leidenschaft nicht oft die Bestrebungen verdächtig gemacht und zum Zwiespalt statt zur Einheit geführt? Es wäre unbillig, wenn Schleswig-Holstein alle Schuld auf Deutschland wälzen wollte!

Von einem Ende Deutschlands bis zum andern ertönte im Frühlinge 1848 der einmüthige Ruf nach einem einigen, starken Deutschland, nach gleichen Rechten für Alle, und zwar mit einer Begeisterung, deren man die Deutschen kaum für fähig hielt. Hätte das Vorparlament und die am 18. Mai eröffnete National-Versammlung, deren Mehrzahl aus intelligenten achtbaren Männern bestand, wenn auch diplomatische Erfahrung fehlen mochte, diesen Aufschwung benutzt und das Eisen geschmiedet, so lange es warm war, und so lange die Fürsten, namentlich die kleinen, noch ihre Ohnmacht fühlten, um schnell die Grundzüge einer deutschen Verfassung aufzustellen; hätte es dann einen mächtigen Fürsten zum Kaiser gewählt, so war die Aussicht vorhanden, daß dieser, gestützt auf den einstimmigen Wunsch des Volkes, darin eine mächtige Handhabe nach Innen

*) Darauf wirkte z. B. jene unter der Maske der Versöhnlichkeit geschriebene „Geschichte der holsteinischen Erhebung (Altona 1852)" hin. Obgleich sie das Andrängen von 15,000 Volksmännern, welche mit Selbsthülfe-Drohung vom Könige eine Verfassung ertrotzen, nicht verschweigen kann, will sie doch auf der folgenden Seite glaubend machen, „der König sei unter allen europäischen Fürsten (den Präsidenten der französischen Republik eingerechnet) der Einzige, der als Ehrenmann Willen und Macht gezeigt, an die Stelle des unwürdigsten Allein-, Erb-, Herrschaftlichen-Königsgesetzes ein würdiges Staatsgrundgesetz zu schaffen." Das heißt doch der Gutmüthigkeit zu viel zugemuthet. Warum blieben denn die freiheitseifrigen Dänen bis 1848 unter diesem Gesetze?

und Außen gefunden hätte; oder hätten die Abgeordneten sich sogleich als Unterparlament constituirt, von den Fürsten Abgeordnete zur Bildung eines Oberparlaments verlangt und sich dadurch mit ihnen vereinbart, so war, wenn auch unter manchem Widerspruch, mehr Aussicht zu einer gründlichen, gesetzlichen, wenn auch weniger in die Augen fallenden Verbesserung der bisherigen Einrichtung, denn ein solches Parlament als gemeinschaftliches Organ für alle gemeinsamen Angelegenheiten nach Außen und Innen würde eine Menge Klagen abgestellt haben. So aber vergaß das Parlament, daß „auch noch deutsche Fürsten mit bestimmten Rechten vorhanden waren," verlor, statt die brennendsten Fragen des Tages kurz abzumachen, eine kostbare Zeit von 9 Monaten mit Berathung über die sogenannten Grundrechte, und hatte doch weder Macht noch Mittel, seine Beschlüsse in Ausführung zu bringen: dies hing von dem guten Willen der einzelnen Regierungen ab und ihrer freiwilligen Unterwerfung unter jene Beschlüsse. Der erste Schreck, welcher die Regierungen ohnmächtig gemacht, ging vorüber, und in der National-Versammlung trat kein Heros auf, der alle widerstrebenden Elemente auf Ein klares Ziel gelenkt hätte; bei keiner fremden Macht wurde eine Anerkennung erlangt. Nur wenn Oesterreich oder Preußen an die Spitze trat, konnte auf das Gelingen des Werkes gerechnet werden. Was thaten diese?

Oesterreich schien damals freilich einer völligen Auflösung entgegen zu eilen. In allen Theilen seiner siebenzungigen Völkermasse war Kampf oder Gährung gegen einander, kein gemeinsames Princip hielt sie zusammen: denn vergebens hatte Kaiser Joseph ein solches durchzuführen gestrebt, und auch diesmal benutzte die Regierung einen Volksstamm, um den andern zu dämpfen. Dennoch war Oesterreich weit entfernt, sich dem Frankfurter Parlamente zu unterwerfen! Dieses hatte zwar in 32sten und 3ten §. vom deutschen Reiche dekretirt: daß kein Staat des deutschen Reiches mit nicht deutschen Ländern zu einem Staate, als höchstens in einer Personal-Union, vereinigt sein dürfe. Das war an sich völlig richtig und traf zunächst, wie Schleswig-Holstein, so Oesterreich. War es aber durchzuführen, war Oesterreich zu nöthigen, seine deutschen Staaten abzulösen und gleichsam mediatisiren zu lassen? Es antwortete durch das Programm von Kremsier den 22. November mit der absoluten und unbedingten Einheit der österreichischen Monarchie als einem deutschen und europäischen Bedürfnisse (ähnlich der dänischen Erklärung), und meinte, wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu einer neuen und festen Form gelangt sei, dann erst würden sich ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich bestimmen lassen; seine Minister würden dabei über das Interesse der Monarchie in allen Beziehungen zu wachen

haben. Das hieß deutlich: „Wollt ihr meine deutschen Provinzen, so seht zu, wie ihr sie kriegt; das Recht der Selbstbestimmung und Entwicklung räumen wir euch ein, wie sie uns zusteht; habt ihr eine neue Form, so wollen wir aber zusehen, ob sie uns ansteht!" Mit dieser Erklärung Schwarzenbergs, welche einen bedenklichen Eingriff in die Prärogative des Parlamentes machte, und dessen Ehre und Ansehen aufs Spiel setzte, stand der plötzliche Thronwechsel am 2. December 1848 in Verbindung, und bewies (mit seinem jungen Kaiser Franz Joseph, von welchem Prutz sagt, „seinem Ehrgeize sei der Kampf gegen Volksfreiheit als Heldenkampf von Jugend auf vorgespiegelt") den Wechsel des Regierungssystems, das auf Einheit der österreichischen Völker hinzielte. — Unmöglich aber konnte man diesen gesammten Völker-Complex in den deutschen Bund oder in die National-Versammlung aufnehmen: Slaven und Magyaren, Croaten und Italiener würden die Stimmenmehrheit, Deutschland folglich kein deutsches Parlament mehr gehabt haben. Es blieb daher nur noch der eine Weg übrig, den von Gagern als Präsident anzubahnen suchte: „Oesterreich, welches unter keiner Bedingung, wodurch die staatliche Verbindung seiner Länder erschüttert werden könne, in den Bund eintreten wollte, seiner eignen Entwicklung zu überlassen," und dann später ein besonderes Bundesverhältniß, etwa mit gemeinschaftlicher Zoll-, Handels- rc. Gesetzgebung zwischen beiden zu schließen. Dagegen sträubte sich aber Oesterreich aufs Neue, und nannte es ein Hinausdrängen aus Deutschland; besonders seit es durch Radetzky's Siege in Italien und den Beistand der Russen in Ungarn Luft bekommen hatte.

Anders verfuhr Preußen vom Beginn der Revolution an! Die Regierung dieses Landes, wenn sie auch nicht den politischen Wünschen des Volks volle Gewährung gab. sondern erst mit Provinzialständen begann und sich das Wann und Wie vorbehielt, hatte sich doch stets als eine einsichtsvolle und wohlwollende bewiesen, und durch eifrige Sorge für die geistige Bildung des Volkes ausgezeichnet; wenn auch nicht gänzlich frei vom Egoismus, wie kein Staat, hatte sie doch mehr eine geistige als materielle Ueberlegenheit und stets das Beste des Volkes vor Augen gehabt. Die anerkannte Rechtlichkeit des vorigen Königs, die Hingebung, die Tapferkeit des Volks im Befreiungskriege hatte dem Staate eine hohe Achtung in Europa erworben, der geistreiche und wohlgesinnte jetzige König, wenn auch kein Mann des Schwertes, wie Friedrich der Große, hatte seit seiner Thronbesteigung am Bundestage eifrig auf eine Reform desselben hinwirken (s. Radowitz) und im eignen Lande manche Verbesserungen

eintreten lassen, wenn er auch die Vorrechte seiner Krone zum Gemeinbesten aufrecht zu erhalten geneigt war.

Dennoch wurde Preußen in die revolutionären Bewegungen mit hineingezogen, und trotz der Geneigtheit des Königs, verständigen Wünschen Gehör zu geben, kam es durch fremde und einheimische Aufwiegler, emigrirte Polen und Franzosen, flüchtige Handwerksburschen, denen eine Vereinigung der Regierung mit dem Volke für ihre republikanische Erhebung sehr ungelegen kam, wie in Wien, so in Berlin zu blutigen Auftritten, Preußen (und das war ein Unglück für ganz Deutschland) ward in deren Folge heftig erschüttert, erholte sich aber schnell wieder und stand bald Achtung gebietend wieder da. Der König hatte seine Beistimmung zu einer Verwandlung Deutschlands in einen Bundesstaat mit allgemeiner deutscher Wehrverfassung, Bundesgericht, Bundesfahnen, Freizügigkeit, Wegfall aller binnenländischen Zollschranken, gleiche Münze, Maaß, Gewicht rc. offen erklärt, die Einverleibung der Provinzen Preußen und Posen in den deutschen Bund in Aussicht gestellt rc.: er hatte in Berlin auf den Zuruf: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" mit Unwillen geäußert: „Ich will keine Krone, keine Herrschaft, keine Usurpation, sondern Deutschlands Einigung und Ordnung; Rettung giebt nur die innigste Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker!" er hatte später in Köln den zum Domfeste deputirten Frankfurtern warnend bemerkt: „Bedenken Sie, daß es in Deutschland auch Fürsten giebt," und zu einer neuen Organisation des Staates eine constituirende Versammlung in Berlin zusammengerufen. Aber die Demokraten und Republikaner traten dem deutschen Parlamente wie dem Könige hemmend in den Weg und erschwerten die friedliche Lösung der deutschen Frage; auch in Berlin konnten sie sich so wenig wie in Wien, Dresden, Frankfurt, München, Carlsruhe, Hamburg rc. mäßigen und mit Weisheit benutzen, was in ihre Hand gegeben war. Lange hatte der König dem unverständigen Treiben zugesehen, sein Ministerium mehrmals nach ihren Wünschen geändert, die Hauptstadt dem Schutze der Bürgerwehr überlassen. Jede Gewährung steigerte die Keckheit! Als jedoch aufwiegelnde Volksredner, höhnende Maueranschläge und zügellose Tagesblätter die Massen in beständiger Gährung hielten, als Vereine, ähnlich den Pariser Jakobiner-Klubbs, selbst die National-Versammlung nach ihren Willen zu lenken und dadurch jede Regierung unmöglich zu machen suchten, da reifte in dem Könige der Entschluß, diesem verderblichen Treiben ein Ziel zu setzen. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel erklärte für Berlin den Belagerungszustand, verlegte die Versammlung nach Brandenburg, lösete sie, als die Ultra's unbefugterweise zur Steuerverweigerung aufforderten, so-

gleich auf, und der König gab am 5. December eine Verfassung auf freisinniger Grundlage, welche einer neuen Versammlung mit zwei Kammern zur Durchsicht vorgelegt und den 31. Jan. publicirt wurde. Dadurch beruhigte sich die öffentliche Stimmung und die Macht der Regierung erstarkte in solchem Grade, daß sie, während Oesterreich in Prag und Wien durch Windischgrätz's Kanonen die Revolution erstickte und in Italien und Ungarn einen Kampf der Verzweiflung bestand, freilich zum Verdrusse der Ultra's die Volksaufstände in den benachbarten Staaten niederhalten, dem Umsichgreifen der Revolutions-Stürme entgegentreten und dem Gesetze wieder Achtung verschaffen konnte. Die Augen aller wahren Vaterlandsfreunde richteten sich auf Preußen, und hofften von ihm die Einigung Deutschlands!

Das that auch der einsichtsvolle und echt deutsch gesinnte Theil der Frankfurter National-Versammlung in einer schwierigen Lage. Nach scharfen Kämpfen und langen Verhandlungen war die Reichsverfassung festgestellt, die Gagernsche Ansicht vom deutschen Bundesstaate mit einem Erbkaiserthum und einer in Staaten- und Volkshaus abgetheilten, gesetzgebenden Versammlung wurde, obgleich nur mit geringer Stimmenmehrheit und bei Annahme eines Wahlgesetzes mit allgemeinem Stimmrechte durchgesetzt, so wie die Uebertragung der Kaiserwürde an Preußen (März 1849). In der That gab es keinen andern Ausweg, als Preußen an die Spitze zu stellen, hätte man ihn nur früher und rascher erwählt! Aber Radicale und Reactionäre erhoben nun ein gewaltiges Geschrei, und streueten geflissentlich allerlei Gehässigkeiten aus; die österreichischen Abgeordneten fürchteten ein gänzliches Hinausdrängen aus Deutschland, als nun geschehen war, was ihre Regierung doch selbst veranlaßte, die noch kurz zuvor eine allgemeine Wechselordnung, wie ihre Beiträge zu einem Marine-Budget verworfen hatte*); die Katholiken scheueten ein Uebergewicht

*) Treffend bemerkt Prutz: „Wie weit immer Deutschland, sei es in Schmerz und Grimm, sei es in Irrthum und Verblendung, sich von Preußen abwenden, wie weit Preußen selbst Deutschland zurückstoßen und verleugnen mag: diesen beiden Gestirnen hat die Vorsehung einmal dieselbe Bahn angewiesen. Preußen kann Deutschland und Deutschland Preußen nicht entbehren; wie weit sie zu Zeiten auseinander zu gehen scheinen, sie müssen sich immer wieder zusammenfinden, müssen ihr Licht und ihren Glanz immer von derselben Sonne empfangen.“ „Oesterreich wollte,“ sagt Prutz, „ein einiges Oesterreich, aber nicht ein einiges Deutschland; es wollte, wie früher, die Zerrissenheit, Ohnmacht und Schwäche der deutschen Völker, die Eifersucht und den Unverstand der deutschen Fürsten für Vergrößerung seiner Hausmacht benutzen.“ Nie muß Oesterreich verkennen, daß seine Wurzeln in Deutschland liegen; nie Deutschland, daß die Grundpfeiler seiner Macht nach Außen auf Preußen und Oesterreich beruhen; Oesterreich hat aber jetzt seinen Blick auf Italien ꝛc. zu wenden: wir wünschen ihm Erfolg.

des protestantischen Preußens, die Republikaner wollten keine starke Erbmonarchie, so sehr sie auch früher von einem starken, einigen Deutschland geredet hatten! — Eine feierliche Deputation, den Präsidenten Simon an der Spitze, ging indeß von Frankfurt den Rhein hinunter über Hannover, Braunschweig ꝛc., wo sie freudig empfangen wurde, nach Berlin ab. Ganz Deutschland war in Spannung! Achtundzwanzig deutsche Regierungen hatten ihre Genehmigung eingesendet, Magistrat und Ständeversammlung die Annahme empfohlen.

Es war ein bedeutsamer Zeitpunkt eingetreten, ein folgenschwerer Entschluß sollte gefaßt werden! Waren in Preußen auch Viele der Annahme geneigt, so fanden doch auch Viele in der Last und der Beschränkung derselben keinen Segen für ihr Land, das sich nun vor den festgefahrenen deutschen Reichswagen spannen sollte, sondern einen Keim vieler Verwickelungen und Gefahren; hatten auch viele ächt deutsche Regierungen ihre Beistimmung gegeben, so fehlten doch gerade die mächtigsten, und auf günstige Stimmung der übrigen Mächte Europa's war nicht zu bauen. Würde die deutsche Bevölkerung Oesterreichs, Bayerns, Würtembergs ꝛc. ihre Fürsten gezwungen haben, sich „einem Hohenzollern zu unterwerfen?“ und stand, wenn dies unterblieb, nicht ein Bürgerkrieg in Aussicht, der einen auswärtigen leicht zur Folge haben und den nur die treueste Hingebung des gesammten einigen Deutschlands zu einem glücklichen Ende hätte führen können? Das Alles waren Erwägungen, welche dem König und seinen Räthen vor die Seele traten, und es gehörte der Sinn Friedrichs des Großen dazu, sein Schwert in die Wagschale zu legen, und die gewünschte Einheit zu erzwingen!

Als die Deputation am 3. April vor dem Könige erschien, sprach er seinen Dank für das Vertrauen und für ihre Zuversicht auf seine Hingebung, seine Liebe und Treue gegen das gemeinsame Vaterland aus; er wisse es zu schätzen, und werde, wo es gelte, zum Schutze Deutschlands nicht fehlen. Die Annahme fordere aber unermeßliche Opfer, und lege ihm die schwersten Pflichten auf; er könne daher, ohne das freiwillige Einverständniß der Fürsten und freien Städte Deutschlands seiner frühern ausdrücklichen Versicherung entgegen, nicht einen Entschluß fassen, der für sie, wie für die von ihm regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben müßte. Den einzelnen deutschen Regierungen liege es jetzt ob, in gemeinschaftlicher Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Ganzen wie dem Einzelnen fromme, und ob die ihm zugedachten Rechte ihn auch in den Stand setzen würden, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes mit starker Hand, wie es ein solcher Beruf fordere, zu leiten, und seine Hoffnungen zu erfüllen.“

Dieser viel getadelten Antwort lag eine strenge und pünktliche Konsequenz zum Grunde, und stimmte völlig mit Allem, was der König bisher über seine Stellung zu Deutschland ausgesprochen. Nur in der Verständigung zwischen den deutschen Fürsten und Völkern, nicht im Bürgerkriege, sah der König eine heilsame Lösung der großen Aufgabe! Am 28sten sprach das preußische Kabinet die entschiedene Ablehnung der Kaiserkrone aus.

Die Verlegenheit der Frankfurter Versammlung benutzten die rothen Republikaner, welche ihre Fäden landesverrätherisch nach Frankreich streckten, zu einer neuen Schilderhebung. In dieser schwierigen Lage wurde Deutschland durch die Tapferkeit des preußischen Heeres unter dem Kronprinzen vor dem Umsturz bewahrt. In Rastadt brach eine Soldatenempörung aus, der Großherzog verließ eilig das Land, welches in die Hände der Demokraten kam und der Revolution einen weiten Boden versprach. Auf den Hülferuf des Großherzogs rückten die Preußen in Baden und die bayerische Pfalz, und unterdrückten die Revolution unter Struve und dem polnischen Abenteurer Mieroslawsky, eben als auch Würtemberg bedroht wurde. Preußische Truppen befreieten auf den Ruf der sächsischen Regierung nach sechstägigem heftigen Barrikadenkampf Dresden aus den Händen einer willkürlich eingesetzten provisorischen Regierung, nachdem der König den 4. Mai heimlich nach dem Königstein geflüchtet war. Was war der Dank? —

Am 10. Mai zeigte Gagern seinen Rücktritt vom Reichs-Ministerium an, und der Reichsverweser, der sich geweigert hatte, das Gagernsche Programm wegen Durchführung der Reichsverfassung gutzuheißen, Dahlmann, Arndt, Simon u. a. folgten mit andern Mitgliedern der conservativen Partei, die nun vorherrschende republikanische Partei (Rumpf-Parlament) beschloß, sich auf die Revolution zu stützen und ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen, bis der Minister Römer (18. Juni) ihre Entfernung von dort erzwang.

Der König von Preußen erließ indeß eine Vertrauen erweckende Ansprache an sein Volk, worin er das Werk einer deutschen Verfassung, eines Bundesstaates mit Volksvertretung in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten der großen deutschen Regierungen zu betreiben versprach; bald darauf erschien eine Anzeige des Bündnisses der drei Königreiche Preußen, Hannover und Sachsen, zu welchem sämmtliche deutsche Regierungen eingeladen waren, um eine neue Reichsverfassung auf den Grund der Frankfurter aufzustellen; und das war auch der einzige, Niemand verletzende friedliche Ausweg: ein neuer Fürsten- und Völkerbund. Der König schien zu hoffen, das, was das Volk gewünscht, werde nun auch von den Regierungen gebilligt werden, und daß so, wenn auch kein Kaiserthum, doch ein wirklicher Bundes-

staat hergestellt werden könne; allein die übrigen Regierungen, namentlich Oesterreich, welches darüber mit Preußen in Spannung gerieth, legten Schwierigkeiten in den Weg; der Partikularismus regte sich wieder, keiner wollte von seinen Rechten und Vortheilen zum allgemeinen Besten Opfer bringen; und während unser kosmopolitischer Sinn sich um das Wohl und das Recht der Türken und Russen, der Franzosen und Engländer, der Polen, der Ungarn, Italiener und Griechen quält, lassen wir diese mit unsern Rechten und unserer Wohlfahrt ein loses Spiel treiben! Bei allen Gemäßigten, welche wenigstens einen Anfang machen, einen Grund und Keim legen wollten, worauf weiter gebaut werden, woraus sich viel entwickeln konnte, fand die Aufforderung verdienten Beifall. Eine große Anzahl Frankfurter Parlamentsmitglieder, welche sich mit Gagern nach Gotha begeben hatte, sprach sich dafür aus; allein die Fürsten folgten nicht, Hannover und Sachsen traten auch bald wieder aus. Während Preußen im Mai 1850 auf dem Erfurter Reichstage noch einmal die deutschen Staaten zu einer Union vereinigen wollte, verlangten Oesterreich, Bayern, Würtemberg und andere die Herstellung des alten, unvolksthümlichen Bundestages, und forderten die deutschen Regierungen zur Beschickung desselben auf. Preußen verweigerte seine Zustimmung und nahm eine kriegerische Haltung an. Feindlicher wurde die Stimmung, als Kurhessen, welches sich Anfangs zur Union gehalten, bei einem Streite mit den Ständen an den Bundestag nach Frankfurt reklamirte, und dieser Oesterreicher und Bayern zur Hülfe beorderte. Die Preußen besetzten sofort ihre nach Hessen führende Militärstraße; bei dem Dorfe Bronzell wurden einige österreichische Jäger durch die Preußen verwundet: ein Bürgerkrieg drohete auszubrechen, als (November 1850) der österreichische und preußische Minister durch eine persönliche Besprechung in Ollmütz die Sache friedlich ausglichen, und so jene Bundestruppen den Verfassungskampf in Hessen nach den Wünschen der Regierung beendigten! Der letzte Versuch, die deutschen Bundesverhältnisse, ohne Bruderkrieg auf neuer Grundlage zu ordnen, scheiterte (December) auf den Dresdner Conferenzen, trotz aller Bemühungen Preußens, auf friedlichem Wege zu diesem Ziele zu gelangen: es blieb zur Wiedervereinigung nichts über, als die Wiederherstellung des Bundestages in seiner frühern Gestalt, dem Preußen und die mit ihm verbündeten Regierungen endlich, unter der Bedingung zeitgemäßer Verbesserungen, ihre Zustimmung gaben. Der Bundestag wurde, Mai 1851, erneuert und alle Kämpfe schienen vergebens!

„Von dem Augenblicke an, daß Preußen erklärt hatte, sich an die Spitze Deutschlands stellen und als Deutschlands Schwert das gute Recht Schleswig-Holsteins schirmen zu wollen, lag kein Gedanke

österreichischen Staatsmännern näher, als Preußen in seiner übernommenen deutschen Mission und besonders in der schleswig-holsteinischen Sache zu demüthigen." So sagt W. Beseler (s. Zur schleswig-holsteinischen Sache im August 1856), eine Schrift, die wir leider! nicht mehr benutzen konnten; und das ist betrübend für Deutschland!

Hat aber der Sturm einen Bau zertrümmert, so ist es thöricht, mit müssigen Händen zu jammern; vergebens, über alle Bauleute zu klagen oder über den Sturm und den Erdboden; es gilt dann, seine Mißgriffe erkennend und bereuend, mit Muth, Besonnenheit und Beharrlichkeit ihn fester und sicherer aufzuführen! Noch regt sich Lebenskraft im deutschen Volk und Muth und Hoffnung, und diese läßt nicht zu Schanden werden; noch lebt Vertrauen und Selbstgefühl in seinem Herzen, — und wer ihm diese durch ewiges Klagen und Tadeln raubt, ist sein ärgster Feind; — noch wünscht der Kern desselben Vereinigung und Verbesserung, Recht und Gerechtigkeit: aber nicht durch Umsturz, durch Zügellosigkeit und Gesetzesverachtung, sondern durch nothwendige gesetzliche Reformen.

Noch ist Deutschland nicht verloren, und seine Kämpfe und sein Ringen sind nicht vergebens gewesen, wenn Fürsten und Völker sich die herben Erfahrungen dieser Zeit zur Lehre und Warnung dienen lassen; wenn jene den Wünschen des Volkes nach größerer Einheit und gesetzlicher Freiheit durch zeitgemäße Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat Rechnung tragen, wenn nur der Bund, und nicht die einzelnen Glieder nach Außen hin, Bündnisse, Krieg und Frieden schließen darf ꝛc., wenn im Innern ein Bundesgericht Zwistigkeiten zwischen Regierenden und Regierten entscheidet, und möglichste Einheit in Gesetz, Maaß, Zoll, Gewicht ꝛc. festgestellt wird. Noch ist Deutschland nicht verloren, wenn das deutsche Volk seine Lebenskraft und seinen Muth bewahrt und die Volkstugenden, welche seine Krone und Zierde seit Jahrtausenden gewesen, nicht gegen freche Auslandssitte und äußere Abgeschliffenheit thöricht vertauscht; wenn es seine Fehler erkennt, bereut und bessert, und deshalb seinen thörichten, schlecht vergoltenen Kosmopolitismus wie den engherzigen, gefahrbringenden Partikularismus die unpraktischen Theorien wie die philanthropischen Grundsätze, wodurch es zum Spielball anderer Völker geworden, aufgiebt oder auf das rechte Maaß zurückführt. Noch ist Deutschland nicht verloren, wenn es in Hinsicht auf den „östlichen Geier, der nach Beute kreist, und der westlichen Schlange, die mit ihrem Sirenengesange den frommen Geist vergiftet, in treuer Hand das Schwert, Wache hält;" wenn es die vielfachen Erfahrungen älterer wie neuer Zeit (1813—1815, wie 1848—1850) beherzigend, nicht auf fremden Dank, auf fremde Unterstützung und fremde Hülfe baut, sondern allein

auf die vereinte Kraft aller seiner deutschen Stämme und auf Gott, „der keinen Deutschen verläßt," wenn darum aber auch das Band der gegenseitigen Achtung und Liebe und des Vertrauens, um alle, die dem großen Vaterlande angehören, zu schlingen sucht, und jede Aufreizung zu Gehässigkeit und Eifersucht, Mißtrauen und Zwietracht nachdrücklich zurückweiset. Noch ist Deutschland nicht verloren, wenn es lebendig fühlt, „daß jeder Tropfen Bürgerblutes des Vaterlandes Schande ist, jeder Tropfen Blut, im eignen Streit vergossen, um Rache schreit," wenn es dem Auslande gegenüber jeden deutschen Stamm und jeden deutschen Mann als deutschen Bruder betrachtet, ehrt und liebt. Dann wird das Sinnbild des Schönen: bei der Mannigfaltigkeit die Einheit, und „bei der Eintracht starkem Eichbaum auch das goldene Kleinod der Freiheit" uns nicht fehlen; dann wird, wie **1813**, nach der Zeit der Erniedrigung eine Zeit der Erhebung kommen, „eine Zeit der Helden nach der Zeit der Schreier und Schreiber!" und „wenn ihr gordischer Knoten fertig ist, schickt Gott den Alexander!" — Bis dahin hoffen und beten wir mit Geibel:

Sieh' herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig unserm deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke,
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke:
Vereine sie mit starker Hand!
Sei du uns Fels und Burg; du führst uns wohl hindurch,
Hallelujah! denn dein ist heut und alle Zeit,
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Bei **F. Brandstetter** ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Charaktergemälde

aus dem

Geschichts- und Kulturleben des deutschen Volkes.

Von **Friedrich Körner,**

Oberlehrer an der Realschule zu Halle.

Erstes Bändchen. Auch unter dem Titel: **Die Gründung des deutschen Reiches** durch die Merovinger und Karolinger.

8. Broschirt. Preis: 21 Silbergroschen. (17 gGr.)

Zweites Bändchen. Auch unter dem Titel: **Die Gründung des deutsch-römischen Kaiserthums** durch die sächsischen und fränkischen Könige.

8. Broschirt. Preis: 24 Silbergroschen. (19 gGr.)

Der Verfasser spricht in dem Vorworte zu seinen „Charaktergemälden" den Grundsatz aus, daß Charakter, sittliche Tüchtigkeit, männliche Gesinnung, Gemeinsinn und dahingebende Vaterlandsliebe die Grundlagen seien, auf denen der Staat ruhen müsse, die politischen Tugenden, die man von Jedem im Volke verlangen könne, auch wenn ihm Parteidoktrinen unverständlich blieben. Solche Gefühle und Erkenntniß müsse die Geschichte tief einprägen und befestigen, denn das Unglück der Völker stamme von jeher aus Heuchelei, Feigheit, Haschen nach Vorurtheil, Mißachtung bestehender Rechte, Verletzung der Gesetze durch Beamte, Abstumpfung des Rechtsgefühls durch Willkürherrschaft, Eitelkeit und Käuflichkeit der Gesinnung, welche die Gemüther verderben, Unsittlichkeit verbreiten und die geistigen Unterlagen des Gemeinwesens zerstören; diesen Grundsatz hat Fr. Körner in seinem Buche mit Consequenz festgehalten. Er hat eine gewisse chronologische Ordnung

befolgt und beginnt mit den Römern, Galliern und Franken, fügt daran Darstellungen über Chlodwig und die merovingischen Könige, über die Hausmeier, Bonifacius und Pipin den Kleinen, Karls des Großen Persönlichkeit und dessen Beruf als Gründer des christlich-deutschen Reiches, über seine Kämpfe mit den Mauren ꝛc., über Wittekind, die Sachsen-, Friesen-, Normannen- und Dänenkriege, über das Ende der Karolinger. Im zweiten Bändchen geht er über auf die Geschichte der Gründung des deutsch-römischen Kaiserthums durch die sächsischen und fränkischen Könige, die Geschichte seines Kampfes mit den Vasallen und Völkern unter den sächsischen Kaisern und in seinem Kampfe mit dem Papstthum unter den fränkischen Kaisern, mit Ueberblicken über das religiöse und wissenschaftliche, sowie städtische Leben unter beiden Kaiserlinien. Während uns im ersten Bande die Folgen der römischen Verweichlichung, Prunk- und Genußsucht in dem Verfalle der Römerherrschaft und in dem allmäligen Aufleben der deutschen Selbstständigkeit unter den Fittigen des Christenthums, die Begründung des Bürgerthums neben der Macht der Edlen, die Befestigung allgemeiner Rechtsgrundsätze, die Energie des großen Karl, die elende, grundverderbliche Frömmelei Ludwigs und vieles Andere im hellen Rahmen entgegentreten, eröffnen im zweiten Bande zwei der größten deutschen Monarchen: Heinrich I. und Otto I. den geschichtlichen Reigen. An den Bildern solcher Männer kann Sittlichkeit, wackrer Bürgersinn und Neigung für Monarchie sich aufrichten. Der deutsche Stolz wird rege, wenn man liest, wie der Held Otto nach Rom zog, wo sittenlose Weiber die Papstwürde an Günstlinge verschenkten, und die ganze Wirthschaft mit kräftiger Faust niederschmetterte; wenn man ihn von einer Grenze des Reiches zur andern ziehen sieht, um Recht und Gesetz auf-cht zu erhalten u. s. w., dann kann die Ueberzeugung nicht ausbleiben, daß Deutschland durch solche Monarchen groß gemacht worden ist. Aber neben dieses erhabene Bild stellt Körner die erbärmlichen Umtriebe, Habsüchteleien und Verräthereien der deutschen Fürsten und Herren, welche das Land Jahrhunderte durch zerrüttet haben, die verächtliche Verfahrungsweise der übermüthigen Pfaffen, eines Gregor VII. z. B., welcher derartige Grundsätze in Deutschland zur Anwendung brachte und zwar noch dazu unter schwachen, in der Erziehung sündhaft verdorbenen Herrschern, wie Heinrich IV. und V., daß es kein Wunder war, daß unser Vaterland vom Gipfel seines Glanzes und seiner Größe herabgeschleudert ward in den Staub der Entwürdigung. Ausgesaugt von der Habsucht der Römlinge, glich es einem Halb-Skelette, dem das Blut noch matt durch die Adern rollt.

Von heiliger Vaterlandsliebe erfüllt malt somit Fr. Körner in meisterhaften Farben das Bild von Deutschlands Größe und Verfall, einen Spiegel zur sittlichen Bildung des Volkes. Dem Volke, und namentlich der heranwachsenden Jugend, kann bestimmt kein besseres, wahrhaft veredelndes und sittlich erhebendes Buch in die Hand gegeben werden. Wer ein Herz hat für unser schönes deutsche Vaterland, der wird durch Körner's Buch erweckt, erwärmt und belehrt werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

δ. 250 [illegible] L

Digitized by Google

Digitized by Google